

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band

auf das Jahr 1855.

Mit Register.



Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
(W. Fr. Kästner.)

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1855

by unknown author

Göttingen; 1855

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

**EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACADEM.
GEORGIAE
AUG.**

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1855.

G ö t t i n g e n

Schluß der Anzeige: „Kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Dr. H. A. W. Meyer. Vierzehnte Abtheilung die drei Briefe des Johannes umfassend. Bearbeitet von Dr. F. Ed. Huther.“

Nach unserer Auffassung liegen also in dem Begriffe: Welt die Merkmale: außer Gott, im Gegensatz zu (ohne) Gott, das Vergängliche, Sinnenreiz, Sinnenbefriedigung, und das Sündhafte alle zusammen, und es wird je nach dem näheren Objecte, das in specie aus der Gesamtheit der Dinge außer Gott hervorgehoben wird, und nach dem Zusammenhange einer der angegebenen Begriffe prävaliren oder alle zugleich gemeint sein. So braucht nun auch Johannes das Wort κόσμος, und zwar finden sich, zum Beweise des von uns Gesagten, diese Bedeutungen sämmtlich in der Stelle II, 15—17. Denn 2, 15 ist in *Μὴ ἀγαπᾶτε τὸν κόσμον* die Gesamtheit der Dinge außer und ohne Gott gemeint, und in *τὰ ἐν τῷ*

κόσμῳ die in der Gesamtheit liegenden species außer und ohne Gott. Dann urgirt schon *Ἐάν τις ἀγαπᾷ τὸν κόσμον* (2, 15) den κόσμος im Gegensatz zu Gott, der 2, 16 ausdrücklich als Reiz und Befriedigung der Sinne gegen Gottes Willen also als sündhaft hervorgehoben wird, und 2, 17 wird das Vergängliche der sündhaften Sinnenbefriedigung ja ausdrücklich ausgesprochen. Demnach liegt in allen bisherigen Erklärungen, wie sie Dr Huther vorführt, etwas Wahres, aber sie sind sämmtlich einseitig, aber die von Dr Huther auch. Daß aber der κόσμος, wie Dr Huther Einl. S. 1 sagt, unter der Gewalt und Herrschaft des Teufels stehe, das liegt im Begriffe des κόσμος an sich nicht, auch nicht bei Joh., das sagt auch Johannes nirgends, so wenig als daß die dem κόσμος Angehörenden „die Kinder des Teufels“ sind. Die Näherbestimmung des κόσμος von Dr Huther zu 2, 15: die von Gott abgefallne Menschheit u. ist aber darum ebenfalls einseitig, wenn sie auch ein wahres Moment enthält, wie die anderen Erklärungen, und so erklärt sich auch, wie Lücke und De Wette in die Inconsequenz fallen mußten, die ihnen Dr Huther vorwirft. Ob aber der Hülfssatz des Hn Berf. S. 92: „— nicht in den Dingen, sondern in dem Menschen selbst liegt der Grund des verführerischen Reizes, den die Dinge auf ihn ausüben“, mit einer gesunden christlichen Moral bestehen könne, da der Mensch eben selbst ein Ding, seinem Fleische nach Materie, Stoff, ist, und in dem Menschen, als Object, dem Subject zugleich wieder Geist und Materie als „verführerisch“ entgegentritt, das wollen wir hier nur als fraglich andeuten.

Weit weniger als die Ansichten des Herrn Dr Huther über den 1. Brief Joh. billigen wir aber

seine Ansicht über den Verfasser des zweiten Briefes. Wir finden uns weder durch die Beweisführung, noch durch das Resultat, daß auch dieser Brief dem Apostel Johannes angehöre, befriedigt, namentlich ist Alles, was Dr Huther über und gegen den Presbyter Johannes sagt, uns sehr ungenügend erschienen. Mit einer Verweisung auf Guerike läßt sich diese Frage nicht abmachen: sie ist längst von Anderen viel gründlicher bearbeitet und Guerike selbst hat ja in der neuen Auflage seiner Einleitung seine früheren Aussprüche zurückgenommen. Daß aber unter *ἐκλεκτῆ κνρία* eine christliche Gemeinde zu verstehen sei, oder die ganze christliche Kirche, ist nach unserer Ansicht um so weniger begründet, als der Grund des In Verfs nur die Erklärung von der „ganzen“ christlichen Kirche unterstützen könnte, obgleich das Recht die Bezeichnung, „weil Christus der *κύριος* sei“, durchaus unklar bleibt. Gänzlich unbegründet scheint uns auch, daß (S. 234) jede individuelle Bezugnahme auf eine einzelne Person fehle, da „Schwester“, „deine Kinder“, und die „Kinder deiner Schwester“ wohl genugsam individuelle Beziehungen sind. Für unsere Ansicht spricht, daß ja auch der 3. Brief (wie das Evang. Lucä, die Briefe an den Philemon, Titus, Timotheus) an bestimmte Einzelpersonen gerichtet sind. Noch mehr Einzelnes zu besprechen verbietet der Raum.

Gießen.

Köllner.

M o d e n a

per gli eredi Soliani tipografi reali, 1850. Numismatica Biblica o sia dichiarazione delle monete antiche memorate nelle Sante Scrittore, di D. Celestino Cavedoni. 158 S. in gr. Octav.

H a n n o v e r

Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1855. Biblische Numismatik oder Erklärung der in der heil. Schrift erwähnten alten Münzen, von D. Celestino Cavedoni. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von A. von Werlhof, Königl. Hannoverschem Ober-Appellationsrathe. Mit einer Tafel Abbildungen. XI u. 163 S. in gr. Octav *).

Wir waren schon im Begriff von dem zuerst genannten Buche, wenn auch etwas spät, unsern Lesern eine nähere Kenntniß mitzutheilen, da es in Deutschland noch sehr wenig bekannt und beachtet ist, als uns ganz unerwartet doch nicht unwillkommen in dem zweiten seine deutsche Uebersetzung zukam; so daß wir nun das Vergnügen haben, beide zugleich anzuzeigen. Ein besonderes Werk über die in der Bibel erwähnten Münzen, so wie wir diese nach unsern jetzigen Einsichten am richtigsten erkennen können, war längst zu wünschen: die frühern Werke und Abhandlungen darüber sind heute dem größten Theile ihres Inhaltes nach veraltet; und auch nach dieser besondern Seite hin kann unsre neuere Erkenntniß schon jetzt viel sicherer werden, als sie noch zu den Zeiten unserer Väter und Großväter war. Die Hauptsachen wegen welcher die Bibel für uns da ist, leiden zwar wenig, ob wir die dort erwähnten sehr verschiedenartigen Münzen ihrem Geldwerthe und ihrer Kunst nach ganz genau wiedererkennen oder nicht: doch kann kein gutes Licht für uns auf

*) Der Abdruck dieser Anzeige wird, obgleich die deutsche Uebersetzung des Cavedoni'schen Werks bereits Stück 128 dieser Blätter besprochen worden, keiner besonderen Entschuldigung bedürfen. Die Redaction.

diesem ganzen Gebiete zu hell sein, und auch ein wenig selbstverschuldeter Finsterniß kann schon genug schaden. Aber neben einer Kenntniß der gesammten alten Münzkunde, welche um so größer und sicherer sein muß je vereinzelter die meist wie zufällige Erwähnung der Münzen in der ganzen Bibel ist, sollte freilich eine ganz genaue biblische Wissenschaft selbst hier das erste sein was ein genügenderes Ergebnis der Erforschungen in diesem ganz einzelnen Felde verbürgen kann. Auf einzelne meist weit zurückliegende Streifen am ganzen Gewande fällt erst dann das rechte Licht, wenn Alles um sie schon vollkommen erleuchtet ist: dies trifft ganz besonders bei den Münzstellen ein, die in der Bibel zerstreut sind.

Aber leider müssen wir gerade hier den größten Mangel anerkennen, welcher dem vorliegenden Werke anklebt. Hr Cavedoni hat sich längst viele Verdienste und einen ehrenvollen Namen unter den Numismatikern erworben; und er war von dieser Hauptseite aus auch für ein neues Werk über die biblische Münzkunde sehr gut vorbereitet. Da er nun, schon seinem Berufe nach, sich auch mit der gelehrten Bibelerklärung viel zu beschäftigen hat, auch bereits exegetische Werke über die Bibel veröffentlichte, so sollte man erwarten, er werde von allen Hauptseiten aus für die biblische Münzkunde wohl vorbereitet sein. Allein so gänzlich unmöglich ist nun einmal in dem neuern Italien unter der päpstlichen Religion Herrschaft alle des Namens werthe biblische Wissenschaft, daß auch unser Verf. genug unter diesem allgemeinen Zwange leidet. Die biblische Wissenschaft, welche sich in den neuesten Zeiten unter uns ausbildet und deren Macht auch über die der päpstlichen Religion zugethanen Deutschen sich fühlbar genug erstreckt, dringt zwar

auch in Italien immer unwiderstehlicher ein, und wird auch dort einst sicher ihre besseren Dienste leisten: aber bis jetzt ist auch noch in Oberitalien ein sonst so wissenschaftlicher Mann wie unser Vf. von den seltsamsten Vorurtheilen gegen den Protestantismus erfüllt. Gibt es z. B. ein schlimmeres Vorurtheil als dies, daß der Protestantismus, d. i. evangelisches Christenthum, und der Rationalismus einerlei sei? Das letztere Wort nämlich in dem schlimmen Sinne von Vernünfstelei verstanden, in welchem man es allerdings verstehen muß und in welchem es auch der Verf. nimmt. Aber eben dieses Vorurtheil verhindert den Verf. nur zu sehr an der richtigen Erkennung und Schätzung alles Biblischen: überall kommen ihm Ansichten über dieses entgegen, die er für bloße Vernünfstelei hält, weil sie in unsern Zeiten am schärfsten nicht von der päpstlichen Seite aus angeregt sind; und aus bloßer Furcht vor diesem Gespenste kommt der Verf. nirgends zu einer wahrhaft geschichtlichen, d. i. sichern Ansicht über Dinge, die doch zunächst für uns nur geschichtlich gegeben sind und deren Ewiges wir verkennen müssen, wenn wir nicht einmal das richtig erkennen was wir am nächsten richtig erkennen und anwenden können, ihr Geschichtliches.

Wir wollen hier kein Beispiel nennen, wo sich auch in einem verhältnißmäßig so kleinen Werke hundert Beispiele anführen ließen. Dafür wollen wir den andern Mangel etwas näher beweisen, welcher an dem Werke haftet. Dem Verf. fehlen eigentlich orientalische Kenntnisse, abgesehen von einer gewöhnlichen Kenntniß des Hebräischen, welche hier wenig helfen kann. Alles was das N. T. von Münzen redet, kann nur durch das ganze orientalische Alterthum richtig verstanden werden, sogleich

von den ersten Fragen über den Ursprung der Münze selbst und über die Bedeutung der Münzwörter an. Die alten Hebräer münzten nicht selbst Geld, wenigstens können wir dies bis jetzt nicht beweisen: aber warum der Verf. S. 5 bezweifelt, daß schon die Lyder (wie Herodot 1, 94 sagt, sie als die Erfinder) und die Phöniken vor der Perserzeit münzten und daß also von den nahen Phöniken her eine Art gemünzten Geldes früh zu den Hebräern kommen konnte, sehen wir nicht ein. Ist münzen in seiner nächsten Bedeutung nichts als den Werth eines bestimmten Stückes Metall auf ihm bezeichnen und dazu das Zeichen der Macht setzen welche diesen Werth anerkenne und ihn aufrecht zu erhalten Ansehen genug habe, so wüßten wir nicht, warum in diesem Sinne gemünztes Geld in Asien, namentlich von den Phöniken aus, nicht sehr alt sein solle; und wir können manche Stellen des AT sonst gar nicht verstehen. Nur bekümmerte sich in jenen ältesten Zeiten die Reichsmacht als solche nicht darum: es waren gewiß weltbekannte mächtige Kaufmannshäuser, wie wir sie uns schon sehr früh ganz in der Nähe des Volkes Israel, in Sidon und Tyros, blühend denken müssen, welchen man diese Erfindung und diese Weltmacht verdankt. Ohne Zweifel waren dies sehr rohe Anfänge einer Münze: die aufgedrückten Zeichen mochten noch sehr wenig den schönen Stempel einer griechischen Münze tragen; auch so ungeheure oder doch unbequeme Gewichte wie die Talente (mit dem echt palästinschen Namen כֶּבֶד) und Minen (welcher griechische Name schon allein auf den Orient hinweist), die unser Verf. S. 138 ff. als bloße Rechnungsmünzen bezeichnet, mögen damals noch ganz im nächsten Wortsinne in Umlauf gesetzt sein: al-

lein das wesentlichste war damit dennoch schon da. Eine große Verbesserung für jene Urzeiten war es dann allerdings, wenn die Reichsmacht selbst sich dieser öffentlichen Sache unmittelbar annahm und in ihrem eignen Namen Münzen schlug; und wir wüßten nicht warum nicht wirklich, wie Herodot erfahren hatte, zuerst die Lyder Münzen in diesem Sinne geschlagen und darin sowohl den Griechen als ihren nächsten Nachfolgern in Kleinasien den Persern das Beispiel gegeben haben sollten. Hat man bis jetzt noch kein Münzstück wiedergefunden, welches man für noch vom Lydischen Reiche geprägt halten sollte, so würde dies allein keinen genügenden Gegenbeweis bilden: auch die Dareiken galten noch vor kurzem als die größte Seltenheit, und folgten doch als persische Reichsmünze erst auf die Lydische. Wir haben aber noch ein wichtiges Münzwort, welches allen Zeichen zufolge in die vorpersischen Zeiten zurückgeht und vielleicht gerade von den Lydern stammt.

Wir meinen hier ein Münzwort des AEs, welches der Verf. S. 82 ff. zwar erwähnt und weitläufig zu erörtern beginnt, ohne dennoch das Richtige dabei zu finden welches man mit den Hülfsmitteln der heutigen morgenländischen Wissenschaft unstreitig schon finden kann. Dies ist das Wort, welches nach den hebräischen Buchstaben Darkehemon oder Adarkhemon lautet, und sich in dieser seiner volleren und gewiß ursprünglicheren Aussprache nur in der auch sonst überaus wichtigen Urkunde aus der ersten Zeit des kaum wieder aus seinen Trümmern erstehenden neuen Jerusalems findet welche jetzt sogar an zwei verschiedenen Stellen des AEs aufgenommen ist, Ezra c. 2 und Neh. c. 7. Das Wort kommt hier

viermal stets gleichmäßig geschrieben vor, Ezr. 2, 69. Neh. 7, 70—72; wenn es aber Ezr. 8, 27 und 1 Chr. 29, 7 als *Adarkhôn* wiederkehrt, so ergibt sich diese Aussprache von selbst als aus jener erst verkürzt; dazu haben an der ersten dieser beiden Stellen einige Handschriften sogar noch die vollere Aussprache. Unser Verf. geht nun bei seinem Urtheile über dieses Münzwort wieder von der in neuern Zeiten ganz herrschend gewordenen Annahme aus, daß das Wort dem bekannten Namen *Dareike* entspreche und diese Münze selbst erst seit dem ersten persischen *Dareios* möglich gewesen sei: denn da wir von einem ältern ebenso berühmten *Dareios* nichts wissen, so läge dieser Schluß immer unvermeidlich vor. Allein der Verf. beachtet dabei nicht, daß jene Urkunde, wie eben unsre heutige genauere Wissenschaft lehrt, schon in den ersten Zeiten des neuen Jerusalems, also bereits vor dem ersten persischen *Dareios*, geschrieben sein muß. Zweitens beachtet er ebenso wenig, daß der vollere Name *Adarkhemôn* lautet, und hält umgekehrt ohne allen Grund den Namen *Adarkhôn* für den ursprünglichen, obgleich der biblische Chroniker erst selbst von seiner spätern Zeit aus diesen gebraucht, jenen deutlich in seinen ältern Quellen vorfand. Drittens bedenkt er nicht, wie denn, geschweige jener, auch nur dieser kürzere Name *Adarkhôn* irgend von *Dareios'* Namen abstammen und so dem griechischen Münznamen *Dareike* entsprechen könne. Und so ist es nicht weiter auffallend, daß er das Richtigere bei diesem Münznamen nicht findet und den so bedeutsamen Wink über die älteste Münzgeschichte übersieht, welchen er uns gibt. Der Name entspricht schon seinen Lauten nach von selbst dem griechischen *δραχμή*: wobei es zunächst ganz gleich-

gültig ist, ob diese alte morgenländische Drachme an Geldwerth der griechischen entsprach oder nicht, da wir aus so vielen Beispielen alter und neuer Zeiten wissen, wie derselbe Münzname einen ganz verschiedenen Werth bezeichnen kann, theils nach den verschiedenen Zeiten und Völkern, theils je wie ein solcher Name auf Gold oder Silber oder Erz angewandt wurde. Zwar leitet man nun das Wort *δοαχμή* gewöhnlich aus dem Griechischen selbst ab, als sei es mit *δοάξ* *δοάκος* und *δοάγμα* einerlei: allein diese Ableitung stimmt nicht einmal zu den Lauten; und sollte das Wort aus einer mit der griechischen verwandten Sprache abstammen, so könnte man es doch nicht zunächst aus dem Griechischen ableiten. Dem Hebräischen aber sowie dem Phönikischen und sonstigen uns schon näher bekannten Semitischen ist das Wort ursprünglich noch fremder: und geschichtlich erscheint es in diesem Kreise zum erstenmale als das lydische Reich eben gefallen und für viele Länder das persische kaum erst an seine Stelle getreten war. So weit wir also nach den gegenwärtig uns zu Gebote stehenden Beweisen urtheilen können, wäre dies Wort wohl selbst ursprünglich lydisch, von dort sowohl zu den Griechen als auch östlich nach dem Aufkommen des persischen Reiches zu den Persern gekommen; und die persische Reichsmünze wäre selbst eine Nachahmung der lydischen. Wir brauchen dann auch nicht anzunehmen, erst der dritte oder vierte persische König habe Münzen schlagen lassen; oder der Dareike habe von einem so unberühmten Könige wie etwa der medische Dareios im B. Daniel ist, seinen Namen empfangen.

Es sind daher, wenn wir hier genau berichten wollen, nur die im N. Z. erwähnten griechisch-römischen Münzen, welche das vorliegende Werk

mit dem besten Erfolge abhandelt und um deren richtige Beurtheilung es sich bedeutende Verdienste erwirbt. Vorzüglich schaltet der Verf. von S. 112 bis S. 137 eine Abhandlung von dem rühmlichst bekannten Cav. Conte Bartolomeo Borghesi über die römischen Münzen zur Zeit Christus' und der Apostel ein, welche aller Beachtung werth ist. Auch in dieser beschränkteren Beziehung ist das Werk für unsre Zeit wichtig genug, um allgemein beachtet zu werden.

Da indessen unser Werk schon im J. 1850 veröffentlicht wurde, so enthält es noch nichts von den letzten bedeutenden Münzfunden auf diesem Gebiete und von den in vielen Einzelheiten weit genaueren Erkenntnissen, welche man auf diese gründen kann. Der deutsche Uebersetzer theilt zwar ergänzend S. 159—162 Einiges aus einem Aufsätze de Saulcy's in der Revue numismatique 1853 Heft XVIII p. 186 ff. mit, aber dieser Nachtrag betrifft bloß römisch-judäische Münzen, also eine verhältnißmäßig nicht sehr dunkle Seite des ganzen Feldes. Was nun dieser Mangel zu bedeuten habe, werden unsre Leser leicht aus den beiden Aufsätzen des Unterz. im laufenden Jahrgange dieser Blätter S. 641 ff. und in den Nachrichten ebenfalls dieses Jahres S. 109 ff. näher schätzen können. Wir bemerken hier nur, daß es demnach nicht sehr auffallend ist, wenn der Verf. über das Alter und die Herkunft der Münzen mit hebräischen Inschriften zu keiner richtigeren Ansicht gekommen ist als seine Vorgänger. Er weist also wiederum alle die Münzen aus den vier Jahren der „Freiheit“ oder der „Erlösung Israels“ in das Zeitalter des Makkabäers Simon, ganz so wie man dies seit Fr. Perez Bayer gewöhnlich annahm und wie man allerdings vor den letzten

bedeutenden Münzfunden im Boden Palästina's selbst schwer eine andre Meinung aufstellen konnte. Allein so kann sich auch die Schwäche der bis jetzt hierüber herrschenden Meinung bei unserm Verf. nicht verbergen. Frägt man nämlich, warum denn alle wiedergefundenen Münzen dieses ersten Makkabäers nur aus den vier ersten Jahren der unter ihm errungenen „Freiheit Israel's“ sein sollen, so antwortet unser Verf. im Wesentlichen wie seine Vorgänger Frölich und Eckhel, dies lasse sich daraus erklären, daß Simon nach 1 Macc. 15, 26 ff. späterhin mit dem Seleukiden Antiochos Sidetes wieder in Streit gerathen sei. Allein er gab ja in diesem, wie er fest behauptete, ohne seine Schuld entstandenen Streite keinen seiner Ansprüche auf, sondern setzte bis zu seinem Tode siegreich genug den Kampf fort, insbesondere auch ohne Jerusalem wieder zu verlieren: es läßt sich also nichts denken, warum er das schwer errungene Münzrecht wieder aufgegeben hätte; und in Kriegszeiten pflegt dazu die Reichsmacht aus bekannten Gründen vielmehr so viel Geld als sie nur vermag auszumünzen.

Der deutsche Uebersetzer, selbst ein sehr wissenschaftlicher Münzkenner, hat außerdem mit einigen recht unterrichtenden Anmerkungen das Werk vermehrt, zum Theile aus den Schätzen seiner eignen Münzsammlung. Wenn er S. 46 ff. mit guten Gründen behauptet, der althebräische Siklos müsse, wie ihn auch Hr Cavedoni bestimmt, etwa 21 ggr. oder mehr als 3 Franken betragen haben (noch abgesehen von dem überhaupt vielleicht zehnfach höheren Werthe des Geldes im Alterthume), so trifft er darin gewiß das Richtige; wenn aber solche Schriftsteller über das hebräische Alterthum wie De Wette den Werth des Sekel's zu

8 oder gar nur bis zu 2 ggr. geschätzt haben, so sind dies eben Schriftsteller, deren Stimme bei keinem Sachkenner unter uns jemals ein Gewicht gehabt hat. Im Allgemeinen freilich bemerkt er nur zu wahr, wie wenig sichere Erkenntnisse über solche Dinge bei den neuern Theologen herrschen, während sie über so viele andre sehr nutzlose Dinge unter einander streiten. — Die Uebersetzung fanden wir, soweit wir sie verglichen, zuverlässig. Nach S. 60 hätten „Noris und andre neuere Chronologen in dem Jahre XLIII auf Münzen des Tetrarchen Herodes einen starken Grund gefunden, um es als Todesjahr Herodes des Großen und folglich auch als Geburtsjahr unsers Herrn Jesus Christus zu erklären.“ Die Urschrift dagegen S. 58 drückt sich richtig so aus: *L'Anno XLIII, segnato sopra queste Monete, porse argomento validissimo al Noris e ad altri chronologi per definire l'anno della morte di Erode Magno, e conseguentemente anche l'anno della Natività di Gesù Christo S. N.*

Der Urschrift ist eine Platte mit den Abbildern von 6 Münzen sehr verschiedener Art hinzugefügt: diese Bilder sind hier wenig gut ausgeführt. Desto angenehmer wird in dieser Hinsicht vielen Lesern die Ausstattung der deutschen Uebersetzung sein, welche weit mehr Abbilder und diese recht gut ausgedrückt gibt. Nur vermissen wir in dieser die ganz kleine Münze *BACIAEΩΣ ΜΑΡΚΟΥ ΑΡΡΗΜΟΥ* mit einer Mehren haltenden Hand, vom Jahre 5: welche wohl ebenso wie die übrigen hätte aufgenommen werden sollen. Daß auf der Platte am Ende auch die Abbilder von drei Dareiken aufgenommen sind, erhöhet noch den Werth dieses nützlichen Werkes in seiner deutschen Bearbeitung, welcher wir recht viele Leser wünschen.

P a r i s

Benjamin Duprat; A. Durand 1854. Des Vé-
das par M. J. Barthélemy Saint Hilaire Mem-
bre de l'Institut (Académie des Sciences mo-
rales et politiques). 204 S. in Octav.

Benjamin Duprat, Libraire de l'Institut 1855.
Du Bouddhisme par M. J. Barthélemy Saint-
Hilaire Membre de l'Institut (Académie des
Sciences morales et politiques). VIII u. 248
S. in Octav.

Der geistvolle Hr Verf. der vorliegenden bei-
den Schriften hat sein Interesse für die Erkennt-
niß und Beurtheilung der intellectuellen Producte
des indischen Lebens und ihrer Entwicklung vom
philosophischen Standpunkt aus schon sonst durch
höchst beachtungswerthe Arbeiten bethätigt, deren
Werth in keinem geringen Grad dadurch erhöht
wird, daß seine reichen Kenntnisse des Sanskrit
ihn in den Stand setzen, durch eignes Studium
der Quellen sich seine Anschauungen zu bilden,
oder, wo er sich auf andre Bearbeitungen stützt,
die Grundlagen von diesen vollständig zu contro-
liren. Die anzuzeigenden Schriften sind ursprüng-
lich in dem Journal des Savans mitgetheilt und
bilden eigentlich Anzeigen der bedeutendsten auf
diesem Gebiet in der letzten Zeit erschienenen
Werke. Sie machen daher nicht Anspruch auf
selbständige Forschung und Erweiterung unsrer Kennt-
nisse in diesen Gebieten; sie fassen vielmehr das
hier Geleistete auf eine kurze, klare und geistvolle
Weise zusammen, geben ein danach entworfenenes
Gesamtbild, dort von den Vedem, hier von dem
Buddhismus und schließen daran eine Beurthei-
lung dieser Erscheinungen von allgemein mensch-
lichen Gesichtspunkten aus. Mit einem höchst an-

erkennenswerthem Geschick sind die Thatsachen zu einem lebensvollen leicht übersichtlichen Bild gruppiert, welches durch eine rasche und präcise Darstellung ebenso sehr Belehrung gewährt als Interesse erweckt. Von dieser Seite möchten beide Schriften allgemeinen Beifalls versichert sein. Was dagegen des Hrn Verf. Beurtheilung dieser Erscheinungen betrifft, so möchte sie manchen Widerspruch herausfordern und der Referent wenigstens könnte nur sehr bedingungsweise, wenigstens im Einzelnen und insbesondrer in der Auffassung des Buddhismus, dem geehrten Hrn Verf. beistimmen. Dabei verkennt er jedoch ebensowenig das entschiedene Bestreben desselben unparteiisch zu sein, als das viele Wahre, welches die meisten Anschauungen und Aussprüche desselben enthalten, wie er denn überhaupt mit Vergnügen zugestehet, daß die richtige Würdigung dieser beiden Producte des indischen Geistes durch des Hrn Verfs Betrachtungen bedeutend gewonnen hat. Auch will ich nicht verbergen, daß Manches in dem Urtheil über den Buddhismus mir deswegen minder gerecht und billig erscheinen möchte, weil der Hr Verf. in seiner Darstellung der religiösen Anschauungen und Dogmen desselben zu wenig deren Entstehung berücksichtigt hat; in anderm scheint er jedoch die metaphysischen Bestrebungen des indischen Geistes, insbesondrer dessen Ringen nach der Erkenntniß einer Weltordnung, welches einem Kampfe gegen den alten kindlichen oder eher kindischen Götterglauben folgte, mit Unrecht unterschätzt zu haben. Um gerecht zu sein, muß ich jedoch hervorheben, daß die vielen Lücken, welche grade die Erkenntniß dieser ältesten und bedeutendsten Perioden der indischen Entwicklung so sehr erschweren, mancherlei verschiedene Auffassungen herbeiführen müs-

sen, über deren größere oder geringere Berechtigung erst die Zukunft wird entscheiden können. — Die erste Schrift zerfällt in sechs Abschnitte und einen Anhang. Der erste Abschnitt betrachtet die Beden im Allgemeinen, der 2te den bedeutendsten derselben, den Rig=Beda, der 3te die beiden im innigsten Zusammenhang mit diesem stehenden: den Tadschur=Beda und den Sâma=Beda, der 4te den eine besondre Stellung einnehmenden Atharva=Beda; der 5te handelt von der Zeit, in welcher die Beden abgefaßt sind, der 6te von der Poesie und Religion der Beden. Ein Anhang theilt eine schön und sorgfältig ausgeführte Uebersetzung von einzelnen für die Erkenntniß des Charakters der Beden bedeutungsvollen Hymnen mit; mehrere andre Uebersetzungen auch aus dem theologischen Theile der Beden finden sich in den vorhergehenden Abschnitten zerstreut. — Die zweite Schrift zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste behandelt die Chronologie des Buddhismus, oder genauer die Frage, in welcher Zeit der Stifter der buddhistischen Religion auftrat; der 2te den Charakter und das Leben des Stifters; der 3te die Legende über denselben, der 4te die buddhistische Moral, der 5te den Einfluß der Moral des Stifters, der 6te die Metaphysik desselben, der 7te und letzte gibt eine Kritik seines Systems.

Mögen wir recht bald wieder mit ähnlichen Betrachtungen über Phasen des geistigen Lebens der Inder von dem geistreichen Hn Verf. beschenkt werden.

Th. Bensley.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 3. September 1855.

P a r i s

bei Didier, libraire-éditeur 1855. Histoire du directoire de la république française. Par M. de Barante. Tome I. XVI u. 374; Tome II. 516; Tome III 582 S. in Octav.

Ueber den politischen Standpunkt des Verfs und dessen Auffassung der Zustände Frankreichs nach der Vertreibung des jüngeren Hauses der Bourbons hat sich Ref. bereits bei Gelegenheit der Anzeige von dessen Histoire de la convention nationale *) ausgesprochen und es bedarf hinsichtlich dieses Gegenstandes nur noch einiger kurzen Bemerkungen. Der Verf. ist weit entfernt, seine Anhänglichkeit für den älteren Zweig der Bourbons zu verleugnen, aber er gehört ihm nicht mehr mit jener hingebenden Liebe an, wie sich solche in seinen Vendée = Erzählungen ausspricht. Es spiegelt sich auch dieses Mal seine Abneigung gegen die Republik in der scharfen Beurtheilung der politischen Vertreter derselben ab, aber er über-

*) Jahrgang 1852, S. 601 u. dieser Blätter.

geht die aus ihr erwachsenen Consequenzen, die in manchen Erscheinungen der Jetztzeit ihre Spitze finden, gern mit Stillschweigen; es fällt ihm schwerer, gegen einen Carnot und Moreau Gerechtigkeit zu üben, als in seinen Aeußerungen über den Mann des 18. Brumaire die abgemessene Vorsicht vorwalten zu lassen. Es verräth sich überall, daß das oben genannte Werk unter den Eindrücken der Gegenwart geschrieben ist, und Refer. möchte einfach die Frage stellen, ob die augenblicklichen Zustände Frankreichs eine andere Behandlung eines historischen Gegenstandes wie der vorliegende gestatten, auch abgesehen davon, daß der Verf. ein *membre de l'institut* ist?

Ueber Plan und Methode läßt sich die Vorrede so wenig aus, wie über Benutzung der Quellen; nur selten werden letztere in der Erzählung angedeutet, oder durch ein kurzes Citat als Anmerkung namhaft gemacht. Abgesehen von der Benutzung mancher kleinen Flugschriften, die bisher keine Beachtung gefunden hatten, haben dem Vf. offenbar nicht unwichtige Correspondenzen der Bourbons und mancher Emigranten, namentlich in Bezug auf den Kampf in der Vendée, vorgelegen; er verweist hin und wieder auf die noch nicht veröffentlichten Memoiren von Barthélemy; über Einzelheiten, deren Kenntniß ihm nur vermöge seines wahren Verhältnisses zum älteren Königshause zu Theil werden konnte, z. B. über die letzte Zeit der Gefangenschaft der Töchter von Ludwig XVI. verdanken wir ihm wohl die ersten detaillirten und zuverlässigen Berichte.

Die Geschichte des Directoriums zeigt in ihren Grundlagen eine so nahe Verwandtschaft mit der Geschichte des Convents, daß man oft versucht gewesen ist, die erstere schlichtweg als eine Fort-

setzung der letzteren zu bezeichnen. Und doch sind die Bedingungen, unter welchen die genannten Phasen der französischen Revolution ihren Anfang wie ihre Entwicklung fanden, wesentlich von einander verschieden. Die Gewaltherrschaft des Directoriums beruhte weniger auf einem System, als auf dem Gebot der Selbsterhaltung; ihr fehlte der starke Rückhalt in der Gemeine von Paris und in der Majorität der Deputirten, auf welchen sich einst der Wohlfahrtsausschuß gestützt hatte, während andrerseits die scharfe Controle beseitigt war, welche der Club der Jacobiner ausgeübt hatte. Die Zeit des Convents bietet geringen Wechsel in ihren äußern Erscheinungen; Hinrichtungen reihen sich an Hinrichtungen, der letzte Widerstand ist erstorben, und die wenigen Männer, in deren Händen die Gewalt ruht, stehen in ihrer entsetzlichen Thätigkeit wie ein ungelöstes Räthsel vor uns. Wie verschieden davon die Stellung des Directoriums! Der Terrorismus drängte das Wort nicht mehr zurück, die Presse gefiel sich in schrankenloser Freiheit, im gesetzgebenden Körper waren alle Elemente zu einer starken Opposition gehäuft und statt des Einflusses, welchen früher geschlossene Genossenschaften geübt hatten, machte sich jetzt die öffentliche Stimme als solche geltend. Eine ähnliche Umgestaltung der Verhältnisse zeigt sich in der Stellung der Gewalthaber zum Heere. Auch hier hatte die Schreckensherrschaft des Convents gegolten, ohne in einem auf die Defensiv beschränkten Kriege wesentliche Vortheile zu erringen. Mit dem Directorium dagegen beginnt die Zeit der Eroberung, glückliche Heerführer gewinnen sofort eine politische Bedeutung, und es ließ sich auch ohne Sehergabe vorausbestimmen, daß zunächst von ihnen jede fernere Umgestaltung im

Innern abhängen werde. Wenige Jahre später und Frankreich beugte sich unter dem Willen eines jungen Helden, der aus den Errungenschaften des bürgerlichen Lebens die Stützen einer unumschränkten Gewalt bildete. Seitdem hielt man die Revolution für geschlossen, während sie doch nur in eine neue Phase getreten war. »Comment sera guéri, ruft der Verf. voll Schmerz aus, cet esprit d'envieuse égalité, cette répugnance à toute hierarchie, même lorsqu'elle ne comporte aucun privilège? Comment la société sera-t-elle partagée en classes quand elles ne peuvent avoir de limites précises? Comment perdrons-nous cette habitude d'instabilité, ce sentiment du provisoire où se console le mécontentement? Comment l'ambitieux qui ne se voit pas aussi puissant ni placé aussi haut qu'il croit le mériter, perdra-t-il à en faire courir les risques à son pays? Comment retrouverons-nous quelque sécurité sur le retour de libertés trop souvent employées comme moyens de destruction? Comment l'idée du droit reprendra-t-elle place dans les esprits, lorsque les lois et les constitutions sont un produit des circonstances et n'ont point été léguées par le temps, affermies par une longue prescription et corrigées par l'expérience?«

Man pflegt sich, sagt der Verf. am Schlusse der Einleitung, in der Behauptung zu gefallen, daß jedem Volke die Regierung zu Theil werde, welche es verdiene. Wenn nun, fährt er fort, Frankreich seit sechzig Jahren im steten Wechsel von Verfassungen begriffen ist, dürfen wir daraus schließen, daß es einer haltbaren Verfassung nicht würdig sei? Die Antwort lautet: »Tant que l'esprit révolutionnaire ne sera pas éteint

et qu'il élèvera la prétention de créer un nouvel ordre social, l'ordre politique ne pourra être établi.«

Von den elf Büchern, in welche das vorliegende Werk zerfällt, gehören drei dem ersten Bande an. Der Verf. beginnt seine Erzählung mit einer Erörterung der Verhältnisse und Bedingungen, unter denen das Directorium in's Leben trat. Damals konnten die Anhänger des Königthums kaum noch als eine Partei betrachtet werden; sie waren in einen Winkel der Vendée zusammengedrängt und ihr Untergang mußte in der nächsten Zeit erfolgen. Dasselbe galt von den Constitutionellen, deren Führer meist in Verbannung lebten. Um so entschiedener wollte die noch immer mächtige Partei der Jacobiner berücksichtigt sein. Glaubte doch selbst das Directorium ihrer Unterstützung nicht entbehren zu können, indem es Aemter und Würden unter die einflussreichsten Mitglieder vertheilte. Aber die Partei, als solche, fand darin ihr Genüge nicht; sie war an Herrschaft gewöhnt und man mußte sie entweder gewähren lassen, oder aber mit Nachdruck bekämpfen. Im Allgemeinen war das Verlangen nach Ruhe beim Mittelstande in Frankreich vorherrschend; man freute sich des Unterganges der früheren Revolutionsbehörden, erwartete von der jüngsten Verfassung Schutz des Eigenthums und der Person und hoffte auf eine geordnete Verwaltung der Finanzen, ohne gleichwohl entschlossen zu sein, die neue Ordnung der Dinge kräftig zu stützen. In beiden gesetzgebenden Körpern fanden die einst so beliebten Stichwörter der Montagne keinen Anklang mehr, schon wurden Stimmen für die Rückkehr der Emigranten laut und jede Verdächtigung der Directoren fand augenblickliche Rüge.

Aber ebenso gewiß sprechen alle äußeren Zeichen dafür, daß es nicht leicht sein werde, den Conseils gegenüber mit Willkür zu verfahren. Das würde überdies die Umwandlung der öffentlichen Stimmung nicht erlaubt haben, auch wenn unter den Trägern der executiven Gewalt Einigkeit vorge>waltet hätte. Letztere stand schon bei der Verschiedenheit der Charaktere nicht zu erwarten. La Réveillère-Lépeaux hatte als entschiedener Girondist die Montagne bekämpft und sich gleichwohl, aus Furcht vor einer Reaction, bei Gelegenheit der Berathungen über die neue Verfassung den Jacobinern angeschlossen, ein eitler, langweiliger Halbwisser, der seine vorzüglichste Aufgabe in der Vernichtung des katholischen Cultus erkannte. An Umfang des Wissens und an Kraft des Willens stand Rewbell weit über ihm, ein echter Zögling des Jacobinismus, dem er mit ganzer Seele angehörte. Der öffentlichen Stimme zum Troß begünstigte er auch die verworfensten Mitglieder des Convents. Das untergrub seinen Ruf mehr als er verdiente. Er habe sich, hieß es bei seinem Austritt aus dem Directorium, auf Kosten der Republik großartig bereichert, während er in der That über kein größeres Vermögen zu verfügen hatte als beim Ausbruche der Revolution. Baras hatte bekanntlich mit Auszeichnung im Felde gedient; dann warfen ihn wüthes Leben und Zerstürfnisse mit seiner Familie in den Strudel der Revolution, ohne daß er jedoch vor dem 9. Thermidor irgendwie Bedeutsamkeit erlangt hatte. Bald darauf galt er als Vorsechter der Montagnards. Allein Anschein nach mußte ihm im Directorium die Hauptrolle zufallen. Dem standen sein Mangel an Geschäftskunde und jeder ehrlichen Ueberzeugung, seine Trägheit und seine sinnlich rohe

Lebensweise entgegen; aber wo er seinen Willen mit Entschiedenheit äußerte, da wußte er auch Gehorsam zu erzwingen. Carnot war ein völlig anderer geworden, seitdem die mächtige Persönlichkeit Robespierre's ihm nicht mehr imponirte. Seine Arbeitskraft blieb dieselbe wie in den Zeiten des Convents; ihm zunächst gebührt das Verdienst, in Bezug auf innere Verwaltung und auswärtige Politik praktische Grundsätze zur Anwendung gebracht zu haben. Auf Letourneur de la Manche übte er den unbedingtesten Einfluß.

Darin standen Barras und Rewbell von der einen, Carnot und Letourneur von der andern Seite einander scharf gegenüber, daß, während Erstere anfangs fest entschlossen waren, den wachsenden Einfluß der Constitutionellen und damit die Gefahren, welche das junge Staatsgebäude bedrohten, erforderlichen Falls durch Anwendung von Mitteln der Gewalt zurückzudrängen, Letztere das staatliche Leben durch unparteiische Rechtspflege und geordnete Verwaltung zu sichern suchten. Zwischen beiden Parteien hätte La Réveillère die Vermittelung übernehmen können, wenn er nicht, seiner innersten Natur gemäß, mit jedem Tage einem Barras und Rewbell näher getreten wäre. Andererseits war der Einfluß der Constitutionellen in den Conseils bereits so bedeutend, daß das Directorium für gerathen erachten mußte, sich scheinbar jeder entschiedenen Parteifarbe zu begeben. Eine Folge davon war der milde Spruch, welcher über die gefangenen Chouans gefällt wurde und der Abschluß der Verhandlungen, durch welche die Tochter Ludwigs XVI. endlich ihre Freiheit erhielt. Wie sehr aber die Besorgniß vor einer Reaction zu Gunsten der Constitutionellen oder gar der Royalisten sich erhielt, zeigt die Uebergabe des neuge-

schaffenen Ministeriums der Polizei in die Hände von Merlin de Douai und das zu einer Zeit, wo dem Staate die nächste Gefahr aus einer Erkräftigung des Jacobinismus drohte. »Le directoire était maitrisé par sa propre faiblesse« lautete das treffende Urtheil Bonapartes über diese Zustände. Selbst die gänzliche Beseitigung des Aufstandes in der Vendée und Bretagne konnte diese merkwürdige Verblendung nicht beseitigen.

Der Erzählung dieser letzten Bürgerkämpfe für das Königthum gehört der überwiegende Theil des ersten Buches; sie ist reich an bisher nicht bekannten Einzelheiten und beruht wesentlich auf nicht veröffentlichten gleichzeitigen Correspondenzen.

Im zweiten Buche wendet sich der Verf. zunächst zu den kriegerischen Ereignissen am Oberrhein und in Italien. Zwei Persönlichkeiten sind es, die hier in den Vordergrund treten: Pichegru und Bonaparte. Der Erstgenannte erscheint hier bereits in jener nach der Eroberung Hollands sich kund gebenden Umwandlung seines ganzen Wesens, derzufolge er sich rücksichtslos der Genußsucht und Prunkliebe in die Arme wirft, während die ihm unterstellten Regimente dem empfindlichsten Mangel preis gegeben sind. Es ist die Zeit, in welcher er seine geheimen Unterhandlungen mit Condé begann, vielleicht weniger in der Hoffnung, über den Willen des Heeres verfügen zu können, als um seine persönliche Stellung zu sichern, wenn, was er mit Sicherheit voraussetzte, die Republik einer neuen Staatsform weichen müsse. Er wußte, daß die jüngsten kriegerischen Unfälle sein Ansehn beim Directorium untergraben hatten und war deshalb wiederholt um seine Entlassung eingekommen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. 143. Stück.

Den 6. September 1855.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Histoire du directoire de la république française. Par M. de Barrante. Tome I—III.«

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Carnot schon damals den General mit Mißtrauen beobachtete. Als endlich Pichegru in Moreau einen Nachfolger im Oberbefehl erhielt, geschah es, weil man seine Popularität im Heere fürchtete, unter den schonendsten Formen.

Wie so anders die Stellung Bonapartes! Die Bevölkerung von Paris hatte den Nachdruck nicht vergessen, mit welchem er die aufgestandenen Sectionen zu Boden zu schmettern verstanden; sie hatte bei seiner ernstern, wortkargen, selbst derben Außenseite und der drohenden Sprache, welche er den Aufrührern gegenüber führte, nicht übersehen, wie wenig er dem Verlangen der Montagnards, an den Widersachern blutige Rache zu nehmen, zu entsprechen geneigt war, wie ungleich milder sein Kriegsgericht sich zeigte als das Revolutionär-

tribunal. Noch galt Bonaparte für den Schützling von Barras, während er doch nur äußerlich das freundliche Vernehmen mit einem Manne aufrecht erhielt, dessen Argwohn und heimliche Bestimmung er längst durchschaut hatte. Freilich fehlte viel, daß das Directorium sich vertrauensvoll dem jungen General hätte hingeben können, der den ihm zugekommenen Instructionen nicht weiter Folge gab, als sie seiner Ansicht entsprachen und ohne Scheu Aristokraten schützte und selbst in seine nächste Umgebung aufnahm. Unter diesen Umständen mußte die gebietende Stellung Bonapartes in unmittelbarer Nähe dem Directorium höchst unbequem fallen, und das war der Grund, aus welchem er mit dem Oberbefehl über das italiänische Heer betraut wurde.

Wir übergehen die Darstellung der Ereignisse des zwiefachen Feldzuges am rechten Rheinufer und auf der apenninischen Halbinsel, des Auf- und Abfluthens der politischen Parteien in Paris und den Provinzen, der Umtriebe von Babeuf, der erfolglosen Mittel, zu denen das Directorium griff, um der gänzlichen Entwerthung der Uffig-naten vorzubeugen und die finanziellen Verhältnisse der Republik zu heben. So viel Raum auch der Erzählung von den Kämpfen bei Lodi und Arcole und von der Stellung, welche der Sieger zu den italiänischen Staaten einnahm, gespendet ist, auf diesem Gebiete möchte man schwerlich einer neuen Anschauungsweise der Zustände begegnen.

Der zweite Band beginnt mit einer Schilderung der in Frankreich vorherrschenden Stimmungen zur Zeit der ersten großen Eroberungen jenseits der Alpen. Man hätte meinen sollen, sagt der Verf., daß die rasch errungenen Siege des italiänischen Heeres die Principienkämpfe der Par-

teien und die persönlichen Richtungen ihrer Führer in den Hintergrund gedrängt haben würden. Das war indessen keinesweges der Fall, wenn schon diese Kämpfe nicht, wie während der Dauer des Convents, mit Hestigkeit begonnen und mit rücksichtslosem Ungeftüm durchgeführt wurden. Der Rath der Alten behauptete sich in seiner besonnenen Haltung und sein Veto galt mehr dem maßlosen Fortstürmen der Fünfhundert, als den vom Directorium vorgelegten Forderungen und Entwürfen. Der Grund hiervon mag vornehmlich in dem Umstande zu suchen sein, daß der wesentliche Theil der Regierung sich in den Händen der executiven Gewalt befand; letztere mochte immerhin durch die in den Conseils vorwiegenden Stimmungen insluirt werden, aber mit Nothwendigkeit maßgebend waren dieselben keinesweges. Die Minister waren ihr nicht durch eine Majorität aufgedrungen, sondern hingen, ohne einer politischen Verantwortlichkeit zu unterliegen, von dem Willen der ihnen zunächst vorgesezten Oberen ab. Das Directorium seinerseits befand sich im Besitze aller Mittel, um jede Störung der öffentlichen Ruhe mit Nachdruck zurückzuweisen, es sah sich in seinen Finanz-Operationen unterstützt und die von ihm vorgelegten Verträge mit auswärtigen Mächten wurden fast immer ohne Discussion ratificirt. Wer die Verhältnisse richtig auffaßt und seinem Vaterlande mit Liebe zugethan war, hatte kein anderes Ziel als sorgfältige Schonung der bestehenden Verfassung und kräftige Aufrechterhaltung der durch sie garantirten Freiheiten. Selbst in den Girondisten fand das Directorium eine Stütze, wenn schon aus andern Gründen als im Rath der Alten; sie fürchteten eine unzeitige Nachsicht gegen die Anhänger des Königthums, eine

Erkräftigung der Constitutionellen und hofften nur noch vom Directorium Schutz und Förderung der Interessen und des Geistes der Revolution; wer der gemäßigten Partei angehörte, galt ihnen als Freund der gestürzten Monarchie und gab in den ihnen dienenden Tagesblättern den Gegenstand der Verachtung ab. Denn »en temps de révolution, lorsque les journalistes ne sont pas seulement l'organe d'une opinion, mais s'appliquent à l'exciter et à la passionner, ils sont entraînés à rechercher les paroles qui produisent le plus d'effet; il leur faut enchérir le lendemain sur ce qu'ils ont dit la veille; c'est une progression qui n'a d'autre terme que la crise qu'ils ont provoquée.« Nach den Färbungen der Parteien zeigte sich die Presse immer gleich zügellos, ohne daß man sich über ein sie beschränkendes Gesetz zu einigen vermocht hätte. Die neue Regierung stützte sich weder auf Liebe, noch auf Furcht; aber es fanden die ihr gegenüberstehenden Factionen zu wenig Anhang im Volke, um gefährlich zu werden.

Der Verf. verweilt hiernach bei den erfolglos mit England angeknüpften Unterhandlungen, der Fortsetzung des Krieges in Deutschland und Italien, der eigenthümlichen Stellung, welche der Obergeneral durch den eigenmächtigen Abschluß der Präliminarien von Leoben, dem Directorium gegenüber, einnahm, endlich bei dem kurzen Kampfe mit Venedig und dem tragischen Untergange der uralten Republik.

Das fünfte Buch führt uns zunächst wieder die inneren Verhältnisse Frankreichs vorüber. Selbst die glänzenden Siege, welche während seiner Regierung erfochten waren, hatten nicht ausreichen können, um dem Directorium eine gewisse Aner-

kennung beim Volke zu verschaffen; es gelang ihm nicht, durch eine gewissenhafte und einsichtsvolle Verwaltung die Finanzen zu ordnen, noch dem Handel und Gewerbe Aufschwung zu verleihen, oder die öffentliche Ruhe kräftig aufrecht zu erhalten. Es schien ihm hauptsächlich nur darum zu thun zu sein, sich an der Spitze der revolutionären Partei zu behaupten und die Gesetze der Proscription und der Einziehung des Vermögens aufrecht zu erhalten. Der Rath der Fünfhundert zeigte sich immer entschiedener als ein nicht ausreichendes Organ der öffentlichen Meinung, und der Umstand, daß die überwiegende Zahl seiner Mitglieder dem Convent angehört hatte, gestattete keine freie parlamentarische Bewegung. Im Directorium wie in den Conseils sah man nicht ohne Unruhe dem Zeitpunkte eines Wahlaetes für den ausfallenden Drittheil entgegen. Das so oft angewandte Mittel, alle Freunde gemäßigter Freiheit als Royalisten zu verrufen, war zu abgenutzt, um noch einmal zur Geltung gebracht werden zu können. Der rechtliche Mittelstand war der Revolution satt und sehnte sich nach Ruhe und gesetzlicher Freiheit; überdies hatte die Enthüllung der Umtriebe von Babeuf das heimliche Streben der Jacobiner und Anarchisten grell genug aufgedeckt. In der That zeigte sich bei der Eröffnung der Wahlversammlungen der größere Theil der Wähler als der höheren Bourgeoisie angehörig; es waren die Männer, welche zur Zeit der constituirenden Versammlung ihre ganze Hoffnung auf eine constitutionelle Monarchie gesetzt hatten und die jetzt vor allen Dingen jede abermalige Umgestaltung des politischen Lebens vermieden sehen wollten. In diesem Sinne gingen die Wahlen vor sich, auf welche das Directorium keinen Einfluß

zu üben vermochte. Am härtesten fiel ihm die Wahl von Pichegru, der seine Bevorzugung nicht weniger der Spannung, in welcher er mit der executiven Gewalt lebte, als der Ansicht verdankte, daß die Gestaltung der Verhältnisse bald weniger von Parteiführern als von Heerführern abhängen werde. Den allgemeinsten Unwillen verbreitete die Bekanntmachung von der Wahl Barrères; sie wurde, wie vorauszusehen war, bei Gelegenheit der Prüfung der Vollmachten für ungültig erklärt.

Der erste Act nach dem Eintritt dieses Drittheils war die Wahl von Pichegru, von dessen Verrath man damals freilich noch keine Ahnung hatte, zum Präsidenten der Fünfhundert. Von der höchsten Wichtigkeit mußte die Besetzung der durch das Ausscheiden von Letourneur de la Manche erledigten Stelle im Directorium sein. Daß man einen Mann ihrer Partei kiesen werde, wagten selbst Barras und Rewbell nicht zu hoffen. Noch dachte die kleine Zahl der Freunde eines constitutionellen Königthums mit Vorliebe an den Admiral Bougainville, während die Majorität besonnener Männer in beiden Conseils ihr Augenmerk längst auf Barthélemy gerichtet hatten. Schien doch sein Name die Rückkehr des ersehnten Friedens zu verbürgen! Er war es, den unter zehn vorgeschlagenen Candidaten die Wahl des Rathes der Alten traf.

Den Hauptinhalt des sechsten Buches bildet der Club Elichy, dessen Stellung zum Directorium, namentlich zu Barras, Rewbell und La Réveillère, welche ihrerseits fest entschlossen waren, durch Anwendung von Mitteln der Gewalt der ihnen drohenden Gefahr zuvorzukommen, die hieran sich reihenden Unterhandlungen mit Hoche und vor allen Dingen das Verhältniß Bonapartes zu der

Partei der Gemäßigten und der Excentrischen. Daß, wie auch Montgaillard berichtet, Bonaparte die ersten sichern Mittheilungen über das Einverständnis Pichegru's mit der Emigration durch d'Entraignes erhalten habe, wird vom Verf., jedoch ohne Angabe der Quellen, bestätigt. Die hieran sich knüpfende Erzählung über die Sendung von Lavalette nach Paris, um die Stimmung der Parteien und die Absichten des Directoriums zu erspähen, scheint hauptsächlich auf den Memoiren des Erstgenannten zu beruhen.

Nach der Sprengung des Clubs von Elichy schien eine Republik in's Leben treten zu müssen, wie sie die Männer des 10. August und des 21. Januar immer erstrebt hatten. Die Kurzsichtigen knüpften die ungemessensten Hoffnungen an den Ausgang des 18. Fructidor. Paris stand unter den Bajonetten Augereaus, kein Widerstand, kein Vorzeichen irgend einer Bewegung und die im Besiz der Gewalt verbliebenen Directoren konnten ohne Gefahr die Deportation der vorläufig im Temple eingeschlossenen Gegner betreiben. Der Richtstätte bedurfte man nicht. »C'était le tribunal révolutionnaire avec la procedure de moins et l'hypocrisie de plus.«

Die Ereignisse des 18. Fructidor beruhten lediglich auf dem Einschreiten soldatischer Autorität und indem man einen General nach Belieben über den corps législatif schalten ließ, zeigte das Volk sich ohne jede Theilnahme. Darnach ließ sich unschwer voraussehen, auf welchem Wege Directorium und Verfassung dem Ende entgegengeführt werden würden. Augereau war in seinem Handeln nicht durch Liebe zu Barras oder Rewbell bestimmt, sondern schlichtweg der Richtung des Jacobinismus gefolgt; daraus ließ sich abnehmen,

wie gefährlich für Erstere die fortstürmende Partei sein mußte, wenn diese sich, statt des wenig zurechnungsfähigen Augereau, eines Mannes wie Hoche zur Durchführung ihrer Pläne bediente. Daß man ohne ihn den Schlag gewagt habe, vergab dieser den Directoren nie; selbst die Bourgeoisie bezeugte ihm Anhänglichkeit, weil sie fühlte, bis zu welchem Grade er den Gewaltherrn lästig falle. Daher bei seinem rasch erfolgten Tode das allgemein verbreitete Gerücht, daß er dem Gifte erlegen sei. Die Verlegenheiten, denen sich das Directorium solchergestalt durch den Tod von Hoche entzogen sah, waren ungleich geringer, als die ihm aus der Stellung des Feldherrn des italienischen Heeres erwachsen. Bonaparte war im Kreise von Freunden wenig wählerisch in seinen Ausdrücken, um sein Mißvergnügen über den 18. Fructidor zu bezeichnen; er durchschaute und verachtete dieses Spiel' der Feigheit und Rohheit; er wußte, daß er mit Argwohn beobachtet werde, daß er selbst von Spähern umgeben sei; aber eben diese Zeichen der Besorgniß von Seiten des Directoriums mehrten in ihm die Verachtung gegen die heimlichen Widersacher. So sehr sich auch Barras sträubte, er mußte zum Abschlusse des Friedens mit Oestreich seine Zustimmung geben.

Der dritte Band, welcher die vier letzten Bücher enthält, beginnt mit der Rückkehr Bonapartes nach Paris. Für alle Parteien gab der Sieger von Arcole den Gegenstand geheimer Befürchtungen ab; von Allen wurde er mit derselben Rücksicht behandelt, während er sorgsam vermied, eine derselben augenfällig zu bevorzugen. Anfangs währte man, daß er den Männern des Thermidor, einem Barras und Tallien, am nächsten stehe; nur darüber konnte kein Zweifel obwalten, daß er

jede Berührung mit den strengen Jacobinern absichtlich vermied. Und doch waren es Lektore, welche sich einer offenbaren Begünstigung von Seiten des Directoriums zu erfreuen hatten. So viel stand fest, daß, wenn man von entschiedenen Anhängern Bonapartes reden wollte, diese nur im Kreise der Gemäßigten gesucht werden konnten. Sein liebster Verkehr war mit Gelehrten. »Les vraies conquêtes, les seules qui ne donnent aucun regret, sont celles qu'on fait sur l'ignorance« heißt es in seinem Dankschreiben an das Institut, als er zu dessen Mitgliede ernannt war. Die Verhandlungen in den beiden Conseils verriethen zu sehr die Abhängigkeit vom Directorium, als daß er ihnen seine Theilnahme hätte schenken können. Noch brach das Mißtrauen, mit welchem sich Bonaparte und die Männer der executiven Gewalt gegenseitig beobachteten, nicht offen durch; man suchte durch Aufmerksamkeiten jeder Art einen bereits unheilbar gewordenen Riß vor den Augen des Publicums zu verstecken. Das Directorium fürchtete die Rückkehr der siegreichen Armee, über welche der General wie ein wahrer Kriegsherr verfügen konnte; dieser wiederum fühlte, daß in dem Parteigetriebe von Paris, fern von den ihm ergebenen Regimentern, kein Terrain für ihn sei. Scheinbar nur mit den Vorkehrungen zu einer Landung in England beschäftigt, waren es Pläne umfassenderer Art, die seine ganze Seele einnahmen. In Frankreich, das wußte er, war die Zahl seiner Anhänger noch zu gering, um mit ihnen einer Aufgabe nachzurufen, deren Lösung in der nachfolgenden Zeit kaum mit gewichtigen Schwierigkeiten verbunden sein konnte.

Es stand zu erwarten, sagt der Verf., daß das Directorium auf den ihm vorgelegten Plan einer

Expedition nach Aegypten nicht so leicht eingehen werde. Es handelte sich um nichts Geringeres, als den Kern des siegreichen Heeres in weiter Ferne zu verwenden, die letzten finanziellen Hülfsmittel zu erschöpfen und die Schätze der Arsenale an ein Unternehmen zu setzen, das selbst auf den Fall des Gelingens in keinem Verhältnisse zu den dargebrachten Opfern zu stehen schien. Und das zu einer Zeit, als man so eben, allen Verträgen und dem Völkerrechte zum Spott, die Schweiz und den Kirchenstaat überzogen hatte, Piemont, Neapel und Toscana gleichmäßig bedrohte und überdies die Bande der Zucht im Heere gelockert waren. Aber der Wunsch Bonaparte's war ein so gebieterischer, er wußte den allen Einreden be- gegnenden Entwurf so heroisch vorzutragen, daß nirgends ein ernstlicher Widerstand sich kund gab. Das Directorium verkannte die Unzulässigkeiten eines ägyptischen Feldzuges so wenig, als ihm die Beschaffung der dazu erforderlichen Geldmittel lästig fiel; aber es sah in der Ausführung dieses Planes das einzige Mittel, sich des Generals zu entledigen, und, was noch mehr sagt, der Letztere hatte seinen Willen auf eine Art ausgesprochen, mit der schwer zu rechten war. So erfolgte das anfangs noch geheim gehaltene Decret, in welchem es heißt: »le citoyen Bonaparte est nommé général de l'armée d'Orient.«

Bereits zur Zeit der Einschiffung Bonaparte's war die Unhaltbarkeit des Directoriums kein Geheimniß mehr. Ihm genügte durch den Staatsstreich vom 18. Fructidor seine unbeschränkte Macht begründet zu haben und deshalb hielt er es für unnöthig, auf den Antrag seiner Freunde, sich für die Dauer von zehn Jahren im Amte zu prorogiren, einzugehen. Von der einen Seite zeigte es

Feigheit, von der andern ein maßloses Ueberschätzen seiner selbst; es gefiel sich darin, die ihm verliehene Gewalt die Emigranten, Priester und alle der Anhänglichkeit an dem Königthum verdächtige Personen fühlen zu lassen und an die Stelle der vom Volke erkorenen richterlichen und administrativen Beamten alte Genossen des Jacobinerclubs zu setzen. Der Rath der Fünfhundert war zum gefügigen Werkzeuge des Directoriums herabgedrückt und das Volk, dem Freiheit der Rede und der Presse genommen war, sah theilnahmlos auf eine Verwaltung, die es verachtete und deren Sturz auch ohne den Drang äußerer Ereignisse erfolgen mußte. In allen Departements traten die Jacobinerclubs wieder in's Leben, aber ohne den erwarteten Anklang zu finden, selbst ohne durch Schrecken gebieten zu können; auch die neugeschaffenen ambulanten Clubs vermochten die revolutionäre Bewegung nicht zu fördern. Man hatte die besonnenen Journalisten deportirt und den revolutionären eine unbegrenzte Freiheit gelassen. Die Folge davon war, daß eben von dieser Seite die Angriffe auf die bestehende Verwaltung sich häufen mußten und daß das Directorium, wenn es anders seine Stellung behaupten wollte, gegen seine eigenen Schützlinge einzuschreiten gezwungen war.

Die wieder aufgenommenen Kriege mit europäischen Mächten, so wie die Unternehmung Bonaparte's gegen Aegypten dürfen hier um so eher übergangen werden, als in Bezug auf sie das vorliegende Werk keine neue Momente bietet. Dagegen sei es verstattet, dem Verf. in seiner Darlegung der Verfassun. Kämpfe im Innern Frankreichs bis zum 18. Brumaire zu folgen.

Der Umstand, daß die Reihe des Ausscheidens

aus dem Directorium durch das Loos auf Rewbell fiel, rief in den Conseils eine lange nicht gesehene Bewegung hervor. Darin waren Alle einig, daß Rewbell der erforderlichen Eigenschaften entbehre, um an der Spitze eines großen Staats zu stehen; aber immer war er doch das Haupt der alten Conventspartei, der Mann, welcher die Traditionen des Wohlfahrtsausschusses wahrte und vertrat. Wer sich als entschiedener Freund der Revolution zeigte, konnte seiner Zuneigung und seines starken Arms gewiß sein, während Barras in dieser Beziehung als durchaus unzuverlässig befunden wurde. Jetzt kam es darauf an, für Rewbell den entsprechenden Ersatzmann zu finden. In diesem Sinne boten einander zwei bis dahin scharf gesonderte Factionen die Hand: die Jacobiner, welche nur in einer Entfesselung aller Leidenschaften der Demokratie das Heil erblickten, und die, welche die Begründung eines starken, nöthigenfalls selbst despotischen Regiments für erforderlich hielten. Beide begegneten sich in dem Verlangen, Siéyès in das Directorium eintreten zu sehen. Die Einen verehrten in ihm einen der vorzüglichsten Beförderer des 18. Fructidor, den Andern galt er als der Mann, der vor keiner Consequenz der Revolution zurückbebt und dessen persönlicher Einfluß, so wähte man, wohl geeignet sein dürfe, die Monarchie Friedrichs des Großen zu einem engen Anschlusse an die Republik zu bewegen. Siéyès hatte, als er in das Directorium gehoben wurde, lange genug im Auslande geweilt, um seine Ueberzeugung von der Lebensfähigkeit der Republik aufzugeben; überdies hatte ihm die Form des Staatslebens nie am Herzen gelegen und er hielt das Wesen der Revolution für gerettet, wenn nur der früher geltende Unterschied der Stände und vor allen Din-

gen der Adel für immer abgeschafft bleibe. Er war selbst mit dem Gedanken einer Wiederherstellung des monarchischen Princips vertraut, für die er jedoch den Augenblick noch nicht geeignet hielt. Nicht als ob er die Berufung eines Bourbon gewünscht hätte, mit dem nothwendig die verhaßte Emigration hätte zurückkehren müssen; er wollte vielmehr einen Ausländer an der Spitze des Staats sehen und hatte in dieser Beziehung anfangs an Erzherzog Karl, dann an Karl Wilhelm Ferdinand, den regierenden Herzog von Braunschweig, gedacht. Mit diesen Ansichten trat Siéyès in das Directorium.

Auch Barras verhehlte sich den nahen Untergang der Republik nicht, aber es kam ihm weniger darauf an, die Interessen des großen Ganzen wahrzunehmen, als nur, auf den Fall einer Contrerevolution, für seine persönliche Sicherheit, für die Erhaltung seines Reichthums und eines genußreichen Lebens hinreichende Garantien zu finden. In dieser Absicht hatte er unter der Hand Verhandlungen mit dem damals in Mietau sich aufhaltenden Ludwig XVIII. angeknüpft. Darin aber trafen Barras und Siéyès überein, daß beide die nächsten Gefahren voraussahen und sich ihnen zu entziehen bedacht waren, jedoch ohne daß hierauf bezügliche Mittheilungen zwischen ihnen Statt gefunden hätten. Nachfolgende Worte, welche Siéyès zu Gobier sprach, bezeichnen hinlänglich, wie er die Situation durchschaute: »Nous voilà membres d'un gouvernement qui est, nous ne pouvons le dissimuler, menacé de sa chute prochaine; mais quand la glace se rompt, les pilotes habiles savent échapper à la débâcle. Un gouvernement qui tombe n'entraîne pas toujours dans sa perte ceux qui sont à sa tête.«

Er betrachtete es als seine nächste Aufgabe, in dem Augenblicke, in welchem die constitutionelle Republik durch die Anarchisten im Rath der Fünfhundert zertrümmert werde, die Scene des 18. Fructidor zu wiederholen, um hinterdrein ein in seinen Principien und Formen neues Staatsleben erstehen zu lassen. Aber die Lösung dieser Aufgabe konnte nur einem General anvertraut werden, während doch fast alle Heerführer der revolutionären Partei angehörten. Endlich fiel seine Wahl auf Toubert, der sich, trotz seines innigen Verhältnisses zu Augereau und Barras, der Durchführung des Planes nicht abgeneigt zeigte, aber zuvor, um des Erfolges gewisser zu sein, durch Siege gegen den äußeren Feind die Liebe und das Vertrauen des Volks zu gewinnen wünschte. Zu dem Zwecke erhielt er als Nachfolger Moreaus den Oberbefehl über das italiänische Heer. Dort fand Toubert bekanntlich den Tod des Helden.

Seitdem suchte Siéyès von neuem nach einer Persönlichkeit, die zur Uebernahme einer mit so großer Verantwortlichkeit verbundenen Aufgabe geeignet sei, ohne gleichwohl von eigenem Ehrgeiz getrieben zu werden, oder überall nur eine selbständige politische Ueberzeugung zu hegen. Von der Nothwendigkeit, daß die Verfassung einer Umwandlung unterzogen und die executive Gewalt mit einer ungleich größeren Machtvollkommenheit ausgestattet werden müsse, war auch Lucian Bonaparte durchdrungen und hatte wiederholt den Wunsch geäußert, daß Siéyès sein Vertrauen einem General schenken möge, dessen Vergangenheit und augenblickliche Stellung den Freunden der Freiheit und der Republik alle erforderlichen Garantien biete. Diesen Forderungen würde Jourdan entsprochen haben, wenn er nicht mit Vor-

liebe dem Gedanken an eine Wiederherstellung der absoluten Gewalt des Convents sich hingeeben hätte. Bernadotte galt als zu eigenwillig; MacDonald war nur Soldat und vermied jede Berührung mit der Politik; Moreau schien schwer zu handhaben zu sein und stand überdies damals an der Spitze des Heeres in Italien; Lefebvre endlich, auf den, als Commandanten von Paris, zunächst die Aufmerksamkeit gelenkt werden mochte, genoß weder beim Volke, noch bei seinen Regimentern eines besondern Ansehens. Die Frage, ob Siéyès den Obergeneral in Aegypten brieflich aufgefordert habe, nach Frankreich zurückzukehren, glaubt der Verf. weder bejahen, noch verneinen zu dürfen. Die Zeit, während welcher Siéyès den Vorsitz im Directorium führte, verstrich, ohne daß ein fester Entschluß gefaßt worden wäre.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1799 war freilich, trotz der vorangegangenen Unglücksfälle in Italien, die Stellung von Frankreich, den verbündeten Mächten gegenüber, als eine glückliche zu bezeichnen; aber Siéyès lebte der Ueberzeugung, daß die durch wachsende Parteiungen in sich zerrissene Republik der großen europäischen Allianz für die Dauer nicht werde widerstehen können, und das Volk blickte verlangend auf Bonaparte, als dem Einzigen, der dem Directorium und dem auswärtigen Feinde das Eingehen auf einen ehrenvollen Frieden werde abtrotzen können. Und eben jetzt betrat der Held der Schlacht bei den Pyramiden den Boden der Republik. Kaum in Paris angelangt, durchschaute Bonaparte mit dem ihm eigenen Scharfblick die politische Situation. Wo er der Aufschlüsse bedurfte, konnte er ihrer bei seinem Bruder Lucian und bei Talleyrand gewiß sein. Er kannte Bernadotte, Sourdan, Au-

gereau genau genug, um zu wissen, daß er bei dem Sturze des Directoriums weder auf ihre Theilnahme zu hoffen, noch ihre entschlossene Gegenwehr zu fürchten habe. Eine Verständigung mit Barras, das fühlte er bald, war nicht möglich; mit Siéyès wünschte er sie kaum und gab nur mit Widerstreben den Freunden nach, welche sich zur Vermittelung erboten. Fouché war bald gewonnen; Moreau zeigte sich fügsamer als man erwartet hatte; Macdonald und Lefebvre mußten sich unter den Willen des Siegers von Arcole beugen. Wie hätte da die Revolution des 18. Brumaire mißglücken können?

N e w Y o r k

bei George P. Putnam et Co., auch London bei Chapman, 1854. Journal of the American Oriental Society. Fourth Volume. Number II. XXVI u. 125 bis 480 S. in gr. Octav.

Da wir unsern Lesern zuletzt im vorigen Jahrgange S. 1828 ff. mit dem dritten Bande dieser Verhandlungen auch den Anfang des vierten vorführten, so wird es passend sein jetzt sie auch mit dem Inhalte des vorliegenden großen Heftes, welches den vierten Band schließt, etwas näher bekannt zu machen. Wir heben auch hier, das für den Stand unserer Wissenschaft in Europa Unbedeutendere mehr übergehend, nur das Wichtigere hervor; und dieses in der oft schon in diesen Blättern von uns befolgten Ordnung des bunten Inhaltes.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1855.

New York

Schluß der Anzeige: »Journal of the American Oriental Society. Fourth Vol. Number II.«

1. Zur Bertheidigung der Echtheit der nestorianisch-sinesischen Inschrift von Sin-gan-fu finden sich S. 444 f. einige aus der Ähnlichkeit der jüdisch-sinesischen zu Kae-fung-fu entlehnte Gründe angedeutet. Wir erwarteten indes mit etwas mehr Aufmerksamkeit die Ergebnisse der Untersuchung des Denkmals von Sin-gan-fu in Sina selbst, womit die Gesellschaft einige in Sina lebende Amerikaner beauftragt hatte, wie wir im vorigen Jahrgange meldeten: Nachrichten darüber scheinen noch nicht eingegangen zu sein. — Die Frage wie das Sinesische in eine nicht sowohl für Europäer als für das große sinesische Volk selbst leicht lesbare Schriftart gebracht werden könne, wird S. 327 — 340 aufgeworfen von den Herren Moses C. White, amerikanischem Missionar in Sina, und Charles B. Bradley, amerikanischem Consul zu Amoy, welche Beide durch längere Erfahrung

eine wohlberechtigte Stimme darüber haben. Man weiß, daß die bisherige sinesische Schrift dem schwer zählbaren Haufen des dortigen großen Volkes so gut wie unzugänglich und unnütz ist: während die dortigen Gelehrten seit vielen Jahrhunderten bei weitem zu eitel und herrschsüchtig, um sich ernstlich mit der Frage zu beschäftigen wie man die Schrift auch zum besten des ganzen großen Volkes nützlich anwenden könne, und zu weichlich und träge geworden sind, um die Mühe nicht zu scheuen, welche allerdings das Durchdenken und Ausführen eines solchen Planes erfordert. Was nun aus diesem eiteln Hochmuth der Herrschenden und der wachsenden Finsterniß des großen Volkes dort in Sina geworden ist, zeigen die letzten Jahre seiner Geschichte deutlich genug: jetzt müssen Fremde, von christlichem Mitleide getrieben oder sonst noch anderer Zwecke wegen, Missionarien, Consuln und andre aus dem fernen Europa und Amerika gekommene, diese Frage erheben; und daß außer den Amerikanern auch Engländer diesen Bemühungen nicht ferne bleiben, zeigt die im vorigen Jahrgange unserer Blätter S. 120 beurtheilte Schrift von James Summers, welche in den vorliegenden Aufsätzen nicht berücksichtigt wird. Die Schwierigkeit, eine dem Volke brauchbare Schrift zu erzeugen, wächst durch die großen Verschiedenheiten der vielen sinesischen Mundarten, welche die alte Schrift übersieht, die Volksschrift aber berücksichtigen müßte. Hat man nun von vielen Seiten neuerlich die Einführung unsrer Buchstaben zu diesem Zwecke vorgeschlagen und sind damit schon mehrere Versuche gemacht, so neigt sich Hr White eher dahin, die sinesischen Zeichen selbst soweit zu vereinfachen, daß sie als Buchstaben dienen könnten. Ähnliches ist allerdings im Japanischen ge-

schehen: allein dort war es eine nicht-sinesische Sprache, worauf man die chinesische Schrift anwenden wollte; hätten die Japanesen damals eine leichtere und gefügigere Schrift gekannt, so würden sie sicher diese vorgezogen haben. Die meisten der S. 331 zu diesem Zwecke vorgeschlagenen und örtlich auch wohl schon angewandten 48 chinesischen Zeichen sind doch viel zu sehr zusammengesetzt und verwickelt als daß sie zu einer leichten Schrift dienen könnten. Sehen wir auf ähnliche Fälle, welche sich außerhalb Sina's in alten oder neuen Zeiten vergleichen ließen, so müssen wir unwillkürlich an das Beispiel der alt-ägyptischen Sprache denken, welche sich endlich im Kopitischen mit Hülfe der griechischen durch einige alt-ägyptische Zeichen vermehrten Buchstaben eine ganz leicht gebrauchbare Schrift schuf. Das Chinesische mag nun wohl mehr feine Accentunterschiede bei den einzelnen Wörtern haben als das Alt-ägyptische sie je hatte; und diese sind durch eine ganz einfache Buchstabenschrift immer am schwersten darstellbar: doch sind solche Accentunterschiede nicht unbegrenzt, lassen sich also doch auch endlich durch feinere Unterschiede bei unsern Buchstaben ausdrücken, wenn man darin Alles auf feste Gesetze zurückführt.

2. Aus den weiten Gefilden Hinterindiens, wo viele amerikanische Glaubensboten schon seit längerer Zeit wirken, geben uns drei Abhandlungen S. 277 — 326 einige Nachrichten, welche wegen ihrer Neuheit sehr anziehend sind. Francis Mason, als D. M. mit der Baptisten-Mission in Birma verbunden, handelt über die Salaing-Sprache und Schrift, die geistigen Ueberbleibsel eines Volkes, welches einst in dem fruchtbaren Uferlande um den Ausfluß des Brahmaputra bis Prom:

und weiter hinauf herrschte. Ueber diese Sprache stellt der Verf. die Ansicht auf, sie habe weder mit den Tai- oder indosinesischen Sprachen, welche den größten Theil von Hinterindien bedecken, noch mit dem Malaiischen, oder den tamil-tatarischen, oder den Sanskrit-Sprachen eine nähere Verwandtschaft: nur mit der Sprache der unter dem Namen Koles (Kuli's) bekannten Ureinwohner Vorderindiens lasse sie sich vergleichen. Dies würde für die Geschichte der ältesten Völkerverhältnisse sehr wichtig sein: allein das gegenseitige Verhältniß aller dieser Ursprachen Vorder- und Hinterindiens ist bis jetzt noch nicht genug vollständig erkannt, um bei einem so einzelnen Ausspruche sicher stehen bleiben zu können. Sehr denkwürdig und lehrreich ist aber schon jetzt das Verhältniß der alten Schrift des Talaing-Volkes: sie ist eine vom Stamme der Sanskritschrift, aber auf einer sehr alten Stufe stehen geblieben. — Die Sprache des in Hinterindien vom 28ten bis zum 10ten^o n. Br. und vom 93ten bis 99ten^o v. Z. weit ausgebreiteten, aber jetzt nur noch sehr zerstreut erhaltenen alten Volkes der Karen wäre nach Nathan Brown, Baptisten-Missionar in Assam, tatarischen Stammes, wie man einem solchen Zusammenhange tatarischer und urindischer Sprachen in neuern Zeiten sehr eifrig auf der Spur ist: aber für den Augenblick scheinen uns die von G. B. Groß, Missionar in Birma, mitgetheilten Bemerkungen über den Religionszustand und die alten heiligen Sagen dieses Volkes fast noch wichtiger. Diese Sagen offenbaren nämlich, wenn man auf das Wesentliche dabei sieht, eine so auffallende Verwandtschaft mit den biblischen über den Zustand der ersten Menschen und den Ursprung der Sünde, daß man hier an ein zufälli-

ges sich Begegnen nicht denken kann. Entweder nun haben diese jetzt ziemlich verwilderten und versprengten Theile eines alten Volkes diese Sagen aus einer entferntesten Urzeit, welche wir nur im Großen schätzen, nicht näher berechnen können: dann läge in ihnen ein sehr denkwürdiger Wink über den letzten Ursprung dieser biblischen Erzählungen selbst. Oder sie haben sich zwar jetzt schon seit langer, aber doch immer erst in nachchristlicher Zeit durch irgend eine mächtige Quelle bis zu diesem Volke verbreitet und sind von ihm so aufgenommen, ohne daß es mit ihnen zugleich die ganze biblische Religion sich angeeignet hätte. Der Verf. unterscheidet und untersucht diese beiden Möglichkeiten nicht näher: wir halten bis jetzt die letztere für die richtig zutreffende, können aber das Ganze hier nicht weiter verfolgen, und empfehlen es so bloß zum weiteren Nachdenken.

3. „Ueber die Geschichte der vedischen Texte“ findet man S. 247—261 einige kurze, aber sehr einsichtsvolle Worte von William D. Whitney, einem der wenigen jüngern Gelehrten welche sich mit dem Veda nach der Weise unserer neuern deutschen Wissenschaft beschäftigt haben und von dessen Eifer wir in diesem Gebiete noch viele gute Früchte erwarten können. Es ist dem Verf. wohl zu verzeihen, wenn er meint, die Sorgfalt, womit die für uns schon sehr alten indischen Panditas den Text der vier Veden zu bewahren suchten, sei einzig in aller Geschichte: die Sorgfalt der Masorethen um die Erhaltung des ihnen richtig scheinenden Textes des ATs ist vielleicht nicht geringer, nur daß sie sich ganz anders äußern muß; und auch sonst findet man bei den Gelehrten der alten Völker eine uns oft ganz erstaunlich scheinende Sorgfalt um die Erhaltung der Worte ih-

rer heiligen Bücher. Aber allerdings ist die Mühe der alten indischen Gelehrten schon in Rücksicht auf den weiten Umfang der vier sehr verschiedenartigen Beden bewundernswerth. — Der unsern Lesern schon aus den vorigen Jahrgängen bekannte Rev. Henry R. Hoisington in Ceylon gibt S. 125—244 die mit einigen Anmerkungen versehene Uebersetzung eines vor etwa zwei Jahrhunderten geschriebenen Tamilwerkes Siva Pirakâsam, welches in 100 Abschnitten eine Uebersicht der einer wissenschaftlichen Schule der Saiva's eigenthümlichen philosophisch-theologischen Ansichten enthält. Es läßt sich nicht sagen, daß diese Schule der heutigen Sivaverehrer eine sehr niedrige Stufe unter den vielen andern alten und neuen indischen Schulen einnehme; dazu wird hier sehr viele Rücksicht auch auf diese übrigen Schulen der Saiva's Baischnava's u. a. genommen. Zu bedauern ist nur, daß die Sanskritwörter, auf welche wir doch zum Besten aller sich mit indischer Philosophie und Religion Beschäftigenden die Schulausdrücke immer zurückführen sollten, unter der Tamilausssprache dieses Werkes sehr unkenntlich geworden sind und der Uebersetzer sie fast alle bloß in dieser oft schwer verständlichen Gestalt wiedergibt. Unfre Erforscher der Geschichte der Philosophie werden z. B. wohl von der prakritis viel gehört haben: daß aber das hier oft wiederholte Wort pirakiruthi dasselbe sein soll, wird ihnen nicht so leicht einleuchten; und Wörter wie sangkatpam oder vikatpam S. 175 ff. entfernen sich im Laute von sankalpam und vikalpam wirklich zu weit.

Ein Aufsatz von Rev. David D. Allen S. 263 ff. zeigt, wie grundlos die vielfach verbreitete Meinung sei, als ob die englische Sprache wohl

in kurzer Zeit in Indien zur allein herrschenden werden werde. Alle, welche die große Bedeutung der altindischen Bildung und alle die volksthümlichen Verhältnisse dort näher kennen, konnten die Grundlosigkeit dieser Meinung freilich auch ohne in Indien gegenwärtig gewesen zu sein, leicht einsehen: der Verf. spricht aber zugleich aus eigener örtlicher Erfahrung.

4. Alexander J. Cotheal theilt S. 341—356 den 1833 zwischen dem Imam von Masqat und den Vereinigten Staaten geschlossenen Freundschafts- und Handelsvertrag in seiner arabischen Urschrift und in englischer Uebersetzung mit: als ein Beispiel wie das Arabische heute an der Küste von Oman geredet und geschrieben wird, wird diese Urkunde auch den Sprachkennern willkommen sein.

5. Durch ausgebreitete Gelehrsamkeit ragt vor den meisten Abhandlungen dieses Bandes hervor die von Theodore D. Woolsey, Präsident von Yale-College, über eine syrische Handschrift vom Leben Alexanders d. G. S. 357—440. Der schon länger rühmlichst bekannte Dr Justin Perkins, Missionar unter den Nestorianern, sandte diese Handschrift vom Urumia=See, in dessen Nähe sie gefunden war, mit einer englischen Uebersetzung nach Amerika: es zeigte sich, daß die darin enthaltene Lebensbeschreibung aus Pseudo=Kallisthenes und ähnlichen ungeschichtlichen Quellen geschöpft war, welches Jn Woolsey die Veranlassung gab, hier zugleich auch von den vielen andern im Mittelalter verbreiteten rein sagenhaften Lebensbeschreibungen Alexanders d. G. zu handeln. Die Quellen und Mittel, den Ursprung und Werth dieser Alexandersagen zu erforschen, mehren sich in der neuesten Zeit so sehr, daß man über sie wohl bald zu

einer größeren Gewißheit gelangen wird. Unter den Auszügen englischer Uebersetzung, welche hier aus dem Werke gegeben werden, findet sich auch die bekannte Erzählung von der durch Alexander im Nordosten gegen den Einbruch der wilden Völker gebauten Mauer in einer eigenthümlichen Fassung: uns scheint diese in neuester Zeit viel besprochene Sage, gerade so wie sie hier gestolzet auftritt, aus einer Dichtung zu stammen, welche sich unter den schweren Kämpfen der byzantinisch-christlichen Kaiser mit den Persern etwa hundert Jahre vor Muhammed bildete und deren Geist sich aus eben diesen christlichen Kämpfen erklärt. Ein größeres Stück aus der Handschrift wird S. 429—440 auch syrisch mitgetheilt, in einer syrischen Druckschrift, welche uns hier zum erstenmale entgegentritt: sie hält sich zwar an die Schriftzüge gewisser syrischer Handschriften, scheint uns aber doch zu eckig und unschön, so daß wir (wenn, wie wahrscheinlich, in Amerika syrische Typen noch fehlten) lieber die neuen Teubner'schen empfohlen hätten.

6. Noch machen wir auf ein Schreiben Krapf's S. 449—55 aufmerksam, worin dieser unermüdlige Erforscher der unbekanntesten und am schwersten zugänglichen Strecken Afrika's eine Uebersicht seiner und Rebmann's Entdeckungen an der Ostküste südlich vom Aequator mit einer Zeichnung veranschaulicht und ihre Zuverlässigkeit gegen die seltsamen Bezweiflungen einiger englischer Schriftsteller vertheidigt. Die mancherlei wissenschaftlichen Verdienste und allgemeine Glaubwürdigkeit Krapf's ist indessen seinen deutschen Landsleuten längst zu wohl bekannt, als daß sie noch unsrer Empfehlung bedürften.

H. G.

W ü r z b u r g

Stabel'sche Buchhandlung 1855. Die Lehre vom Auswurf. Ein Beitrag zur medicinischen Klinik von Dr Anton Biermer, Privatdocent und vormaligem Assistenzarzt der medic. Klinik am Julius-Hospitale zu Würzburg. Mit 2 lithographirten Tafeln. VIII u. 138 S. in Octav.

Die Art und Beschaffenheit des Auswurfs bei Kranken, d. h. der durch Husten und Räuspern aus den Luftwegen entleerten Massen, hat seit den ältesten Zeiten der Medicin die Aufmerksamkeit der Aerzte erregt; man hatte sogar sehr früh aus der bloßen Inspection der Sputa für die Semiotik und Prognostik der Brustkrankheiten Anhaltspunkte zu gewinnen gelernt, welcher die neuere durch die physikalischen Untersuchungsmethoden allerdings wesentlich bereicherte Diagnostik in der Regel entbehren zu können meinte und deshalb zwar das Studium der expectorirten Massen mit den weiteren Hülfsmitteln des Mikroskops und der pathologischen Chemie lebhaft verfolgte, aber grade die Makroskopie derselben mehr als recht vernachlässigte. — Die Geschichte der Lehre vom Auswurf, deren Skizze die ersten 21 Seiten des anzuzeigenden Buches entwerfen, ist vielfach belehrend; sie zeigt uns einerseits eine auffallende Uebereinstimmung der älteren Erfahrungen und Lehren mit dem, was sich jetzt über die Auswurfarten in semiotischer Beziehung festsetzen läßt, und ist andererseits in so fern von hohem Interesse, als eine historische Verfolgung derselben zugleich die allmälige Entwicklung der medicinischen Kenntnisse, sowohl der Anatomie der Respirations- und Kreislauforgane, als namentlich der Physiologie der Schleimhäute und Gefäße der Luftwege und der

mische Prüfung geltend und die Untersuchungen concentriren sich eine Zeitlang in dem Bestreben, Eiterproben zu finden, mittelst welcher man das eitrige und schleimige Sputum genau unterscheiden könne. Unser Jahrhundert hat dann endlich durch die allseitigen Fortschritte der klinischen Medicin und ihrer Hülfswissenschaften neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Auswurfs gewonnen und die Lehre desselben zu der Weise gestaltet, wie sie uns vom Verf. vorgetragen wird.

Die vorliegende Abhandlung verdankt ihren Ursprung einer von der medicinischen Facultät zu Würzburg im Jahre 1849/50 gestellten und vom Verf. gelösten Preisfrage. Nachdem derselbe sich dann noch mehrere Jahre mit seinem Gegenstande beschäftigt, publicirt er jetzt seine Untersuchungen, welche das Verdienst großer Sorgfalt und Gründlichkeit sowohl als auch im Allgemeinen das praktischer Brauchbarkeit auszeichnet; das Bestreben, überall möglichst seine Gelehrsamkeit zu documentiren, hat zwar eine nicht immer nöthige Weitläufigkeit herbeigeführt, soll aber, da es übrigens nicht stört, nicht getadelt werden.

Das Buch zerfällt in vier Kapitel, deren erstes die Zusammensetzung und den semiotischen Werth des Auswurfs im Allgemeinen erörtert und dann die verschiedenen Untersuchungsmethoden desselben in ihrer Bedeutung und ihrer Ausführung bespricht. Die dem Praktiker wichtigste bleibt immer die einfache, makroskopische Inspection, die jetzt, nachdem durch Chemie und Mikroskop die grobsinnlichen Eigenschaften der Sputa aufgeklärt und auf ihre weitem Gründe zurückgeführt sind, in den meisten Fällen die praktisch brauchbaren Differenzen und Eigenthümlichkeiten hinreichend sicher angibt. Das Mikroskop muß zweitens in zweifel-

haften Fällen die Untersuchung mit unbewaffneten Augen controlliren und dient vorzüglich, um das etwaige Vorhandensein pathologisch losgerissener Gewebstheile und mehr zufälliger Beimischungen der Sputa, wie Pilz- und Krystallbildungen, zu constatiren. Sehr wenig leistet dagegen eine chemische Untersuchung des Auswurfs; für die Diagnostik können wir derselben völlig entbehren. — Das zweite mit großer Sorgfalt gearbeitete Kapitel bringt vorzüglich nach eignen Untersuchungen und umfassender Benutzung der einschlägigen Literatur eine Aufzählung und Beschreibung der einzelnen im Auswurf vorkommenden morphologischen und chemischen Bestandtheile. Ref. will nur Einzelnes hervorheben. Cylinderepithelien mit oder ohne Flimmerhärchen zeigen sich selten im Auswurf: Verf. glaubt daraus mit Gewißheit schließen zu dürfen, daß, wie Kölliker schon früher behauptet hatte, die Annahme von der vermehrten Epithelialabstoßung in krankhaften Zuständen der Schleimhaut auf die Respirationswege keine Anwendung finden könne. In Bezug auf das Vorkommen der elastischen Fasern in den Sputis wurden Remak's Angaben geprüft und theilweise berichtigt; ihre diagnostische Bedeutung wird dadurch sehr beeinträchtigt, daß ihre Auffindung meistens mehr Zeit und Mühe erfordert, als ihr Nachweis belohnen kann: wenn sie auch zuweilen bereits in Stadien der Tuberculose vorkommen mögen, wo sicherer Nachweis auf anderm Wege nicht zu führen ist, so ist es namentlich dann ein glücklicher Zufall, der sie auffinden läßt. Die fibrinösen Bronchialgerinnsel wurden schon früh als ausgehustete Lungengefäße, Bronchialpolypen und Sputa polyposa beschrieben; da der Group der Bronchien viel häufiger als Begleiter einer Pneumonie, denn

als selbständiger Proceß auftritt, rechtfertigt sich der diagnostische Werth, den Remak ihnen bei seiner Wiederauffindung derselben beilegte. Die ausgebildetsten finden sich bei wahrer Bronchitis crouposa, die Thiersfelder neuerdings recht gut beschrieben hat. Unter den krystallinischen Bildungen in den Sputis nehmen die nadelförmigen Margarinkrystalle die erste Stelle ein, da sie nicht selten vorkommen, mit Pilzbildungen verwechselt werden können und sicheres Zeichen von Detritusbildung und brandiger Metamorphose sind. In Bezug auf das Vorkommen von Pilzen in den Sputis ist die nicht hinreichend bekannte Beobachtung Stieh's zu erwähnen, daß die unter dem Namen des Spinnenhustens bekannten gelblich weißen, cadaverös riechenden Klümpchen, welche bekanntlich eine Zeitlang als ausgehustete Tuberkel galten, meistens aus den Follikeln der Tonsillen und ihrer Nachbartheile stammen, zahlreiche Fasern, aus gegliederten Entophyten bestehend, enthalten und deshalb mit einer Affection der Respirations Schleimhaut nichts zu thun haben. — Die chemisch nachweisbaren Bestandtheile der Sputa haben für den Praktiker wenig Interesse. — Das dritte Kapitel gibt eine Eintheilung der vorkommenden Auswurfsarten, die nach den makroskopischen Eigenschaften entworfen, fast genau den hippokratischen Unterscheidungen nachgebildet ist und recht wichtige semiotische Bedeutung nach diesen leicht zu constatirenden Unterschieden gewährt. Verf. trennt die Sputa, je nachdem sie vorzugsweise Speichel, seröses, schleimiges, eitriges Exsudat und extravasirte Blutbestandtheile enthalten; darnach läßt sich meistens schon ein Schluß auf ihren Ursprung machen. Die Gegenwart reichlicher Mengen von Eiterzellen ist durch ihr Vorkommen in einer ziemlich homo-

genen Masse von undurchsichtigem, gelbweißem Aussehen und ziemlich zäher, klebriger Consistenz, die von Blutkörperchen durch die Färbung in der Regel ziemlich sicher mit unbewaffnetem Auge festzustellen. Mit praktischem Sinne wird dann der Inspection als vorzügliche Aufgabe hingestellt, zu erforschen, ob diese Bestandtheile dem gewöhnlichen serösen oder schleimigen Sputum, wie es jede Affection der Respirationsorgane begleitet, innig beigemischt sind, oder ob sie nicht homogen, nur neben denselben vorkommen. Das Erstere weist auf ihre Abstammung von derselben Stelle, beim Eiter deshalb auf Bronchialaffection, beim Blute auf Pneumonie; wo dagegen die Eitermassen als rundliche, abgegrenzte Sputa meistens auf dem Boden der Spuckschale in der übrigen Auswurfsmasse liegen, stellen sie den von jeher als phthisisches Sputum bekannten Cavernenauswurf dar, dessen Diagnose durch gleichzeitige Hämoptoe noch mehr gesichert wird. — Im letzten vierten Kapitel erhalten wir endlich eine ausführliche Beschreibung des Auswurfs in den speciellen Krankheiten des Larynx und der Trachea, der Bronchien und des Lungenparenchyms, der auch chemische Analysen bei den wichtigsten Erkrankungen beigefügt sind. Zwei lithographirte Tafeln mit theilweis etwas schematisch gezeichneten Figuren dienen endlich zur Erläuterung der Angaben über die morphologischen Gebilde in den Sputis; interessant ist auch die Copie einer Abbildung, welche Nicolaus Tulpius von Amsterdam in seinen *Observationum medicarum libri IV*, 1641 von ausgehusteten Bronchialgerinnseln, die er als *surculi venae arteriosae expectorati* beschreibt, gegeben hat.

M ü n c h e n

Druck von J. G. Weiß 1854. Leitfaden der geburtshilflichen Klinik. Versuch einer wissenschaftlich=dogmatischen Bearbeitung dieser Doctrin von Dr. J. B. von Weißbrod, k. Obermedicinalrath, o. ö. Professor an der Univers. München u. XIX u. 472 S. in Octav.

Vorstehendes Werk ist den zahlreichen ehemaligen und gegenwärtigen Zuhörern des Verfs gewidmet, und soll sie an die Worte des Lehrers erinnern, welcher seit vollen dreißig Jahren die Geburtshülfe auf der Hochschule München vorträgt, nachdem er 21 Jahre früher eine praktische und gerichtsarztliche Laufbahn verfolgt hatte, während welcher Zeit er die ausgedehnteste Uebung in der Geburtshülfe damals zu genießen Gelegenheit hatte, wo an gut unterrichteten Geburtshelfern und Hebammen noch kein Ueberfluß Statt fand. Der Verf. wollte seinem Grundsatz treu bleiben, den sprichwörtlichen Termin des neunten Jahres in einer solchen Ausdehnung zu befolgen, welche einer so wichtigen umfassenden Erfahrungswissenschaft angemessen sein dürfte, um als sicher erprobter, selbständiger, praktischer Leitfaden gelten zu können. Daher wartete er den Abfluß eines vollen halben Jahrhunderts ab, um durch hinlänglich ausgedehnte, selbständige Ausübung der Geburtshülfe die klassischen Lehren der Meister der Wissenschaft und Kunst durch andauernde, strenge und vorurtheilsfreie Würdigung und Controlirung seiner eigenen Resultate thatsächlicher Proben durch Fehlen und Gelingen sichten und sanctioniren zu können. Das ist nun in vorliegendem Werke geschehen.

W i e n

Verlag von Seidel 1854. Compendium der Geburtshilfe von Prof. Scanzoni. 513 Seiten in Octav.

Der rühmlichst bekannte Lehrer der Geburtshilfe sah sich zur Herausgabe dieser Schrift durch die Nothwendigkeit veranlaßt, sein Eigenthum gegen die bereits wiederholt erfolgten Angriffe von Seiten unberufener Compileren und Bademe-cum-Schmiede zu schützen. Er hat daher in einem bequemen Auszuge aus seinem größeren Lehrbuche (2. Aufl. 1853) die wichtigsten Lehren zusammengestellt und nur die letzte Abtheilung, die Betrachtung der hauptsächlichsten Wochen- und Kinderkrankheiten weggelassen. Die Holzschnitte des Hauptwerkes sind in diesem Werke von neuem benutzt.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 10. September 1855.

W i e s b a d e n

Bei Kreidel und Niedner 1855. Die Grundlagen des sittlichen Lebens, ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik von Dr. F. W. Th. Schliephake, Herzogl. Nassauischem Hofrath, vormals Professor an der Universität zu Brüssel. VII u. 128 S. in Octav.

Der Verf. der vorliegenden Schrift, kein Anfänger in der philosophischen Forschung, obwohl erst jetzt als Schriftsteller in diesem Fache auftretend, bietet den Mitarbeitern in der Wissenschaft, sowie allen Gebildeten, denen die ethische Frage ein ernstes Anliegen ist, hiemit eine Darstellung seiner ethischen Grundüberzeugungen, „wie dieselben sich ihm durch mannichfache wissenschaftliche Prüfung schon längst festgestellt haben und seitdem durch den Umblick in Wirklichkeit und Geschichte bei ihm unverändert dieselben geblieben sind.“ Der Leser darf daher etwas Gereiftes und Bedeutendes erwarten, und gewiß wird Jeder sowohl von einer gewissen Vollendung und Schön-

heit der Form wie auch von der Tiefe und Erhabenheit der Gedanken sich ergriffen fühlen, auch da, wo er, nach der Verschiedenheit der menschlichen Ansichten nicht beistimmen könnte. Der Referent findet zwar hier und dort eine Frage, die er nicht ganz so beantwortet, oder wenigstens eine Seite der Wahrheit, die er entweder stärker oder schwächer betont hätte, und er wird unten seine Abweichung zu begründen suchen; im Ganzen und Wesentlichen aber stimmt er bei und heißt dieses kleine, aber inhaltreiche Werk seinerseits mit lebhafter Freude willkommen.

Das Buch soll zugleich, wie der Titel sagt, ein Beitrag sein zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik. Ein solcher Versuch ist schwierig und enthält immer etwas Kühnes. Das productiv-wissenschaftliche Leben, vor Allem in der Philosophie, ist ja, seinem großen geschichtlichen Verlaufe nach, ein Kampf entgegenstehender Gedanken und Ansichten, und daß auch nur in der Hauptsache Frieden gemacht werde, erscheint, bei der unleugbaren Abhängigkeit wissenschaftlicher Ansichten von persönlichen Richtungen und Charakterzügen, Vielen unmöglich, Manchen sogar, welche aus dem Frieden eine Stockung des Lebens befürchten, nicht einmal wünschenswerth. Dennoch wird der Glaube an die Eine Wahrheit und an die auf diese Wahrheit gegründete wesentlich gleiche Menschennatur immer wieder einen Versuch zur Vermittlung der Gegensätze zurückführen, und man wird Gründe finden, weder durch die Besorgniß einer Lebensstockung, welche bei der innern Uner-schöpflichkeit der Wahrheit nur durch Schuld der Menschen drohen könnte, noch durch den heftigsten Kampf der Ansichten sich schrecken zu lassen. Hat doch jedes aus wahrer Genialität hervorge-

gangne System seine Berechtigung, indem es irgend eine Seite der Wahrheit erkennt und zur Geltung bringen will. Mag ein anderes, wesentlich verschiednes ihm entgegentreten; beide haben ihren Theil der Wahrheit, wenn sie auch einander, ihre eigne Grenze verkennend, zu würdigen nicht verstehen. Das ist der schöne Beruf des Historikers der Philosophie, daß er fern dem eifernden Streite der Schulen dem Pfade jedes Systemes nachgeht, und nachweist, wie es die Spur der Wahrheit verfolgt und einen Theil derselben ans Licht stellt, daß er die entgegengesetzten in ruhiger Klarheit einander gegenüberstellt und ihr Verhältniß gegenseitiger Ergänzung erkennen oder doch ahnen läßt. Er gibt so einen wichtigen Beitrag zu der endlichen Verständigung, welche wir hoffen. Jedoch als einzige und hinreichende Bedingung hierzu kann die Geschichte nicht angesehen werden. Es muß eine höhere und wesentlich umfassendere Ansicht gewonnen und durchgebildet sein, in welcher jedes besondere Princip in seiner theilweisen Berechtigung, zugleich in seinen richtigen Grenzen erkannt, ja selbst gefordert wird. Dies ist ein Großes, und es ist nicht zu verwundern, wenn eine solche Ansicht, da wo sie auftritt mit ihrem Anspruch, dem Zweifel begegnet, zumal da sie, obschon mit allen andern in obigem Sinne befreundet, doch auch allen wiederum entgegentreten muß. — Hr Schl. konnte hiernach, bei dem Plane und Zwecke seiner Arbeit nicht umhin, auch die Geschichte der Philosophie zu berücksichtigen. Er fügt der Behandlung jeder Hauptfrage die Geschichte ihrer Beantwortungen bei mit einer Kritik derselben. Gründliche Kenntniß, Schärfe und Genauigkeit in Auffassung und Darstellung, bei großer Kürze, wird

hierbei ebenso wenig vermist werden, wie jene Billigkeit, welche der vermittelnden Stellung gebührt. Bemerkenswerth ist, daß der Verf. in diesen historischen Vergleichen nicht nur auf die eigentlich philosophischen Bestrebungen Bezug genommen hat, sondern auch auf theologische Bearbeitungen der Ethik oder ethischer Hauptfragen. Es leidet wohl kaum einen Zweifel, daß eine solche Beachtung zum Nutzen der Philosophie selbst, zur Erweiterung des philosophischen Gedankenkreises und zur Vermeidung von Einseitigkeiten geschehen könne, ohne daß dadurch der formelle Unterschied zwischen den beiden Wissenschaften aufgehoben werden müßte.

In einer umfassenden Einleitung gibt der Verf. die Hauptmomente seiner Ansicht. Grundlagen des sittlichen Lebens sind ihm erstens diejenigen Eigenschaften und Kräfte des Menschen, welche die innern Elemente seiner sittlichen Natur ausmachen, zweitens der höhere erzeugende Grund, auf welchem die Sittlichkeit beruht — worunter Gott gemeint ist —, endlich die zu demselben hinanleitenden Lebensmächte, nämlich Offenbarung und Wissenschaft. Hiernach bilden den eigentlichen Kern der Arbeit Abschnitt II, III und IV: von der Immanenz der ethischen Principien oder dem Sittengesetz als dem Willen der Vernunft, von der Transcendenz der ethischen Principien oder dem Sittengesetz als göttlichem Gebot und von jenen hinanleitenden Lebensmächten. Jedoch ist diesen drei Abschnitten der erste vorangeschickt, die Entwicklung der Sittlichkeit in ihren Stufen darstellend, eigentlich der genetische Nachweis dessen, was im zweiten Abschnitt zusammengestellt wird, so daß beide wesentlich ein Ganzes bilden. Im fünften Abschnitt aber folgt sodann die Betrachtung der sittlichen Persönlichkeit, als gleichsam der Blüthe

der ethischen Principien in ihrer Wirklichkeit, worauf im sechsten Abschnitt von Kunst und Geschichte, als „den Lebensmächten, welche in der sittlichen Wirklichkeit sich darstellen“, gleichsam den Früchten jener Blüthe die Rede ist. Endlich wird im siebenten Abschnitt, „um die Kraft des sittlich Guten an seinem Gegentheile darzuthun“, eine Abhandlung über „die innere Verneinung in der moralischen Entwicklung“, d. i. über das Böse gegeben.

Der Raum gestattet nicht, über jeden dieser Punkte eingehender zu handeln. Ref. wird deswegen nur über den Inhalt jener wichtigsten Abschnitte ausführlicher und auch beurtheilend berichten, also vorzugsweise die Frage über Immanenz und Transcendenz der ethischen Principien und über das Verhältniß beider hier zur Sprache bringen.

Man kann mit dem Ausdrucke Immanenz einen verschiedenen Sinn verbinden. Das ethische Leben kann immanent genannt werden, insofern es, von seiner subjectiv-formellen Seite betrachtet, im Willen sich sammelt und außer der menschlichen Persönlichkeit, deren Mittelpunkt und Einheit der Wille bildet, gar nicht vorhanden ist. Insofern würde an eine Transcendenz nicht gedacht werden können. Anders in objectiver Beziehung. Das objective Gesetz des Willens, sein wesentlicher Inhalt, ist es ebenfalls nach seinem Ursprung und seiner Berechtigung ein Ursprüngliches, das seinem Wesen nach als Eigenthum dem wollenden Subjecte inwohnt, oder wird es als äußeres, höheres Gesetz ihm angetragen? Und hier haben wir dann wieder ein Doppeltes zu unterscheiden. Wenn das objectiv-ethische Princip unsrer Persönlichkeit inwohnt, ist es dann ein für allemal und gleich von Anfang uns inwohnend, so daß die Empirie jedes

Augenblicks auch die Vollendung wäre, oder ist eine fortschreitende Entwicklung nöthig, so daß wir erst auf einer gewissen Höhe angelangt in der Wirklichkeit unsers Willens das Gesetz tragen und vollend mit ihm wesentlich eins wären. So würde die Immanenz des Gesetzes nur in ihrer Beziehung auf die Idee unsers Wesens mit unbedingter Gültigkeit behauptet werden können, in Bezug auf die frühern Zustände unsrer Wirklichkeit aber müßte das Gesetz als ein transcendentes erscheinen. Immerhin möchte sich die ideale Immanenz schon von Anfang an durch die Anlagen der Seele und des Leibes beerkunden, eine wirkliche würde sie gleichwohl erst auf jener Höhe sein, und, insofern die Entwicklung nicht glücklich wäre, würde sie vielleicht, in dem Kreise des Lebens wenigstens, den wir erfahrungsmäßig überschauen, niemals sich verwirklichen. So stände der idealen Immanenz in dem nämlichen Leben erfahrungsmäßig eine Transcendenz gegenüber, vermöge welcher wir, in gewissen Jahren wenigstens, unser Gesetz von außen her, von der Auctorität erwachsener Personen empfangen, ein Verhältniß, das, innerhalb seiner Grenzen, nicht zum Uebel zu rechnen ist, sondern ebenfalls den Charakter eines Idealen, Bestimmungsgemäßen trägt.

Man wird leicht erkennen, daß in ethischen Untersuchungen nur von einer objectiv-idealen Immanenz die Rede sein könne, welche in dem Wesen des Menschen angelegt durch Entwicklungsstufen hindurch sich vollenden soll. Auch Hr Schl. versteht sie nicht anders. Er bezeichnet sie als den auf das Sittengesetz gerichteten Willen der Vernunft, welche die im Begriff des Sittlichen enthaltne Einheit von Freiheit und Gesetz, die Identität des Vollens mit der Wahrheit des Gu-

ten vollziehe. Die Vernunft ist ihm das „Obere in uns“, der „überindividuelle Geist“ (S. 42), Ausdrücke, in welchen die Vernunft allerdings als realwirkende Macht — worin wir dem Verf. beistimmen — doch zugleich wohl auch als eine solche anerkannt werden soll, mit welcher das Individuum nicht unbedingt identisch gedacht werden könne. Aber es wäre vielleicht wünschenswerth, daß der Verf. diesen letzten Punkt mehr hervorgehoben hätte. Der Mensch kann nicht allein gottlos, er kann auch unvernünftig sein, wie denn eben in dem Widerstreite gegen Gott und in der Gottesvergessenheit die größte Unvernunft besteht; auch die Vernünftigkeit ist für das Individuum zunächst nur Anlage und Möglichkeit und erfüllt sich nur unter Bedingungen zur Wirklichkeit. Die Schilderung der menschlichen Lebensalter, welche dem Abschnitte über Simmanenz vorangeht, ist geistreich und in den meisten Punkten äußerst treffend; nur hätte Ref. gern gesehen, daß jene Einwirkung der noch transcendenten Vernunft auf das Gemüth des sich entwickelnden Menschen, welche hinüberleitet aus dem Stadium der herrschenden Selbstheit zu demjenigen des nach der Wahrheit sich bestimmenden Willens mehr herausgestellt worden wäre. Es würde dann das Alter des „Selbstwillens“ und das darauf folgende der „Besinnung“ weniger schroff einander gegenübergetreten sein, der Vf. hätte Gelegenheit gehabt, von der Auctorität als einer transcendenten Vernunftmacht im Leben des Kindes, von der persönlichen sowohl wie von der abstract gesellschaftlichen zu reden. Er würde dann vielleicht auch die nachfolgende Periode eigentlicher Moralität nicht bloß als das Alter der Besinnung bezeichnet haben, sondern als das Alter wahrhaft idealer Freiheit, deren Wesen es ist, das im idealen Sinne Wahre als solches mit Liebe und Lust

zu wollen. Dieses ist auch die Ueberzeugung des Verfs; aber in jener Schilderung tritt doch zu sehr das Moment einer bloßen Besinnung hervor, deren Grundlage eigentlich doch die Selbstheit wäre, nur von einem schärferen, erfahreneren Blicke, von einer geübteren Ueberlegung geleitet. In dem Knaben, der unter der Zucht seinen Willen beugen müsse, sobald bei gleichzeitiger Klärung des Verstandes das persönliche Leben sich stärker rege, werde das Verlangen hervorgerufen nach bewußter, durch Gründe gestützter und dadurch auch im Nachgeben ungezwungener Selbstbestimmung. Der zu sich kommende Gedanke sei es, welcher dann dem Subject aufhelfe, das der unbegriffnen Nothwendigkeit gegenüber, hartnäckig oder schlaff immer erliegen müßte. — Wer möchte leugnen, daß solche Ueberlegung in dem Gemüthe des Knaben vorkommen könne; aber hätten nicht auch jene idealen Urtheile und Gefühle erwähnt zu werden verdient, wenn der Knabe, ohne sich klare Rechenschaft darüber geben zu können, Gefallen findet an den Beispielen der Geschichte, oder an dem weisen, ordnungsvollen und festen Walten des Lehrers oder an der festgegründeten Ordnung des Hauses und der Schule? In diesen gewiß noch mehr als in jener Ueberlegung spricht sich vorbedeutend das Herannahen eines höhern Lebens aus. Der Verf. zwar, so sehr er das Denken und dessen große Bedeutung hervorhebt, übersieht auch die Bedeutung der Gefühle nicht; er gibt ihnen eine Entstehung, unabhängig von der Reflexion, S. 32, wo es in der Schilderung jenes Uebergangs heißt: „Der Ausgang eines tiefern und intensivern Herzens erfolgt ursprünglich durch das allgemeine geistige Wachsthum, aus einer spontanen, noch nicht reflectirten Bewegung.“

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. Stück.

Den 13. September 1855.

W i e s b a d e n

Fortsetzung der Anzeige: „Die Grundlagen des sittlichen Lebens, ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik von Dr. F. W. Th. Schliephake.“

Der Art freilich, wie sogleich darauf die Entstehung des bessern Gefühles näher angegeben wird, können wir nicht beistimmen. „Es ist der mehrfach erwähnte Selbsttrieb, fährt der Verf. fort, der in besserer Weise nach Erfüllung strebend, das Gemüth ergreift und den Boden zu dessen Anbau legt, indem er den sich absondernden Egoismus abweist, um mit der Umwelt friedlich zu stehen, und den übergeordneten, ihn geistig berührenden Sphären beistimmend sich zu öffnen.“ Also auch hier beim Gefühl der nämliche Ausgangspunkt der Selbstheit, wie oben bei der Ueberlegung. Indessen wird sodann bei Erwähnung der Wechselbedingtheit zwischen Erkenntniß und Gefühl von dem letztern in würdigen Worten eine zwar nicht jenem unvollkommenen Keime, wohl aber der Wahr-

heit angemessene Vorstellung gegeben. In einer Abhandlung über die Vernunft in ethischer Beziehung kann die Frage nach dem Verhältniß des Willens zu Erkenntniß und Gefühl nicht unberührt bleiben, so schwierig auch diese Entscheidung ist. Daß der Wille mit beiden in dem engsten Lebenszusammenhange stehe, ist wohl klar. Da aber er, wohl eben deswegen, weil er im eminentesten Sinne uns selbst ausmacht, viel leichter mit Zuversicht vorausgesetzt als mit klarem Bewußtsein objectiv erkannt wird, so kann es scheinen und ist, bei jenem Zusammenhange, den Denkern oft so erschienen, als sei er für sich allein nichts, sondern nur gleichsam der Abschluß entweder eines Gefühls- oder eines Erkenntnißactes. Hr Schl. erkennt im Willen den eigentlich productiven Mittelpunkt der Persönlichkeit; dennoch kommen in unserm Werke Aussprüche vor, welche eine nicht völlig klare Erkenntniß jenes Verhältnisses zu verathen scheinen, zugleich aber zum Beweise dienen, wie lebendig ihm in erfahrungsmäßiger Anschauung das Wesen des Willens und seine Beziehungen gegenwärtig sind. Wenn wir S. 32 lesen: „Der fühlende Mensch, eins mit dem Inhalte seiner Absicht, ist mit ganzer Seele bei seinem Handeln; ihm können wir daher seine Thaten völlig als eigne zuschreiben“ — so könnte man versucht sein, dagegen einzuwenden, daß dies eben das Wollen sei, eins zu sein mit dem Gegenstande der Absicht, wenn nicht der Wille darin eben sich in seiner subjectiven Richtung bewährte und vollendete, daß er auch das Gefühl als Liebe und Lust zu seinem Gegenstande hervorruft. An einer andern Stelle kann es scheinen, als lege der Verf. die Kraft des Wollens ganz in das Denken: „Diese große Kraft, lesen wir S. 31, liegt im Denken,

daß es sowohl das subjective Streben durch Einsicht befriedigt, als auch durch die unabweisliche Auctorität der Wahrheit an das sachliche Gesetz bindet.“ Hiernach würde das Denken einen Zwang über den Willen ausüben. Allein der Verf. macht sogleich, diesen Zug von einseitigem Intellectualismus berichtend, einen Unterschied zwischen einem logischen und einem theletischen Anerkennen der Gründe. Wir sehen das Letztere, fügt er bei, als eine ursprüngliche Vernunftthat an, die zu ihrem Zustandekommen allerdings die logische Position erfordert. Beide sind normaler Weise mit- und in einander, und es wäre ein Widerspruch, wenn der Geist im Wollen das Wesen der Dinge anders nähme, als er es im Erkennen vor sich stellt. Ohne Zweifel bedarf es noch anderer, als intellectueller Bedingnisse, damit ein erkanntes Gesetz recht gewollt werde u.“ Der Verf. erkennt klar genug die Aufgabe, ohne sie jedoch zu lösen. Es wird nicht erwartet werden, daß hier eine solche Lösung versucht werde, auch wenn der Ref. es vermöchte; dagegen nehmen wir von dieser Betrachtung Anlaß, unser Urtheil über den Abschnitt von der Immanenz des ethischen Lebens abzuschließen. Wir glauben, wenn der geehrte Verf. seine Schilderung der ethischen Lebensstufen nicht so vorzugsweise unter den Gesichtspunkt der Immanenz gestellt hätte, so würde seine Darstellung an Klarheit gewonnen haben. Der Wille, so sehr er unser eigentliches Selbst ausmacht, erfordert dennoch, nach seinem ganzen Sein und wesentlichem Inhalt, nicht nach den einzelnen Acten betrachtet, einen Schöpfungsact, wodurch er entsteht, wie wir selbst. Es gibt eine Zeit, zu Anfang unsers Lebens, in welcher wir noch gar nicht wollen, und wenn wir in das erwachsene

Alter treten, so gewinnen wir ein Wollen, wesentlich verschieden nach Richtung und Inhalt von demjenigen unsrer Kindheit. Man sagt: die Entwicklung ist es, welche diese Veränderungen bringt. Aber was wir Entwicklung nennen, verdient, sofern wir durch die ursprüngliche Bedeutung des Wortes uns leiten lassen, diesen Namen ohne Einschränkung nur dann, wenn wir von dem Ganzen der Idee aus das Werden betrachten; — in dieser sind freilich alle Momente im Voraus gegeben; vom Gesichtspunkte der Realität jedoch nur auf sehr beschränkte Weise: die epochemachenden Veränderungen kommen neu hinzu in Form einer Verknüpfung, nicht einer Entwicklung, ihre Entstehung und ihr Wesen erklärt sich nicht aus dem vorher schon Vorhandnen, es ist ein synthetischer, nicht ein analytischer Fortschritt. Man wird nicht einwenden, daß die Selbstthätigkeit dadurch verneint würde; wie sollte sie es, da die schöpferische Kraft ja eben sie neu schafft und in die Bahn höherer Bethätigung einführt; nur ist der neue Aufschwung keineswegs durch die vorangehende Thätigkeit und ihre Art zu erklären. Nicht als wenn der Verf. diese Wahrheit ganz verkannte; er macht sie nur nicht mit der wünschenswerthen Entschiedenheit und Consequenz geltend, und daher jenes Bestreben, den Aufschwung der höhern Stufe möglichst aus der Reflexion der untern Stufe zu erklären, wie uns dasselbe bei Denken und Gefühl begegnete, wobei denn das Höherentige nachgehends doch ohne eigentliche Motivirung eingeführt werden mußte. Wie wir daher einerseits den Gegensatz der beiden Alter, des selbstischen und des wesentlich Moralischen in Bezug auf den historischen Gang nicht wie der Verf. es thut, in der Art spannen möchten, als wäre in dem er-

stern gar nichts, was in Gefühl und Gedanken schon einer höhern Art angehörte, vielmehr nach Erfahrung und theoretischen Erwägungen überzeugt sind, daß das höhere Princip schon lange vor seinem unmittelbaren Eintritt ihm entsprechende Gedanken und Gefühle weckt, und in seiner objectiven Erscheinung als Wille einer andern Person, weiterhin als abstractes Gesetz in Leitung des Lebens nicht geringen Einfluß übt; so sind wir andererseits der Meinung, daß die Verschiedenheit beider Principien im Begriff genauer auseinandergehalten werden mußte, als der Verf. es gethan, indem das Selbst als solches, zwar nicht als Form unsers Lebens, die es natürlich immerfort bleibt, wohl aber als höchster Zweck des Wollens, als Ausgangs- und Endpunkt aller praktischen Ueberlegung durch den Umschwung zum wahrhaft moralischen Princip völlig beseitigt wird.

Von der „Logonomie“, d. i. der Immanenz des Sittengesetzes, geht der Verf. über zur Transcendenz desselben, zur „Theonomie“, in deren Herrschaft er die Vollendung des Sittlichen erkennt. Hier mußte vor Allem von Gott selbst die Rede sein. Die Idee desselben wird im Sinne des Theismus aufgestellt, als die der absoluten, lebenden göttlichen Persönlichkeit, nachdem sie motivirt worden durch den Satz der Ursache angewandt auf den Menschen, insofern derselbe sich nicht allein thätig, sondern auch leidend, empfangend und erfahrend findet. Er ist aber Beides, so führt der Verf. in überzeugender Rede aus, in Allem zu gleicher Zeit und zwar nicht allein in den Verhältnissen des äußern Daseins, sondern auch in dem innersten Seelenleben, wie in jedem andern, so auch im ethischen. „Ueberall aber, so fährt er fort, wo der Gegensatz zwischen Leiden und Thun

sich darbietet, ist die Forschung nach der Ursache nicht am Ziel. Denn die Ursache des Leidens kann nicht in dem dasselbe erfahrenden Wesen allein angenommen werden, sonst wäre es als Ursache, nicht leidend gedacht. Auch kann sie nicht in einem der Art nach von ihm ausgeschlossenen oder es ausschließenden Wesen gesetzt werden, wie wir die Natur nicht als Ursache der geistigen, und umgekehrt, den Geist, in seiner Eigenart, nicht als die Ursache der physischen Erscheinungen ansehen können. Wo daher der Art nach sich ausschließende Wirkungsgebiete in jenem Verhältniß stehen, da muß eine Vermittlung gesucht werden, die wiederum nicht in einem Untergeordneten zu setzen, sondern nur durch ein höheres, den Artunterschied begründendes und ausgleichendes, zuhöchst durch ein absolut thätiges Wesen denkbar ist. Insonderheit gilt dieses von der Freiheit persönlicher Geister. Unfre Freiheit ist bedingt, aber die Bedingung derselben wird nicht durch die eines andern Bedingten zureichend erklärt, sondern sie ist nur durch die Freiheit eines Höhern denkbar und statthast zc.“ Die völlige und rückhaltlose Hingabe des Menschen an Gott ist dem Verf. Religion; näher bezeichnet er sie als „die Liebe, worin der Mensch der göttlichen Liebe inne wird, wodurch er sein Selbst ihr entgegenbringt.“ Dann, bei dieser Hingabe an Gott, nehme das Leben mit Bewußtsein die Richtung: nicht in dem eignen Selbst, noch in etwas Endlichem als solchem sein Ziel zu suchen, sondern auf das höchste Gute, das unbedingt Begehrenswürdige zu blicken. So werde die wahrhaft persönliche, freie Kindschaft des Menschen zu Gott gewonnen, in reiner Erkenntniß, in innigem Gefühl und gehorsamem Willen des Göttlichen. Innerhalb der Religion, als des Ganzen,

unterscheidet nun Hr Schl. Frömmigkeit und sittliche Güte. Die Eigensphäre der Frömmigkeit ist ihm in gottinniger Gesinnung und Gemüthspflege, sie stellt den Menschen als Geschöpf vor und zu Gott; ihre Werke haben den Charakter der Uebung und des Symbols. Indem der Verf. in solcher Weise Frömmigkeit als etwas Besonderes von Religion unterscheidet, so scheint er einem ältern Sprachgebrauche zu folgen, nach welchem fromm so viel wie gut bedeutete und Gott selbst fromm genannt werden konnte. Denn fromm nennt er „den durch Hingabe an die Gottheit sich weihenden Willen, welcher das Gute, das er als göttliche Wesenheit und Inhalt des göttlichen Willens faßt, im Innesein dieses Urgrundes, des Einen allbestimmenden Lebenden, zum Zweck nimmt. Hiernach wäre Frömmigkeit die willige Erfüllung des Gesetzes aus religiösem Antrieb, als des göttlichen Gebotes, d. i. Moralität im Sinne der Transcendenz. Wenn nun der Frömmigkeit die Sittlichkeit im engern Sinne entgegengesetzt wird, so sollte man glauben, unter dieser werde Moralität im Sinne der Immanenz verstanden, nämlich das Leben nach wahr erkann- ten Vernunftideen und Idealen, abgesehen davon, ob sie zugleich als Gottes Wille erkannt würden. Doch nicht dies ist der Gedanke des Verfs; Frömmigkeit ist ihm vielmehr gleichsam der innere ruhende Kern der Moralität, der durch stete Gemüths- verbindung mit Gott sich rein und stark erhält, Sittlichkeit dagegen die Praxis in der Welt, die Bethätigung des guten Willens in besondern Thaten und im Kampfe des Lebens, wobei denn vorausgesetzt wird, daß auch die Sittlichkeit die Religion zur Quelle habe, wie dies der Verf. an andern Stellen bestimmt ausspricht. (S. 63: Die

Religion ist die höhere Bedingung und erzeugende Grundlage der Sittlichkeit; in ihr wohnt das moralische Vermögen des Menschen“). Man erkennt leicht, daß die angegebne Fassung jener Begriffe durch diese Grundansicht, welche das gesammte moralische Leben in unmittelbare und gänzliche Abhängigkeit von der Religion setzt, bedingt ist. Diese Frage aber hätte einer eingehendern Behandlung wohl bedurft, da sie nicht unbestritten ist und aus den Principien des Verfs sich keineswegs mit sicherer Consequenz ergibt. Es ist, nach der Ueberzeugung des Ref. allerdings unbestreitbar und eine der wichtigsten Wahrheiten, daß sowohl die Vollkommenheit des sittlichen Lebens, wie auch die Sicherheit desselben, so weit beide bei Menschen möglich sind, das religiöse Leben mit Nothwendigkeit erfordern, jene, weil eben auch die religiöse Unterordnung und Hingebung der endlichen Person von der idealen Wahrheit, mithin von der Sittlichkeit gefordert wird, dieselbe also, so lange die eigentlich religiösen Tugenden fehlen, nur einseitig, eben deswegen auch nicht rein und unentstellt vorhanden sein kann; diese aber, die Sicherheit des sittlichen Lebens, so lange er sich nicht einig weiß und fühlt mit dem unendlichen und unbedingten Willen Gottes, sich nicht als Glied faßt in der gesammten Realität des göttlichen Lebens, der festen Zuversicht und Kraft, des unerschütterlichen Muthes und der wahren Standhaftigkeit entbehren muß. Im Uebrigen aber scheint es uns wichtig, zu unterscheiden das, was wir überhaupt durch Gottes Hülfe und Wirkung sind und werden, und das, was uns insbesondre durch den freien und bewußten Anschluß an Gott zu Theil wird; nur dieser persönliche Anschluß ist Religion, jenes ist Schöpfungsthat Gottes. Auch

die Religion ist göttliche Gabe, aber sie ist die höchste, nicht diejenige, mit welcher Gott seine Wirksamkeit an unsrer Seele beginnt. Es kann Göttliches in uns leben, noch ehe wir es als solches und den Zusammenhang desselben mit Gottes Willen erkennen. Unleugbar ist, daß nur der Mensch der Gottheit sich wahrhaft nähert und mit ihr in echte Lebensgemeinschaft treten kann, welcher ihr in sittlichem Wollen ähnlich wird; wie es denn auch geschichtlich bestätigt ist, daß Völker ohne eine ernste sittliche Richtung auf der Seite der Religion in die größten Irthümer geriethen, dagegen der erwachende moralische Sinn auch die Religionsansichten verbesserte. So lehrt es die Culturgeschichte der Griechen, so die Geschichte der christlichen Religion selbst. In diesem Sinne halten wir fest an einer Wechselwirkung zwischen dem Moralischen und dem Religiösen, ohne im entferntesten behaupten zu wollen, daß der Mensch ohne die Hülfe Gottes eine wahre Moralität gewinnen könne, erkennen vielmehr in jeder principiellen Veränderung unsrer gesammten Persönlichkeit, nicht allein in der ersten Schöpfung unsers Willens und unsrer Freiheit überhaupt, sondern namentlich auch in dem Uebergange aus dem Leben der natürlichen Selbstheit zur eigentlichen Moralität eine Wirkung der schöpferischen Hand Gottes. Aber wenn schon diese Anerkennung ein Element der Religion ist, so ist doch das damit anerkannte Verhältniß selbst in der Sache, nicht in unsrer persönlichen Aufnahme derselben begründet. Es muß erinnert werden, daß Hr Schl. selbst an einer andern Stelle seiner Arbeit (S. 8), da wo er die rationalistische Ansicht, als sei die Sittlichkeit von der Religion völlig unabhängig, mit vollem Rechte zurückweist, eine wechselseitige Abhängigkeit, wenn schon nicht ganz

in dem Umfange, wie wir, annimmt: „Wir sehen zwischen beiden ein Wechselverhältniß, sagt er; denn wie der Mensch aus dem Glauben die rechte Thatkraft schöpft, so wird er auch durch die Tugendübung zur rechten Treue gegen Gott erzogen.“ Wenn gleichwohl eine gänzliche Abhängigkeit der Moral von der Religion von ihm gelehrt wird (S. 63 u. 64), so scheint die Ursache dieser Abweichung von der sonst anerkannten Wahrheit in einer Verwechslung jenes sachlichen Verhältnisses zwischen dem Geschöpf und dem Schöpfer, auch im Sittlichen, mit der persönlich bewußten religiösen Anerkennung dieser Unterordnung zu liegen, und diese Verwechslung wieder durch die Neigung motivirt zu sein, welche durch das ganze Werk bemerklich ist, auf die bewußte Persönlichkeit so viel wie möglich Alles zurückzuführen.

Der Gegensatz des Transcendenten und des Immanenten wiederholt sich in dem Gegensatze der Offenbarung und der Wissenschaft, von welchen als den zu den ethischen Principien hinanleitenden Mächten der Verf. nun handelt. Es ist gewiß eine anerkennenswerthe Selbstüberwindung der Philosophie, wenn sie außer sich noch eine andere Quelle ewiger Wahrheit anerkennt und sich selbst in der Offenbarung das ergänzende Gegenglied aufstellt, nicht wie vor Zeiten durch äußere Nöthigung und die Macht des überlieferten Glaubens gedrungen, sondern das Motiv dazu in sich selber findend. Was Hr Schlieph. in diesem Abschnitte sagt, gehört zu dem Vortrefflichsten des ganzen Werkes. Obgleich bei der Gedrängtheit der Erörterung, in welcher eigentlich kein Satz wegbleiben könnte, ein Auszug streng genommen nicht möglich ist, so wollen wir doch, statt bloßer Inhaltstitel, einige Sätze meist mit den Worten des

Verss herausheben, um seine Auffassung der Sache zu charakterisiren und zur Lesung des Ganzen aufzumuntern. „Das Dasein und Wesen Gottes, beginnt er einleitend, ist die Voraussetzung für alle Vernunft und für alles Sein, und es ist, in der intellectuellen wie in der moralischen Welt keine Ausgangsstelle, von wo aus nicht, bei folgerechtem Verfahren, jene Wahrheit, als unabweisliche Forderung im Geiste, sich erkennen ließe. In der Natur des menschlichen Willens liegt ursprünglich die Richtung auf den Urgrund des Guten und der Freiheit. Dieselbe Richtung kommt dem Gedanken zu. Sowie der Geist, ohne sich auf die Wahrheit des Göttlichen zu stützen, gar nicht vernünftig denken könnte, so kann er auch moralisch sich davon nicht lössagen; er wäre sonst, ohne Bestimmungs- und Gesetzgeber, leer und formlos... In der Gewißheit Gottes als des Grundes des Guten beruht der sittliche Charakter der Erkenntniß... Die Erkenntniß Gottes aber, fährt er fort, gelangte zuerst durch Offenbarung an den Menschen, und hat sich in Form des Glaubens erhalten. Die positiven Religionen sind älter als die Theorien. Auch wo nur dunkle Lehren über die Gottheit sich erhalten hatten, gab es einzelne von Alters her überlieferte sinnvollere Ahnungen, älter als das philosophische Bedürfniß... Die Wahrheit wird dem Menschengeniste in seinem anfänglichen Wachsthum durch Intuition als ein Erlebtes verliehen; er glaubt an sie nicht auf äußere, sondern durch ihre innere unmittelbare Auctorität, bevor er sie denkend zu erzeugen und sich ihrer zu versichern im Stande ist. Für die in der Natur und Sinnenwelt befangenen, zugleich harmlosen und unmündigen Menschen ward durch Offenbarung die einzig mögliche Erhebung über die An-

schauung in das Reich des Uebersinnlichen und zum Glauben an das Göttliche bewerkstelligt. . . ohne Annahme desselben würde die Geschichte der tiefern lebendigen Grundlage ermangeln und der Ursprung der Wissenschaft selbst ein Räthsel bleiben.“ Nachdem sodann der Verf. in allgemeinen Zügen die Geschichte der Wissenschaft charakterisirt, fügt er vergleichend bei: „In der Offenbarung findet eine Aufnahme der Wahrheit in Folge einer göttlichen Mittheilung an den Geist Statt, . . . die Wissenschaft dagegen besteht im Beobachten des Gegebenen, im Erforschen des Erkennbaren, und im Gestalten der Begriffe, nach beiden Seiten aber findet eine vollkommene Gemäßheit mit den Gesetzen des Vernunftlebens Statt; . . . jene gehört der bedürftigen und receptiven Seite des Menschengeistes an, der durch sie belebt und genährt wird, diese steht auf der Seite seines productiven Vermögens, das er mit Absicht, durch eigne Mittel auszuüben hat. In ihrem moralischen Ziele aber, den Geist in das Reich der Wahrheit aufzurichten, darin seinen Willen und seine Kräfte zu erfüllen und zu bestimmen, fassen beide zusammen“ Der Verf. wendet sich sodann zu den Bedingungen einer sittlichen Einwirkung der Offenbarung sowohl wie der Wissenschaft. „Der Glaube, die Frucht der Offenbarung, zeigt seinen sittlichen Geist in dem ungeschmälerten Empfangen, im eifrigen Ergreifen und Durchblicken der Wahrheit, ohne eigensinnige Zuthat und eigenmüthige Trübung, so wie zugleich in dem dankbar sich bethätigenden Gebrauch derselben. Nur der Geist kann glauben, der vertrauend und gesammelt, Vorwitz und Eigendünkel fern hält. . . Soll die Glaubenswahrheit den Willen befruchten, so sei sie zweifellos, positiv und in der Tiefe der Seele. Besitzt

so der Mensch die Güter der Offenbarung, so ist er damit in den Ursprung des sittlichen Lebens gestellt, wo die Wahrheit als Gesinnung, als thätige Kraft ihn einnimmt und beseelt.“ — „Das wissenschaftliche Denken, um eine Kraft der Moralität zu sein, hat zuerst die formellen Gesetze geistiger Entwicklung und wissenschaftlicher Methode zu befolgen; es hat sodann, was den Inhalt betrifft, erstens die Klippe des Idealismus zu vermeiden, welcher das Sein in das Denken verlegt. Die Einheit von Sein und Denken, die als Erkenntniß sich bewährt, widerspricht nicht dem Satz: daß das Wesen an sich vor dem Denken sei, sondern setzt dies voraus . . an diesem Realismus muß eine gesunde Philosophie halten . . ; die sittlichen Ideen können nur an dem Wesen gefunden, nicht aber aus bloß logischen Principien gefolgert werden. Der Idealismus ist des praktisch-wissenschaftlichen Geistes ledig, nicht minder, wie von ganz entgegengesetzter Seite her, sein Feind, der Sensualismus. Die Wissenschaft muß zweitens erkennen was sein soll und mit dieser ideellen Einsicht das Verständniß des Wirklichen verbinden. Wollte sie, statt aus dem Quell ewiger Wahrheit zu schöpfen, das zeitlich Wirkliche für das ursprünglich Wesenhafte nehmen, so würde sie die musterbildende Function, der sie vorstehen soll und damit ihre praktische sittliche Bedeutung verlieren.“ „Ein innerer und wesentlicher Widerspruch zwischen Offenbarung und Wissenschaft ist nicht möglich, wohl aber ein zeitlicher; wenn entweder der Glaube oder die Wissenschaft oder beide in unvollkommenen oder verdorbenen Zuständen sich befinden. . . Durch die Vereinhildung beider, als dem transcendenten und immanenten Bestandtheile der Intelligenz der Menschheit werden alle Thä-

tigkeiten erhöht und veredelt, auf daß der Mensch um so inniger, rüstiger und treuer seiner Bestimmung lebe.“

Blicken wir von diesem Theile der Schrift, welcher sich ebensowohl durch Tiefe der Conception wie durch Klarheit der Durchführung auszeichnet, zurück auf jenen Abschnitt, in welchem der Gegensatz des Transcendenten und Immanenten im Ganzen abgehandelt wurde, so dürfen wir fragen, ob nicht dort Einiges, anders gefaßt oder doch geordnet, klarer und belehrender geworden wäre. Wenn nämlich in Bezug auf Intelligenz der Gegensatz des Transcendenten und Immanenten als Wissenschaft und Offenbarung gefaßt wird, die Wissenschaft aber Sache der Vernunft ist, so würde dort dem Sittengesetz als dem Willen der Vernunft gegenüberstehen müssen das Sittengesetz als offenbarer Wille Gottes. Man könnte dies unter der Ueberschrift: Sittengesetz als göttliches Gebot, verstehen; aber wie wir sahen, gestaltete sich dort der Gegensatz nicht so, sondern zuerst wurde über das Sittengesetz aus der Selbsterkenntniß kurz und mehr nach Form als nach Inhalt geredet, sodann viel ausführlicher über dasselbe vom religiösen Standpunkte aus. Vernunft und Religion aber bilden offenbar nicht den Gegensatz, welcher gemeint war, höchstens dann, wenn unter Religion Offenbarungsreligion verstanden wurde, was aber des Verfs Meinung nicht war, da er in dem Abschnitte vom Sittengesetze als göttlichem Gebote nur von der Erkenntniß Gottes und des göttlichen Willens, wie dieselbe durch die Vernunft gewonnen wird, handelt, ohne der Offenbarung auch nur zu erwähnen. So erklärt sich, daß der Abschnitt vom Willen der Vernunft so kurz ist, da der beste Theil seines Inhalts, nämlich die

Bernunftforderung, daß der Mensch der Wahrheit als dem Willen Gottes sich willig und mit freudiger Wirksamkeit unterordne, in den folgenden Abschnitt herübergewonnen wurde. Ebenso würde der Verf. bei der von uns vorgeschlagenen Fassung des Gegensatzes den rechten Platz gefunden haben, um über die Offenbarung in ihrer vollen historischen Bedeutung mit der wünschenswerthen Ausführlichkeit zu reden. Denn sie ist es, die dem sittlich-religiösen Vernunftleben gegenübersteht, die Offenbarung nicht bloß als Kunde von der Wahrheit, sondern als ein Erscheinen der göttlichen Wahrheit in Persönlichkeit und Kraft, ein Auftreten geschichtlicher Personen, die nicht bloß einen höhern Willen schauen und verkündigen, sondern die in ihrem gesammten Sein ihn verwirklicht darstellen und, als lebendige Kraft der Geschichte ihn bewährend, der Sitte und Lebensrichtung eines ganzen Weltalters ihren Charakter ausdrücken. Der Verf. hat den Begriff der Offenbarung in diesem vollen und höchsten Sinne nicht unbemerkt gelassen, wie einige Stellen S. 77 und 82 beweisen; aber er fand den Ort nicht, um ausführlicher darüber zu reden, und doch liegt die Transcendenz des Sittengesetzes mit seiner erziehenden Kraft für das Menschengeschlecht hauptsächlich in dieser vollkommenen Art der Offenbarung. Das Gesetz als solches in seiner abstracten Natur auf transcendente Weise zur Geltung gebracht, angenommen selbst, daß die Vernunft nichts Wesentliches dagegen einzuwenden hätte, würde dennoch, bei der natürlichen Eifersucht des Innern und des Außern, eine recht freie und freudige Anerkennung und Befolgung nicht finden. Anders, wenn das Gesetz gottähnlichen Lebens in der lebendigen Wirklichkeit einer Person sich offenbart; dann ist ja

nicht bloß ein neues Gesetz, sondern ein neues Gewissen, nicht bloß eine Mittheilung, sondern eine Schöpfung, nicht bloß die Forderung des Gehorsams mit ihrer Furcht, sondern der Wille der Wahrheit mit seiner Liebe, mit einem Worte, es ist auf dem Wege der Transcendenz, d. i. durch göttliche Sendung eine neue höhere Immanenz erschienen und für die Menschheit hat zugleich der Anfang, das fruchtbare Samenkorn eines höhern Vernunftlebens begonnen.

Im fünften Abschnitt zeichnet der Verf. ein ausgeführtes Bild der sittlichen Persönlichkeit, dessen Hauptzüge wir nur angeben werden. Mit gewohnter Präcision beschreibt er die Tugenden derselben, zuerst diejenigen des Willens, Bewußtseins und Gefühls überhaupt: Muth und Gehorsam, Gesinnung, Weisheit, Liebe zum Guten, moralische Innigkeit. Nicht nur der Einfluß des Gefühls auf Wollen und Thun in subjectiver Beziehung wird hierbei hervorgehoben, sondern auch wenigstens angedeutet (S. 88) die wesentliche Unterordnung des Gefühls unter der Gesinnung, nämlich der Einfluß der letztern auf Lust und Unlust der Seele, ein Verhältniß, durch dessen scharfe Auffassung allein es der Ethik möglich ist, die Klippe des feinem Eudämonismus zu vermeiden. Im Zusammenwirken aller subjectiven Kräfte findet der Verf. sodann die Tugenden der Entschlossenheit, der folgerechten Strenge, der Ursprünglichkeit; ferner in der Beziehung der Person mit dem ethischen Objecte: Ehre, Gerechtigkeit, Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit, Rechtschaffenheit.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1855.

W i e s b a d e n

Schluß der Anzeige: „Die Grundlagen des sittlichen Lebens, ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik von Dr. F. W. Th. Schliephake.“

Im sechsten Abschnitte sodann folgt die Abhandlung über Kunst und Geschichte, als den in der sittlichen Wirklichkeit sich darstellenden Mächten, sehr eingehend und reichhaltig. Kunst ist dem Verf. im Allgemeinen die nach Zweckbegriffen verfahrende Thätigkeit, zum Unterschiede vom Triebe und von dem unabsichtlichen, natürlichen Bilden. Geschichte geht über das Gebiet der Selbstursachlichkeit des Einzelmenschen hinaus und kommt dem Ganzen zu, in welches dieser als Factor eintritt. Wir theilen nur Weniges mit, um die Art erkennen zu lassen, wie auf beide die ethische Betrachtungsweise angewendet wird. Edle oder freie Kunst ist, wo „Zweck und Werk in Eins fallen“, in der dienenden oder nützlichen Kunst steht das

bezweckte Gut über dem Erzeugniß. Der sittliche Charakter der freien Kunst (unter welche auch die schöne gehört) liegt nicht darin, „daß das Kunst-erzeugniß auf das Wollen zurückgebeugt oder moralisch angewendet werde“, sondern darin, „daß es wahrhaft aus dem Willen entspringe, indem dieser rein, ganz und geradezu auf die Zweckidee sich richtet.“ Von dem Nukünstler wird als ihm gebührende Tugend die Bescheidenheit gefordert, sich dem höhern Zwecke ganz zu widmen und „die Leistung ihrer Bestimmung ganz und allein gemäß zu machen.“ — Mit der Geschichte soll der Mensch sich enig halten im Denken, im Gefühl, im Streben und Thun und sein Eigenleben empfangend und darbringend in thätige Theilnahme an derselben stellen. Er soll zwar nur dem Vernünftigen und Zweckmäßigen seine Zustimmung und Mitwirkung zuwenden; aber diese allgemeine Gesinnung hat, um praktisch zu werden, auch empirisch ihr Object aufzunehmen zc. Die Ueberlieferung soll aufgenommen, erhalten, fortgeführt, weitergebildet werden. Forderung an die religiöse Ueberlieferung ist: Reinheit des aus der Quelle Geschöpften, Fortpflanzung des Lebens; denn nicht der Buchstabe und das vergängliche Bild ist der Gehalt der Offenbarungstradition, sondern die emporhebende, versöhnende Kraft, damit das von oben Verliehene auß neue eine Erfahrung im Menschen werde.“

Es lag nicht in der Absicht des Verfs und in der Idee seines Werkes, in dem siebenten Abschnitte, welcher über die Sünde handelt, sehr ausführlich zu sein oder gar auf die letzten Gründe der Erscheinung zurückzugehen. Die Bedeutung und Kraft des Guten sollte an seinem Gegentheil kla-

rer werden, weshalb denn auch nach der Erörterung des sittlichen Uebels selbst von der Ueberwindung desselben, von den Wirkungen des Gewissens, der Reue, der Buße, der Besserung und Versöhnung gehandelt wird. Der Kern des Bösen ist dem Verf. das „selbstische Willensgelüst in seiner doppelten Gestalt der sinnlichen Begier und des Hochmuths.“ Der Gegensatz, aus dessen Verkehrung die abtrünnige Hyperautonomie erfolge, ist nicht der des Endlichen und des Unendlichen, nicht der von Welt und Gott, sondern von Ich und Gott. „Der Unmoralische kann die Feindseligkeit gegen den Schöpfer auf das Werk übertragend, die Welt verunstalten wollen; wenn er aber über der Welt Gott vergift, so thut er das nicht um der Welt, sondern um seinetwillen.“ Weder durch eine Uebermacht des Sinnlichen, noch durch Irrthum ist, nach dem Verf., die Sünde zu erklären. Wird das Leibliche übermächtig, so muß schon ein Fehl in der Seele sein, für den das Körperliche nur Object und Anlaß, sich zu äußern, nicht Ursache ist.“ Die Ueberwindung des Bösen, deren Momente eingehend geschildert werden, ist nicht ein „bloß psychologischer Vorgang, sondern nur durch die den Geist in seinen Grundvesten belebenden und hebenden Eingriffe der Religion denkbar“, oder, wie der Verf. anderswo treffender sagt: sie bedarf der schöpferischen That von oben. „Eitel und fruchtlos, sagt er, wäre die Arbeit des Menschen, wenn nicht über ihm die Wirkungen und Gaben der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit ihr entgegenkämen. Was in dem Menschen, auf seine sittliche Wiederherstellung zielend, vorgeht, ist vom verborgnen Ursprung an, von jener weisen- und tragenden Macht über ihm begleitet. Im

Verzeihen Genugthuung schenkend, erlöst sie ihn des Druckß und setzt ihn in sein moralisches Vermögen ein. Denn ihre ganze Tiefe bewährt sie durch Wiederaufnahme des Menschen in das unutilgbare und immer siegvolle Gute, in neuschaffender Beseelung seiner thätigen Tugendtriebe."

Wir schließen hiemit die Relation über dieses, wie uns scheint, recht bedeutende Werk. Beim Hinblick auf die Vorzüge desselben, den tiefen Gehalt, den Reichthum der Gedanken, die schöne, einfach würdevolle, oft ergreifende Form, verschwinden dem Ref. die Aussetzungen, die er im Besondern zu machen fand. Möge, was er anders wünschte, Anlaß werden zu erneuter Prüfung. Der Verf. gedenkt nicht mit diesen „Grundlagen“ seine Thätigkeit in diesem Gebiete der Wissenschaft zu beschließen; er verspricht uns eine Bearbeitung der Ethik selbst. Möge sie bald erscheinen.

G. M.

London : Bombay

Smith, Elder and Co., 65, Cornhill. Bombay: Smith, Taylor and Co. 1854. The Bhilsa Topes; or, Buddhist monuments of Central India: comprising a brief historical sketch of the rise, progress, and decline of Buddhism; with an account of the opening and examination of the various groups of Topes around Bhilsa. By Brev.-Major Alexander Cunningham Bengal Engineers. Illustrated with thirty-three plates. XXXVI u. 368 S. in Octav.

Hr. M. Cunningham, begeistert für die Erforschung und Erkenntniß des indischen Alterthums, hat sich schon lange, insbesondre im Gebiet der

altindischen Numismatik, durch den Reichthum seiner Kenntnisse, so wie einen außergewöhnlichen Scharfsinn und eine große, wenn auch bisweilen über das Ziel hinauschießende Combinationsgabe einen höchst ehrenwerthen Namen unter den Indianisten erworben. Das vorliegende Werk reiht sich würdig an des Hrn Verfs frühere Arbeiten an und trägt nicht wenig dazu bei, unsre Kenntnisse indischer, insbesondrer buddhistischer, Zustände und Erscheinungen, vorwaltend des Alterthums, zu erweitern und tiefer zu begründen. — Es beschäftigt sich vorzugsweise mit den sogenannten Topen, diesen, wenn auch nicht vom Buddhismus zuerst geschaffnen, doch weiterhin von ihm ausschließlich angewandten und ihm daher eigenthümlich gewordenen halbkugelförmigen architektonischen Werken, welche insbesondrer über die Reliquien buddhistischer Heiligen in großer Anzahl aufgeführt wurden. Eine beträchtliche Menge derselben steht in der Nähe des alten, in den Palischriften *Wessanagara* (ob sanskritisch *Vaigyanagara*?) genannten Ortes, welcher an der Straße von *Pataliputra* nach *Udschdschajini* lag und dessen Ruinen unter dem Namen *Baisnagar* oder *Besnayar* sich erhalten haben, auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum in fünf Gruppen vereint, deren hervorragendste sich auf einem Hügel befindet, in welchem Hr C. den *Tschetiyagiri* (sanskritisch *Tschaitiyagiri*) der *Paliquellen* erkennt, neben dem heutigen *Sanchi*, welches sehr ansprechend mit dem Königreich *Shachi* des chinesischen Reisenden *Fa Hian* identificirt ist. Sie sind nach dem jetzt hervorragendsten Ort in ihrer Nähe *Bhilsa*, dem alten *Widica*, benannt. Hr C. hat diese sämmtlich untersucht, einen großen Theil derselben geöffnet, ihr Aeußeres sowohl

als ihr Inneres und die darin gemachten Funde beschrieben und erörtert und insbesondre die reiche Ausbeute der Inschriften, welche sich theils außerhalb derselben, theils an den gefundenen Resten des Alterthums zeigten, mitgetheilt und zu lesen und zu erklären versucht. Zum besseren Verständniß der in diesem Theil des Werkes hervortretenden Specialitäten hat der Hr Verf. in den 13 ersten Kapiteln desselben theils Allgemeineres, theils eine Geschichte des Buddhismus in Indien vorausgeschickt. Im ersten Kapitel bespricht er die buddhistischen Ueberreste — Grottentempel, Klostersruinen, Topen und insbesondre die Unzahl der größtentheils noch nicht copirten Inschriften — überhaupt, in den 11 folgenden Kapiteln gibt er eine, wenn gleich kurze, doch mit sorglicher und selbständiger Benutzung der Quellen abgefaßte und sehr verdienstvolle Geschichte der Buddhisten und des Buddhismus von der Geburt des Sâkyamuni an bis zum Verfall und Untergang dieser Religion in Indien, also etwa vom 6ten Jahrhundert vor Chr. bis zum 7ten nach Chr. Da diese im innigsten Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte Indiens während dieses Zeitraums steht, so ist dieser Theil des Werks natürlich auch in Bezug auf diese reich an beachtenswerthen Ansichten und Ergebnissen aus den Forschungen des Hn Verfs. Das 13te Kapitel enthält alsdann Allgemeines über die Topen und die folgenden 13 besprechen die von dem Herrn Verf. untersuchten mit den Resultaten dieser Untersuchung im Einzelnen; und zwar zunächst die Gruppe von Sanchi (Kap. 14—21), dann die von Sonari (Kap. 22. 23), dann die von Satdhara (Kap. 24), die von Bhojpur (Kap. 25), endlich die von Andher (Kap.

26). Im 27ten und letzten Kapitel werden die Symbole der buddhistischen Dreieinigkeit: Buddha, Dharma, Sangha, einer besondern Erörterung unterzogen.

Aus einem Werk, welches so reich wie dieses an höchst beachtenswerthen Detailforschungen ist, ist es natürlich schwer, Einzelnes als besonders werthvoll hervorzuheben. Dem Einen wird dieses, dem Andern jenes bedeutender erscheinen, Alle aber, welche ein Interesse für das indische Alterthum hegen, werden die Lectüre dieses Buches lohnend und vielfach anregend finden. Wenn ich dennoch Einiges hervorhebe, so geschieht dies keinesweges in der Meinung, daß dieses das am meisten Beachtenswerthe sei, sondern nur, weil es mir bei der Lectüre grade auffiel. Der eigentliche Nutzen des Werkes kann sich doch erst bei eingehenderem Studium und insbesondre, wie ich nicht verhehlen will, in Bezug auf die vielen Inschriften wenigstens theilweis, bei sorglicher Kritik der vom Hrn Verf. vorgeschlagenen Erklärungen ergeben.

S. 10 und 11 ist vom Hrn Verf. hervorgehoben, daß die Sitte Topen, sanskrit. stūpa, als Grabmäler zu errichten, in Indien schon vor dem Buddhismus bestand und diesem wie so manches Andre erst speciell angeeignet wurde. S. 12 theilt er dieselben in drei Gattungen, 1. solche, welche dem Stifter des Buddhismus, bei der weiteren Entwicklung der religiösen Ansichten der Buddhisten, dem unsichtbaren Buddha gewidmet und gewissermaßen dessen Behausung sind. 2. Grabtopen, welche die Asche der Todten enthalten, 3. Erinnerungstopen, welche an heiligen Orten errichtet sind zum Gedächtniß an Begebenheiten aus Sâkya's Leben. — Auf des Herrn Verfs Versuch,

die Chronologie des Tschandragupta und des Asoka genauer zu fixiren (S. 76. 91. 111) will ich nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Bei den Willkürlichkeiten in chronologischen Bestimmungen, welche sich die Brahmanen entschieden, die Buddhisten wahrscheinlich erlaubt haben, wird es schwerlich gelingen, diese Fragen zu allseitiger Zufriedenheit zu ordnen; doch ist des Hrn Verf's Versuch auf jeden Fall beachtungswerth. — S. 105 hat sich der Hr Verf. durch Wilson's Bedenken gegen das Recht die alten indischen Säulenedicte des Piyadasi dem Asoka zuzuschreiben nicht beirren lassen und sehr Erhebliches beigebracht, um jene Bedenken zu erschüttern, wohin insbesondre die Vertheidigung der Autorität des Dipavanso zu rechnen ist. Er hält fest an der Autorschaft des Asoka, welche durch Burnouf's Untersuchungen wohl als außer allen Zweifel gesetzt angesehen werden darf. — Ueber den einen der fünf westlichen Könige, welche in diesen Edicten erwähnt werden, trägt Hr C. eine eigne Meinung vor, indem er nämlich glaubt, daß in der Inschrift von Kapur-di-Giri nicht Alikasunari zu lesen sei, sondern Ali-bhasunari, worin er Ariobarzanes III. König von Pontus erkennen will.

S. 119 wird eine der allerbedeutendsten Entdeckungen hervorgehoben, zu welcher die Eröffnung dieser Topen geführt hat. Der Herr Verf. hatte sie schon in einem Aufsatz im 13ten Band des *Journal of the Royal Asiatic Society* mitgetheilt, von wo sie auch schon von Lassen in seine *Indische Alterthumswissenschaft* II, XXXIX aufgenommen ist. Es finden sich nämlich in denselben die Reliquien zweier von den Missionären vereint, welche nach den Mittheilungen der Paliquellen in

Folge der 3ten unter Asoka's Regierung gehaltenen buddhistischen Synode zur Bekehrung der Himalaya-Länder abgesendet wurden und von denen der eine in der Inschrift der Reliquienbüchse als Lehrer sämtlicher Himalaya-Bewohner bezeichnet ist (S. 119. 121). In demselben Töpe, so wie in einem der Gruppe von Andher ist auch eine Büchse mit Reliquien des Mogaliputa gefunden, welcher an der Spitze der erwähnten Synode stand (S. 289. 347). In einem andern Töpe endlich sind zwei Steinbüchsen entdeckt, welche als Behälter von Reliquien des Śāripūta und des Mahā Mogalāna durch Inschriften bezeichnet sind; diese beiden gehörten zu den ältesten und bedeutendsten Schülern des Buddha selbst und wurden gewöhnlich seine rechte und linke Hand genannt (S. 297 ff.). Wenn uns durch solche Funde das höchste Alterthum des Buddhismus gewissermaßen in unmittelbare Nähe gerückt wird, so dienen sie zugleich dazu, die historischen Quellen desselben zu bestätigen. — S. 167 ist der Fall des Buddhismus sehr richtig wesentlich aus dem Charakter desselben abgeleitet. Dem widerspricht sein Fortbestehen unter den außerindischen Völkern keinesweges. Hier hat er nie ein selbständiges organisches Leben gehabt; er ist ihnen in erstarrter versteineter Form übergeben und hat sich in dieser — sich nur immer mehr verhärtend — erhalten. In Indien, wo er geboren und gewachsen war und ein organisches Leben führte, wurden seine Lebensquellen auch erschöpft, so daß er eines wenn gleich verhältnißmäßig frühen, doch natürlichen Todes starb. Dabei hat der Herr Verf. jedoch zugleich die Wuth hervorgehoben, mit welcher er von Seiten seiner Gegner verfolgt ward. Hr C. selbst hatte schon bei

seinen Ausgrabungen im Jahre 1835 die Bemerkung gemacht, daß die Klöster der Buddhisten größtentheils verbrannt sind und findet diese jetzt durch einen Brief von Kittoe und zwar in noch größerer Ausdehnung bestätigt. Dieser schreibt nämlich: „Alles ist gewaltsam zerstört und verbrannt, Priester, Tempel, Idole, Alles zusammen; an einigen Plätzen finden sich Gebeine, Eisen, Holz und Stein in großen Massen untereinander.“ Mögen aber diese Ausbrüche des religiösen Fanatismus das Ende des Buddhismus beschleunigt haben, getödtet haben sie ihn nicht, sondern nur gewissermaßen begraben. — Bei der Schilderung des ersten der Sanchi=Topen wird zugleich (S. 187 ff.) eine genaue Beschreibung der den buddhistischen Bauten eignen gitterartigen Steineinfassung gegeben, welche die Topen, die heiligen Feigenbäume, die dem Buddha geweihten Säulen umgibt und auch sonst bei buddhistischen Bauten selbst als Zierath erscheint; die Querquadern derselben in den Topeneinfassungen sind größtentheils Gaben frommer Buddhisten männlichen und mehr noch weiblichen Geschlechts und sind mit den Namen der Geber bezeichnet. — Unter den Inschriften sind außer den beiläufig erwähnten insbesondre noch zwei interessant: S. 251 Nr. 110, durch welche bestimmt wird, daß die Einzäunung des ersten Tope in Sanchi in die erste Zeit des Asoka fällt (260—250 vor Chr.), und S. 264 Nr. 190, in welcher der König Satakani, entsprechend dem sanskritischen Çatakarni, König von Andhra, erwähnt wird und die Ansetzung desselben um die Zeit Christi (vgl. Lassen *IA.* II, 755. 758. 934) auch von Seiten der Schrift dieser Inschrift eine Bestätigung erhält. Die bei weitem größte An-

zahl der Inschriften enthält nichts, als den Namen des Gebers oder der Geberin, bisweilen mit einer appellativischen Bestimmung, und das Wort *dānam* „Gabe“. Leider stimmt die Transcription im Druck mit der auf den Platten gegebenen lithographirten mehrfach nicht überein, so daß man alsdann nicht weiß, woran man sich zu halten hat, z. B. S. 245 Nr. 68 hat *Isakasa*, während die Platte XVII nur *Ikasa* gibt. — S. 246, Nr. 74 hat *Nagādinasa-bhichhuno dānam*, dieselbe Platte *Nagadinasa dānam*. — S. 247 Nr. 84 hat *Rakhitaya*, die Platte das richtige *Rakhitāyo*. Das lange *a* ist im Druck sehr häufig nicht bezeichnet, seltner hat der Druck umgekehrt ein langes *a*, wo die Platte ein kurzes zeigt. — S. 250 Nr. 99 *Kāpasigama* lautet auf der Platte *Kepasigāma*. — S. 251 Nr. 111 *Taradapadānā Upāsikaya dānam* lautet auf der Platte *Taradapadānā gaya upāsikapa dānam*. Es sind dieses übrigens keinesweges die einzigen Beispiele solcher Differenzen. — S. 256 entspricht Nr. 152 der Platte XVIII, 153; dagegen auf derselben Seite Nr. 153 der Platte Nr. 152; ebenso ist es mit S. 258 Nr. 173 und 174.

Das letzte Kapitel des Werks ist voll von höchst beachtenswerthen Mittheilungen, scharfsinnigen Combinationen und geistreichen Vermuthungen; so z. B. die Erklärung des Symbols für *Dharma* (Naturgesetz sowohl in physischer als geistiger und ethischer Beziehung) aus der Verbindung der Anfangsbuchstaben der Wörter, welche die vier Elemente bezeichnen und des Namens des heiligen Berges (S. 355), die ähnliche Deutung des mystischen Kreuzes, *svastika* im Sanskrit, zusammengesetzt aus *su* und *asti*, aus der Verbindung der Zei-

chen für su und ti (S. 356 n.), die Nachweisung der Identität der Abbildung des brahmanischen Jagannath mit der der buddhistischen Dreieinigkeit und vieles Andre. S. 355 liest Herr Cunningham den bestrittenen Theil der Legende der Münze des Königs, welchen Lassen (Ind. Alterthskde II, 825) Amoghabhāti nennt: Rajnya Kunandasa Amogha-bhātisa, das lehrt in Uebereinstimmung mit Prinsep's Lesung der arianischen Inschrift; er übersetzt „des Königs Kunanda, Bruders von Amogha.“ Den Beschluß des Werks bildet ein begeisterter in gebundner Rede abgefaßter Panegyrikus des Alterthumsforschers. --

Die 33 lithographirten Tafeln geben eine Charte der Umgegend von Bhilsa, um die gegenseitige Lage der fünf behandelten Topengruppen zu veranschaulichen, ferner besondere Skizzen der einzelnen Gruppen, dann Pläne und Abbildungen der architektonischen Werke, der Sculpturen, der einzelnen interessanteren Funde und der Inschriften; die letzte Tafel enthält alte indische Waffen und Instrumente, welche in einem Appendix erläutert sind.

Th. Benfey.

N o r d h a u s e n

gedruckt bei Müller 1855. Caroli Theiss, phil. dr. et gymnasii correctoris, dissertatio de proverbio *Ταντάλου τάλαντα* vel *Ταντάλου τάλαντα τανταλίζεται*. 16 S. in Quart.

Der Zweck dieser Abhandlung ist, zu zeigen, daß die Parömiographen und alten Grammatiker, welche das Sprichwort vom Reichthum des Tantalos herleiten, irren. Wir fürchten, der Irrthum ist auf Seiten dessen, der sie tadelt. Der Hr Verf. ver-

sieht sich gleich darin, daß er meint, alle alten Erklärer hätten den Zenobios ausgeschrieben, welcher in der Erklärung des Sprichworts fehlgegangen sei. Keins von beiden ist richtig.

Hr Theiß verbreitet sich zuerst über die Etymologie von *Τάνταλος*. Er heißt die Platonische Ableitung im Kratylus gut, wonach der Name von *τάλας*, *τλήναι* herkommt; auch glaubt er, daß *τανταλίζεσθαι* und ähnliche Verba vom Tantalos hergeleitet seien. Wir sind der Meinung, daß diese Etymologien einen nachtheiligen Einfluß auf das, was Hr Th. aufstellt, geübt haben. Wir dürfen die Etymologie auf sich beruhen lassen, wollen aber daran erinnern, daß Eobeaß Rheimat. p. 232 *τανταλίζεσθαι*, *τανταλεύειν* oder *ταλαντεύειν* bezeichnen läßt *rerum pendentium motum oscillationis similem*; sie hängen zusammen mit *ταλάσαι* tollere, von *ταλ*, reduplicirt *τανταλίζω* und *τανθαρίζω*.

Herr Theiß behauptet also, das Sprichwort habe nichts mit Tantalos' Schätzen zu thun, sondern bedeute Tantalosqualen erleiden, unnütze, Tantalosartige Versuche machen, wie *Ταντάλου τράπεζα*, *δένδρα*, *τιμωρίαι*. Das soll sich vollständig erweisen lassen aus Platons Euthyphron, dem allein wir es zu danken haben, daß die wahre Bedeutung des Sprichworts sich ergründen lasse. Denn alle übrigen Belegstellen sollen nach S. 9 *suspecti et spurii vel male explicati* sein. Die Worte des Sokrates bei Plato Euthyphr. p. 11 E besagen nach S. 12: »optarem dicta mihi manere et immobilia consistere potius, quam cum Dædali peritia Tantali *χρήματα* obtigisse, i. e. mihi tecum disceptanti idem accidit quod Tan-

talo, qui quidem habet bona, iis tamen frui non potest, ita et tu argumenta et definitiones proponis, quae videntur aliquid esse, cum nihil sint, quibus igitur ut Tantalii bonis uti non possum.» Allein so stark Hr Th. sich gegen die ausspricht, welche der herkömmlichen Erklärung folgen, so sicher ist, daß er dem Platon einen frostigen und verkehrten Gedanken unterschiebt. Vom Sokrates gedrängt, gesteht Euthyphron ein, was er vorbringe, wolle nicht auf dem Fleck bleiben, sondern gehe so zu sagen herum. Darauf Sokrates, was E. aufstelle scheine demnach seinem Vorfahren Dädalos zu gleichen. Nein, sagt Euthyphron, der Dädalos sei Sokrates selbst, der die von ihm, Euthyphron, aufgestellten Sätze in Bewegung bringe, während er selbst sie würde auf dem Platze stehen lassen. Da müßte ich ja, erwiedert Sokrates, ein noch gewaltigerer Künstler als jener sein, der nur seine eignen Werke wandern hieß, während meine Kunst sich auch auf die Andern erstreckt. Und dabei ist das das Spasshafteste, daß ich wider Willen ein weiser Mann bin: *ἐβουλόμην γὰρ ἂν μοι τοὺς λόγους μένειν καὶ ἀκινήτους ἰδρῶσθαι μᾶλλον ἢ πρὸς τῇ Δαιδάλου σοφίᾳ τὰ Ταντάλου χρήματα μοι γενέσθαι.* Was ist in dieser scherzhaften Zusammenstellung zweier sprichwörtlichen Wendungen einleuchtender, als daß Sokrates sagen will: Senes wünschte ich mir eher, als daß ich außer der Kunstfertigkeit des Dädalos auch noch die Schätze des Tantalos besäße? Merkwürdig übrigens, daß noch Niemand bemerkt hat, daß in unsern Platonischen Text eine handgreifliche Glosse eingedrungen ist, *χρήματα* für *τάλαντα*. Dies ergibt sich mit Entschiedenheit aus der von Hrn

Th. nicht recht gewürdigten Stelle des Photios, welche ohne Frage, wie viele Artikel bei ihm, aus vollständigern Scholien zu Platon abgeschrieben ist: *Ταντάλου τάλαντα· πλούσιος ὁ Φρύξ Τάνταλος διαβεβόητο, Πλουτοῦς καὶ Διὸς λεγόμενος· κέχρηται δὲ τῇ παροιμίᾳ καὶ Ἀνακρέων ἐν γ'. γέγονε δὲ παρὰ τὸ ὄνομα τάλαιτα, ὡς καὶ παρὰ τῷ κωμικῷ εἴρηται· Τὰ Ταντάλου τάλαντα τανταλίζεται.* Hr Th. behauptet S. 10, die Stelle des Anakreon widerstreite seiner Auffassung nicht, da sie bloß die Worte *Ταντάλου τάλαντα τανταλίζεται* enthalte: »et cum porro inter omnes constet, brevia ista carmina, quae nomen Anacreontis prae se ferunt, a nonnullis vel omnia vel maximam partem ad posteriora detrudi saecula poetisque tribui minime nobilibus, haec etiam verba insulsam Zenobii interpretationem tueri non possunt.« Aber wir haben es ja hier mit einer Notiz aus den echten Gedichten des alten Anakreon von Teos zu thun, welcher keineswegs, wie Hr Th. sagt, *Ταντάλου τάλαντα τανταλίζεται* in einem Liede gebraucht hatte, sondern nur, wie aus Photios klar folgt, *Ταντάλου* oder *τὰ Ταντάλου τάλαντα*. Und da liegt es nun nahe, wenn man sich der Gleichgültigkeit des Sängers gegen Hab und Gut erinnert, die Worte in einen Zusammenhang zu rücken nach Art des Archilochos:

Οὐ μοι τὰ Γύγεω τοῦ πολυχρούσου μέλει...
Sagt doch Anakreon selbst ganz ähnlich fr. 8:

*Ἐγὼ οὐτ' ἂν Ἀμαλθίης
βουλοίμην κέρας, οὐτ' ἔτεα
πενιθήκοντά τε χήκατον
Ταρτηροῦ βασιλεύσαι.*

Gerade durch ihn ist die Paronomasie τὰ Ταντάλου τάλαντα in Umlauf gesetzt und zum Sprichwort geworden. Hierauf weiter bauend hat nachgehends Aristophanes (fr. CCXXV, 711. p. 242 Dind., von Meineke Com. IV, 660 unter die Fragmenta Comicorum Anonymorum gestellt) den Anklang witzig vervollständigt:

τὰ Ταντάλου τάλαντα τανταλίζεται,
wahrscheinlich von Jemand, dessen Reichthum und Glück ins Wanken kam, gleichwie Tantalos gestürzt ward. Man thut Unrecht, solch einen Vers eines bestimmten Dichters geradezu als Sprichwort zu bezeichnen. Nur eine sinnreiche Anwendung eines wirklichen Sprichworts liegt vor.

Was endlich über die ihm widrige Stelle des Menander in den Κυβερνήται Com. Poett. IV, 156 Mein. Hr Th. S. 10 sagt, die Worte kommen nicht in Betracht, weil sie unzusammenhängend seien u., so sehe ich doch nicht ein, in wiefern der Zusammenhang irgend etwas zu wünschen übrig lasse. Es ist eine Ermahnung, nicht zu verschwenden, da noch so großer Reichthum vergänglich sei:

ἀθασίας δ' οὐκ ἔστιν, οὐδ' ἂν συναγάγῃς
τὰ Ταντάλου τάλαντ' ἐκεῖνα λεγόμενα.

F. W. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 17. September 1855.

M a d r i d

Imprenta de la viuda de Calero. Coleccion de documentos inéditos para la historia de España, por D. Miguel Salvá y D. Pedro Sainz de Baranda. Tomo XII. 1848, 574; T. XIII. 576; T. XIV. 1849, 576; T. XV. 574; T. XVI. 1850, 574; T. XVIII. 1851, 576 S. in Octav.

Referent würde Bedenken tragen, das obengenannte Werk, dessen letzter Theil bereits vor vier Jahren die Presse verlassen hat, zum Gegenstande einer Anzeige zu wählen, wenn nicht einmal es unangemessen erscheinen könnte, die Fortsetzung dieser Coleccion, deren frühere Jahrgänge in diesen Blättern eine Besprechung gefunden haben*), mit Stillschweigen zu übergehen, und fürs Andere die bekannten Schwierigkeiten, welche einem raschen Beziehen der in Spanien erschienenen Werke entgegenstehen, eine billige Berücksichtigung in Aussicht stellten.

*) Jahrgang 1848, St. 54 zc. und St. 62 zc.

Der zwölfte Band ist ausschließlich mit Actenstücken gefüllt, welche sich auf Antonio Perez beziehen. Voran stehen verschiedene Gutachten einer von Philipp II. niedergesetzten Commission über die Art und Weise wie das gerichtliche Verfahren gegen den geflüchteten Staatssecretär fortzusetzen sei, hin und wieder mit billigenden oder abweisenden Randbemerkungen von der Hand des Königs versehen. Hieran reihen sich Auszüge aus der Vertheidigungsschrift Antonios und dessen bei Gelegenheit der in Aragon eingeleiteten Untersuchung hervorgehobene Einreden. Zur Seite seiner dem Könige geleisteten Dienste stellt der Verfolgte eine muthwillig durch nicht weniger als elf Jahre verschleppte Untersuchungshaft, die Einbuße eines Vermögens von 150,000 Ducaten, die gewaltsame Entziehung aller jener Papiere, durch welche allein er den Beweis seiner Unschuld habe führen können, endlich die auf Geheiß seines Todfeindes, dessen richterliches Amt er vergeblich perhorrescirt habe, über ihn verhängte Folter. Die Anklage der Untreue werde nicht minder durch eine offen vorliegende, vieljährige Geschäftsverwaltung, als durch königliche Handschreiben erledigt, in welchen sich die vollste Zufriedenheit über die früheren Leistungen ausspreche. Das gegen Escovedo beobachtete Verfahren stütze sich auf speciellen Befehl von Don Philipp, den er übrigens zu keiner Zeit freiwillig als Urheber des an Ersterem begangenen Mordes bezeichnet habe. In einer zweiten *cedula de defension* nimmt dagegen Antonio keinen Anstand zu behaupten, daß der Mord Escovedo's, wie solches urkundlich zu erweisen stehe, auf Befehl des Königs vollzogen sei.

Obwohl er hoffe, sagt Philipp II. in einem undatirten, aber jedenfalls dem Ausgange des Jah-

es 1590 angehörigen Schreiben an den Statthalter von Aragon, obwohl er hoffe, daß man der von dem Flüchtling geschehenen Rechtsberufung nach Gebühr zu begegnen wissen werde, halte es doch schwer, die möglichen Incidenzpunkte im Voraus zu übersehen und würde es ihm deshalb lieb sein, wenn man den Angeklagten, ohne den Fueros Aragon's zu nahe zu treten, nach Navarra bringen lassen könnte. Begreiflich müsse solches ohne alles Aufsehen, in tiefer Verschwiegenheit und vor allen Dingen ohne Berufung auf höheren Befehl geschehen. Mit diesem Plan kann sich indessen der Marques von Almenara (d. d. Zaragoza, 20. October 1590) nicht einverstanden bezeigen und indem er auf die Gefahr hindeutet, in die unabhängigen Gerichte Aragon's gewaltsam einzugreifen, erörtert er die Mittel, um einer möglichen Entweichung Antonios nach Frankreich vorzubeugen. In einem um nur wenige Tage jüngeren Schreiben bemerkt der Marques, daß die Beurtheilung Antonios noch immer nicht unwahrscheinlich sei und daß jedenfalls nur auf den Fall der Freisprechung eine Entführung desselben erforderlich scheinen dürfe; vorläufig seien alle Vorkehrungen getroffen, um eine Flucht desselben unmöglich zu machen. — In diesem Sinne fährt der Briefwechsel des Marques mit dem Könige fort, bis Letzterer erreicht, daß der *supremo consejo de la inquisicion* zu Madrid dem *santo oficio* in Zaragoza den Befehl ertheilt (13. Mai 1591), sich der Person Antonios zu bemächtigen. Das Inquisitionstribunal von Aragon verhehlte sich, wie ein hier mitgetheiltes Schreiben ergibt, keinesweges die Gefahr, den Angeklagten der Haft beim *Justicia* zu entziehen, aber es kam dem ihm ertheilten Befehle unweigerlich nach. Der *Justicie*

willigte ein, Antonio einem Alguazil des Santo Officio zur Verfügung zu stellen (24. Mai 1591) und die Uebersiedelung in den Kerker der Inquisition erfolgte.

Die von Bermudez de Castro meisterhaft geschilderte Bewegung, welche sich in Folge dieses Ereignisses in Zaragoza kund gab, tritt uns aus einer Menge von Correspondenzen und amtlichen Berichten entgegen, welche hier zusammengestellt sind. Eine solche Niederlage, wie durch die Zurückführung Antonios in das Gefängniß de la manifestacion, war dem geistlichen Gerichte noch nie wiederfahren, und schwerlich wird man den Gründen mißtrauen, aus welchen die Inquisitoren Bedenken trugen, sich der Person Antonios zum zweitenmale zu bemächtigen. Glaubt doch selbst der inquisidor de la Suprema in Madrid solches abrathen zu müssen. Das Haupt der aragonesischen Inquisition hielt um die Erlaubniß an, sich aus Zaragoza, wo sein Leben stündlich bedroht werde und wo die aufgeregte Stimmung des Volks — hierauf bezügliche Placate, Pasquille und Berufungen an das Volk sind beigelegt — Alles befürchten lasse, entfernen zu dürfen. Hiernach folgt eine beträchtliche Zahl von Protocollen über die mit Anhängern oder Dienern Antonios angestellten Verhöre, so wie über die Aussagen derer, welche sich an dem Aufstande in Zaragoza betheiliget, oder doch Augenzeugen abgegeben hatten.

Vier Wochen nach dem am 24. August erfolgten gewaltsamen Einschreiten des Volks glaubten die höchsten königlichen Behörden und die Mitglieder des geistlichen Gerichts in Zaragoza den Plan, Antonios Haft im Kerker der Inquisition zu erwirken, wieder aufzunehmen zu dürfen. Hierauf und auf die zu zwei verschiedenen Zeiten nie-

dergesezten Junten, denen die Entscheidung oblag, ob ohne Verletzung der aragonesischen Fueros eine solche Vertauschung des Haftlocales vorgenommen werden dürfe, beziehen sich die nächstfolgenden amtlichen Documente und vertraulichen Mittheilungen. Bekanntlich ging der königliche Wille durch und am 24. September 1591 sollte die abermalige Uebergabe Antonios an die Inquisition erfolgen, als ein Aufstand, ungleich heftiger als der frühere, ausbrach, die königlichen Söldner und die bewaffneten Anhänger des geistlichen Gerichts unterlagen und in Folge dessen der Gegenstand des Todhasses von Don Philipp plötzlich gebietend an der Spitze entschlossener Bürgerschaaren stand. Zahlreiche Berichte, theils officieller Natur, theils vertraulich abgefaßt, verbreiten sich über alle hierauf bezüglichen Einzelheiten (S. 403 bis 441). Die darnach folgenden Documente beziehen sich auf die Flucht des Gefangenen und auf die erfolglos angewandten Mittel, seiner wieder habhaft zu werden.

Bereits in einem an den Grafen Morata gerichteten Schreiben (d. d. San Lorenzo, 15. October 1591) spricht sich König Philipp für die Nothwendigkeit aus, das nach Frankreich bestimmte Heer zunächst für den Dienst Gottes und der Christenheit gegen Aragon zu verwenden, »hasta que quede restaurado el respeto al Santo Oficio de la Inquisicion.« Andererseits forderte der Justicia — das Sendschreiben ermangelt des Datums — die Diputados von Aragon auf, im Eifer für die Behauptung der theuern Fueros nicht zu ermüden noch zu verzagen. Von allen Seiten einlaufende Mittheilungen bestätigen die Gefahren, welche den Landesfreiheiten durch das nahende königliche Heer drohen; es liegen die Schreiben von städtischen Genossenschaften und

Mitgliedern des Adels vor, in welchen sie den Justicia und die Diputados zur Ergreifung energischer Maßregeln gegen das Einrücken der Söldner auffordern. Aus dem »Dictamen de los abogados que consulto la Diputacion de Aragon, a cerca de si era contra fuero la entrada de las tropas de Felipe II en aquel reino« (S. 480 zc.) spricht — es sollte zum letztenmale sein — der volle Stolz aragonesischer Freiheit und das Rechtsgefühl der an die Heiligkeit der Fueros glaubenden Männer.

Den Documenten, welche sich auf den Einmarsch des Heeres in Aragon, auf die Zustände in Saragoza und auf die Stimmung in den nächst dieser Hauptstadt liegenden Landschaften beziehen, schließt sich als letztes Actenstück die am 21. October 1592 vom Inquisitionsgerichte in Saragoza gefällte *sentencia fulminada* gegen Antonio Perez an.

Der dreizehnte Band bietet eine größere Mannichfaltigkeit von Gegenständen als der vorangehende. Wir begegnen hier zuerst einem *Chronicon de Valladolid*, welches mit dem Jahre 1333 beginnt und mit dem Berichte von der 1539 gefeierten Vermählung Karls V. mit Isabella schließt; eine zum Theil aus trefflichen Quellen geschöpfte Compilation, die, statt einer zusammenhängenden Erzählung, in rascher Uebersicht die annalistisch geordneten Thatsachen vorüberführt und deren Werth vornehmlich in der Genauigkeit der Zeitbestimmungen zu suchen ist. Don Pedro Sainz de Baranda, der die Angaben der Chronik mit einem fortlaufenden historischen Commentar ausgestattet hat, spricht sich in der Einleitung mit guten Gründen dahin aus, daß der Compiler seine Zusammenstellung für die zweite Hälfte des funfzehnten

Jahrhunderts der Hauptsache nach aus demselben Diarium des Leibarztes der Isabella von Castilien genommen haben müsse, auf welches sich D. Diego Clemencin in seinem Elogio de la Reina catolica zu wiederholtenmalen berufe.

Correspondencia que tuvo el jesuita Andrés Marcos Burriel con varias personas, sobre la comision que le dió el Gobierno de examinar los archivos de Toledo, junto con otros papeles en que se da noticia de igual exámen de diferentes archivos del reino. Diese Correspondenz gehört dem Zeitraum vom September 1750 bis zum Mai 1756 und beginnt mit einem Sendschreiben des Staatsministers D. Jose Carvajal an das Kapitel in Toledo, des Inhalts, daß, da der König den Jesuiten Andres Marcos Burriel mit der Abfassung einer spanischen Kirchengeschichte beauftragt habe, das Kapitel in der Benutzung seiner archivalischen Schätze dem Genannten nach Möglichkeit Vorschub leisten wolle. Die an seinen Bruder, an den königlichen Beichtvater und an geistliche und weltliche Würdenträger der Krone gerichteten Briefe Burriels verbreiten sich über die durch ihn entdeckten Handschriften und deren Bedeutsamkeit für die ihm gestellte Aufgabe. Doch zeigen sich seine Nachforschungen keinesweges auf das Gebiet der Kirchengeschichte beschränkt; mit demselben Eifer richtet er seine Aufmerksamkeit auf die Säculargeschichte, unterzieht die aufgefundenen Codices sprachlichen oder philosophischen Inhalts der Kritik und zeigt sich den Wünschen befreundeter Granden willfährig, indem er die Ergänzung der genealogischen Geschichte ihrer Familien nicht außer Acht läßt. Dem bald heimlichen, bald offenen Widerstande, welchen das Kapitel zu Toledo der Fortsetzung seiner Arbeit lei-

stet, weiß er durch Geduld und freundliche Verständigung, wo diese nicht ausreichen, durch seine hochgestellten Freunde und Gönner am Hofe zu begegnen. Weniger glücklich zeigt er sich gegen den Schluß seiner Correspondenz in dem Bemühen, die Verdächtigungen zu beseitigen, mit welchen man seine Aufgabe und persönliche Stellung verfolgt.

Die dritte Mittheilung dieses Bandes führt uns abermals auf Antonio Perez zurück. Es ist der Wiederabdruck eines im Archive zu Simancas aufgefundenen Fragments eines äußerst seltenen Büchleins, dessen nicht genannter Verfasser jedenfalls den Anhängern Antonios beizurechnen ist. Die Erzählung beginnt mit der am 28. Julius 1579 erfolgten Verhaftung des Staatssecretärs. Daß Fray Diego de Chaves, der Beichtvater des Königs den Gefangenen aufsuchte und ihn mit der Aussicht auf eine nicht allzulange Haft tröstete, erregte, wie der Berichterstatter bemerkt, um so mehr die Aufmerksamkeit des Hofes, als man ein derartiges Verfahren gegen einen Majestäts-Beleidiger nicht zu deuten wußte. Ja, als Antonio erkrankte, wurde er vom Hause des Alcalden nach seiner eigenen Wohnung gebracht, sah sich hier nur noch während der ersten sechs oder acht Monate unter der Beaufsichtigung von Wächtern und lebte die darauf folgende Zeit bis zum Anfange des Jahres 1585 fast in völliger Freiheit. Während dieser ganzen Zeit verblieb er sogar factisch im Besitze seines hohen Amtes und besorgte alle laufende Geschäfte.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. 151. Stück.

Den 20. September 1855.

M a d r i d

Fortsetzung der Anzeige: »Coleccion de documentos inéditos para la historia de España, por D. Miguel Salvá y D. Pedro Sainz de Baranda. Tomo XII—XVIII.«

Die bis dahin gegen Antonio erhobenen Anklagen waren unschwer zu beseitigen und beschränkten sich darauf; daß er von D. Juan d'Autria, der Princessin von Eboli, dem Cardinal von Toledo und Andern Geschenke entgegen genommen habe. Dann aber kamen die, freilich nicht bewiesenen, Beschuldigungen hinzu, daß er verschiedene an den König gerichtete Depeschen in Geheimschrift willkürlich verändert oder gar unterschlagen habe; Beschuldigungen, deren Inhalt in dem Verfahren des Königs hinlänglich Widerlegung fanden. Gleichwohl wurde Antonio zu einer zweijährigen Festungsstrafe und zu einer namhaften Geldbuße verurtheilt. Als nun der König mit den nach Monzon berufenen Cortes von Aragon verhandelte, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß

der Gefangene den Schutz der Fueros seiner Heimath in Anspruch zu nehmen gedenke. In Folge dessen wurde seine Haft auf der Festung verschärft, seine Frau, selbst die noch nicht fünfjährigen Kinder von ihm gerissen und gleichfalls der Freiheit beraubt, ohne gleichwohl dazu gebracht werden zu können, daß sie den Versteck der Papiere ihres Mannes angebe.

Seitdem traten die Widersacher des Gefangenen mit größerer Entschiedenheit auf und D. Pedro Escovedo erhob unumwunden die Anklage wegen des an seinem Vater begangenen Mordes. Damals war es, daß Antonio den König durch Diego de Chaves auf die Verwickelungen aufmerksam machen ließ, welche aus einer Untersuchung dieser Frage erwachsen könnten; er ging selbst auf den Rath des Beichtigers ein, den Ankläger durch Zahlung von 20,000 Ducaten zum Aufgeben der Klage zu bewegen. Nun verbreitete sich das Gerücht, es sei der Mord auf allerhöchsten Befehl geschehen. Auf diesen Punkt mußte sich zunächst die ganze Schärfe der Untersuchung richten; berief sich der Gefangene auf die Mitwissenschaft oder gar den Befehl des Königs, so mußte ihm jedenfalls die Beweisführung unmöglich fallen, weil er seiner Papiere beraubt war; leugnete er dagegen, auf höheren Antrieb gehandelt zu haben, so konnte man seiner Verurtheilung mit Gewißheit entgegensehen. Auch die Folter, heißt es hier, war nicht im Stande, Antonio das Geständniß der Mitwissenschaft des Königs zu entlocken. Der Flucht aus dem Gefängnisse geschieht mit nur wenigen Worten Erwähnung.

Weniger abweichend von der trefflichen Darstellung des Bermudez de Castro zeigt sich der vorliegende Bericht hinsichtlich der aragonesischen

Ereignisse, nur daß der Flüchtling, selbst während seines Aufenthalts in Zaragoza, als treu ergebener Diener seines königlichen Herrn geschildert wird.

Daß ein großer Theil der auf das gerichtliche Verfahren gegen Antonio bezüglichen Actenstücke auf besondern Befehl des Königs verbrannt sei, findet in einem auf dem Reichsarchive zu Simancas befindlichen Documente Bestätigung.

Tres documentos sobre la prision y muerte del principe Don Carlos, hijo de Felipe II. Es sind drei im Archive zu Villafranca befindliche Schreiben von König Philipp. Das erste derselben (vom 22. Januar 1568) benachrichtigt den Gemeinerath von Madrid, daß der Infant im königlichen Schlosse verhaftet gehalten werde, mit dem Zusätze: »se debe con razon creer y juzgar, que las causas que á ello nos han movido han sido tan urgentes y precisas que no lo habemos podido excusar; y que no embargante el dolor y sentimiento que con amor de padre desto podreis considerar que habemos tenido y tenemos, habemos querido preferir á la obligacion en que Dios nos puso por lo que toca á estos nuestros reinos, súbditos y vasallos dellos, á los cuales como tan fieles y leales y que tan bien nos han servido y han de servir, con tanta razon amamos y estimamos.« Der zweite Brief theilt dem Marques von Villafranca den am 24. Julius 1568 erfolgten Tod von Carlos mit und fügt hinzu, daß der Schmerz des Vaters nur in dem christlichen und katholischen Tode des Sohnes einige Linderung finden könne. Der dritte, um zwei Tage jüngere Brief an D. Garcia de Toledo verbreitet sich, fast mit Beibehaltung der nämlichen Worte, über denselben Gegenstand.

Carta del rey catolico á la ciudad Baeza, haciéndole saber la victoria conseguida en la batalla de Toro. Das auf der erzbischöflichen Bibliothek zu Sevilla befindliche Schreiben ermangelt des Datums.

Convenio celebrado entre los vecinos de la villa de Simancas y los señores de la chancilleria de Valladolid, sobre la entregu y conduccion á dicha ciudad del infante D. Fernando segundo génito del señor Rey Don Felipe I, para guardarle allé hasta nueva disposicion de su madre la señora Reina Doña Juana. Der Inhalt dieser in Form eines Protocolles abgefaßten Urkunde ist folgender: Am 26. September 1506 erschien D. Diego Ramirez de Guzman, Bischof von Catania, in Begleitung der Weisiker des königlichen Gerichtshofes zu Valladolid und eines starken Gefolges, vor dem verschlossenen Thore von Simancas und bat, daß man fünf oder sechs der angesehensten Männer der Stadt herausfenden möge, damit er sich gegen dieselben seines Auftrages entledigen könne. Das geschah, und zu den Bevollmächtigten sprach der Bischof, er stelle auf Befehl der Königin Juana das Begehren, daß, da dem Gerüchte zufolge König Philipp aus dem Leben geschieden sei, der zweitgeborene Infant, D. Fernando, für dessen Sicherheit die geringe Wehrkraft der Bürger von Simancas nicht hinlängliche Bürgschaft biete, ihm übergeben werde, um nach dem festeren Valladolid geführt zu werden. Die Gemeinde von Simancas zeigte sich bereit, dem Befehle der Königin zu entsprechen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihr unbenommen bleibe, den Infanten zu geleiten und selbst für Valladolid demselben eine Wache von hundert Bürgern mitzugeben. Hierauf ging der

Bischof ein, ritt mit seinem Gefolge in die Stadt, nahm den königlichen Knaben auf seinen Arm, setzte ihn vor sich auf den Sattel und trat, von hundert bewaffneten Bürgern Simancas gefolgt, den Rückweg nach Valladolid an.

Documentos sobre hechos militares de D. Juan de Austria, hijo natural de Felipe IV. Es sind elf an den Marques von Mitona gerichtete, dem Zeitraume vom Jahre 1648 bis zum August 1650 angehörige Schreiben von D. Juan, theils aus Neapel, theils aus Sicilien datirt und wenig ausführliche Nachrichten über dortige politische Zustände enthaltend.

Carta donde se trata el verdadero y legitimo dominio de los reyes de España sobre el Perú, y se impugna la opinion del padre fr. Bartolomé de las Casas. Verfasser und Empfänger dieses Schreibens vom 16. März 1571, dessen nächster Zweck ist, den viel verbreiteten Irrthum zu widerlegen, daß der Besitz von Peru rechtlich den eingeborenen Fürsten (Incas) zustehet, finden sich nicht bezeichnet.

Fragmento de la reina Doña Juana, que Dios perdone. Die im April des Jahres 1475 abgefaßte letztwillige Verfügung der Gemahlin von Enrique IV., nach einer im Archive zu Cisuentes befindlichen Abschrift.

Varias noticias sobre la segunda expedicion á Nápoles por el rey D. Alonso V. en 1432. Dieses Bruchstück einer Handschrift, welche im catalanischen Dialekt die Niederzeichnungen des Schatzmeisters von König Alonso enthält, besteht in einer Aufzählung einmal der durch die obengenannte Unternehmung verursachten Ausgaben, sodann der Schiffe, welche zu ihr verwendet wurden, der adeligen Vasallen und ihres Gefolges, der im Solde

des Königs stehenden Hauptleute mit Namhaftmachung der ihnen untergebenen Zahl von Bogenschützen, endlich der königlichen Hausdiener-schaft, welche sich an dem Zuge betheiligte.

Noticia sobre el socorro que se dio á Coron y el combate que hubo entre la armada turca y la cristiana. Drei im August 1533 abgefaßte Schreiben, von denen das des Hauptmanns Aponte an den Kaiser ohne Verkürzung abgedruckt ist, die beiden andern, von Andrea Doria an seine Gemahlin und von dem Vicekönige in Neapel an den spanischen Gesandten in Rom, nur dem Inhalte nach mitgetheilt werden.

Fragmento de carta sobre el asalto y saco de Roma en mayo de 1527. Man darf der Ansicht der Herausgeber wohl unbedenklich beipflichten, daß dieses in Simancas aufgefundenene Bruchstück die Fortsetzung jenes im siebten Bande dieser Sammlung enthaltenen Sendschreibens sei, über welches sich in der vorbemerkten Anzeige ein kurzer Bericht befindet. Der Gegenstand ist ein zu interessanter, als daß die Angaben dieses Fragments hier nicht in Kürze zusammengefaßt werden sollten. Die Prachtgemächer des theilweise abgebrannten päpstlichen Palastes, bemerkt der Schreiber, werden bis zur Stunde als Ställe für Pferde benutzt. Denkt man an das Geschehene zurück, so glaubt man einen schweren Traum geträumt zu haben. Die Kirchen sind ihrer Heiligthümer beraubt, Häuser, deren Bewohner ihre Rettung in der Flucht gesucht haben, in rauchende Trümmer verwandelt, Gräber aufgewühlt, Todte ihrer letzten Ruhestätte entrisen, ergriffene Flüchtlinge durch die Qualen der Folter zur Anzeige verborgener Schätze gezwungen. Es ist keine Messe in der Stadt gesungen, keine Glocke angezogen, seitdem

wir die Mauern erstiegen haben. Der durch Raub und das Lösegeld der Gefangenen gemachte Gewinn beläuft sich mindestens auf funfzehn, nach den Angaben Anderer auf zwanzig Millionen Ducaten. Eine Verständigung mit dem in der Engelsburg belagerten Papste, meint der Abfasser des Schreibens, würde nicht schwer fallen, wenn anders die ungestillte Raubsucht der Landsknechte (*lazcanques*) solche gestattete. Der Kaiser habe durch die Erstürmung Roms unzweifelhaft die Herrschaft über ganz Italien gewonnen, aber man müßte dahin gestellt sein lassen, welche Folgen die begangenen Unthaten nach sich ziehen würden. Rom, heißt es ferner, kann in hundert Jahren nicht wieder werden, was es war; die hier angesiedelten Spanier würden längst bis auf den letzten nach Neapel ausgewandert sein, wenn die Unsicherheit des Weges es gestattete.

Breve noticia de Gonzalo Perez. Diese von dem Jesuiten Esteban de Arteaga y Lopez über die Lebensverhältnisse des Vaters von Antonio Perez angestellte Untersuchung ist weit entfernt, das Schwankende mancher Angaben in den Werken von Bermudez de Castro und Mignet zu beseitigen. Den Fragen nach der früheren Geschichte der Familie, nach der Verheirathung Gonzalos und damit nach der ehelichen Geburt Antonios wird so wenig eine genügende Beantwortung zu Theil, als der Erörterung der Stellung des Erstgenannten zu Karl V. und dessen Nachfolger auf dem spanischen Thron. Daß Gonzalo seit dem Jahre 1544 den Sohn des Kaisers auf allen Reisen nach Portugal, Deutschland, England und den Niederlanden begleitete, daß er den Träger der Geheimnisse seines Königs abgab, der einzige Mitwiffer des Briefwechsels desselben mit Gran-

vella war und, trotz seines einflussreichen Amtes, zeitlebens nur spärlich mit Glücksgütern gesegnet blieb, das Alles fand in dem biographischen Werke von Bermudez de Castro eine schärfer eingehende Besprechung. Neu ist das von Gonzalo 1547 erwirkte Privilegium für den Druck einer von ihm verfaßten Uebersetzung der ersten dreizehn Bücher der Odyssee, die jedoch erst drei Jahre später veröffentlicht wurde.

Documentos relativos á D. Francisco de Toledo, virey de Perú. Eine des Datums ermangelnde, im Auszuge mitgetheilte Relation des Vicekönigs, in welcher derselbe namentlich den Wunsch ausspricht, mit umfassenderer Vollmacht als seine Vorgänger ausgestattet zu werden, um den öffentlichen Frieden nachdrücklich aufrecht erhalten und in die Verwaltung und Handhabung der Rechtspflege in Peru die nothwendige Einheit bringen zu können.

Instruccion de lo que se propuso en las cortes de Toledo el año de 1470. Ein werthvolles Document, dessen Original sich im Archive des Herzogs von Frias befindet. Als die vornehmsten Vorlagen für die genannten Cortes treten hier folgende Desideria hervor: daß der Verschlechterung der Münze ein Ziel gesetzt, die Verpachtung derselben von Seiten der städtischen Behörden untersagt und fortan keine neue Münzstätte hergestellt werde; daß, da während der letzten Jahre heillosen Wirren die Kronsgüter dergestalt verschleudert, verpfändet oder verschenkt seien, daß der Betrag des Gebliebenen für den Bedarf des königlichen Hauses nicht ausreiche, ein Drittel der solchergestalt abhanden gekommenen Gefälle der Krone restituirt werden sollten; es müsse jedes Grenzschloß in einen ausreichenden Berthei-

digungszustand gesetzt und dem Könige stets ein regelmäßig bezahltes Heer von 1000 schweren (hombres d'armas) und 1500 leichten Reitern (ginetes) zur Verfügung stehen.

Die Zahl der im vierzehnten Bande enthaltenen Mittheilungen ist eine so beträchtliche, daß es Refer. verstattet sein möge, nur bei den wichtigsten derselben kurz zu verweilen.

Der genannte Band ist um mehr als die Hälfte von der Correspondenz des Cardinals von Osma mit Kaiser Karl V. eingenommen und enthält, mit geringen Ausnahmen, bis zum Schlusse des Jahres 1531 dieselben Briefe des kaiserlichen Beichtvaters, welche im spanischen Text und in gelungener deutscher Uebersetzung der zu früh verstorbene Dr G. Heine veröffentlicht hat *). Daß letzteres, in Berlin 1848 erschienene Druckwerk den Herausgebern dieses im Anfange des Jahres 1849 ausgegebenen Bandes der Coleccion bekannt gewesen sei, darf, trotz der Dedication an D. Pedro Sainz de Baranda, schwerlich vorausgesetzt werden. Ueberdies beschränkt sich Heine auf die Correspondenz des Beichtvaters und gibt diese auch noch für das Jahr 1532, während in der vorliegenden Sammlung das letzte Schreiben des Cardinals vom November 1531 datirt und zugleich der über politische und kirchliche Ereignisse sich verbreitende Briefwechsel desselben mit dem kaiserlichen Geheimschreiber D. Francisco de los Cobos, Großcomthur von Leon, eingeschaltet ist.

Documentos relativos al gobierno de estos reinos, muerta la Reina Católica Doña Isabel, entre Fernando V, su hija Doña Juana y el marido de esta Felipe I. Indem wir die wich-

*) Die Anzeige derselben findet sich im Jahrgang 1849, Stück 73 dieser Blätter.

tigsten der hier abgedruckten Actenstücke ihrem Inhalte nach genauer bezeichnen, möge die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß die Ueberschrift höchst ungenau ist. Denn nicht allein, daß drei Schreiben Ferdinands des Katholischen der Zeit nach dem Tode Philipps des Schönen angehören, so folgen nach diesen sogar noch sechs Schreiben Karls, die nach dem Tode seines mütterlichen Großvaters abgefaßt sind. Die Sammlung beginnt mit einer an Präsident und Rätthe zu Valladolid gerichteten und vom Todestage Isabellas datirten Zuschrift Ferdinands, in welcher derselbe die Erklärung abgibt, daß er, der lektwilligen Verfügung der Verstorbenen gemäß, die Regierung von Castilien und dessen Nebenreichen übernommen habe. Hierauf folgt die zwischen dem Könige und den Bevollmächtigten von Philipp und Juana getroffene Uebereinkunft und die Mittheilung derselben an die höchsten Gerichtshöfe in Valladolid und Granada. Ein Ausschreiben Ferdinands, Philipps und Juanas (26. December 1505) gibt den achtzehn zur Bescheidung der Cortes berechtigten Städten auf, ihre Procuradores zum 5. Februar 1506 in Salamanca eintreffen zu lassen; ein beigeschlossenes Schema bezeichnet die Form der Vollmacht, mit welcher die Deputirten ausgestattet sein sollen. Am 8. Januar 1506 benachrichtigt Ferdinand die Granden, daß Philipp und Juana den Seeweg von Flandern nach Spanien eingeschlagen hätten und fordert sie auf, sich zum Empfange derselben bei ihm einzufinden. Hieran reiht sich das vom Ayuntamiento ertheilte Mandat, kraft dessen die Procuradores auf dem Tage in Salamanca, Namens ihrer städtischen Gemeinen, die Huldigung an Juana, Philipp und Ferdinand (Letzterer wird als admini-

strador y gobernador perpetuo destes reinos bezeichnet) zu leisten haben, mit der Befugniß »para que en las dichas córtres podades platicar, tratar, acordar, jurar é otorgar todas las otras cosas é cada una dellas que viéredes ser cumplideras al servicio de Dios nuestro Señor, y de sus Altezas é bien destes reinos, aunque sean tales que para ellas é para cualquier dellas se requiera especial poder y mandado.« In drei an dem nämlichen Tage (2. Junius 1506) ausgestellten Urkunden gibt Ferdinand dem Francisco Jimenez umfassende Vollmacht, einmal mit Philipp über dessen Antheil an der Regierung, selbst auf Kosten einer gleichen Berechtigung Juana's, zu unterhandeln, sodann eventuell mit den beiden Veltgenannten eine Verständigung herbeizuführen, endlich die Granden zum treuen Aussharren bei der Sammtregierung aufzufordern. Das folgende Schreiben enthält den Protest des alten Königs gegen den Vertrag, den er, um sich augenblicklichen Gefahren zu entziehen, mit seinem Schwiegersohn abgeschlossen hatte, welcher, mit Ausschluß beider Mitregenten, die Verwaltung für sich allein in die Hand zu nehmen gewilligt war. Ihm reiht sich die im Junius 1506 von beiden Königen eingegangene Capitulation an, so wie ein kurzes Schreiben über den Verlauf der zwischen ihnen Statt gefundenen Zusammenkunft.

Peticiones originales hechas al señor Rey D. Enrique IV. por diferentes Arzobispos, Obispos, Caballeros y Grandes de estos reinos, (Cigales, 5de diciembre de 1464) nicht weniger als 39 Artikel enthaltend, deren jeder mehr oder weniger einen Beleg für die trostlosen Zustände Castiliens in jener Zeit abgibt.

Wir übergehen einige kurze Angaben, welche sich theils auf die Bürgerkriege in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, theils auf die Zeit der Regierung Karls V. beziehen, um noch folgende Documente hervorzuheben.

Auf eine von Alba verfaßte Auseinandersetzung (December 1571) der rechtlichen Ansprüche, welche Philipp II. in seiner Eigenschaft als Graf von Burgund, auf Besançon zustehen, folgt ein Tagebuch über die Ereignisse, welche die große Armada Philipps II. vom 22. Julius bis zum 7. August 1588 betrafen.

Documentos relativos á los reyes catolicos sobre sucesos y negocios in Andalusia. Zuschriften, welche der königliche Geheimschreiber, Fernando de Zafra, nach dem Falle Granadas an Ferdinand und Isabella abgehen läßt. Dieselben beziehen sich theils auf die bisherigen Einkünfte und demnächstige Verwerthung des Königreichs Granada, theils auf die Wechselfälle des kleinen Krieges in den Alpujarras, auf die Nothwendigkeit der Wiederherstellung verfallener Festen, Maßregeln zur Sicherstellung der Küstenlandschaften, Verhandlungen mit den derzeitigen Gebieten von Dran &c.

Verschiedene Berichte über die Leistungen der von Garcia de Toledo geführten Galeerenflotte im Mittelmeer während des Jahres 1564.

Eine Aufzählung der Spanier, welche dem Concil zu Costniz beiwohnten, nach ihren Geburtslanden geordnet und mit einer Mitgift historischer Notizen von Pedro Sainz de Baranda versehen.

Den Beschluß dieses Bandes bildet eine in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts abgefaßte Beschreibung der Feierlichkeiten, unter wel-

chen die Krönung eines Königs von Aragon vor sich zu gehen pflegt.

Der funfzehnte Band gehört um mehr als die Hälfte einer bereits von D. Martin Fernandez de Navarrete auf Geheiß der Regierung begonnenen und von D. Gussaquio Fernandez de Navarrete wieder aufgenommenen und zum Schluß geführten historisch kritischen Untersuchung über die viages y descubrimientos apocrifos del capitán Lorenzo Ferrer Maldonado, de Juan de Fuca y del almirante Bartolomé de Fonte; den übrigen Raum nehmen die im October 1573 von Philipp II. erlassenen Ordenanzas para los torcedores de seda de Toledo, sodann die Auszüge ein, welche der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Manuel Landeira aus verschiedenen Antonio Perez betreffenden Originaldocumenten anfertigte; diesen endlich schließt sich ein vom Dr Olivares entworfener Bericht über die Krankheit des Infanten Carlos an.

Die so eben genannten Extractos de los documentos originales sobre Antonio Perez anbelangend, so beruhen sie auf den Protocollen, Berichten und Gutachten — letztere vielfach mit Randbemerkungen von der Hand des Königs versehen — der von Philipp II. niedergesetzten junta para entender en el negocio de Antonio Perez. An der Spitze dieser Commission stand der in der Monographie von Bermudez de Castro mit Meisterhand gezeichnete Rodrigo Vazquez, in dessen Behausung die Sitzungen Statt fanden. Die hier mitgetheilten Actenstücke, von denen das erste im April 1590, das letzte im August 1591 aufgenommen ist, sind von um so größerer Wichtigkeit, als in Bezug auf einen Proceß, der die Veranlassung

zur Vernichtung der aragonesischen Fueros bieten sollte und vom Könige mit maßloser Erbitterung gegen seinen einstigen Günstling betrieben wurde, alle Vorschläge und geheimen Operationen aus dem königlichen Lager an uns vorübergeführt werden, während wir bis dahin in dieser Angelegenheit der Hauptsache nach auf die nicht unverdächtigen Zeugnisse Antonios verwiesen waren. Benachrichtigungen von Spähern aus Aragon, Zuschriften von Beamten oder Männern, die bei der großen Frage des Tages mit Entschiedenheit auf Seiten des absoluten Königthums standen, vor allen Dingen die gerichtlichen Aussagen Antonios und die Anfragen von Seiten der Inquisition in Zaragoza laufen in Menge bei dieser Junta ein und geben die Grundlage ihrer Berathungen und Vorschläge ab. Dabei tritt die Frage über den an Escovedo geübten Mord begreiflich überall in den Vordergrund. Zu den früheren Anklagen gegen den Flüchtling, in Folge deren über diesen bereits das Todesurtheil gesprochen ist, gesellte sich jetzt noch eine neue. »El segundo delicto, heißt es in der Consulta vom 20. September 1590, es el que agora esta haciendo en Aragon con descubrir secretos graves y tratar de cosas de tanta calidad é importancia tan fuera de tiempo y propósito, como se collige por los libros que publica y por lo que de allá escriben.«

Am Schlusse dieser Extractos befindet sich ein Document, welches mit den ersteren in keiner unmittelbaren Verbindung steht, aber für die richtige Würdigung des Processes von um so größerer Wichtigkeit ist, als sein Inhalt sowohl von Bermudez de Castro als von Mignet nur summarisch angegeben ist. Es betrifft die Geständnisse, welche

Antonio auf der Folter abgepreßt wurden, nach den amtlich darüber angefertigten Protocollen und beginnt mit der gerichtlichen Bescheinigung (29. December 1589), daß ein königliches Handschreiben dem Gefangenen vorgelegt sei, des Inhalts, daß derselbe ohne Rücksicht auf die Verpflichtung, Amtsgeheimnisse zu verschweigen, und ohne sich durch Bedenklichkeiten irgend einer Art zurückhalten zu lassen, über die Ermordung Escovedos mit unbedingter Offenheit sich auslassen solle. Als Antonio dem gegenüber bei seiner Erklärung verharrte, keine genauere Wissenschaft vom Morde Escovedos zu haben und wiederholt zu Protocoll gab, daß er Bazquez als seinen persönlichen Feind perhorrescire, stellte sich Lekterer (3. Februar 1590) in Begleitung von Juan Gomez und einem Secretär im Gefängnisse ein und drohte dem Gefangenen, falls dieser nicht alsobald dem königlichen Befehl Folge leiste, die Anwendung der Folter, mit dem Zusatze, »si en el muriere ó lesion de algun miembro le viniere sea á su culpa y carga.« Als sich Antonio auch jetzt noch auf seine frühere Erwiderung berief, traten auf Befehl von Bazquez die Gerichtsdiener ein, entfesselten und entkleideten den Gefangenen und übergaben ihn dem Scharfrichter. Das Protocoll verbreitet sich mit der höchsten Umständlichkeit über die Vollziehung der Folter, die Steigerung der Qualen, das Gewimmer, jeden vom Todesschmerz ausgepreßten Schrei des Unglücklichen, der sich endlich zu unumwundenen Aussagen bereit erklärt, deren Inhalt mit der Erzählung von Bermudez de Castro übereinstimmt.

Der Bericht über die Krankheit von Don Carlos beginnt mit einer Beschreibung der Kopfver-

lehung, welche der Infant in Folge eines Sturzes von der Treppe zu Alcalá de Henares (9. April 1562) davon trug. Bei der ersten Nachricht von dem Geschehenen sandte der König seinen Leibarzt Juan Gutierrez in Gesellschaft zweier Chirurgen zum Sohn. Die äußeren und inneren Heilmittel, deren man sich bediente, die Wendungen und Wechselfälle der Krankheit finden um so mehr eine minutiöse Aufzeichnung, als Olivares dem Infanten zur Pflege und Beobachtung beigegeben war. Am 9. Mai war das Befinden des Letzteren der Art, daß die Aerzte nur noch von Gott Rettung erwarten zu dürfen glaubten. Man ließ Processionen halten und brachte wunderthätige Gebeine von Heiligen in's Krankenzimmer, während der König, der den Anblick des in Bewußtlosigkeit liegenden Sohnes nicht mehr ertragen konnte, in der Nacht nach Madrid zurückkehrte. Wider alles Vermuthen stellte sich Besserung ein; der Kranke gewann Schlaf, und konnte sich, da das Fieber wich, vom Lager erheben und dem zurückgekehrten Vater einige Schritte im Zimmer entgegengehen. Wenige Tage später wird ihm der Besuch der Messe gestattet, dann tritt er die Reise nach Madrid an. Der Berichterstatter schließt mit der Versicherung, daß eine völlige Genesung eingetreten sei. Bekanntlich pflegt man die späteren Extravanzen des Infanten in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dieser in Alcalá de Henares erlittenen Verletzung des Kopfes zu bringen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 22. September 1855.

M a d r i d

Schluß der Anzeige: »Coleccion de documentos inéditos para la historia de España, por D. Miguel Salvá y D. Pedro Sainz de Baranda. Tomo XII—XVIII.«

Die eine Hälfte des sechszehnten Bandes wird mit den Biographien oder biographischen Notizen über Hernando und Bartolomé Colon gefüllt, die der fleißige D. Gustaquio Fernandez de Navarrete aus gedruckten und ungedruckten Geschichtsquellen zusammengestellt hat; die andere Hälfte gehört einer von demselben Autor verfaßten Lebensbeschreibung Garcilasos de la Vega, des »principe de los poetas castillanos«, wie er von seinen Zeitgenossen genannt zu werden pflegte. Erwägt man, daß der Dichter nicht minder als Heerführer, denn als Staatsmann und Gelehrter geschätzt wurde, daß man seinem Namen bei fast allen kriegerischen Unternehmungen Karls V. begegnet und daß sein Rath bei den politischen Verwickelungen jener Zeit gern gehört wurde,

so stellt sich, wie der Verf. im Vorwort hervorhebt, für den Biographen Garcilaso's freilich die Nothwendigkeit umfangreicher Forschungen über die ersten vierzig Jahre des sechszehnten Jahrhunderts heraus, aber Referent möchte doch kaum, wie es hier geschehen ist, auf das Studium der Werke eines Gianone oder Daniel besondern Nachdruck legen. Merkwürdig, daß das Leben dieses Mannes, der an dem glänzendsten Hofe seines Jahrhunderts als Mittelpunkt der Bewegung im Gebiete der Künste und Wissenschaften diente, dessen Dichtergabe und Gelehrsamkeit weit über Spanien hinaus den Gegenstand der Huldigung abgab und dessen Werke zu verschiedenen Zeiten mit weitschichtigen Commentaren versehen wurden, bis dahin keiner zusammenhängenden Untersuchung unterzogen wurde! Der ältere Navarrete (D. Martin Fernandez), dem wir die werthvollen Forschungen über Columbus verdanken und der, nicht viel später als England seinen Shakespeare wiederfand, Spanien zum Verständnisse eines Cervantes von neuem weckte, hatte sich die Biographie Garcilaso's als Aufgabe gestellt, deren Lösung ihm jedoch der Tod nicht gestattete. Der hier abgedruckten Arbeit des jüngeren Navarrete sind dreizehn ilustraciones — Digressionen über die mannichfachsten Gegenstände — 19 Belegstücke (documentos) und sieben genealogische Tabellen beigegeben, deren letzte mit einigermaßen bedenklicher Sicherheit bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts zurückführt. In Bezug auf den siebzehnten Band wird die Angabe genügen, daß derselbe, mit Ausnahme der letzten 33 Seiten, von den hiermit zum erstenmale unverkürzt abgedruckten Verhandlungen der Cortes von 1789 eingenommen wird, und zwar auf den Grund derselben Niederzeichnungen, welche

theilweise 1833 von dem zeitigen Minister D. Francisco Fernandez del Pino auf Befehl der Königin Christine der Presse übergeben wurden. Damals erfolgte diese Veröffentlichung aus Gründen der Politik, wie solches hinlänglich durch den Titel »Testimonio de las actas de Córtes de 1789 sobre la sucesion á la corona de España, y de los dictámenes dados sobre esta materia« verrathen wird. — Der Schluß des Bandes gehört einer kurzen, aber interessanten »Relacion de la antiguedad y sitio de Medina del Campo y sus ferias, y de la contratacion de ellas, y del estado que tienen hasta hoy 18 de octubre 1616, aus welcher dem Refer. die nachfolgenden gedrängten Mittheilungen gestattet sein mögen.

Die Abnahme des gesammten Handels von Spanien mußte in Medina del Campo am sichtbarsten und empfindlichsten hervortreten. Dort, unmittelbar an der Grenze von Alt=Castilien und Leon, wo seit Jahrhunderten der Verkehr der iberischen Halbinsel seinen Mittelpunkt gefunden hatte, begegneten sich in den Tagen der Messe die Vertreter aller großen Handelshäuser in den vereinigten Reichen, besorgten Kauf und Verkauf und schlossen ihre Abrechnungen. Ein lehrreicher Discurs über Umfang und Richtung dieser Handelswelt aus der Feder des Martinez de la Mata ist von Campomanes in seiner Educacion popular aufgenommen; auf ihm beruhen fast ohne Ausnahmen die Ansichten, welche im Auslande über diesen Gegenstand gelten. Dieselben Ursachen, welche den Untergang des politischen Lebens in Castilien und Aragon herbeiführten, mußten den Verfall des Handels nach sich ziehen, und wie gewöhnlich sann man erst dann auf Anwendung

von Heilmitteln, als die Aussicht auf Genesung fern gerückt war. Die Vorschläge, welche gegen Ende des Jahres 1606 gemacht wurden, um den Messen zu Medina del Campo einen neuen Aufschwung zu verleihen, lassen sich in folgenden Hauptpunkten zusammenfassen: Es muß die Zeit, in welcher die Messen abgehalten werden, eine unwandelbar feste sein; die nach und von Medina del Campo geführten Waaren dürfen so wenig irgend einer Abgabe unterliegen, als beim Umsatz während der hunderttägigen Dauer der Messen die Alcabala in Anwendung gebracht werden darf; es ist erforderlich, daß in Medina del Campo eine eigene Münzstätte errichtet werde und daß das von hier ausgehende, mit einem nur ihm zustehenden Gepräge versehene Geld dem Verbote der Ausführung an den Grenzen nicht unterliege.

Von den sechs Gegenständen, welche den achtzehnten Band einnehmen, führt der erste die Ueberschrift: »Coleccion diplomática de los documentos á que se refiere la disertacion del feudalismo particular é irredimible de los pueblos del reino de Valencia, de donde salieron expulsos los moriscos en el año 1609.« Es sind nicht weniger als 54, zum Theil vollständig, zum Theil im Auszuge mitgetheilte Urkunden, ohne chronologische Ordnung, bunt durcheinander geworfen, meist in castilischer oder lateinischer Sprache abgefaßt. Dem texto lemosin ist eine spanische Uebersetzung zur Seite gegeben. Die Sammlung beginnt mit dem königlichen Edicte vom 22. September 1609, welches die Vertreibung der Morisken aus dem Königreiche Valencia gebietet. Da trotz aller angewandten Bemühungen, heißt es hier, die Morisken für die Lehre der allein seligmachenden Kirche zu gewinnen, dieselben in Ber-

härtung des Gemüths verharren, so sei vielfach von frommen und rechtskundigen Männern darauf gedrungen, die verrätherischen Unterthanen an Leib und Habe wegen ihrer Ketzerei und Apostasie zu strafen. Gleichwohl habe man geraume Zeit hindurch nur an die Anwendung gelinder Mittel gedacht, bis neuerdings der politische Verrath derselben an's Licht getreten und demzufolge der Beschluß gefaßt sei, *que se saquen todos los moriscos de eso reino, y que se echen en Berberia*. Demzufolge sollen alle Morisken nach Veröffentlichung dieses Edicts ihre Wohnstätten nicht verlassen und sich nach Verlauf von drei Tagen nach einem vom königlichen Commissarius ihnen angewiesenen Hafen begeben. Die solchergestalt mit ihrer beweglichen Habe Auswandernden mit Wort oder That zu verunglimpfen, wird bei harter Ahndung verboten. Wer von der ihm vorgeschriebenen StraÙe abweicht, kann von Jedermann aufgegriffen und, falls er Gegenwehr versucht, getödtet werden. Wer seine bewegliche Habe, so weit er solche nicht mitnehmen kann, verbirgt oder vernichtet, oder aber seine unbeweglichen Güter muthwillig beschädigt, verfällt dem Tode. Wer einem Morisken hülfreiche Hand leistet, sich oder sein Eigenthum dem Inhalte dieses Edictes zu entziehen, büßt mit sechs Jahren auf der Galeere. Knaben und Mädchen unter vier Jahren ist es verstattet, im Lande zu bleiben; dasselbe gilt von Kindern unter sechs Jahren, deren Vater ein alter Christ ist, wo dann auch die morisckische Mutter nicht zur Auswanderung gezwungen werden soll; ist dagegen der Vater Morisck und die Mutter eine alte Christin, so muß Ersterer das Land verlassen und bleiben die Kinder mit der Mutter in ihrer bisherigen Heimath. Wer seit der Zeit

von mindestens zwei Jahren unter alten Christen gelebt hat, ohne an moriskischen Festen und Versammlungen Theil zu nehmen, wird von dem Edicte nicht betroffen. Uebrigens bleibt es jedem Morisken unbenommen, nach andern Gegenden als nach der Berberei auszuwandern, nur daß er zu dem Zwecke nicht den Weg durch irgend eine Landschaft der spanischen Reiche einschlagen darf.

Hiernach folgen in großer Zahl singuläre Vorschriften verschiedener obrigkeitlichen Behörden. Es darf, lautet das Ausschreiben des Generalcapitäns von Valencia (vom 1. October 1609) der Moriske sein Eigenthum verkaufen, mit Ausnahme von Heerden, Zug- und Lastthieren, Getreide, Del und Grundstücken. Ein um neunzehn Tage jüngeres Mandat derselben Behörde gibt den Ober-eigenthümern der moriskischen Dörfer auf, die herrenlos gewordenen Häuser, Aecker, Heerden und Olivenpflanzungen zu inventarisiren. In andern Ausschreiben werden Bestimmungen über die zum patrimonio real gehörigen Güter in Bezug auf ihre Vertheilung und das Maß ihrer künftigen Besteuerung getroffen.

Erst hiernach folgen einige Schreiben (August 1609), in welchen der Erzbischof von Valencia dem Könige die Gefahren schildert, welche dem Königreiche von Seiten der Morisken drohen, sodann eine im September 1609 geschehene Mittheilung über diesen Gegenstand von Seiten Philipps III. an die Gemeine der Stadt Valencia. Der dringenden Protestationen, welche bekanntlich damals von den großen Grundbesitzern Valencias eingelegt wurden, ihrer wiederholten Vorstellungen, daß durch Vertreibung der gewerbsleißigsten Anbauer der blühendste Garten Spaniens in eine Einöde verwandelt werden müsse, geschieht hier

keine Erwähnung. Dagegen finden zahlreiche Urkunden aus der Zeit vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert, welche sich auf die bürgerlichen Verhältnisse der Morisken von Valencia beziehen, hier ihren Abdruck.

Discurso sobre la enfermedad del Rey nuestro Señor D. Fernando VI. (que Dio guarde), escrito por D. Andrés Piquer, médico de Cámara de S. M. Es mag dahin gestellt sein, wie weit dieser Abhandlung, welche günstigsten Falls nur den Medicinern einiges Interesse gewähren kann, indem sie von dem Standpunkte der Arzneiwissenschaft in Spanien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Zeugniß ablegt, ein Unterkommen in dem vorliegenden Werke eingeräumt werden durfte.

Anales breves del reinado de los Reyes Católicos D. Fernando y Doña Isabel, de gloriosa memoria, que dió manuscritos el Dr. D. Lorenzo Galindez de Carvajal, de su Consejo y Cámara, y de la de los Reyes Doña Juana y D. Carlos, su hija y nieto, Correo mayor de los reinos de Perú etc., y una continuacion de la crónica de aquellos reyes. Der ersten Hälfte dieser Mittheilungen darf man in so weit nicht allen Werth absprechen, als sie von 1468 bis 1516 eine in Bezug auf die Chronologie mit Genauigkeit durchgeführte Uebersicht aller Ereignisse geben, welche den spanischen Königshof betreffen. Ungleich reichhaltiger ist die zweite Hälfte, welche in 22 Kapiteln den kurzen Zeitraum von der letzten Krankheit Ferdinands des Katholischen bis zur Ankunft des jungen Karl in Spanien erörtert und namentlich hinsichtlich der Verwaltung und Persönlichkeit des Cardinal-Erzbischofs von Toledo manche interessante Einzelheiten bietet.

Adiciones genealógicas á los claros varones de Castilla de Fernan Perez de Guzman Señor de Batres, escritas por el Doctor D. Lorenzo Galindez de Carbajal. Schon die Ueberschrift verräth, daß man nicht zu der Erwartung berechtigt ist, in diesen Zusätzen jenen romantischen, poesiereichen Schilderungen zu begegnen, mit welchen die claros varones an uns vorübergeführt werden. Die trockenen, aber von fleißiger Ausarbeitung zeugenden Artikel beziehen sich auf Ferdinand den Katholischen, den Connetabel Rui Lopez Davalos, den Admiral Alonso Enriquez und den Kanzler Pedro Lopez de Ayala.

Aus welchen Gründen die schon früher durch den Druck veröffentlichte Relacion verdadera de la herida de cabeza del Serenísimo Principe D. Carlos nuestro Señor, de gloriosa memoria, la cual se acabó en fin de julio de año de 1562, welche so wenig wie der im funfzehnten Bande enthaltene Bericht über die Krankheit des Infanten einen sichern Schluß auf eine — gemeiner Annahme zufolge — spätere Störung des Seelenlebens desselben zuläßt, hier Ausnahme gefunden hat, ist schwer einzusehen.

S t u t t g a r t

Druck und Verlag von Hallberger 1855. Anleitung zur gerichtsarztlichen Untersuchung neugeborner Kinder bei zweifelhaften Todesarten von Dr. W. G. von Faber, Oberamtsphysicus u. XIV u. 170 S. in Octav.

Die Untersuchung zweifelhafter Todesarten Neugeborener war von jeher ein Gegenstand, welchem sowohl Richter als Gerichtsarzte eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Erstere, weil das

Strafmaß der Tödtung eines Neugeborenen ein ganz anderes ist, als dasjenige einer bloß verheimlichten Schwangerschaft und Geburt; letztere, weil es einer ganz besonderen Aufmerksamkeit bedarf, um nichts ununtersucht zu lassen, was der Richter behufs seiner Untersuchung und seines Endurtheils zu wissen absolut nöthig hat. Eine Eigenheit ist es aber, daß gerade diese Untersuchungen, welche seit der Einführung der Schwurgerichte von noch größerer Bedeutung geworden sind, mehr Schwierigkeiten darbieten, als fast alle anderen forensischen, was hauptsächlich seinen Grund in den großen Veränderungen hat, welche während des kurzen Fötus-Lebens und dann nach der Geburt des Kindes in demselben vorgehen. Es ist daher ein verdienstliches Werk des Verfs., in vorstehendem Buche eine Anleitung zu diesen oft höchst schwierigen Untersuchungen gegeben zu haben, welche er in folgenden Kapiteln vorträgt.

Erstes Kap. Ursachen des Todes Neugeborener. 1. Vor der Geburt durch Lebensschwäche, Sticfluß, Apoplexie, Entzündung und andere krankhafte Zustände, körperliche und geistige Störungen, welche von der Mutter aus auf den Fötus eingewirkt haben, als innerliche Krankheiten und Einwirkung von außen her auf die Mutter. 2. Während der Geburt. Nicht bloß bei schweren oder künstlichen, sondern auch bei leichteren und natürlichen Geburten können Einwirkungen Statt finden, welche Verletzungen und den Tod des Kindes zur Folge haben, z. B. bei heftigem Krampf im Uterus und deshalb zögernder Geburt; Blutergießungen unter die Schädeldecken; Eindrück und Brüche in den Schädelknochen, besonders bei engem Becken; Einschnürungen am Hals und Erdrösselung; bei Fußgeburten die verzögerte

Entwicklung des Kindes; bei Wendungen die Dehnung und Zerrung des Rückenmarks. Weiter gehören hieher: Vorfall der Nabelschnur, Pressungen des Hirns bei langem Verweilen des Kopfes in dem untern Beckenraum oder bei schweren Zangenoperationen: Hämorrhagie bei zu früher Lösung der Placenta oder bei Plac. praevia; bei sehr raschen Geburten Fissuren und Fracturen der Schädelknochen. Von diesen haben freilich diejenigen Umstände in forensischer Beziehung, bei welchen künstliche Hülfe nothwendig war, keinen Werth.

3. Nach der Geburt. Verblutung durch die Nabelschnur: Kopfverletzung, Kopfgeschwulst und Kopfblutgeschwulst; Verletzungen des Rückenmarkes Erstickung: unabsichtliche und absichtliche. Erkältung, Verbrennung, Vergiftung, Mangel und Unterlassung der nöthigen Pflege und Behandlung.

— Im zweiten Kapitel gibt der Verf. die allgemeinen Regeln für die Obduction: er empfiehlt die möglichst baldige Inspection und Section: Zweck der gerichtlichen Obduction ist, zu bestimmen: 1. ob das neugeborne todte Kind reif oder unreif sei; 2. ob es lebensfähig sei; 3. ob das Kind lebend oder todt geboren und in ersterem Falle, ob es a. eines natürlichen Todes gestorben oder b. ob es auf eine gewaltsame Weise ums Leben gekommen sei, und in diesem Falle c. welches die Todesart war. — Das dritte Kapitel handelt von der Inspection im Allgemeinen. Als Umstände, welche vor der Inspection des Leichnams zu untersuchen sind, werden bezeichnet: 1. Ort, wo das Kind gefunden wurde; Veränderungen, welche der Leichnam in den verschiedenen Umgebungen erfährt. 2. Beschaffenheit der Kleidungsstücke und sonstiger Umhüllungen. 3. Lage der Leiche vom Tode an bis zur Auffindung. 4.

Witterung und Temperatur der Luft von der Geburt bis zur Inspection. 5. Werkzeuge, Instrumente in der Nähe des Auffindungsortes. 6. Transport des Leichnams. Dann beschreibt der Verf. die Inspection selbst: Geschlecht, Reife und Lebensfähigkeit, Fäulniß, wie sie sich durch die Inspection zu erkennen gibt, gewaltsame Einwirkungen von außen her, als: Sugillationen, Wunden, Luxationen und Fracturen, fremde Stoffe in Nase und Mund bilden die einzelnen Rubriken, so wie der Verf. endlich die Untersuchung verstümmelter Leichen berücksichtigt. Er erzählt, daß er vor einigen Jahren ein Neugeborenes zu untersuchen hatte, welches mit einem Hackmesser in wenigstens 150 Stücke zerstückelt war und welche den Tag nachher aus einem Abtrittstroge ausgeschöpft wurden, worin immer auch noch einige Stückchen unentdeckt geblieben sein konnten. Der Verf. war doch im Stande, das Geschlecht und die Reife des Kindes mit Bestimmtheit, und daß es nicht geathmet hatte, mit großer Wahrscheinlichkeit anzugeben. Die gefundenen Lungenstückchen sanken sämmtlich im Wasser; Fäulniß war nirgends bemerkbar. — Das vierte Kap. handelt die Section ab. Ihr Zweck ist: 1. Die Lebensfähigkeit des Kindes noch weiter auszumitteln, als dieses bei der Inspection möglich war; 2. die Frage zu beantworten, ob das Kind todt oder lebend geboren wurde, und in letzterem Falle die Todesart zu bestimmen. Ausführlich lehrt der Verf. die Art und Weise, wie die Section vorzunehmen sei, geht dabei die einzelnen Theile durch, und widmet besonders der Untersuchung der Lungen die gehörige Berücksichtigung. Am Schlusse dieses Kapitels handelt der Verf. noch von der Fäulniß, wie sie sich durch die Section zu erken-

nen gibt. — Das fünfte Kapitel bringt endlich noch eine übersichtliche Zusammenstellung derjenigen Momente, welche bei der Untersuchung todter neugeborner Kinder zu beachten sind. — Wir können das Werk dem praktischen Gerichtsärzte aus voller Ueberzeugung empfehlen. v. S.

B a s e l

bei Schweighauser 1855. *Caecilii Balbi de Nugis Philosophorum quae supersunt. E codicibus et auctoribus vetustis eruit, nunc primum edidit, commentario et dissertatione illustravit Eduardus Woelfflin. VI u. 91 S. in gr. Quart.*

Vor etwa zehn Jahren erhielt ich von Lachmann unter andern auf mittelalterliche Excerpte aus Tibullus bezüglichen Papieren eine genaue Beschreibung des *codex Frisingensis* von Docens saubrer Hand, woraus ich ersah, daß jener vom Martialis her mir wohlbekannte Codex eine Sammlung von Apophthegmen griechischer Philosophen enthalte, welche zum Theil unbekannt waren und antik klangen. Ich behielt diese Notiz für eine gute Gelegenheit in Acht und als Dr. Wölfflin, damals Mitglied unsers philologischen Seminars, vor etlichen Jahren nach München ging, um für seinen Polhän zu sammeln, munterte ich ihn auf, jenen Schatz zu heben. Hierdurch hat mein junger Freund seine Aufmerksamkeit auf die seit langer Zeit vernachlässigte Spruchlitteratur der Römer gerichtet und wir dürfen zu den schon jezt vorliegenden Früchten dieser über Erwarten lohnenden Studien ihm aufrichtig Glück wünschen. Tritt doch hier zuerst ein alter römischer Schriftsteller aus dem Dunkel hervor.

Freilich war *Cäcilius Balbus* nicht so ganz verschollen. Johannes von Salisbury führt ihn

Policratic. 3, 14 an und theilt eine längre Stelle mit, worin jener einen imperator Augustus ermahnt, die elenden Schmeichler zu verbannen, die ihn schon bei Lebzeiten zu einem Gott erheben wollten. Nach dieser Ansprache, welche wie die Dedication eines Werkes lautet, folgen Anekdoten von alten Philosophen und Feldherren, welche den Satz bewahrheiten sollen, hämischen Spöttern müsse man Ruhe und Geduld entgegensetzen. Daß aber auch diese Anekdoten und Apophthegmen aus Cäcilius Balbus entlehnt sind, hat Prof. Petersen nach einem fliegenden Pergamentblatt der Hamburger Bibliothek auf der Philologenversammlung in Cassel gezeigt. Diesem Blatt zunächst verdanken wir den Titel *De Nugis Philosophorum*, wonach eben Joh. von Salisbury sein Werk *De Nugis Curialium* betitelt hat. Die Erzählung, welche das Hamburger Blatt dem Cäcilius beilegt, von Alexander und dem Seeräuber, kehrt bei Johannes 3, 14 wieder, und Wölfflin zeigt überzeugend, daß auch andre Erzählungen desselben Kapitels, welches er S. 7 abdrucken läßt und sorgfältig erläutert, auf dieselbe Quelle zurückgehen.

Durch Fr. Haase in Breslau bekam Wölfflin ein nicht unwichtiges Hülfsmittel, das Eigenthum des Cäcilius zu ermitteln, nämlich eine Abschrift Lindenbrog's »*ex vet. ms. libro sententiarum*« und zwar mit ausdrücklicher Nennung des Cäcilius Balbus *de nugis philosophorum* und Angabe der Bücher dieses Werks. Unter den 17 Sentenzen Lindenbrog's kehren 9 fast wörtlich bei Johannes wieder und, was die Hauptsache, sie liefern den kaum einem Zweifel unterworfenen Beweis, daß die namenlosen Münchner und Pariser Excerpte eben aus Cäcilius Balbus geflossen sind. Nach dem Abdruck der *Lindenbrogiana* S. 13 folgt die Beschreibung des *cod. Frisingensis* und

ein diplomatisch treuer Abdruck mit gelehrtem Commentar S. 18 ff., sodann S. 37 die drei codices Parisini, wornach S. 43 f. durch Induction erwiesen wird, daß alle diese Sammlungen auf der nämlichen Grundlage beruhen, welche sie mehr oder weniger treu wiedergeben.

Allein damit nicht zufrieden, hat der gewissenhafte Herausgeber die Mühe nicht gescheut, die einmal gewonnene Fährte weiter zu verfolgen und die Benutzung der Sammlungen des Cäcilius Balbus auch in den Werken alter und zumal mittelalterlicher Zeit aufzuspüren. Schon Suetonius, was doch sehr zweifelhaft scheint, und später Macrobius sollen ihm gefolgt sein: in den Specula des Vincentius von Beauvais findet W. unleugbare Spuren seines Cäcilius, noch weit mehr aber bei Walter Burley, aus welchem Albert von Eyb wiederum abgeschrieben hat. Zerner hat zu der von W. zuerst veranstalteten Sammlung nicht wenig brauchbares Material beige-steuert, nur schade, daß er mit seinem Original sehr flüchtig umgegangen ist. — Hiernach fragt W. S. 67 im dritten Abschnitt seines Buches nach den Quellen des Cäcilius selbst, wobei denn dessen Zeitalter zur Besprechung kommt. An der Spitze der Literatur dieser Art steht der ehrwürdige alte Cato mit seinen apophthegmata, neben welchem vorzugsweise des Cai. Melissus libelli Ineptiarum oder Iocorum zu nennen sind. Von den vom Cäcilius wahrscheinlich benutzten Schriftstellern verweilt W. am längsten bei Publius Syrus, weil 37 Sentenzen des Cäcilius in der Spruchsammlung, welche den Namen des P. Syrus trägt, wiederkehren, andre einander sehr ähnlich sehen. W. schildert kundig das ganz bodenlose Verfahren, womit die Herausgeber allmählig das corpus Syriacum zu Stande gebracht haben, indem sie die

meisten der angeblichen Spruchverse aus reiner Willkür auf den einmal in Umlauf gesetzten Namen häuften. Cäcilius scheint allerdings Einzelnes aus ihm erlesen zu haben, während weit mehr vom Eigenthum desselben in die Ausgaben des Syrus verschleppt ist, welches durch Dehnen und Recken gut oder übel in Senare gezwängt werden mußte. Darum thut das Vorkommen vermeintlicher Sprüche des Syrus im Frisingensis dem Glauben an Cäcilius keinen Eintrag, zumal nachweislich — worüber W. bestimmter reden durfte — Jan. Gruter aus keinem andern Codex einen Theil der Zusätze zu Syrus gezogen hat. Schwerlich aber hat Cäcilius den Diogenes Laertios gekannt. Sehr hübsch erledigt W. die bekannte Hypothese Chr. G. Schneiders, dem W. Burley habe ein vollständigerer Codex des Diogenes vorgelegen, indem er vielmehr eben im Cäcilius Balbus, welcher dem Walter noch zugänglich war, die Quelle der dem Walter eignen Charakterzüge und Apophthegmen von Philosophen nachweist. Wir wünschen sehr, daß W. selbst die hier nur berührte Frage nach P. Syrus und seinen Spruchversen vollständig zu Ende zu bringen versuche, da nach diesen Vorstudien schwerlich ein geeigneterer Mann dazu gefunden werden könnte. — Das Resultat der nachher angestellten Untersuchung über die Schicksale und die ursprüngliche Beschaffenheit des opus Caecilianum, ist, daß die Einrichtung des Sammelwerks am besten aus den Excerptis Frisingensibus zu erkennen scheine, obschon auch hier große Vorsicht anzuempfehlen sein dürfte, da die Form ohne Frage nicht in ursprünglicher Frische bewahrt ist. Das aber erschwert gerade sehr das Urtheil über die Sprache unsers Neulings in der Litteratur, daß die mittelalterlichen Benutzer seiner Schätze den antiken Ausdruck willkürlich nach dem Sprachgebrauch ihrer Zeit zuschnitten. So zeigt W. z. B. S. 81, daß die im Paris. A in echter

Form erhaltne Sentenz *Conscientiam quam famam in-*
tende von den Nachfolgern durch Einschwärzung eines
magis oder *plus* oder *potius* alterirt worden ist. Die flei-

ßige Beobachtung der Latinität des Cäcilius ergibt somit
 ein sehr precäres Ergebniß und W. legt daher das Haupt-
 gewicht darauf, daß der in der Praefatio bei J. von Sa-
 lisbury angerebete Imp. Augustus wohl kaum ein anderer
 sein könne, als Trajanus. Als dessen Zeitgenossen will
 er, ohne seiner Sache sicher zu sein, seinen Cäcilius Bal-
 bus betrachtet wissen. — Sei Cäcilius wer er wolle, einen
 treuern, unverdroßnern Wiedererwecker von den Todten
 hätte er sich schwerlich wünschen können. Ihm verdanken
 wir es, daß mancher sinnige Spruch der Weisheit und
 Lebenserfahrung, der bisher vergraben lag, wieder in Um-
 lauf gesetzt ist. Auch hat der Herausgeber manchen Spruch
 durch treffende Berichtigungen hergestellt und in seinem
 sorgfältigen Commentar Geschick und Belesenheit bewiesen.
 Manches freilich ist versehen und bedarf noch der Verbes-
 serung, manchmal auch der gelehrten Belege. Nur ein
 paar Beispiele. S. 8, 14 ist wohl statt *corpore* zu lesen
coryphaeo oder *capite*. Mon. 1, 3 *Lucrum turpe ut*
dispendium fugito ist Version des Hesiodischen *Μὴ κακὰ*
κέρδαινειν· κακὰ κέρθει ἰὸ' ἄτησιν. 1, 19 Heraklitos'
 Spruch *Non convenit ridiculum esse ita, ut ridendus*
ipse videaris klingt in den Platonischen Stellen durch, wo
γελοῖος und *καταγέλασιος* verbunden werden, vgl. Wyt-
 tenbach Ep. Crit. p. 25 und Longin. π. ὕ. 34. 1, 27
 ist *penitearis* wohl in *poenitentia agaris* zu verändern.
 24, 2 *Simonides dicente quodam, multos sibi de eo*
loqui, Non desinis mihi, inquit, auribus tuis maledicere?
 Hier ist mindestens *sinistre* für *sibi* zu setzen. 36 ist das
 Lemma nicht *De danda mercede*, sondern *De dandis mu-*
neribus zu lesen. Der Spruch des Demades ist in der
 Anmerkung irrig tentirt, da nur die Interpunction zu än-
 dern war: *rogante pecuniam, ipsum et pecuniam perdo,*
 vgl. Paris. p. 39, 3. — 38, 2 *merita eorum?* 39, 3
Blandam enim et servientis et imperantis debere esse,
 vielmehr *mentem.* 47, 4 *Si aliena temere protuleris*
vitia, tua intempestive audies crimina war zu vergleichen
 mit Chilon's Sentenz *Diog. Laert. 1, 3, 2 μὴ κακολογεῖν*
τοὺς πλησίον· εἰ δὲ μὴ, ἀκούσεσθαι ἐφ' οἷς λυπήσεσθαι,
 vgl. zu Alcäus fr. 62 Del. und zu Soph. Ai. 1085.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 24. September 1855.

L e i p z i g

bei Herm. Costenoble 1855. Neue Darstellung
des Sensualismus. Ein Entwurf von Heinrich
Gzölbe, Dr. med. XII u. 237 S. in Octav.

Unter den vielen Angriffen, welche meine Vorstellung von der Verknüpfung des körperlichen Lebens mit dem geistigen, und von der Selbstständigkeit des letztern auf sich gezogen hat, kann ich diese neue Schrift, die ihr Verf. ausdrücklich an mehreren Stellen als eine Widerlegung meiner gesammten Ansicht bezeichnet, nicht mit Stillschweigen übergehen. Doch ist es nicht sowohl eine Selbstvertheidigung, die ich beabsichtige; weder diese Blätter wären ein geeigneter Ort für sie, noch wäre es leicht, Ansichten, welche der öffentlichen Beurtheilung früher anheimgefallen scheinen, als sie vollständig ausgesprochen worden sind, einerseits gegen Mißverständnisse, anderseits gegen Einwürfe zu schützen, die von einer völlig anderen Gewohnheit aller Auffassungen ausgehen. Aber jeder Versuch, nicht nur nebenbei durch eine frag-

mentarische Polemik, sondern durch die consequente Entwicklung einer entgegengesetzten Ansicht die meinige zu bekämpfen, verpflichtet mich wenigstens zu einer Erklärung darüber, bis zu welchem Grade meine eigne Ueberzeugung durch sie erschüttert oder befestigt worden sei. Der Verf. hat diesen Versuch gemacht, und ist bestrebt gewesen, ein zusammenhängendes System sensualistischer Denkweise in Psychologie, Naturwissenschaft und Politik durchzuführen. Niemand wird die Aufrichtigkeit und den wissenschaftlichen Ernst dieser Bemühung verkennen, oder dem Verf. eine Fülle von speciellen Kenntnissen und eine seltene Regsamkeit, sich in mancherlei Gebieten zu orientiren, absprechen können; endlich, wenn die natürliche Freude an seinen Entdeckungen ihn zuweilen zu einer wunderlichen Geringschätzung, nicht sowohl seiner persönlichen Gegner, als der ihm entgegenstehenden wissenschaftlichen Lehren verführt, so wird doch der würdige Ton des Ganzen leicht diese Urtheile vergessen lassen.

Aber dennoch, was der Verf. selbst am Schlusse seiner Darstellung als das muthmaßliche Schicksal bezeichnet, das sie bei seinen Gegnern finden werde, muß ich für mich persönlich wirklich bestätigen. Ich fühle mich vollkommen unerschüttert durch sie und ich begreife zugleich, wie bei so völlig verschiedener Anlage unserer Gedanken der Verf. sich ebenso wenig durch mich beunruhigt fühlen wird. Da indessen jede einmal angefangene Polemik doch eine entfernte Möglichkeit des gegenseitigen Verstehens im Auge hat, so möchte ich hier mit Beseitigung aller persönlichen Interessen den Verf. auf einige Punkte aufmerksam machen, auf deren Widerlegung die Ansicht, die ich vertrete, auch nach seiner Schrift noch vergeblich wartet, so wie auf

einige Punkte der seinigen, welche wir ihm, ohne andere Beweise, als die beigebrachten, noch nicht zugestehen können. Sie werden beiderseits von hinlänglich allgemeiner Bedeutung sein, um eine kurze Erwähnung an diesem Orte zu verdienen.

Ich will nicht viel Gewicht darauf legen, daß der Verf. Sensualismus und Materialismus als ziemlich gleichbedeutend behandelt. Der erste, mit seinem Wahlspruch, nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, läßt doch den intellectus selbst bestehen, und ist eine erkenntnistheoretische Ansicht über die Herkunft dessen, was wir wissen, ohne zugleich nothwendig eine metaphysische Behauptung über Natur und Herkunft der erkennenden Thätigkeit oder des geistigen Lebens überhaupt zu sein. Nichts wäre anderseits leichter, als ein System des Materialismus zu construiren, in welchem unsere Erkenntniß in demselben Maß a priori angeboren erschiene, in welchem sie manche intellectualistische Richtung dafür angesehen hat. Auch der Verf. selbst könnte mit einer solchen Auffassung unbeschadet seiner übrigen Absichten auskommen; vielleicht findet er oder ein Anderer die Aufgabe lockend, die bisher vorhandene Auswahl exact naturwissenschaftlicher Theorien vom Seelenleben durch Ausbildung dieser neuen zu bereichern. Was er selbst in seinem Werke beabsichtigt, ist eigentlich nicht sowohl Sensualismus als vielmehr Materialismus, denn einfach und unzweideutig drückt er sein Princip dahin aus: im Denken alle Annahmen über sinnlicher Dinge völlig auszuschließen.

Dies Princip wähle man nicht willkürlich, sondern die Erfahrung, daß alle bisher gelungenen wissenschaftlichen Theorien von anschaulichen, sinnlich klaren Begriffen oder Urtheilen ausgegangen

seien, berechtere zu der Induction, daß man überall Uebersinnliches, d. h. Unklares, ausschließen müsse. Es bestehe aber diese Operation darin, daß aus sinnlichen Wahrnehmungen allein deutlich vorstellbare oder anschauliche Begriffe, Urtheile oder Schlüsse gebildet werden dürfen.

Ich will dagegen nicht einwenden, daß es doch immer mißlich ist, das höchste Princip aller Untersuchung durch eine unvollständige Induction zu gewinnen, und überdies durch eine solche, die nicht aus Thatfachen inducirt, sondern aus den nach subjectivem Ermessen abgeschätzten Vollkommenheitsgraden wissenschaftlicher Theorien. Aber von dem anschaulichen Denken, welches der Verf. uns empfiehlt, möchte ich eine anschaulichere Vorstellung haben. Ich würde es begreifen, wenn verlangt würde, daß wir es ganz beim Anschauen bewenden ließen und nicht dächten; dagegen scheint mir doch alles Denken, wo es einmal vorkommt, gerade nur in der Hinzufügung des Uebersinnlichen zur Anschauung zu bestehen. Denn diese für sich allein zeigt uns nichts als das Neben- und Nacheinander qualitativer Bestimmungen, aber sie zeigt uns nicht das Mindeste von all dem inneren Zusammenhange, den jede einzelne That des Denkens von dem Mannichfaltigen behauptet. Gewiß beruhen die gelungenen Erklärungen in der Naturwissenschaft auf dem Causalgesetz; aber wenn uns die Anschauung wohl die Dinge zeigt, die das Amt der Ursachen übernehmen, so ist doch das Wirken selbst nie ein Gegenstand derselben, sondern ein völlig Uebersinnliches, das unser Denken erklärend hinzufügt. Alle Verba der Sprache, alles Haben, Thun und Leiden, enthält diesen übersinnlichen Bestandtheil; überall drücken wir mit diesen Worten nicht die bloße anschauliche

Gruppierung, sondern die unanschauliche innere Zusammengehörigkeit mehrerer Momente zu einem ganzen Gedanken aus. Alle diese übersinnlichen Ereignisse wendet der Verf. ganz unbedenklich in seiner eigenen Untersuchung als Erklärungsmittel an; wenn nun der übersinnliche Inhalt der Zeitwörter unverfänglich ist, warum soll das Uebersinnliche nun gerade eliminirt werden, wo es in substantivischer Form als Ding gedacht wird? Und haben wir denn überhaupt einen anschaulichen Begriff vom Dinge? Wir sehen an Punkten des Raumes gewisse sinnliche Qualitäten versammelt, aber ihr inneres Band, das nicht nur ihr Zusammensein, sondern auch ihr mehr oder minder festes Zusammengehören, ihre Cohäsion und die Formen ihres Rückwirkens im Conflict mit andern motivirt, dieses können wir doch nicht anschaulich beobachten. So oft wir daher überhaupt etwas Ding nennen, fügen wir wieder zu dem Bestande der Anschauung etwas Uebersinnliches hinzu. Ich finde in dem ganzen Gebiete des Denkens keinen Ort, wo es anders wäre; und gerade auf diesem Uebersinnlichen beruht nicht nur das Gelingen aller Theorien, sondern selbst die Möglichkeit jedes Versuches zu solchem. Denn nicht aus den sinnlich anschaulichen Qualitäten allein läßt sich eine Mechanik herleiten, sondern nur aus dem Gedanken, daß sie Prädicate eines realen Subjects sind, das des Thuns und Leidens fähig ist. So können wir daher zwar gern mit dem Verf. darin übereinstimmen, daß alles Unklare aus den Erklärungen hinwegzulassen ist, aber wir vermiffen einerseits den Nachweis, daß alles Unanschauliche und Uebersinnliche unklar für das Denken sei, und finden anderseits bei dem Ueberblicke wissenschaftlicher Theorien, daß sie alle, ge-

lungene und mißlungene, selbst die des Verfs eingeschlossen, das Uebersinnliche aller Orten voraussetzen, als das einzige Mittel, das Mannichfache der Anschauung überhaupt in theoretischen Zusammenhang zu bringen.

Die Erscheinungen zerfallen nun in psychische, physische und politische. Jeder Gruppe widmet der Verf. einen Hauptabschnitt. Den ersten, die Psychologie, beginnt er in § 1 mit der auch gegen mich gerichteten Behauptung, daß die Nerven passive Substrate seien, d. h. daß die äußern Sinnesreize, Schall- oder Lichtwellen, als solche und ohne Formveränderung in sie eintreten und sich in ihnen fortpflanzen. Ich begnüge mich, dem Verf. zu erwiedern, daß diese isolirte physiologische Frage für meine Ansicht nicht die allergeringste principielle Wichtigkeit hat und daß in ihr gewiß nicht, wie er es glaubt, der tiefste Differenzpunkt des Sensualismus und einer speculativen Weltanschauung liegt. Für ihn selbst hängt freilich seine Meinung über diesen Punkt eng mit der Frage zusammen, die er in § 2 aufwirft: ob diese in die Sinnesnerven übertretenden Bewegungen ganz allein die in uns zum Bewußtsein kommenden Sinnesqualitäten bilden, oder ob zu ihnen, als nur quantitativ verschiedenen, anderwärts gewisse Qualitäten, z. B. zu den Lichtwellen Farben, zu den Schallschwingungen Töne hinzukommen? Die darauf folgende Beantwortung verstehe ich nicht, obwohl ich glaube, daß sie einen richtigen Gedanken nur in einer unklaren Form verbirgt. Es scheint als suche der Verf. hinter den nur quantitativen Eigenschaften jener Oscillationen eine gewisse qualitative oder intensive Bedeutung ihrer Bewegung, und diese mag es wohl sein, deren Effect auf uns wir unter der Gestalt der Sinnes-

qualitäten primitiv empfinden, während wir den veranlassenden Reiz als räumliche Oscillation erst secundär vorstellen. Hierin läge etwas, was ich völlig acceptiren könnte, aber ich wage doch nicht zu verbürgen, daß ich nicht den Verf. gänzlich mißverstanden habe. § 3 schildert uns das Bewußtsein als eine durch den Bau des Gehirns bewirkte Qualität. Nicht nur die Ueberschrift, sondern auch der Inhalt des Paragraphen verschweigt jedoch das Subject, dessen Qualität das Bewußtsein sei. „Alle geistigen Thätigkeiten, Wahrnehmungen, Bedürfnisse zc. haben eine gemeinsame Qualität, welche man Bewußtsein nennt.“ „Jede der genannten Erfahrungen ist eine Einheit, in der der Ausgangspunkt einer gewissen Thätigkeit, den man das Ich, oder Subject nennt, und der End- oder Zielpunkt, den man das Object nennt, zusammentreffen.“ „Man hat dies die Identität des denkenden Subjects mit dem gedachten Objecte genannt. Eine solche Einheit aller Erfahrungen ist anschaulich nur zu begreifen, wenn die sie bildenden Thätigkeiten eine in sich selbst zurücklaufende Richtung haben, so daß sie gegen sich selbst gerichtet sind, oder sich selbst zum Angriffspunkt dienen.“ Hierin „scheint mithin ihre gemeinsame Qualität, das Bewußtsein, zu bestehen.“ „Das Gehirn ist ein complicirter Apparat, der jedenfalls geeignet ist, gewissen in ihn sich fortpflanzenden Bewegungen eine in sich selbst zurücklaufende Richtung zu geben, mag dies nun durch einen kreisförmigen Faserverlauf, durch Reflexion, Rotation oder auf irgend eine andere physikalische Art geschehen.“ „Das Bewußtsein ist also durch die Construction des Gehirnes bedingt.“

Trotz dieser räumlichen Symbolisirung ist doch dies Alles sehr unanschaulich; denn wir wieder-

holen die Frage, wo und wem das Bewußtsein entsteht? Den Bewegungen, den kreisförmigen Fasern, den durchlaufenen Moleculen oder wem sonst? Ferner: zugegeben, daß allem Bewußtsein der Charakter einer solchen Zurückbeziehung auf sich inwohnt, so besteht doch seine ganze wesentliche Natur nicht in diesem formalen Prädicate allein. Hätten wir daher irgendwo eine in sich zurückkehrende Bewegung angetroffen, so kann diese doch nicht an sich allein schon das Bewußtsein ausmachen, sondern nur, wo sie einem Subject zustößt, dessen Fähigkeit, Bewußtsein zu erzeugen, anderweitig gegeben ist. Sollen wir einer Löfferscheibe oder dem Rade eines Wagens Bewußtsein zuschreiben, so lange es sich dreht, oder einem elektrischen Strome, sobald er eine geschlossene Kette durchläuft? Zwei wesentlich verschiedene Fragen verwechselt überdies der Verf. Zuerst prädicirt er von jeder einzelnen Thätigkeit des Geistes Bewußtsein, d. h. Rückkehr in sich selbst; seine Deduction könnte daher auch nur zeigen, wie jeder einzelne Gehirnproceß sich selbst zum Bewußtsein kommt; aber keineswegs, wie er uns, dem einen Ich, bewußt wird. Um dies zu leisten, d. h. um die Einheit aller Erfahrungen zu erklären, müßten wir, in seiner eigenen Symbolisirungsweise fortfahrend, behaupten, daß das Gehirn nicht nur gewissen Bewegungen eine in sie selbst zurücklaufende, sondern daß es vielmehr allen Bewegungen eine centripetal zusammenlaufende Richtung müsse geben können, denn ihre Einheit in einem Bewußtsein läßt sich gewiß anschaulich nicht so denken, daß eine Menge Thätigkeiten neben einander kreisen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 27. September 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Neue Darstellung des Sensualismus. Ein Entwurf von H. Egelbe.“

Das ist die alte Frage nach der Möglichkeit der Einheit des Bewußtseins, auf die der Verf. hier einzugehn ganz vergessen hat; aber gewiß, ehe der Materialismus diese nun einmal nicht hinwegzubringende Thatsache berücksichtigt, werden wir nicht glauben können, daß ihm eine Widerlegung seiner Gegner gelingt. Wenn der Verfasser diese beiden Bedürfnisse befriedigt, und uns zuerst überhaupt genau das Subject nennt, dessen Prädicat jenes Zurückgehn auf sich selbst ist, dann aber uns eine anschauliche Vorstellung von dem Zusammengehn dieser vielen Reflexionen in einen Proceß gibt, dessen Subject ebenfalls genannt wird, dann erst werden wir uns auf dem Boden befinden, auf dem wir gegen einander disputiren können. Daß endlich das Gehirn jedenfalls die Fähigkeit besitze, jene Peripetien der Prozesse hervorzubringen, ist, wie bekannt, nur eine Hoffnung

des Verfs; alle Anatomie kann bisher weder sagen, daß dies möglich, noch daß es unmöglich sei.

Die folgenden §e über sinnliche Wahrnehmung und Vorstellung bieten nur das, was bei jeder sensualistisch-materialistischen Richtung erwartet werden kann; es herrscht in ihnen die Ueberzeugung vor, daß das Meiste von dem, was wir philosophisch erst aus einer Reihe von ineinander greifenden Thätigkeiten construiren zu müssen glauben, unmittelbar durch die Wahrnehmung mitgegeben werde. Aber § 6 über Begriff, Urtheil und Schluß nöthigt uns doch noch zu einer Polemik gegen den Verfasser.

Man wird es voraussetzen, daß für ihn der allgemeine Begriff aus dem gegenseitigen Abschleifen unähnlicher Bestandtheile an übrigens gleichen Gehirnbildern entsteht, daß das Urtheil, positives oder negatives, entspringt, wenn zu einem bestehenden Bilde neue Merkmale hinzutreten, oder ältere sich von ihm trennen, daß endlich der Schluß auch physikalisch die Resultante der beiden Prämissen MP — SM sei, indem die Glieder S und P als verbunden mit M , auch unter sich zusammentreten. Abgesehen von der materialistischen Wendung liegt hierin eine auch sonst schon oft gegebene Darstellung des dem Denken vorangehenden mechanischen Vorstellungsverlaufs, aber gewiß nicht eine Erklärung des Denkens und seiner Formen selbst. Zu diesem gehört vielmehr wesentlich jene beziehende Thätigkeit des Wissens, die keinerlei Analogie mit physikalischer Resultantenbildung darbietet, und die eben deshalb von materialistischen Theorien als gar nicht vorhanden ignorirt wird. Jede einfache Vergleichung setzt diese Thätigkeit voraus. Sehen wir hier ein schwächeres Licht a , dort ein stärkeres c , so setzen sich die Thätigkeiten, von denen

diese Empfindungen abhängen, worin sie auch bestehen mögen, nicht in eine Resultante zusammen, der etwa die Vorstellung eines Lichtes von mittlerer Stärke *b* entspräche; und entstände eine solche Resultante, so würde sie eben nicht eine Vergleichung von *a* und *c*, nicht das Bewußtsein eines zwischen beiden Statt findenden Verhältnisses, sondern nur eine neue Vorstellung sein, die lediglich das vergleichbare Material für eine Seele, die zu vergleichen verstände, vermehrte. Die wirkliche Vergleichung dagegen setzt voraus, daß die beiden zu vergleichenden Glieder ungeschmälert und unvereschmolzen fortexistiren, und daß die Weite der Distanz oder die Größe der Bewegung vorgestellt werde, die von einem zum andern überführt. Das Subject aber, welches diese Vorstellung des Uebergangs hat, ist entweder *a* und *c* selbst, und dies gibt den Fall, daß zwei vorstellende Wesen sich mit einander vergleichen, oder wenn *a* und *c* selbst nur Affectionen sind, so bedürfen wir außer ihnen ein Subject, das in der Einheit seines Bewußtseins nicht nur die beiden Vergleichungselemente vereinigt und doch auseinanderhält, sondern sich auch der Art und Größe seiner eigenen Bewegung bei dem Uebergange von einem zum andern bewußt wird. Das Denken besteht nun nicht in einer Bilderjagd, nicht in einer Succession von Vorstellungen, die sich nur anschaulich aneinanderknüpfen oder von einander trennten; kein Begriff wird ausgesprochen ohne die Voraussetzung innerer Zusammengehörigkeit seiner Merkmale, und diese ist nie ohne die Vorstellung mannichfaltiger Beziehungen denkbar, in deren jeder wiederum diese zusammensassende Thätigkeit des einen Bewußtseins liegt. Kein Urtheil besteht in der bloßen Nebeneinanderstellung von Subject und Prädicat; die

Copula hat überall den Sinn eines innerlichen, durchaus unanschaulichen Nexus, der ihre Verbindung rechtfertigt; im Schlusse endlich ist der Medius Terminus gar nicht ein so äußerlicher Kitt, der deswegen, weil einerseits S, anderseits P an ihm haftete, auch beide mit einander verknüpfte; denn die Bedeutung des Schlusses liegt nicht in der Thatsache des Zusammenseins von S und P, sondern in dem Gedanken eines Gesetzes, welches diese Thatsache nothwendig macht. Man würde die Kraft dieses beziehenden Bewußtseins noch in viel einfachere Leistungen hinein verfolgen können. Wenn der Verf. Gedächtniß und Erinnerung von dem Zurückbleiben und der später wieder angeregten Resonanz von Gehirneindrücken ableitet, so hat er zwar in seiner Weise das deducirt, daß dieselben Vorstellungsinhalte später im Bewußtsein wieder auftauchen; aber nicht zugleich die Fähigkeit des Bewußtseins, sie als dieselben wiederzuerkennen, die es früher hatte; er hat vielleicht die Möglichkeit eines gesetzmäßig ablaufenden Wechsels des Wissens, aber gar nicht die Fähigkeit eines Wissens von diesem Wechsel erklärt. Denn die Erinnerung, sofern sie eine abgelaufene Reihe vieler Vorstellungen sammt ihren gegenseitigen Verhältnissen überblickt, ist voll von diesem beziehenden und zusammenfassenden Wissen, das ohne Einheit seines ausübenden Subjectes undenkbar ist.

Nachdem sich der Verf. einmal der Illusion hingegeben hat, als seien alle diese geistigen Regungen aus seinem Princip deducirbar, so kann er nun leicht die höhere Ausbildung, die auf ihnen ruht, auch begreiflich finden. Aber selbst jetzt überrascht uns doch die Leichtigkeit, mit der er S. 87 erzählt, neben andern Bedürfnissen entstehe in spätern Jahren in der Seele auch die mehr oder we-

niger deutliche Vorstellung einer ausführbaren Vollendung, oder eines Ideals unserer selbst, dessen Realisirung in Augenblicken ernster Selbstbetrachtung Wunsch, Sehnsucht, Bedürfniß werde. Warum hat uns der Verf. nicht gerade hier auf das Anschaulichste entwickelt, wie in den kreisförmigen Gehirnsfasern vielleicht durch Rotation der Ernst der Selbstbetrachtung und das Interesse an sittlichen Idealen entsteht, die nicht mehr durch Begünstigung unserer individuellen sinnlichen Lebensbedingungen, sondern durch die Heiligkeit ihres eignen Inhalts auf uns wirken? Herbart, obgleich in der Erklärung des geistigen Lebens von einem näher liegenden Princip, von der Natur eines übersinnlichen Wesens ausgehend, gestand sich das tiefe Dunkel zu, das den psychologischen Ursprung der ästhetischen und ethischen Ideale in uns verhüllt; sollte der Verf. von seinem weit mehr abgelegenen Principe aus anders als durch einen großen Sprung über diese Kluft hinweggekommen sein?

Von einer Freiheit des Willens kann der Materialismus nicht sprechen; der Verf. hat die lobenswerthe Aufrichtigkeit, dies zuzugestehn; alle Handlungen geschehen nach ihm nicht durch unsere selbständige Kraft, sondern ohne unseren Willen von außen; das Gute in uns haben wir deshalb nur als ein dankbar hinzunehmendes Glück und nicht als persönliches Verdienst zu betrachten. Ist der moralische Wille oder die ihn bildende Nervenschwingung von größerer Intensität, so hemmt er den egoistischen, und der Mensch ist dann moralisch frei; überwiegt die egoistische Nervenschwingung, so ist der Mensch ein Slave seiner Sinnlichkeit. Nur die Parität der Prädicate scheint mir in diesen klaren Aussprüchen verlegt; denn ich sehe keinen Grund, warum der Mensch

im ersten Falle frei, und nicht vielmehr ebenso ein Slave der Moralität heißen müßte, wie im zweiten ein Slave des Egoismus. Mit diesen Neußerungen verbindet indessen die wohlthuernde Wärme des Gemüths, die den Verf. durch alle seine Theorien in sehr achtungswerther Weise begleitet, andere Consequenzen, als sonst gewöhnlich gezogen werden. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Glaube an eine absolute Freiheit unserer Selbstbestimmung zu Eitelkeit, Stolz und Unmaßung führe. Gerade der Sensualismus, der das Gute nicht als durch die persönliche Kraft erreichbar, sondern nur als ein in uns realisirtes Glück betrachte, stimme in diesem Punkte wesentlich mit einem tieferen Christenthum überein, und bedürfe einer äußeren Kirche, die das Gute nicht nur einmal lehrt, sondern fortdauernd daran mahnt, zu guten Werken anleitet, im Unglück tröstet und unterstützt. Aber so wohlgemeint dies ohne Zweifel ist, so fragen wir doch, welchen Trost die sensualistische Kirche mit ihrem Princip, alles Uebersinnliche zu leugnen, würde darbieten können?

Nachdem die Psychologie mit dem Resultate geendigt hat, daß der Ausdruck Seele nur ein Collectivname für die Summe der geschilderten geistigen Thätigkeiten sei, wie sie in einem Individuum Statt finden, hebe ich aus dem zweiten Haupttheil, der Naturphilosophie, zunächst die Construction der Materie hervor. Der Verf. sieht den Einwurf, den ich dem Materialismus gemacht, daß sein Erklärungsprincip, die Materie, selbst einer der dunkelsten Begriffe sei, für sehr gewichtig an, und er glaubt die gründlichste Widerlegung desselben durch seine anschauliche Construction der Materie und ihrer Kräfte zu geben. Er streitet zunächst gegen den Begriff der Dichtigkeit. „Daß

ein bestimmter Raum ein Atom, und derselbe Raum gleichzeitig ein anderes enthalte, ist man nicht im Stande anschaulich zu denken. Wenn Jemand meinte, man könne sich in diesem Falle allerdings ein Atom von doppelter Dichtigkeit denken, so ist dies eben nicht anschaulich zu begreifen. Wodurch soll sich denn die verschiedene Dichtigkeit der reinen Ausdehnung, welche letztere uns nach Absonderung der körperlichen Eigenschaften als die Substanz der Atome zurückbleibt, unterscheiden? Unanschaulich ist allein die verschiedene Dichtigkeit der Körper durch die Vorstellung eines nahen oder fernen Nebeneinanderstehens begrenzter Atome. Da es mithin nicht denkbar ist, daß in einem Raum sich gleichzeitig zwei Atome befinden, so ist es auch objectiv unmöglich. Darauf beruht die Annahme der Undurchdringlichkeit der Atome. Hiernach ist das Wesen der Atome: begrenzte und undurchdringliche Ausdehnung, und dieser Begriff ist ohne Zweifel vollständig das, was man Materie, Stoff, Substanz nennt.“

Ich muß dagegen einwenden, daß eine Abstraction, der als das Wesen des Atoms die reine Ausdehnung übrig bleibt, eine falsche gewesen ist, und daß sie mit der Oberfläche den Kern zugleich verloren hat. Die begrenzte reine Ausdehnung, auf welche wir hier kommen würden, ist der geometrische Körper, die stereometrische Raumfigur, und hier würde dem Verf. die Ansicht irgend einer mathematischen Zeichnung leicht bewiesen haben, daß es anschaulich ganz wohl möglich ist, verschiedene stereometrische Figuren als in demselben Raume sich durchkreuzend vorzustellen. Wenn es mit den Atomen nicht so glücken will, so liegt es eben daran, daß wir sie nicht als reine, sondern als volle Ausdehnungen vorstellen. Diese

Fülle, welche der Verf. wegläßt, kann nicht dadurch gesetzt werden, daß der begrenzten, aus reiner Ausdehnung bestehenden Raumfigur Undurchdringlichkeit zugeschrieben wird; hieraus entsteht nur eine *contradictio in adjecto*, weil eben die bloße Figur nicht undurchdringlich sein kann. Nicht für das Denken, denn dieses wird nach einem Motiv fragen, warum diese eine begrenzte Ausdehnung, die der Verf. Atom nennt, die Undurchdringlichkeit voraus haben soll vor den andern begrenzten Ausdehnungen, die wir Raumfiguren nennen, aber auch nicht für die Anschauung, für die eine Oberfläche gewiß nicht undurchdringlich ist, wenn nichts dahinter ist. Kann ich hierin dem Verf. nicht beistimmen, so bedaure ich, auch seine Deduction der gegenseitigen Anziehung der Materie nicht aneignen zu können. Sie ist folgende. „Analysiren wir die Erscheinung der gegenseitigen Anziehung zweier Punkte, so erkennen wir, daß dieser Vorgang in der Combination zweier entgegengesetzter Merkmale besteht: der Getrenntheit und des Zusammenhangs. Da nun nachgewiesen ist, daß Getrenntheit ein wesentliches Merkmal der im Welt-raum befindlichen Materie im Ganzen, Zusammenhang ein gleiches Merkmal des einen Raumes ist, die Materie aber sich im Raume befindet, und ohne ihn gar nicht denkbar ist, so muß auch die Combination jener entgegengesetzten Merkmale, nämlich die gegenseitige Anziehung Statt finden.“ Ich verstehe diese Schlußfolgerung nicht. Ist Getrenntheit der Materie wesentlich, so schiene es mir im Gegentheil nützlicher für sie, wenn sie sich nicht anzöge.

Der Aufmerksamkeit der Leser muß ich, um nicht zu weitläufig zu werden, die übrigen Abschnitte sowohl der Naturphilosophie als des politischen

Theiles überlassen; es kam mir darauf an, zu zeigen, was ich an der Deduction des Verfs zunächst in Bezug auf die Gebiete, auf die sein Sensualismus den nächsten Einfluß haben würde, an Ueberzeugungskraft vermissen. Wenn er anführt, daß meine allgemeine Pathologie durch ihre Beseitigung der Lebenskraft ihn zuerst auf diesen Weg der Verbannung alles Uebersinnlichen gebracht habe, so ist mir dieser Effect weder willkommen, noch eigentlich begreiflich; denn wie wenig dieser Gesichtspunkt der meinige sein konnte, zeigt jene Bemühung selbst, die ja nur der einen übersinnlichen Lebenskraft eine Combination vieler andern Kräfte substituirt, die alle gleich übersinnlich sind. Weder von dieser Nothwendigkeit, das Uebersinnliche zu vermeiden, kann ich mich durch die Darstellung des Verfs überzeugt erklären, noch von dem Vortheil des anschaulichen Denkens, in welchem er das Heilmittel unserer Irrthümer sieht. Im Gegentheil, wenn er an einer Stelle mit einem Seitenblick auf das Tischrücken in der Annahme übersinnlicher Principien die Quelle so absurden Aberglaubens sieht, so mögen wir ihm zwar zugestehen, daß man auch diese Annahme sehr widersinnig benutzen kann, aber kaum wird er leugnen können, daß die Theorie des Tischrückens sich doch durch anschauliche Vorstellbarkeit gar sehr empfahl. Denn was wäre anschaulicher, als daß aus den Fingern sich elektrische Strömungen ergießen und daß sie dem Tisch eine drehende Bewegung nach der Richtung mittheilen, nach welcher hin ihr eignes Ausströmen überwiegend geht? Und überhaupt, wie Vieles ist nicht, bis auf Münchhausens Zopferexperiment, bis zum Malen anschaulich, was dennoch nach den Gesetzen einer Mechanik, die der Verf. in ihrer Geltung läßt, ganz un-

möglich ist? Ich füge dieses Beispiel nicht hinzu, um den redlich gemeinten Bemühungen des Verfs einen komischen Anschein zu geben; sondern ich fürchte ernstlich, daß die hier vorliegende Begründung seiner Ansichten sich wirklich solchen Consequenzen nicht entziehen kann, während vielleicht das, was er meint, sie ausschließt. Ich kann daher nur mit Achtung von dieser Bestrebung, die sich über wichtige Dinge mit Anstrengung des Denkens klar zu werden sucht, und mit dem Wunsche schließen, daß der Verf. die gemachten Einwürfe nicht zu gering schätzen möge, um durch ihre bestimmte Widerlegung seiner Ansicht eine größere Ueberzeugungskraft zu geben. H. Lohe.

P a r i s

Librairie de Gaume freres 1854. L'empire chinois, faisant suite à l'ouvrage intitulé: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie et le Thibet, par M. Huc, ancien missionnaire apostolique en Chine. Deuxième édition. Tome I, XXIV u. 466 S., Avec une carte de la Chine. Tome II. 481 S. in Octav.

Dem treuen Begleiter des Pater Huc durch die Tartarei und Tibet nicht allein, sondern auch auf seiner im vorliegenden Werke geschilderten Reise durch China, dem Pater Gabet, war es nicht vergönnt, an der Ausarbeitung dieses letzteren Werkes Theil zu nehmen. Einen Monat nach der Ankunft Belder in Macao schiffte sich Pater Gabet nach Europa ein, um dort die Theilnahme seiner Glaubensgenossen für die tartarischen und tibetanischen Völkerschaften anzuregen. Aber er sah sein Vaterland nicht wieder, an der Küste Brasiliens hauchte er seine Seele aus. Das würdigste

Denkmal setzte ihm sein Freund und Reisegefährte durch die Herausgabe des in der Ueberschrift genannten Buches. Er selbst, Pater Huc, begab sich von Macao nach Peking; zum drittenmale durchreiste er China; 1852 betrat er den heimathlichen Boden Frankreichs wieder, von dem er sich 1838, zu Anfang des Jahres, nach China eingeschifft hatte. Das vorliegende Werk hat er in Frankreich ausgearbeitet, es ist nicht bloß eine Beschreibung seiner Reise, sondern an geeigneten Stellen wird die geographische Lage China's (Tome II, chap. IV), seine ältere Missionsgeschichte (Tome I, chap. IV), seine Gesetzgebung (T. II, ch. VII), seine heidnische Religion (T. II, ch. V), ein Theil seiner Regentengeschichte früherer Tage (T. II, ch. II) und manches Andere, auf Grund der vorhandenen litterarischen Hülfsmittel, ausführlich dargestellt, so daß das Ganze uns ein vollständiges Bild des Reiches, sowie des ehemaligen und gegenwärtigen Culturzustandes seiner Bewohner vorführt, durch welches sich die Beschreibung der Reise wie ein Sonnenstrahl hindurchzieht, der nach allen Seiten hin jenes Bild beleuchtet.

Die auf der dem Werke beigegebenen Karte von China verzeichnete Reiseroute der Herren Huc und Gabet ging von der im Westen an der Grenze des Reichs gegen Tibet gelegenen Stadt La tsien lou, quer durch die Provinz Setschuen in der Richtung von Westen nach Osten bis Tschung king fu am Yangtsekiang, folgte dann dem Laufe dieses Stromes durch den noch übrigen Theil der genannten Provinz und die Provinz Hupi. An der äußersten Wölbung des südlichen Bogens des Yangtsekiang, am Poyang-See, wandten sich die Reisenden nach Süden und folgten durch die Provinz Kiangsi dem Laufe des Kankiang, überschrit-

ten die Nordgrenze der Provinz Kuangtung, das Gebirge Meiling, und begaben sich über Canton nach Macao.

Die Ausbeute, welche das Buch für die Geographie gewährt, ist im Ganzen eine geringe, ebenso die für die verwandten Wissenschaften, die Topographie, Geologie, Klimatologie, für die Botanik, Zoologie zc. Diese Wissenschaften lagen dem Bildungsgrade wie dem Beruf der Reisenden fern; dennoch verdient auch Manches von dem Wenigen, dessen Huc nach eigener Anschauung erwähnt, unsere Beachtung, namentlich das die Provinzen Setschuen und Hupi Betreffende, die zu den unbekanntesten Landschaften China's gehören. Von größerer Bedeutung ist, was der Verf. über den Charakter der Chinesen, über ihre Sitten und Gebräuche u. dgl. m. beibringt. Hier zeigt er sich vertraut mit dem psychischen Leben dieses merkwürdigen Volkes, mit dessen Mängeln und Bedürfnissen; wir haben es hier mit einem Manne zu thun, der ein offnes Auge und ein offnes Ohr hat, alle Eindrücke seiner Umgebung in sich aufzunehmen, und verständig zu beurtheilen, anziehend wiederzugeben. Als ein solcher hat er sich bereits in seinen *Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie et le Thibet* gezeigt. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wenden wir uns zu den Einzelheiten der Reise selbst.

Bekanntlich legen in China die Mandarinen, nicht das Volk, fremden Reisenden die größten und meisten Hindernisse in den Weg. Die ehrw. Väter wußten aus Erfahrung, wie man mit jenen verschmitzten Peinigern friedlicher Fremden umzuspringen hatte: *Autrefois, lors de notre première entrée dans les missions, nous l'avions déjà parcouru dans toute sa longueur, du sud au*

nord, mais furtivement, en cachette, choisissant parfois les ténèbres et les sentiers détournés, voyageant enfin un peu à la façon de contrebande. Actuellement notre position n'était plus la même. Nous allions marcher à découvert, au grand jour et sur le beau milieu des routes impériales. Ces mandarins dont jadis la seule vue nous donnait le frisson, et qui nous eussent torturés avec un bonheur infini, si nous fusions tombés entre leurs mains, allaient subir le désagrément de nous faire cortège et de nous combler de politesses et d'honneurs tout le long de la route (Tome I. p. 2). Im Allgemeinen werden die Chinesen, vornehmlich ihre Mandarinen, so charakterisirt: Les Chinois, et surtout leurs mandarins, sont forts avec les faibles et faibles avec les forts. Darnach muß man sie behandeln: »Si on a le malheur de leur laisser prendre une fois le dessus on est perdu sans ressource, on est tout de suite opprimé et bientôt victime. Quand, au contraire, on a pu réussir à les dominer eux-mêmes, on est sûr de les trouver dociles et malléables comme des enfants.« Sehr bezeichnend heißt es von den Mandarinen insbesondere: Les mandarins chinois ressemblent beaucoup à leurs longs bambous; une fois qu'on est parvenu à leur saisir la tête et à les courber ils restent là; pour peu qu'on lâche prise, ils se redressent à l'instant avec impétuosité . . . Il n'y avait pas de milieu, ou subir leur volonté, ou leur imposer la nôtre. Nous adoptâmes résolument ce dernier parti.« Hr Huc erzählt viele Zusammentreffen mit diesen feigen Beamten, bei denen die Festigkeit, mit der er auf seinen Entschlüssen beharrte, ihn vor allen Plackereien nicht nur nicht

schützte, sondern die Mandarinen zu seinen ergebensten Dienern machte.

Zuerst besuchten die Reisenden die Hauptstadt von Setschuen, Tsching tou fu. Dahin ging es anfangs bergab, durch ein tiefes enges Thal, welches von einem, an seinen Ufern mit Weiden und Bambus beschatteten, Flusse bewässert wurde, nach der Stadt Lou ting kiao. Ehe sie aber diese noch erreichten, ward die Gegend gebirgig, wild, ein reißender Bergstrom stürzte brausend von den Felsen, dann folgte wieder ein großes Thal, Hoang tsao ping, welches bis zur berühmten Brücke von Lou ting kiao führte. Diese ist ein Muster chinesischer Architektur, 32 Toisen lang und 10 Toisen breit. Im Jahre 1701 wurde sie erbaut. Neun ungeheure eiserne Ketten hat man von einem Ufer des Lou bis zum andern gespannt, darüber, der Quere nach, Bohlen gelegt. Der Fluß strömt mit reißender Geschwindigkeit unter der Brücke fort, die, wenn man darauf geht, wegen ihrer großen Elasticität in stets schaukelnder Bewegung ist. Unter den Bewohnern von Lou ting kiao zeigt sich noch tibetanische Sitte, namentlich in der Kleidung, weiterhin aber verschwindet diese unmerklich, es wird Alles rein chinesisch.

Von nun an gab es Berge hinauf- und hinunterzusteigen, die bis über die Schneelinie emporragten. »Les porteurs de nos palanquins firent prodiges d'adresse, de force et de courage rühmt Hr Huc. Dans les endroits les plus difficiles nous voulions descendre pour leur procurer un peu de soulagement, mais ils ne le permettaient que rarement.... Rien n'est comparable à la solidité et à l'agilité de ces infatigables porteurs de palanquin. Ils exercent leur épouvantable métier avec une prestesse et

une jovialité dont on est stupefait. Pendant qu'ils courent sur ces affreux chemins, hale-tants, le corps ruisselant de sueur et perpétuellement exposés à se casser quelque membre, on les entend rire, plaisanter, quolibeter comme s'ils étaient tranquillement assis dans une taverne à thé.« (Tome I. pag. 14 et 15). Diese Bergpassage war höchst beschwerlich und gefahr-voll, dennoch ist sie beständig von einer großen Anzahl Reisenden frequentirt, weil sie die einzige Straße, die nach dem großen Handelsplaze Ta tsien lou führt, wo Chinesen und Tübetaner ihre Producte austauschen. Die Reisenden sind Männer, Frauen und Kinder, die Ciris hinter dem Andern herschreiten und eine verhältnißmäßig große Last Thee auf dem Rücken tragen.

Nachdem diese Berge, unter denen der Fey yue ling besonders hervortrat, überschritten waren, kamen die Väter in eine zahlreich bevölkerte Ebene, wo es sehr warm war. Die nächste Stadt war Tsing khi hien, die dann folgende Ya tscheou. Ueberall erregte das Erscheinen der Fremden, denen eine Staffette voranging, ihre Ankunft zu melden, großen Lärm. In Ya tscheou sahen sie sich genöthigt, den sie begleitenden Mandarinern mit einem großen Bambusstocke in der Hand vor ihre Thür zu stellen, was, so lächerlich es auch sein mochte, doch von Erfolg war.

Es war im Juni, die schönste Jahreszeit in Setschuen, überall ein fruchtbares, angebautes Land. Die Saaten reiften der Ernte entgegen, die Bäume trugen theils Blüthen, theils Früchte, bisweilen sah man große Anpflanzungen von Drangen- und Citronenbäumen. Aecker und Felder waren mit fleißigen Chinesen bedeckt, die Dörfer und kleinen Städte belebt und voll von Verkäu-

fern der Landesperzeugnisse. Nach Verlauf von zwei Tagen kam man nach Kiung tscheou, von da endlich nach Tsching tou fu; eine berittene Gescorte von der erstgenannten Stadt gab den Reisenden das Geleite zum Schutze wider Straßentäuber. Die Route von Ta tsien lou bis hier betrug 100 Lieues, die man in 12 Tagen zurückgelegt hatte. In Kiung tscheou waren sie so glücklich, mit der chinesischen Aristokratie Bekanntschaft zu machen. Les Chinois bien élevés sont réellement aimables et leur société n'est pas depourvue de charmes. Leur politesse n'est pas fatigante et ennuyeuse comme on pourrait se l'imaginer; elle a quelque chose d'exquis, de naturel même, et elle ne tombe dans l'afféterie que chez ceux, qui ont la prétention de faire les élégants, sans avoir les usages du grand monde. La conversation des Chinois est quelquefois très-spirituelle; les compliments outrés et les paroles louangeuses, qu'on s'adresse mutuellement à tout propos agacent et fatiguent un peu tout d'abord, quand on n'y est pas habitué; mais il y a dans tout cela tant de bonne grâce, qu'on s'y fait aisément.« (T. I. pag. 30 et 31).

Tschingtu fu die Hauptstadt der Provinz Setschuen, ist eine der schönsten Städte des chinesischen Reiches. Sie liegt inmitten einer außerordentlich fruchtbaren Ebene, welche von herrlichen Flüssen bewässert ist und am Horizont von mannichfach und anmuthig gestalteten Hügeln umgrenzt ist.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1855.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »L'empire chinois, faisant suite à l'ouvrage intitulé: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie et le Thibet, par M. Huc.«

Die Hauptstraßen sind sehr breit, mit großen Steinplatten gepflastert und so reinlich, daß man, wenn man hindurchgeht, sich zu fragen versucht fühlt, ob man sich auch wirklich in einer chinesischen Stadt befinde. Die Magazine mit ihren großen glänzenden Schildern, die ausgesuchte Ordnung, welche bei der Aufstellung der Waaren herrscht, die man hier ausbreitet, die große Anzahl und Schönheit der öffentlichen Gebäude, der Pagoden und der Anstalten der Gelehrten, dies Alles verleiht der Stadt eine Eigenthümlichkeit, deren Eindruck bei unseren Reisenden wenigstens nicht verwischt wurde, selbst dann nicht, nachdem sie in der Folge die bedeutendsten Städte anderer Provinzen besucht hatten.

Von Tsching tu fu reisten die Patres, wieder escortirt, in südöstlicher Richtung nach Kientscheou.

Entweder begegnen wir an dieser Stelle einem Gedächtnißfehler des Verfs, oder einem Irrthum, der einen andern Grund hat. S. 186 nennt er Kien tscheou eine Stadt zweiten, S. 194 dieselbe eine Stadt dritten Ranges; ferner — und dieser Irrthum ist von größerer Bedeutung — nach den Angaben S. 146, über die Abreise von Tsching tu fu, und S. 186 oben, über die Ankunft in Kientscheou, ward die Reise bis zur letztgenannten Stadt in Tragsesseln zurückgelegt. Dagegen heißt es S. 194, wo Kientscheou zum zweitemale genannt wird: nous allâmes jeter l'ancre etc. und die Reise vom ersterwähnten Kientscheou, wo man übernachtete (S. 188), bis zum zweiten (S. 194) wird als eine Flußreise ausführlich beschrieben. Dazu kommt noch ein dritter Irrthum, demzufolge Hr Huc schon bei Kientscheou (S. 188) den Yangtsekiang vorüberströmen läßt, den er doch in Wahrheit erst an der nächsten Station Tschung king fu erreichte. Der Fluß, der an Kientscheou vorbeifließt, kann nur ein Nebenfluß des Yangtsekiang sein. Beruhen diese Widersprüche nicht auf einem Irrthum des Gedächtnisses, so lassen sie sich in der That schwer lösen. Wir sind indessen zu ersterer Annahme geneigt und möchten glauben, der Verf. irre in der Angabe von zwei Städten desselben Namens, Kientscheou. Die erste Stadt, die er so nennt, hatte wahrscheinlich einen andern, vielleicht ähnlichen Namen, sie lag zwischen den beiden, auf der dem Werke anliegenden Karte verzeichneten Städten, Tsching tu fu und Kientscheou. Hier bestieg er mit seinem Gefährten ein Boot, das sie bis Kientscheou, der Stadt, die wirklich diesen Namen führt, brachte. Der Irrthum, sie hätten diese Fahrt auf dem Yangtsekiang zurückgelegt, bleibt aber jedenfalls bestehen. Wir dürfen

denselben übrigens dem ehrw. Pater nicht hoch anrechnen, müssen indessen auf eine völlige Berichtigung des Angedeuteten verzichten, bis der Verf. diese selbst beibringt; wobei wir uns nur etwas verwundern, daß noch in dieser zweiten Ausgabe des Werks dergleichen Unrichtigkeiten vorkommen. Oder ist diese zweite nur ein unveränderter Abdruck der ersten?

Tschung king fu, nach Tsching tu fu die bedeutendste Stadt in Setschuen, liegt sehr günstig am linken Ufer des Yangtsekiang. Ihr gegenüber liegt eine zweite große Stadt — wie das häufiger in China vorkommt, z. B. Wutschangfu in Hupi — die, wie der Verf. sagt, mit der ersten nur eine einzige ausmachen würde, wenn die Breite des Stroms, der sie trennt, hier nicht so sehr beträchtlich wäre. Es ist hier ein Centralpunkt für den Handel, die Erzeugnisse verschiedener Provinzen strömen hier zusammen; auch fanden die Patres hier »une nombreuse et florissante chretienté«, mit der es indessen nicht ganz viel zu bedeuten haben mochte, da Monseigneur Desflèches, évêque de Sinite, der in Tschung king fu wohnte, sich nicht aus seinem Versteck herauswagen durfte, seine Landsleute zu begrüßen. Die Art und Weise, wie er unsern Reisenden durch einen als Nachtwächter verkleideten, christlichen Handwerker mitten in der Nacht einen Brief überbringen ließ, wird von Hn Huc mit entschiedener Vorliebe S. 233 ff. erzählt. Es war eine überaus seltsame Erscheinung!

In Tschang tscheou hien, der nächsten Reifestation, gelang es den Vätern, 3 eingekerkerten Christen auf gütlichem Wege bei den Behörden ihre Freiheit zu erwirken. Von dort an ward die Gegend sehr bergig, die Wege äußerst beschwerlich, kaum passirbar, bis man Leang tschan hien er-

reichte, von wo die Straße nach Yaotschang durch reizende Felder führte. Yaotschang ist nur ein Marktflecken, die Reisenden übernachteten im Theater und bestiegen am nächsten Morgen der Abwechslung wegen ein Fahrzeug. Die Lage dieses Ortes, der (S. 287) est bâti sur les bords du fleuve bleu, auf der dem Werk beigegebenen Karte, wäre darnach unrichtig, denn er ist ziemlich entfernt von dem Ufer des genannten Flusses verzeichnet; ebenso unrichtig ist die Stadt Fouki hien angegeben.

Nach Verlauf von $4\frac{1}{2}$ Stunden, in denen sie ungefähr 15 Lieues in ihrem Boote zurückgelegt hatten, kamen sie in Fou ki hien an, am linken Ufer des Yangtsekiang. Die Bewohner fielen durch elegante »tournure« auf, wovon die Ursache war, daß dort viele Gelehrte sich aufhielten. Von hier ward die Reise auf dem Flusse fortgesetzt nach Utschan, hinter welcher Stadt abermals die Gegend bergig und die Wege beschwerlich wurden. Der Anblick der Landschaft war wenig anmuthig, sie hatte einen finsternen, wilden Charakter. Der sandige, bisweilen kiesige Boden schien für den Anbau ungeeignet; selten sah man ein Dorf, nur von Zeit zu Zeit in den Schluchten der Thäler elende Höfe, deren Bewohner die Reisenden um ein Almosen ansprachen. Also auch in China gibt es noch wüste unangebaute Landstrecken. Gewöhnlich ist man, nach den Berichten der Reisenden, geneigt anzunehmen, es sei nirgends in dem überreich bevölkerten Lande ein Fleckchen nur ohne Cultur. Aber schon Fortune macht in seinem neuesten Reiserwerke auf das Verkehrte dieser Ansicht aufmerksam. Die Berggegenden sind vielfach noch wüste und öde, und nicht sie allein, auch manche Ebenen im Innern des Lan-

des; nur in den Küstenprovinzen ist dies nicht der Fall.

Zwischen Utschan, von wo die Väter am Morgen abreisten, und Patoung passirten sie die Grenze, welche die Provinzen Setschuen und Hupi scheidet. Gegen Nachmittag erstiegen sie einen sehr steilen Hügel, Meister Ting (der Führer unserer Reisenden, ein Civil-Mandarin) befand sich an der Spitze des Zuges. Als er auf dem Gipfel angelangt war, stieg er aus seinem Palankin und ließ auch die Uebrigen, sobald sie ebenfalls dort angekommen, Halt machen. Die Väter wußten anfangs nicht, was dies zu bedeuten habe. Allein Meister Ting ließ sie nicht lange in Unkunde darüber. Er forderte sie gleichfalls auf, ihre Palankine zu verlassen und sagte dann: „Kommt und sehet, hier hört die Provinz Setschuen auf und wir betreten jetzt die Provinz Hupi. Dieser kleine Graben ist die Grenze beider Provinzen; ich wollte den Berg nicht überschreiten, ohne Euch darauf aufmerksam zu machen. Seht, fügte er hinzu, indem er sich rittlings über den Graben stellte, hier steht mein rechtes Bein in Setschuen, mein linkes in Hupi.“ Mehrere der Palankinträger fanden eine große Freude daran dies Manöver nachzuahmen.

An dieser Stelle seines Werkes gibt Hr Huc eine kurze Uebersicht über die Provinz Setschuen, deren Name Sz'chuen (so schreiben die Engländer) „Vier Ströme“ bedeutet. Hr Huc übersetzt Ssetchouen in quatre vallons. Die Provinz ist unter den 18 Provinzen China's die größte et peut-être aussi la plus belle, fügt Hr Huc, hinzu. Ihre Breite von der Grenze gegen Tübet bis zur Grenze von Hupi wird auf 40 Tagereisen angeschlagen, etwa 300 Lieues. Sie zählt außer einer

großen Anzahl von Festungen, 9 Städte ersten und 115 zweiten und dritten Ranges. Sommer und Winter ist das Klima sehr gemäßigt, der Boden ist fruchtbar und gut bewässert. Wir sehen hinzu, daß unter jenen 4 Strömen, nach denen die Provinz ihren Namen trägt, von den Chinesen 4 vom Norden her in den Yangtsekiang sich ergießende Flüsse, der Kinscha (nach Andern der Wuliang), der Jalung, der Min und der Kialing genannt werden. Unter diesen hat der Min eine Länge von ca 1000, der Kialing von 7 bis 800 engl. Meilen; ersterer entspringt auf dem Gebirge Kokonor, letzterer im Süden der Provinz Kiansu, die neben Schensi im Norden von Setschuen liegt. Auf eine Eigenthümlichkeit der Vegetation von Setschuen macht Hr Huc aufmerksam, indem er sagt: »c'est dans le Sze-tchouen que les pharmaciens de toutes les provinces de l'empire envoient annuellement leurs commis voyageurs s'approvisionner de plantes médicinales.« Weiter bemerkt er als etwas den Bewohnern dieses Landstriches Charakteristisches: »Les habitants ont généralement les manières plus distinguées, que les Chinois des autres provinces,« und nachdem er der Ordnung und Reinlichkeit in den größeren Städten gedacht hat, sowie des Wohlstandes selbst in den Dörfern, sagt er von der Sprache, sie werde fast ebenso rein wie in Peking gesprochen. Die Bewohner Setschuens erschienen ihm d'un tempérament fort et robuste; leur physionomie est plus mâle que celle des Chinois du midi et moins rude que celle des habitants du nord. Ils ont la réputation d'être bons soldats et c'est ordinairement parmi eux qu'on choisit le plus grand nombre des mandarins militaires.« Naturkundige Leser werden mit In-

teresse die Tome I, pag. 321 bis 330 nach den Mittheilungen des Pater Imbert, der 1838 den Märtyrertod starb, gegebene Beschreibung der Setschuen eigenthümlichen puits de sel et puits de feu (Yen tsing und Ho tsing) lesen.

Die Grenzstadt in Hupi, Patoung, liegt am rechten Ufer des Yangtsekiang; es ist nur eine kleine zahlreich von Gelehrten bewohnte Stadt. Von hier an, abwechselnd bald in Booten auf dem Yangtsekiang, bald zu Lande weiter reisend, gelangten die Reisenden über Tschangsu nach Kuenkiang hien. Hier erkrankten sie bis zum Tode (Tomè II, pag. 1 sqq.), genesen aber wieder und setzten zunächst über Land, und der Hitze wegen bei Nacht reisend, kommen sie nach dem seiner Wassermelonen wegen berühmten Tien men. Hier verlassen sie den kürzeren, nach Süden gewundenen Bogen des Yangtsekiang, begeben sich über Land in nordöstlicher Richtung nach Han tschouan und von da über Hanyang am linken Ufer des Yangtsekiang nach der am rechten Ufer gegenüberliegenden Hauptstadt von Hupi Wutschangsu. Meister Ling mit seinen Dienern verläßt hier unsere Reisenden und kehrt nach Setschuen zurück, die dann über Kouangtshien sich nach Houangmeihien »leur dernière étape dans la province du Houpé« begeben. In einem kurzen Rückblick auf die eben genannte Provinz Tome II, pag. 343 sq. heißt es: la province du Houpé est, sous tous les rapports, bien inférieure à celle du Sse-tchouen. Hupi ist weniger fruchtbar, reich an Morästen, die Dörfer sind meistens ärmlich et les habitants sont chétifs, d'une physionomie un peu sauvage et fréquemment atteints des maladies cutanées. Man nimmt an, daß in Hupi die Ernte eines Jahres nicht für einen Monat ausreiche, daher die

Einfuhr, besonders aus Setschuen, wo Eine Jahresernte für 10 Jahre hinlänglichen Vorrath gibt, außerordentlich ist.

Von Houang mei hien wenden sich nun die Väter auf geradem Wege nach Canton, daher in südlicher Richtung. Sie segeln über den Poyangsee und kommen zuerst nach der Hauptstadt der Provinz Kiangsi, Nantschangfu, die am Kan Kiang liegt. Hier schiffen sie sich auf einer Dschunke, un petit palais flottant, ein, und gelangen nach 14tägiger Fahrt an den Fuß des Mei ling = Gebirges, welches die Nordgrenze der Provinz Kuangtung bildet. Dieses übersteigen sie in Palankinen. Es gibt hier mehrere Bergpassagen, alle gleich sehr beschwerlich, ihre Mehrheit ist nur ein Zeugniß dafür, daß der Mei ling est en effet le seul passage pour toutes les marchandises, que le commerce de Canton déverse continuellement dans les provinces intérieures de l'empire. Alle Bergstraßen sind fortwährend von zahlreichen Lastträgern belebt. De distance en distance on rencontre des hangars en bambou où les voyageurs vont se mettre un peu à l'ombre, boire quelques tasses de thé et fumer une pipe de tabac, pour se donner un peu de courage. (Tome II. pag. 460 sq.). Die erste Station in Kuangtung ist die Stadt Nan hioung. Hier schiffen sie sich abermals ein und segeln den Tigris hinunter nach Canton. Nach sechs Tagen Fahrt hört die Berglandschaft auf und sie kommen in eine vaste plaine, richement cultivée. Hier merken sie schon an den frischen und erfrischenden Luftzügen die Nähe des Meeres, Canton war nicht mehr fern. Endlich erreichen sie die Stadt im Jahre 1846, 6 Monate nach ihrer Abreise von P'hassa (Tome II, pag. 475).

Nachdem wir die ehrw. Väter auf ihrer Reise durch die bisher wenig bekannte Provinz Setschuen etwas aufmerksamer begleitet haben, sind wir ihnen im raschen Fluge durch Hupi, Kiangsi und Kuangtung bis Canton gefolgt, so daß wir nun ihre Reiseroute vollständig übersehen können. Es bleibt noch übrig auf Einzelnes in dem schätzenswerthen Werke näher einzugehen. Wir rechnen zu dem Besten, wie schon oben angedeutet, seine Beobachtungen an den Menschen, mit denen Huc zusammengeführt wurde. Für die Leser, welche bloß Unterhaltung begehren, sind diese Partien im Buche nicht weniger interessant, als für diejenigen, welche es aus ernster Wißbegierde in die Hand nehmen. Für die ersteren, sowie um sich von der gewandten Schreibweise des Verfs und seiner lebendigen Schilderung eine richtige Vorstellung zu machen, heben wir nachfolgende Abschnitte hervor: die Erlebnisse in Kintscheou (Tome I, chap. V, pag. 197—205); das Zusammentreffen mit chinesischen Zollbeamten unweit Itschangfu (T. I, chap. VIII, pag. 358—367); die Schilderung einer stürmischen Reise auf dem Yangtsekiang zwischen Song tsche hien und Kin tscheou fu (T. I, pag. 409—426); die Beschreibung einer militairischen Revue (T. I, pag. 441—447); die Darstellung des Zustandes der Arzneiwissenschaft und die Charakterisirung der Aerzte in China (T. II, chap. I); die mannichfachen Erlebnisse in Rangtschoufu und auf dem Wege dorthin (Tome II, chap. X, pag. 411—431).

Schließlich gedenken wir noch einiger der wichtigsten Ergebnisse der Beobachtungen des Paters Huc, sofern diese von allgemeiner Bedeutung für die Kenntniß China's und seiner Bewohner sind, womit wir aber keinesweges die reiche Fundgrube

dieses Werkes für erschöpft halten. Der zugemessene Raum gebietet uns Einschränkung. Zuerst ist es durch mehr als eine Andeutung, durch die Erfahrung und die Erlebnisse des Verfs dieses Werkes als völlig constatirt anzusehen, daß Fremden das Reisen im Innern China's gegenwärtig leicht und für sie ohne Gefahr ist; etwaige Erschwernisse haben sie nicht von der Bevölkerung, höchstens nur von den Mandarinen zu besorgen, deren Nachgiebigkeit aber durch ein entschiedenes Auftreten, ihnen gegenüber, erwirkt werden kann. Zur Bestätigung dieser Behauptung verweisen wir auf zwei im Shanghae Almanac for 1855 mitgetheilte Reisen zweier brittischen Missionare durch die Provinz Tschekiang, welche dieselbe Erfahrung machten.

Weiter constatirt das vorliegende Werk das Vorhandensein zahlreicher römisch-katholischer Christen in den Provinzen Setschuen und Hupi (Tome I, pag. 333 in Setschuen 100,000, in Hupi 12 bis 14,000 Tome II, pag. 278), daneben die Verfolgungssucht der Mandarinen (Tome I, pag. 148 sq.), sowie die noch sehr ferne Aussicht auf eine völlige Ausbreitung des Katholicismus. Immerhin scheint die römische Kirche, nach ihren außerordentlichen Anstrengungen, welche sie gegenwärtig macht, es vollständig begriffen zu haben, daß China jetzt dasjenige Land, welches unter allen Ländern der Erde der Mission den meisten Erfolg verspricht. Der religiöse Charakter der antitartarischen Bewegung wird auch in dieser Hinsicht vom Pater Huc als ein *progrès réel* anerkannt, als ein *pas immense fait dans la voie qui conduit à la vérité* (Préface pag. VIII), was um so mehr hervorzuheben ist, als bisher römische Missionare nur wegwerfend über diese Seite der Bewegung zu urtheilen pfleg-

ten, zumal sich der religiöse Eifer der Bewegungspartei auch mitunter gegen den Bilder-Cultus der römischen Priester und gegen diese selbst gerichtet hat. Uebrigens führt Huc die religiösen Ideen des Gegenkaisers, offenbar im Vorurtheil gegen die Arbeiten der protestantischen Missionaire befangen, und in krassem Widerspruch mit der nunmehr vollständig beglaubigten Bildungsgeschichte Tienti's, auf die Berührung der Chinesen mit den Muhamedanern und deren Koran zurück, verspricht sich indessen doch einen nachhaltigen, zum Heil China's ausschlagenden Erfolg von der Bewegung, falls die Mächte des Abendlandes ihre Neutralität einmal aufgeben und interveniren sollten (Préf. p. XIII).

On s'est fait en Europe, schreibt Pater Huc Tome II, pag. 52, de bien fausses idées au sujet de la Chine et des Chinois. On en parle toujours comme d'un empire présentant le spectacle d'une remarquable et imposante unité, comme d'un peuple parfaitement homogène, à ce point que voir un Chinois c'est les connaître tous. . . Il s'en faut bien, que les choses soient ainsi. Außer dieser verkehrten Vorstellung von dem chinesischen Volke, als einem parfaitement homogène, gedenkt er derjenigen à regarder l'Asie comme la terre classique de l'arbitraire et de la servitude (Tome II, p. 103), sowie er ebendasselbst p. 57 die nur auf großer Unwissenheit beruhende Vorstellung von der immutabilité des Orientaux ou Asiatiques rügt. Wir verweisen für die Widerlegungen dieser falschen Vorstellungen auf die angezogenen Citate aus dem vorliegenden Werk, wo der Verf. seine eignen Beobachtungen zum Theil durch das Urtheil des bekannten Abel-Rémusat unterstützt. Die Verschiedenheit unter den Chinesen in den verschiedenen

Provinzen ist auffallend groß, und ihre Regierung ist zwar im Allgemeinen eine despotische, aber nicht ohne starke Beimischung demokratischer Elemente. Man denke nur an den Einfluß der vielen öffentlichen und geheimen Gesellschaften in China und an die Grundsätze des Confuzianismus. Im Schuking sagt der Kaiser Wuwang von der Tschau-Dynastie, 1122 vor Chr.: „Die Ansicht des Himmels muß man aus den Ansichten meines Volkes kennen lernen, und es ist gewiß, daß der Himmel durch die Zustimmung meiner Unterthanen seine Billigung kund gibt.“ Also *Vox populi, vox dei*. Man vergleiche über diese wichtigen Punkte: Dr Macgowan, Arzt und Missionar in Ningpo, in seinem Note book den Abschnitt *the moribund and nascent dynasties etc.* im *Overland Friend of China* 1853, pag. 53 u. 27; und Williams, *Reich der Mitte* (a. d. Engl. übers. von Collmann. Cassel 1853) Bd I. Abth. 2, S. 294 u. 295. Sowohl die außerordentliche Verschiedenheit der Bewohner der verschiedenen Provinzen, wie die Elemente der chinesischen Staatsverfassung erklären hinlänglich die im Lauf der Jahrhunderte häufigen Revolutionen in China. Quoique les Chinois, so schildert uns Herr Huc das Volk, *une fois lancés dans les révolutions, s'abandonnent facilement à tous les excès de la haine, de la colère et de la vengeance, il est cependant vrai de dire, qu'ils n'aiment pas à s'occuper de politique et à s'ingérer dans les affaires du gouvernement. Sans cela il serait difficile de comprendre comment une nation de trois cents millions d'habitants pourrait avoir un seul instant de calme et de repos avec tant d'éléments de discorde et des leviers d'insurrection tels que la liberté d'association et*

la liberté de la presse. Gewiß eine sehr richtige Charakteristik!

Wie es mit dem Heidenthum, mit der Mandschudynastie, mit der strengen Abgeschlossenheit des Landes, mit dem Haffe wider die Fremden und wider Alles, was von diesen herkommt, in China auf die Neige geht, so auch mit den Fortschritten ihrer Industrie. Pater Huc's Urtheil (Tome II, pag. 145) lautet: *Nous devons remarquer qu'en Chine l'industrie, comme tout le reste, au lieu de faire des progrès va tous les jours en déclinant.* Daraus erklären sich zwei Erscheinungen, die eine, daß die Chinesen gegenwärtig gern die europäischen Modelle nachahmen, ja Vieles ausschließlich nur für die Europäer fabriciren; und die andere, welche Herr Huc so beschreibt: *»plusieurs secrets importants de fabrication se sont perdus et aujourd'hui les ouvriers les plus habiles seraient incapables d'obtenir la perfection et le fini, qu'on admire dans les ouvrages des siècles passés; de là ce goût effréné des riches Chinois pour le kaou-toun, ou antiquités.»* Wir dürfen diesen Merkmalen des Verfalls eine tiefere Bedeutung beilegen: China steht am Ende seiner Cultur und seine Wiedergeburt steht bevor.

Aus sich selber freilich — und hiemit schließen wir unsere Anzeige — wird diese Wiedergeburt des chinesischen Volkes, eine vollständige Erneuerung seiner Cultur, nicht erfolgen, sondern, soweit menschliche Kräfte dazu mitwirken werden, durch den Einfluß und die Einwirkung der civilisirten Nationen des Abendlandes. Man könnte fragen, durch welche von ihnen? Bisher hatte England, wie den Vorrang auf den Meeren überhaupt und damit in allen Handelsbeziehungen, so auch auf

dem chinesischen Meer. Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt abendländischen Einflusses auf China, wie auf ganz Ostasien, anderswo, nämlich in Amerika. Und das ist einer der größten Nachtheile, den der gegenwärtige Krieg England bringen wird, daß sein prädominirender Einfluß auf jene Länder der Zukunft, China und Japan, aufhören und auf die Amerikaner übergehen wird. Wird das zu beklagen sein? Wir glauben es nicht, namentlich läßt es uns hoffen, daß die religiöse Wiedergeburt des Reiches der Mitte, bei der freieren Fluctuation religiöser Ideen unter den Amerikanern, rascher, selbständiger und in einer mehr nationalen Weise vor sich gehen wird, als es die starre Structur der brittischen Kirche würde zugelassen haben. Das aber bleibt die Aufgabe aller Mission, eine christliche Nationalkirche unter den Heiden zu gründen; mit der römischen wird es daher in China auch ein Ende nehmen, wenn die Stunde seiner Wiedergeburt schlägt.

China wird deshalb, wie ehemals Europa und später Amerika, sein Auge gen Osten zu richten haben; von dorther wird ihm Hülfe kommen. Vom Aufgang der Sonne ergießt ihr Licht sich über die Erde. Diesem ewigen Naturgesetze entspricht ein gleiches Gesetz auf dem Gebiete des Geistes. Es gehört nicht viel Gabe der Voraussicht dazu, daß China zunächst von Amerika abhängig werden wird, wie dieses es einst von England war; dann aber wird es selbständig eine neue Zeitperiode seiner vieltausendjährigen Geschichte beginnen.

Berlin

Dr. K. L. Biernacki.

M i n d e n

J. Keiser u. Comp. 1855. Die Curmittel

zu Deynhausen (Rehme) physiologisch und therapeutisch dargestellt von Dr. L. Alfter, Bade-Arzt. VIII u. 143 S. in Octav.

Wie die früheren Schriften von Möller und Schober, so wird besonders diese das Ihrige beitragen, die Aufmerksamkeit der Aerzte und Kranken auf Rehme zu lenken. Der Verf. bemühte sich die Resultate seiner wie seiner Collegen Erfahrungen wissenschaftlich zu begründen, und schickte daher der therapeutischen Betrachtung eine physiologische voraus. Auch das Topographische dieser noch jungen Trink- und Badequelle ist gehörig angegeben.

In der Hoffnung, Steinsalz oder eine reichhaltigere Soole zu erhalten, wurde im Jahre 1830 ein Bohrloch begonnen, welches zwar das im Keuper vermuthete Steinsalz nicht erreichte, aber dafür aus dem Muschelkalke eine mächtige Sooltherme ersteigen ließ.

Das Bad Rehme, seit dem J. 1848 durch eine Cabinetsordre nach dem jetzigen Berghauptmann von Schlesien, dem Geh. Rath von Deynhausen, Bad Deynhausen genannt, besteht zunächst nur aus der Quelle, einem artesischen Brunnen, den Bade-Anstalten, einem Gurgarten nebst Restauration und Gursaal. Als herrschender Wind ist der West-Süd-West zu bezeichnen. Die Luft ist rein und erfrischend. Die Thermalsoole sprudelt aus einem 2220 Fuß tiefen Bohrloche mit einer Temperatur von $26,5^{\circ}$ R., oder $33,6^{\circ}$ C. und liefert in jeder Minute gegen 50 — 52 Kubikfuß Wasser von vollkommener Klarheit und 1,029 spec. Gew. Wird es der freien Luft ausgesetzt, so entweicht Kohlensäure, welche Kalk und Eisen in Lösung erhielt, so daß das Wasser sich trübt, indem Eisenoryd und kohlensaurer Kalk niederfallen. Von

Jod finden sich nur Spuren. Der Kohlensäure bedient man sich zur Anfertigung von Schaumbädern, um dadurch eine starke Hautreizung zu erzielen (S. 125). Das Soolbad beschleunige durch kräftige Hautreizung den Stoffumsatz und den vermehrten Austritt sämmtlicher festen Bestandtheile des Harns.

Der Gebrauch von Rehme erweise sich heilsam, wo es Aufgabe sei, den Rückbildungsproceß zu befördern und den Neubildungsproceß zu beleben, wie bei Hautkrankheiten, namentlich bei *Eczema chronicum*, *Herpes*, *Pityriasis*, *Psoriasis*, selbst bei *Lupus exedens*. Frische Katarrhe der Luftwege schwänden meistens nach einigen Dunst- oder allgemeinen Soolbädern. Bei chronischen Schleimflüssen bewähre sich ein längerer Gebrauch. Gegen die sogenannte Verschleimung des Magens und Darms leiste die Sooltherme viel. Bei torpiden Scrofeln zeigten sich glänzende Resultate; ebenso bei rheumatischen Affectionen und bei Nervenkrankheiten, sogar bei Lähmungen, welche durch ein Leiden des Rückenmarks entstanden, nach abgelaufener Einwirkung der ursprünglichen Krankheit durch ein gegen die ursächlichen Momente gerichtetes Heilverfahren keine Aussicht auf Erfolg mehr gewährten. „Hier, heißt es (S. 93), wo wir es mit den consecutiven, sich durch mangelhafte Mobilität und verkümmerte Nutrition des Rückenmarks, der Nerven und Muskeln documentirenden Resten eines erstorbenen Krankheitsprocesses zu thun haben, nützen unsere Quellen durch Förderung der animalen und vegetativen Proceße.“ Der Verf. bezweifelt (S. 37) die Aufnahme des Jods, Broms, Eisens, Mangans durch die Haut.

M.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 1. October 1855.

L e i p z i g

Hahn'sche Verlags-Buchhandlung 1855. Ausführliches Lehrbuch der Hebräischen Sprache des Alten Bundes von Heinrich Ewald. Sechste Ausgabe. XIV u. 784 S. in gr. Octav.

Ebenda, 1855. Hebräische Sprachlehre für Anfänger von Heinrich Ewald. Zweite Ausgabe. VIII u. 208 S. in gr. Octav.

Auch diese neuen Ausgaben zweier seiner Werke erlaubt sich ihr Verf. in diesen Blättern nur deshalb zur Selbstanzeige zu bringen, weil er die Gelegenheit einige allgemeinere Bemerkungen über die besondrer Wissenschaft derselben und deren heutige Lage zu sagen nicht unbenuzt lassen möchte. Denn diese Wissenschaft behält zwar ihr eignes rechtes Ziel sehr beharrlich im Auge, schreitet auf dieses fortwährend rüstig zu, und kommt dem bisher sichtbar vor uns aufgesteckten bereits so nahe, daß sich von ihm aus auch schon die Aussicht auf viel entferntere und höhere Ziele deutlich öff-

net. Auch die hier erscheinenden neuen Ausgaben enthalten eine große Menge neuer Beiträge zum immer vollkommnern Aufbaue dieser Wissenschaft selbst und dann ebensowohl zu ihrer nützlichen Anwendung. Ist diese Wissenschaft ihrer reinern strengen Aufgabe sowohl als ihrer wahrhaft nützlichen Anwendung nach eine verhältnißmäßig sehr junge, da man, was noch vor 30 Jahren in ihr geleistet wurde, jetzt kaum noch viel der näheren Beachtung werth finden mag: so hat sie heute einen Grund gewonnen, welcher nicht wieder wanken kann und auf welchem der tägliche Fortschritt zu immer weiteren nützlichen Bestrebungen sehr leicht wird. Auch sind die unreinen Stimmen, welche vor zehn bis zwanzig Jahren den Aufbau dieser Wissenschaft mitten in ihrem eifrigsten Werke hemmen oder gar wieder vernichten wollten, jetzt längst verstummt; und kaum reden noch einzelne zurückgebliebene Geister gegen Güter, welche sie nicht verstehen und deren richtiger Gebrauch ihnen zu schwer ist. Aber ganz andre Gefahren haben sich dagegen in unsern neuesten Zeiten erhoben.

Eine der nächsten Anwendungen dieser Wissenschaft ist die auf das richtige Verständniß der Bibel selbst mit aller ihrer Lehre und ihrer Geschichte: und auf sie haben die oben verzeichneten Lehrbücher wie in ihren früheren so vorzüglich auch in diesen ihren neuesten vielfach erweiterten Ausgaben eine Haupttrücksicht genommen. Hier ist der nothwendigste, aber auch der tiefste und sicherste Boden für Alles gegeben, was an fruchtbarer Lehre nach tausend Seiten hin beständig aus der Bibel in die Welt dringen kann: und schon sind auch die Früchte, welche der Bearbeitung dieses Bodens folgen können, nicht mehr so entfernt oder so ganz unbekannt geblieben. Eine Sicherheit im

Verständnisse der Bibel und namentlich ihrer aus besondern Ursachen uns jetzt leicht dunkelsten Theile ist erreicht und wird täglich mehr erreicht, von welcher unsre Vorfahren seit drei bis vier Jahrhunderten (denn die noch älteren können wir hier leicht ganz übergehen) auch nicht einmal eine richtige Ahnung hatten. Die einzelnen Theile der Bibel, die größern wie die kleinern, die Abschnitte und die Bücher, die Worte wie die Gedanken, die Erzählungen und Dichtungen wie die reinen Lehren erscheinen uns wieder mit einer Gewisheit und Klarheit welche man früher kaum für möglich hielt in ihrem ursprünglichen Wesen und ihrer eigenthümlichen Herrlichkeit. Jenes Alterthum, welches uns wo möglich noch mehr als jedes andre stets auch zur vollsten und sichersten Gegenwart werden soll, geht uns in seiner vollen lichten Wahrheit nach allen seinen Seiten wieder auf, sein echtes Wesen und seine ganze Geschichte wird uns nach allen ihren Zweigen wieder lebendig, auch mit allen den ewigen Lehren welche hinter dieser verborgen sind. Und müssen hier viele heutige Vorurtheile und Irrthümer fallen, so lernen wir Alles was hier als wirklich und geschichtlich sich zu erkennen gibt, je näher und sicherer wir es wiedererkennen, nur um so höher schätzen. Aber während sich so die Art von Wissenschaft, der es um ihre eigne Seele, nämlich um Treue und Sicherheit zu thun ist, aufs höchste anstrengt, jene Schuld endlich zu hoher Zeit abzutragen, welche seit Jahrhunderten sie drückt, sehen wir vorzüglich in der neuesten Zeit eine Richtung unter uns emporkommen, welche sie entweder offen verachtet oder feige umgeht und geheim verdächtigt, welche sich des Christenthumes rühmt und die Bibel hoch achten will und dennoch Alles thut,

diese geistigen Güter unter uns und wenigstens für alle jetzt Lebende zu verdunkeln, zu zerrütten und zu tödten, und welche früher kaum zerstreut hie und da in den Winkeln der Gesellschaft ihr Werk betreibend jetzt seit Jahren ganz offen mit ihren geheimsten Gesinnungen hervortritt und über Alles herrschen will. Diesen Leuten muß sogar eine so ganz harmlose reine Wissenschaft wie Sprachenkunde, und wenn es auch die der Bibel wäre, verdächtig scheinen: wie sich dies bereits genug gezeigt hat. Aber auch schon etwas scheinbar so Geringes, wie Sprachenkunde, kann sie hinreichend widerlegen: und so lange sie die Wissenschaft auch nur des kleineren der oben bezeichneten zwei Werke stehen lassen müssen, bleibt ihr ganzes Beginnen ein eitles.

Eine zweite Anwendung hat sodann diese Wissenschaft im Kreise aller der übrigen sogenannten orientalischen gelehrten Arbeiten: und man kann, um hier nur bei den semitischen Sprachen stehen zu bleiben, wohl mit Recht behaupten, daß keine der Hauptsprachen dieses Kreises aus vielen Ursachen so schwierig mit völliger Sicherheit wiederzuerkennen, aber auch keine bis jetzt trotz dieser Schwierigkeit schon so sicher wiedererkannt und wissenschaftlich so genau beschrieben sei als die hebräische. Man sollte also wohl billig erwarten, daß sie in der Art wie sie jetzt am richtigsten und am nützlichsten wiedererkannt werden kann, von den orientalischen Gelehrten aller Art erlernt und angewandt werde. Allein der Umfang der Gebiete orientalischer Gelehrsamkeit ist allerdings schon an sich so ungemein groß, und er erweitert sich dazu gerade jetzt vor unsern Augen täglich so ungemessen, daß sich auch daraus erklärt wie leicht hier Vieles ganz zerstreut und einzeln betrieben

werden kann. Es tauchen so viele neue Funde auf; der Reiz zuerst entziffern, über das Neue doch auch als Einer der Ersten etwas sagen und in der Welt der Zeitungen sich eine vorüberrauschende Erwähnung verschaffen zu wollen, ist für viele Geister noch immer nur zu verführerisch und wird durch die herrschenden niederen Lebensrichtungen unter uns zu sehr befördert: und so schreibt man und entziffert und füllt die Tagesblätter ohne alle höhere Ueberlegung und Weisheit, ohne Wissenschaft und deren Ernst, ohne auch nur das Nächste und Nothdürftigste genauer zu kennen was jeder jetzt kennen kann und soll. Beispiele davon liegen nur in zu großer Menge vor; auch an deutschen Universitäten besoldete, ja auch sehr namhafte Orientalisten fallen in solcher Versuchungen Gewalt ohne ihnen zu widerstehen, ja manche können sich bereits in Deutschland nichts Höheres mehr denken und sind auch hierin längst die Sklaven ihrer irdischen Gelüste geworden. Daß dieses Treiben, sollte es auch eine etwas längere Frist hindurch wenig gestört sich fortsetzen, endlich alle diese Gelehrsamkeit desto ärger verdächtigen und entwürdigen muß, bedenkt man nicht: man sucht nur die nächsten und sinnlichsten Güter des Lebens zu erhaschen, und wie viele auch außer dem Kreise der „Fachgelehrten“ loben und billigen das, stellen sich wenigstens als sei das Alles ganz unveränderlich in der Ordnung, und theilen so die Schuld dieses wüsten Treibens. Hier lauert eine desto größere Gefahr, je weniger gerade diese orientalischen Arbeiten von Vielen richtig gewürdigt werden können. Aber desto nothwendiger wird es auch Alle, sowohl die Fachgenossen als die außerhalb Stehenden, daran zu erinnern, daß hier eine Wissenschaft schon gegründet sei welche feste-

ren Grund habe, und die daher ein Ausgang aller weiteren Fortschritte und Entdeckungen in diesen Feldern werden muß. Wenn früher sehr allgemein das Vorurtheil herrschte und bei Vielen auch jetzt noch herrscht, daß nur die sogen. Naturwissenschaften auf den Namen und die Sicherheit echter Wissenschaft gerechte Ansprüche hätten: so ist dieses zwar in der hier sich aufbauenden Wissenschaft bereits völlig widerlegt. Allein dies sollten doch am wenigsten alle die verkennen, welche ihr am nächsten stehen, damit die alte Unsicherheit und Unehre dieser und aller mit ihr verwandten Wissenschaften nicht wiederkehre.

Drittens geht die Wissenschaft hebräischer und aller übrigen semitischen Sprachenkunde in jene umfassendere über, welche in unsern Tagen als allgemeine Sprachwissenschaft sich zu regen und zu leben beginnt, und welche sich, wenn unsre gesammte Bildung und Wissenschaft fortschreitet, sicher auch immer weiter ausbilden wird, so klein und schwach bis jetzt die echten Anfänge sind, welche unter uns für sie schon gelegt sind. Aber so viel richtige Erkenntniß menschlicher Sprache und eine so weite und zuverlässige Uebersicht über alle die großen Sprachstämme wenigstens zunächst der alten Welt können wir schon jetzt besitzen, daß die Beschreibung jeder einzelnen Sprache, wie zu der richtigen Erkenntniß ihres ganzen Sprachstammes, so auch zu der Wissenschaft allgemeiner Sprachenkunde einen fruchtbaren Beitrag gibt. Und so ist das Hebräische, wie in den früheren Ausgaben je länger desto mehr, so in den oben genannten letzten dieser Werke behandelt; sie sind recht eigentlich so angelegt, daß man genau sehen kann, in welchem Zusammenhange es mit seinem eignen Sprachstamme, sodann mit den diesem näher ver-

wandten fremden großen Sprachstämmen, und endlich mit aller menschlichen Sprache ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach stehe. Leider aber steht das jetzt sogenannte „vergleichende Sprachstudium“, wie man es in Deutschland seit 30 bis 40 Jahren treibt, noch immer auf einer ziemlich niederen Stufe und macht noch immer zu geringe Anstrengung wahrhaft wissenschaftlich zu werden. Wir verkennen dabei nicht, daß schon der ungeheuer große und oft so dunkle oder so schwer herbeizuschaffende Stoff, welcher zum Aufbaue dieser Wissenschaft aller Sprachen gehört, bei weitem noch nicht genug zusammengeführt ist, daß ihn zu sammeln und zu mehren auch in den geringsten Massen schon sehr verdienstlich ist, und daß ein sehr großer Theil aller Mühen unsrer heutigen Sprachwissenschaft darauf allein verwandt werden muß. Allein wir müssen bedauern, daß die meisten noch immer von zu engen und zu niedrigen Standorten ausgehen, um etwas Allgemeineres über menschliche Sprache aufzustellen oder auch die Gesetze einer einzelnen Sprache zu erklären. Meint man jetzt über Griechisch und Lateinisch oder auch über Deutsch hinaus zu einem freieren und höhern Gebiete sich erhoben zu haben, so ist es so oft nur das Sanskrit, welches den Grund zu diesem höhern Stande bilden soll; oder man blickt auch wohl schon über alle die mittelländischen (indogermanischen) Sprachen weiter in das große Gewirre aller übrigen hinaus, aber ohne eine richtige Vorstellung von aller menschlichen Sprache und ihren Gesetzen zu haben und ohne auch nur den Sprachstamm richtig zu erkennen, welcher jetzt bereits am sichersten erkannt werden kann, den semitischen.

Wie man indessen Lateinisch und Griechisch viele Jahrhunderte lang unter uns auf gelehrtem Wege

erlernt hat, ohne dadurch in der Sprachwissenschaft selbst zu festern Anfängen und in dem Erlernen solcher Sprachen zu der rechten Leichtigkeit und allseitigen Nützlichkeit zu kommen, so theilt das Hebräische noch mehr dieses Mißgeschick. Was hat dieses den vielen Zehntausenden recht genützt, welche es seit drei Jahrhunderten besonders in dem evangelischen Deutschland erlernten oder vielmehr erlernen mußten, es finster und halb erlernen und alsbald wieder vergaßen? Und noch jetzt, wie viele erlernen es auch deswegen so schwer und so nutzlos, weil sie es aus unzureichenden und unsichern Hülfsbüchern erlernen müssen und sogar so viele Lehrer aus Bequemlichkeit alles Bessere wie absichtlich zurückschieben! Die Wissenschaft vermag hier nichts als daß sie sich auch zu den Bedürfnissen der Anfänger jeder Art, der auf den Schulbänken sitzenden oder sonst noch nicht recht fortgeschrittenen, in aller Geduld herabläßt. Nicht der anzueignende Stoff selbst, nur das Maß desselben muß für den Anfänger anders berechnet und zubereitet werden: so daß das Anfangsbuch wirklich sogleich in die ganze wahre Wissenschaft, wenn auch noch nicht in alle ihre einzelnen Theile und ihre besondern Schwierigkeiten oder noch zu lösende Räthsel einführt. Diese und andre Erwägungen bewogen den Verf. auch jetzt aufs neue ein für Anfänger bestimmtes Werk dem größern hinzuzufügen: dieses erscheint jetzt zugleich in besserem Drucke und größerer Schrift. Sonst aber verweist der Verf. auf die neue Vorrede zu jedem der beiden Bücher, wo sehr Vieles, was auch hier erinnert werden könnte, weiter ausgeführt ist.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. 159. Stück.

Den 4. October 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeigen: »Ausführliches Lehrbuch der Hebräischen Sprache des Alten Bundes.« Und: »Hebräische Sprachlehre für Anfänger von H. Ewald.«

Es will sich jetzt in unsern Ländern ein Gefühl bilden, daß auch die Sprachen je an ihren Orten zu den Sachen gehören, die man als sehr nützliche im Leben nicht entbehren könne: und wie richtig ist das, wenn man dabei über das bloße Lateinische und Griechische weiter hinaus sieht! Aber jener echte Sprachensinn, welcher ebenso gut wie der Zahlensinn leicht fühlt, ob etwas in sein Gebiet Gehöriges überhaupt richtig und möglich sei, oder nicht, und der die Stoffe nicht als eine Last und dunkle Bürde, sondern als eine Lust und Freude des Lebens betrachtet und mit der rechten Arbeit im Kurzen Vieles und Großes erreicht, fehlt uns auch mitten in dem „gelehrten Deutschland“ noch zu sehr. Er muß bei

den Anfängern schon richtig angeregt werden, bei Männern sich von selbst verstehen, bei den Bauern aller Wissenschaften nicht fehlen, am meisten aber alle, die irgendwie als Sprachgelehrte gelten wollen, vor so vielen und starken Fehlern behüten, in welche sie bis jetzt noch immer so leicht verfallen.

H. G.

S t o c k h o l m

Gedruckt bei Isaac Marcus, 1855. Vägledning till Bergarternas Kännedom, med särskild Hänsyn till Sveriges geologiska Förhållanden och med fästadt Afseende tillika på deras allmänna praktiska Nyttä och Användbarhet för Konstnärer, Byggmästare, Landbrukare, o. s. v. af Axel Erdmann, Professor, etc. Med i texten intryckta Trädsnitt. XII und 207 S. in Oct.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in Schweden, wo die Naturwissenschaften im Allgemeinen mit besonderer Vorliebe und ausgezeichnetem Erfolge cultivirt werden, das geologische Studium bisher so sehr vernachlässigt worden. Es ist dieses um so auffallender, da man glauben sollte, daß der ausgebreitete, schwunghafte Betrieb des Bergbaues dort ganz besonders zu diesem Studium auffordere, welches noch dazu dadurch sehr erleichtert wird, daß ein großer Theil des Landes den nackten Fels zur Schau trägt. Vielleicht ist aber gerade die Art des schwedischen Fels-Gebäudes Ursache, daß der Trieb, dasselbe kennen zu lernen, dort geringer ist als in andern Ländern, in denen es weniger aufgeschlossen sich zeigt; denn wenn gleich das in Schweden überall verbreitete Grundgebirge eine bedeutende

Mannichfaltigkeit von Gebirgs- und untergeordneten Lagermassen enthält, so entbehrt doch jenes Land, wie überhaupt der Norden, den Wechsel von Gebirgsformationen, welcher den südlicheren europäischen Ländern eigen ist, indem zwar in einigen Gegenden das Grundgebirge von Uebergangsgebirgs- und eruptiven Massen bedeckt wird, das Flözgebirge dagegen auf den südlichsten Theil von Schweden beschränkt ist, und auch hier keine große Mannichfaltigkeit von Schichten einschließt, tertiäre Gebilde aber fast gänzlich mangeln. Der schwedische Geolog ist daher genöthigt, Reisen in das Ausland zu unternehmen, wenn er durch eigene Anschauung sich Kenntnisse von den jüngeren stratificirten Gebirgs-Gebilden verschaffen will. Unter diesen Umständen müssen die Bemühungen Derer um so mehr anerkannt werden, die nicht allein die Kunde des Felsgebäudes in Schweden zu erweitern, sondern überhaupt dort geologische Kenntnisse mehr zu verbreiten sich bemühen. Unter den Naturforschern, welche auf diese Weise um ihr Vaterland sich verdient gemacht haben, nimmt der vor einiger Zeit in einem hohen Alter verstorbene Brukspatron Wilhelm von Hisinger unstreitig die erste Stelle ein, der in seinem langen Leben mit unermüdlichem Eifer, Kräfte und Vermögen der geologischen Erforschung Schwedens geopfert, und eine Reihe vorzüglicher, darauf sich beziehender Schriften herausgegeben hat. In die Fußstapfen dieses vielfach verdienten, vortrefflichen Mannes ist der Verf. des obigen Werkes getreten, der, nachdem er bereits mehrere schätzbare, auch in diesen Blättern rühmlich erwähnte Beiträge zur Kenntniß der geognostischen Constitution Schwedens geliefert hat, nun in jener Schrift die erste, in Schweden erschienene, allgemeine An-

leitung zur Kenntniß der Gebirgsarten, mit besonderer Beziehung auf ihr dortiges Vorkommen und ihren praktischen Nutzen, darbietet.

Wenn nun gleich die vorliegende Arbeit von dem Standpunkte aus beurtheilt, auf welchem sich die Geognosie in Deutschland befindet, Manches zu wünschen übrig läßt, so ist sie doch selbst für deutsche Geognosten in der Hinsicht lehrreich, daß sie viele schätzbare, zum Theil neue Notizen über schwedische Gebirgsarten enthält. Der Titel sagt schon, daß diese Schrift keinen Anspruch darauf macht, eine vollständige Anleitung zur Geognosie zu geben. Sie liefert indessen mehr, als man in einer Petrographie, in dem Sinne, in welchem Refer. dieses Wort, bereits vor 50 Jahren, zur Bezeichnung einer Abtheilung der Geognosie zuerst in Vorschlag gebracht hat, erwartet, indem gar manche Mittheilungen des Verfs nicht in das Gebiet der Petrographie, sondern in das der Dreographie gehören; denn namentlich ist alles dasjenige dahin zu zählen, was die Schrift über die äußere Form und Structur der Gebirgsarten im Großen, so wie über die Lagerungsverhältnisse und die Gebirgsformationen enthält. In dieser Beziehung würde auch die Anordnung des Ganzen zu tadeln sein, wenn nicht der Verf., wie mehrere andere Geognosten, mit dem Worte „Petrographie“ einen anderen Sinn verbände, als von dem Referenten ursprünglich demselben beigelegt worden. Ein anderer Tadel, der freilich auch nicht bloß diese Arbeit, sondern manche andere geognostische Werke in gleicher Weise trifft, dürfte weniger abzuweisen sein, daß nämlich, wiewohl der Verf. mit Recht Geognosie und Geogenie als Theile der Geologie unterscheidet (S. 2), dennoch viele Begriffsbestimmungen sich nicht in

den Schranken der Geognosie halten, sondern in das Gebiet der Geogenie hinüberstreifen.

Nach einer kurzen Einleitung wird im 1. Kapitel von den allgemeinen Eigenschaften der Gebirgsarten gehandelt. Das 2. Kapitel ist der Structur der Gebirgsarten gewidmet. Gern pflichtet Refer. dem Verf. bei, indem dieser das schieferige Gefüge des Gneuses und Glimmerschiefers, zum Theil auch des Thonschiefers, dem Einflusse des Glimmers zuschreibt. Der Verf. unterscheidet treffend Concretionen und Secretionen, und liefert zur Kenntniß der ersteren schätzbare neue, durch Abbildungen erläuterte Beiträge, durch welche u. a. auch bestätigt wird, daß die in gewissen Thonlagern in Schweden vorkommenden, und vom Wasser mannichmal daraus fortgeführten Mergelnieren, welche in Schweden die Namen Marlekorne oder Mallrikorne, oder auch Näckebroöd führen, zu den Concretionen gehören, und nicht erst, wie man sonst wohl geglaubt hat, durch Wellenschlag ihre zum Theil seltsamen Gestalten erhalten haben, welches auch bei den in dieselbe Kategorie gehörenden sog. Imatrasteinen bereits nachgewiesen worden.

Das 3. Kapitel handelt von den Formen der Gebirgsarten, und zwar zuerst von den inneren und dann von den äußeren Formen derselben. Das 4. Kapitel ist den Lagerungsverhältnissen gewidmet. Im 5. Kap. ist sehr kurz von dem Zerfallen und dem Verwittern der Gebirgsarten die Rede. Das 6. Kap. gibt eine Uebersicht der geologischen Formationen und ihrer Reihenfolge. Es werden sedimentäre (neptunische, geschichtete) und eruptive (plutonische, massige) Ge-

birgsarten unterschieden; es wird aber bei der Aufführung der ersteren nur beiläufig bemerkt, welche eruptive Gebirgsarten mit den verschiedenen Formationen der sedimentären in Berührung stehen. Der Vf. unterscheidet: A. Primitive oder Urformationen, zu welchen er eine Urgneusformation und eine Urschieferformation zählt. B. Primäre oder sog. paläozoische Formationen. 1. Die silurische Form. a. ältere, b. jüngere. 2. Die devonische Form. 3. Die Steinkohlenformation. 4. Die permische Form. C. Secundäre Formationen. 1. Die Triasform; a. bunter Sandstein, b. Muschelkalk, c. Keuper. 2. Jurasform. a. Liasgruppe, b. Juragruppe, c. Wealdgruppe. 3. Kreideformation. a. Neocomgruppe, b. Grünsand- oder Quadersandsteingruppe, c. eigentliche Kreidegruppe. D. Tertiäre Formationen. 1. Eocengruppe, 2. Mio-cengruppe, 3. Pliocengruppe. E. Quaternäre Formationen.

Das 7. Kap. enthält die Classification und Beschreibung der Gebirgsarten. Zweckmäßig werden sie in zwei Klassen abgetheilt, in die auf chemischem Wege, und in die auf mechanischem Wege gebildeten. In der ersten Klasse sind die Gebirgsarten in Gruppen vertheilt, die nach den dieselben charakterisirenden Mineralkörpern gebildet worden, in welcher Hinsicht die Ansichten des Referenten mit denen des Vfs im Wesentlichen übereinstimmen. A. Quarzgruppe. 1. Quarzit (Quarzfels). 2. Gneisen. 3. Schörlquarzit (Schörlschiefer). 4. Itakolumit. Der Vf. glaubt den Grund der Biegsamkeit in der Umhüllung der kleinen Quarzkörner von Glimmer-, Chlorit- oder Talk-Partikeln zu finden. Offenbar ist aber die Biegsamkeit allein in der löskörnigen Beschaffenheit des Quarzes und der daher rührenden geringen

Verschiebbarkeit der Körner begründet; denn es kommt auch sehr biegsamer Itakolumit vor, der fast ganz leer von Glimmer-, Chlorit- oder Talkschuppen ist; so wie auch reiner loskörniger Marmor und Dolomit oft sehr biegsam sind. Dieselbe Erscheinung zeigt sich bei manchem loskörnigen, zu dünnen Tafeln geschnittenen Sandstein. Unter den Fundorten ist Norwegen nicht erwähnt, wo ein ausgezeichnete Itakolumit in Tellemarken vorkommt. 5. Kieselschiefer. 6. Limnoquarzit (Süßwasserquarz). 7. Opal und Feuerstein. B. Kalksteingruppe. a. Kalkstein, α . Krystallinischer. 1. Körniger Kalkstein. 2. Kalkglimmerschiefer. 3. Stinkkalk (Anthraconit, Stinkstein). 4. Kalksinter. β . Mit gerundeten Körnern. 1. Dolithartiger Kalkstein. 2. Hoogenstein. γ . Kalksteine mit einer so feinkörnigen Textur, daß sie mit bloßen Augen dicht erscheinen. 1. Kalktuff. 2. Limnocalcit (Süßwasserkalk). Der Kalktuff ist freilich auch Süßwasserkalk; der Verf. zählt aber zum letzteren manche Süßwasserkalke, die nicht Kalktuff sind. 3. Gemeiner Kalkstein. 4. Kreide. b. Dolomit. 1. Körniger Dolomit. 2. Rauchwacke. 3. Dolomitasche. e. Mergel. C. Salzgruppe. 1. Kochsalz. 2. Gyps. 3. Alaunstein. 4. Chilesalpeter. D. Eisenerzgruppe. 1. Eisenspath. 2. Magneteisenstein und Eisenglanz. 3. Eisenglimmerschiefer. 4. Dolithischer Eisenstein. 5. Bohnerz. 6. See- und Morasterz. E. Kohlengruppe. Weder die in der Eisenerzgruppe aufgeführten Gesteine, mit Ausnahme des Eisenglimmerschiefers, noch die zur Kohlengruppe gehörenden Fossilien, dürften Anspruch darauf haben, zu den Gebirgsarten gezählt zu werden, worunter nach des Verfs eigener Erklärung, nur die in größeren Gebirgsmassen an der Zusammensetzung der Erdrinde Theil nehmenden

Gesteine zu verstehen sind. F. Feldspathführende Gruppe. 1. Granit. 2. Syenit. 3. Miaskit. 4. Gneus. Bei der Erwähnung der Structur des Gneuses hätten die schönen Untersuchungen Naumann's über diesen Gegenstand vollständiger benutzt zu werden, und namentlich die gewöhnlich sehr regelmäßigen Nebenabsonderungen — die sich überhaupt weit allgemeiner zeigen, als der Verf. anzunehmen scheint — bemerkt zu werden verdient. 5. Granulit. 6. Hälleslinta. 7. Felsitporphyr. 8. Pechstein. 9. Trachyt. a. Eigentlicher Trachyt. b. Trachytporphyr. c. Perlit. 10. Phonolit. 11. Obsidian. 12. Bimstein. G. Glimmerführende Gruppe. 1. Glimmerschiefer. 2. Chloritschiefer. 3. Talkschiefer. 4. Thonschiefer (Urthonschiefer). H. Amphibolsführende Gruppe. 1. Hornblendegestein. 2. Diorit. Die feldspathartigen Fossilien, welche in das Gemenge des Diorits eingehen, sind nach dem Verf. Labradorit, Anorthit, Oligoklas und Albit. Daß die beiden ersteren in dem Gemenge sich finden, wurde in Schweden zuerst im J. 1842 bemerkt. I. Pyroxenführende Gruppe. 1. Augitfels. 2. Eklogit. 3. Gulsit: nach dem Verf. ein krystallinisch-kleinkörniges Gemenge von einem olivinähnlichen Eisenoxydulsilicat, grünem oder gelbgrünem Pyroxen, und braunrothem Granat, welches in untergeordneten Lagern im Gneus in Lunabergs-Kirchspiel in Södermanland vorkommt, daher das Gestein wohl schwerlich Anspruch darauf hat, als Gebirgsart aufgeführt zu werden. 4. Gabbro. 5. Hyperit (Hypersthensfels). Eine eigenthümliche Abänderung von Hyperit, die bis jetzt nur in Schweden bemerkt worden, kommt in Rådmanfö-Kirchspiel in Roslagen vor. Das feldspathartige Mineral in demselben ist nicht, wie gewöhnlich, La-

bradorit, sondern Anorthit. 6. Diabas. Der Vf. versteht darunter die Gesteine, auf welche der Referent jenen Namen zuerst bezogen hat, und die in Schweden, wie in anderen Gegenden, früher mit dem Grünstein oder Diorit verwechselt worden, welche Verwechslung freilich auch gegenwärtig noch häufig Statt findet. Er zählt dahin u. a. auch den sog. Trapp der westgothischen Berge. 7. Melaphyr. 8. Dolerit. 9. Basalt. 10. Wacke. Mit der Trennung der Wacke vom Basalt kann Referent nicht einverstanden sein; eben so wenig als er es billigt, daß 11. Lava, als eine besondere Gebirgsart aufgeführt wird, da ja höchst verschiedenartige Gesteine als Lava vorkommen, und allein die petrographischen Beschaffenheiten, nicht aber die Arten des Vorkommens im Großen, die Unterscheidung der Gebirgsarten begründen können. K. Serpentinegruppe. 1. Serpentinstein. 2. Schillerstein.

II. Klasse. A. Breccien = Gruppe. 1. Quarzitbreccie. 2. Hornstein = oder Kiefelschieferbreccie. 3. Kalkstein = oder Dolomitbreccie. 4. Porphyrbreccie. 5. Grünsteinbreccie. 6. Trachytbreccie. 7. Knochenbreccie. B. Conglomerat = Gruppe. Besondere Arten werden nicht aufgeführt; unter den erwähnten werden indessen manche sehr ausgezeichnete, z. B. Granitconglomerat, Gneusconglomerat, Grauwacke, Phonolithconglomerat u. a. vermischt. C. Sandsteingruppe. 1. Gemeiner Sandstein. 2. Grauwacke. Ein großer Theil derselben besitzt weit mehr den Charakter eines Conglomerates, als eines Sandsteins. Was von der Structur derselben bemerkt wird, ist unvollständig. 3. Arkose. D. Schiefergruppe. 1. Thonschiefer. Es muß auffallen, diesen hier noch einmal aufgeführt zu finden, da kein wesentlicher, petrographischer

Unterschied zwischen dem sog. Urthonschiefer und dem in dem Uebergangsgebirge vorhandenen Statt findet. 2. Alaunschiefer. 3. Schieferthon. 4. Spilit (Schaalstein). Dieser steht hier doch wohl nicht ganz passend, indem der charakteristische Schaalstein als ein schiefriger Diabas-Mandelstein erscheint. 5. Polirschiefer. E. Luff-Gruppe. 1. Vulkanischer Luff. 2. Peperin. 3. Basaltluff. 4. Diabasluff. 5. Felsitluff (Porphyrluff, Thonstein). F. Gruppe der losen Materialien. 1. Infusorienerde. 2. Sand. 3. Gruß. 4. Klapperstein. 5. Gerölle. 6. Erratische Blöcke. 7. Thon. 8. Muschelmergel. Bekanntlich finden sich mächtige Ablagerungen davon an den schwedischen Küsten, zum Theil in bedeutender Höhe über dem jetzigen Meeresniveau. Prof. Sv. Lovén hat die interessante Bemerkung gemacht, daß die von der Küste am meisten entfernten, mithin am höchsten liegenden Massen, solche Schnecken und Muscheln enthalten, welche nur in den nördlichsten Theilen des Eismeeres, bei Grönland, Spitzbergen und Finnmarken sich finden, wogegen in den niedrigeren Ablagerungen in der Nähe der Küste, südlichere Formen angetroffen werden, wie sie zum Theil noch jetzt in den benachbarten Meeren vorkommen. Der Verf. bemerkt, daß jene Ablagerungen den Beweis liefern, daß Schweden vormalig zu einem großen Theile vom Meere bedeckt gewesen, zu welcher Zeit dort ein hochnordisches Klima herrschte, welches mit der entweder plötzlichen oder allmäligen Erhöhung des Landes, sich in ein milderes verwandelte, welches dem umgebenden Meere zugleich südlichere Bewohner zuführte. 9. Ackererde. H.

S t r a ß b u r g

Imprimerie de Silbermann 1854. Recherches critiques sur l'éclampsie uroémique par F. Wieger, Prof. agrégé de la facult. de Strasb. 178 S. in Octav.

In dieser interessanten Abhandlung vertheidigt der Verf. die Ansicht, daß die Eklampsie von einer Umänderung der Ernährungsäfte abhängt, und nur ein Symptom, eine Complication der Blutvergiftung sei, welche auf Störungen der Nierensecretion folgt. Zu dem Ende unterwirft er zuerst die negativen Beobachtungen von L'Huillier und Depaul einer genauen Kritik, nachweisend, daß die von diesen angeführten Fälle gar keine Eklampsie gewesen. Er untersucht hierauf den Zustand der Nieren, indem er die Resultate aller Leichenzergliederungen, welche ihm zu Gebote standen, genau vergleicht. Seine gewonnenen Folgerungen lehren: 1. Die Nieren können krank sein, ohne Albumin in wägbarer Quantität in den Harn zu lassen. 2. Die Abwesenheit von Albuminurie zu einer gewissen Zeit ist kein Zeichen der fehlenden Nierenkrankheit und der nicht vorhandenen Urämie. Die Quantität von Albumin, welches zu einer bestimmten Quantität abgeht, steht nicht in geradem Verhältnisse mit dem Grade der Blutvergiftung. 3. Die Albuminurie vermehrt sich bei dem Herannahen der Geburt, während derselben und während der Anfälle. 4. Die Nieren können das Albumin in bedeutender Menge und während einer gewissen Zeit nicht durchgehen lassen, ohne sich zu verstopfen und krank zu werden. 5. Der Nachlaß der Nierenkrankheit geht oft in wenigen Tagen vor sich: manchmal bleibt aber das Leiden in einem schwachen Grade zurück und nimmt bei

einer folgenden Schwangerschaft wieder bedeutend zu. 6. Besteht es während des Wochenbettes fort, so verursacht die Affection der Nieren eine spätere Wiederholung der Anfälle oder bringt tödtliche Complicationen hervor. 7. Die Albuminurie nimmt mit dem Auftreten von Complicationen zu. Hierauf handelt der Verf. von der Albuminurie und dem Oedeme, von der Urämie und ihren Symptomen, und beendigt sein Werk mit Untersuchungen über die Aetiologie, Prognose und Behandlung. Ein Vergleich der Fälle in England, Frankreich und Deutschland ergibt $19\frac{1}{2}$ unter 10,000 Geburten, oder 1 unter 519, 410 Fälle unter 212,802 Geburten. Genaue Angaben über die Sterblichkeit für Mutter und Kind hat der Verf. mit großem Fleiße gesammelt. Die prophylaktische Behandlung berücksichtigt das Nierenleiden: diaphoretische, leicht purgirende, diuretische Mittel sind anzuwenden. Als Vorbeugungsmittel beim Beginn der Geburt Aderlaß und Tartarus emeticus (Johns), aber — den glücklichen Fällen stehen ebenso viele unglückliche entgegen. Der Vf. lobt locale Blutentziehungen in der Nierengegend, leichte Purganzen, Bäder und nährende Substanzen; ferner Tart. stibiat. in kleinen Dosen mit Opium, Dampfbäder, Scarification der Oedeme, vegetabil. Säuren, allenfalls kleine Aderlässe als Basis der Behandlung der urämischen Symptome bei ihrem ersten Auftreten. Chloroform nach Chailly als Vorbauungsmittel leistet gute Dienste gegen die Convulsionen, welche nach der Geburt auftreten oder sich fortsetzen: während der Geburt ist das Mittel selten nützlich. Fälle dieser Art sind mitgetheilt. Nach Beobachtungen von Braun ist das Chloroform in Fällen von Eklampsie angezeigt, einmal, weil es die Anfälle mäßigt und ver-

hindert, daß sie während der Operationen auftreten, und dann, weil sie eben die Operationen erleichtern und den Ausgang für Mutter und Kind weniger gefährvoll machen. Allgemeine Uderlässe haben bald glückliche, bald unglückliche Fälle geliefert: am wenigsten finden sich Fälle, wo der Uderlaß von einem unmittelbaren Aufhören der Anfälle vor Ablauf der Geburten begleitet ward. Sind die Anfälle nicht sehr heftig, so können sie ohne innere Behandlung aufhören. Opium haben Viele gerühmt, desgleichen kalte Begießungen. Zweifelhaft sind Asa foetida, Valeriana, Castoreum, Aether, Aqua laurocerasi: Kampfer hat sich nützlich gezeigt zur Bethätigung der Secretionen. Hinsichtlich der künstlichen Beendigung der Geburt sind fast alle Geburtshelfer darin einverstanden, sie, sobald es nur geht, vorzunehmen: sucht man aber die Ursache der Eklampsie in dem Puerperalzustande, so dauert dieser ebenso gut bei der Entbundenen wie bei der Schwangeren fort. Die Erfahrungen über diesen Punkt hat der Vf. mitgetheilt und überall statistische Notizen beigegeben. Auch über die Anwendung des Mutterkornes sind Beobachtungen erzählt: die Durchbohrung der Eihäute als Erregungsmittel der Geburt, hat ein paarmal glückliche Fälle geliefert. Die Abhandlung zeichnet sich auch noch durch eine reichhaltige Litteratur-Kenntniß aus, besonders sind auch ausländische Schriften dem Verf. bekannt, was sonst von französischen Schriftstellern nicht gerühmt werden kann. Indessen macht Straßburg darin eine anzuerkennende Ausnahme, wie das auch bei unserm Verf. Statt findet. v. S.

Paris

E. Dentu 1854. Ménage et Finances de Vol-

taire avec une Introduction sur les Moeurs des Cours et des Salons au XVIIIe siècle, par L. Nicolardot. 192 u. 402 S. in Octav.

Die Einleitung des vorliegenden Werkes gibt eine Chronique scandaleuse des achtzehnten Jahrhunderts, wobei Rom allein verschont, die Jesuiten der sündigen Welt als Muster und Ketter vorgestellt, die sog. Philosophen aber als die Ursache alles Uebels gebrandmarkt werden. Daraus ergibt sich der Standpunkt des Verfs etwa in der Nähe des Univers — obgleich ohne die Rhetorik des reactionären Ultramontanfanatismus und mit einem offenbar sehr dünnen Gemüth und sehr galligen Temperament. Ueber diesen Standpunkt wollen wir um so weniger mit dem Verf. rechten, da wir ihm an sich sowohl hinsichtlich der Philosophen als der Jesuiten eine relative Berechtigung nicht absprechen dürfen. Daß die Aufhebung des Jesuitenordens — auch abgesehen von den so zweideutigen wirklichen Motiven und noch bedenklichern Mitteln — für die damalige katholische Welt theils an sich, theils durch den Mangel an einer entsprechenden oder bessern, würdigen Ausfüllung der großen Lücke im katholischen Leben, eine Calamität war und daß die sog. Philosophen an deren Stelle setzen recht eigentlich den Boß zum Gärtner machen hieß, wird man hofentlich heut zu Tage im evangelischen Deutschland aussprechen dürfen, ohne des Cryptokatholicismus oder katholifirender Tendenzen oder gar des Jesuitismus verdächtig zu werden. Damit ist denn freilich nicht gesagt, daß die Jesuiten nicht sowohl ihren eigenen Untergang als die gleichzeitigen Sünden der Welt mehr oder weniger mitverschuldet! Wo man aber auch hauptsächlich die

Schuld suchen mag — Niemand wird leugnen, daß das 18te Jahrhundert namentlich in den höhern Regionen des politischen, gesellschaftlichen und geistigen Lebens überreichen Stoff für ein endloses mannichfaltiges Sündenregister gab, welches denn Jedem nach seinem Standpunkte auszubeuten nicht gewehrt werden kann. Eins jedoch ist von Jedem zu verlangen, der diesen Stoff mit historischen Präensionen zu verarbeiten unternimmt: daß er sich dabei den gewöhnlichen Gesetzen historischer Kritik unterwirft. Wie wenig aber der Verf. in dieser Einleitung auch den billigsten Anforderungen in dieser Beziehung genügt, ergibt sich schon aus der einzigen Thatsache, daß er zur Charakteristik Friedrich des Großen keine andere Zeugnisse benutzte, als die bekannten Libelle seiner französischen Parasiten — Voltaires und dessen Helfershelfer obenan. Da er überdies von der wahren Geschichte Preußens und Deutschlands in jener Periode keine Ahnung hat, ist ihm der große König weiter nichts, als ein mit allen Lastern befleckter Tyrann, Eroberer und Volksverderber, ein würdiger Genosse Louis XV., Katharina's &c.! — Dagegen aber muß um so entschiedener protestirt werden, da man in gewissen vermeintlich hochconservativen Kreisen — und zwar gleichsam über dem Grabe des alten Frik — nur zu geneigt ist, sein Andenken auf dem dürren Holz gewisser Doctrinen zu kreuzigen. Daß der Verf. von jenen beiden und manchen andern Potentaten, deren Höflingen und andern Notabilitäten auch bei der strengsten Kritik und Wahrhaftigkeit sehr viel Schlimmes und wenig Gutes sagen könnte und daß gegen das, was er, nach übrigens sehr bekannten Quellen, wirklich berichtet, im Ganzen wenig ein-

zuwenden ist — damit ist aber noch immer nicht viel für den historischen Werth dieser Arbeit gesagt. Wie weit man auch die *exceptio veritatis* zugestehen mag, es bleibt ein Libel, dessen à propos auch von des Verfs Standpunkt aus wir um so mehr bezweifeln, da diese Einleitung jedem urtheilfähigen und unbefangenen Leser ein ungünstiges Vorurtheil gegen das darauf folgende eigentliche opus geben muß.

Ueberwinden wir aber dies Mißtrauen und beurtheilen diesen Beitrag zur Charakteristik des Mannes, der in einem leider sehr umfassenden Sinne der geistige Vater des 18ten Jahrhunderts genannt werden kann, nach ihrem eigenen selbstständigen Werthe, so können wir nicht umhin zu gestehen, daß der Verf. hier mehr und Besseres leistet, als man erwarten sollte. Er hat wirklich mit großem Fleiß und hinreichender Kritik aus allen bekannten und manchen bisher wenig oder gar nicht benutzten Quellen Alles zusammengetragen, was zu einem wohl beglaubigten, bis in's Einzelste gehenden, aber eben deshalb nur um so widrigern Bilde der Früchte gehört, welche jene Philosophie in dem öffentlichen und Privatleben ihrer Meister und Schüler getragen. Wer also etwa noch daran zweifelt, daß namentlich Voltaire selbst durch Eitelkeit, Selbstsucht, Neid, Rachsucht, Geiz, Habsucht, Viederlichkeit, Unredlichkeit, Berlegenheit u. s. w. einer der verächtlichsten Menschen seiner Zeit war, der wird hier die ausführlichsten und glaubwürdigsten Zeugnisse dafür finden.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 6. October 1855.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Ménage et Finances de Voltaire avec une Introduction sur les Moeurs de Cours et des Salons au XVIII siècle par L. Nicolardot.«

Auch darüber läßt der Verf. — namentlich durch authentische Beweise der Echtheit einer von vielen Seiten in Zweifel gestellten Aeußerung seines Arztes, Tronchin — keinen Zweifel, daß Voltaire keinesweges mit „der Ruhe des Philosophen“ starb, sondern in einer an Raserei grenzenden Verzweiflung und in gräulichen Ausbrüchen der Gotteslästerung und der Furcht vor Tod, Hölle und Teufel. Eine andere Frage ist es freilich: welchen Werth und Interesse, welche Bedeutung hat all dieser widrige Aus- und Nachkehricht aus dem Augiasstall der franz. Philosophie des 18ten Jahrhunderts und ihres Patriarchen für die Gegenwart zumal diesseits des Rheins? Wie gering wir das Verdienst des Verfs nun auch in dieser Beziehung im Allgemeinen und nach dem, was

gegenwärtig besonders Noth thut, anschlagen, so bleibt seine Arbeit doch jedenfalls eine unentbehrliche Quelle und Autorität für jede gründliche Specialgeschichte dieser Seite und dieser Kreise des vorigen Jahrhunderts. B. A. H.

O r f o r d

At the University Press 1854. A Treatise on the Infinitesimal Calculus, etc. By B. Price, M. A., F. R. S. fellow and tutor of Pembroke College, and sedleian Professor of Natural Philosophy, Oxford. Vol. II. Integral and Calculus of Variations. XXIV u. 542 S. in Octav, mit 2 Figurentafeln.

Dieser zweite Theil ist ganz in demselben Geiste geschrieben, wie der bereits in diesen Blättern besprochene erste Theil (vgl. Jahrg. 1854, St. 156), d. h. nach der directen, unumwundenen, richtig verstandenen Infinitesimalmethode, welche allein eine klare und vollständige Einsicht in das Wesen der höhern Analysis gewähren kann. — »The Integral Calculus is founded on the intelligible conception of Infinitesimals; its principles are involved in, and affluent from, that fundamental idea; it assumes the existence of an infinitesimal element-function; and the primary problem is, to termine the finite number or function of number of which the given infinitesimal is the constituent elemental part. Thus the primary problem is one of summation of a series, of which the law is given; etc.« Mit Recht geht der Verf. von dem bestimmten Integrale, als Summe betrachtet, aus, und leitet durch Summation auch die einfachsten Integrale:

$$\int x^n dx, \int \frac{dx}{x}, \int a^x dx, \int \cos x dx, \dots$$

elegant ab, worauf in den 3 ersten Kapiteln die unbestimmte Integration der gewöhnlichsten algebraischen und transcendenten Differentiale mit der gehörigen Ausführlichkeit, mit großer Klarheit und mancher eigenthümlichen Wendung im Calcul gelehrt wird.

Ebenso handelt das 4. Kapitel von den allgemeinen Eigenschaften bestimmter Integrale — wobei zugleich die Bernoullische Reihe, so wie die Taylor'sche und Maclaurin'sche Reihe elegant und streng hergeleitet werden — auch allgemeine Reihen zur genäherten Berechnung bestimmter Integrale werden einfach und methodisch entwickelt. — Im Ganzen ist dieses Kapitel wohl etwas zu dürftig — namentlich in Beziehung auf die nähere Erörterung der Bedingungen der Endlichkeit, Reellität und Bestimmtheit des Werthes der Integrale. Der Verf. sagt bloß: »But if the necessary conditions are not fulfilled, or if the limiting values are infinite, we are unable to affirm that the definite integral has a finite value; and nothing that has been said enables us to attach any intelligible meaning to it — and if the limits of the definite integral involve infinity, either positive or negative, we must replace the limits by quantities differing from such infinities by an infinitesimal (?)« Dies führt den Verf. auf den Cauchy'schen

Hauptwerth des Integrales $\int_{-\infty}^{+\infty} \frac{dx}{x} = 0$, der freilich weiter keine Bedeutung hat. Daß das Integral $\int_{-1}^{+1} \frac{dx}{x}$ keinen reellen bestimmten Werth

hat — und daß $\int_{-a}^b \frac{dx}{x^4} = \infty$ ist, liegt doch auf der Hand und bedarf keiner weitläufigen Zerlegungen der Grenzen. Der Verf. sagt jedoch zuletzt: »The subject however is too difficult to be pursued further . . .« (?).

Kap. 5 handelt sehr gut von der Integration höherer Differentiale mit einer Veränderlichen, bei welcher Gelegenheit auch die Taylor'sche und Maclaurin'sche Reihe nochmals sehr streng und einfach abgeleitet werden. Zum Schlusse dieses Kap. zeigt der Verf. auch noch an mehreren Beispielen die Anwendung des bereits am Ende des ersten Bandes in seinen Grundlehren erörterten »Calculus of Operations or the method of separation of symbols of operation from symbols of quantity«, wovon in deutschen Lehrbüchern gewöhnlich nichts gesagt wird. Die beiden Grundgesetze dieses Calculs sind das commutative und distributive, welche resp. durch:

$$\begin{aligned} f \cdot \varphi(u) &= \varphi \cdot f(u), \\ f(u + v) &= f(u) + f(v) \end{aligned}$$

ausgedrückt werden, und wozu man auch wohl noch das durch:

$$f^m f^n(u) = f^{m+n}(u)$$

ausgedrückte Repetitionsgesetz zählt; aber welches eigentlich kein Gesetz der Combination von Operationsymbolen ist. Nach diesen Gesetzen ist z. B.:

$$\begin{aligned} D^n u &= \left[\left(\frac{d}{dx} \right) dx + \left(\frac{d}{dy} \right) dy \right]^n u \\ &= \left[dx + dy \right]^n u, \end{aligned}$$

$$f(x + h) = e^{h \cdot \frac{d}{dx}} f(x),$$

$$\int u dx = \frac{\int dx}{1 + \frac{d}{dx} \int dx} u = \int dx \left(1 + \frac{d}{dx} \int dx\right)^{-1}$$

woraus sich sofort die Bernoulli'sche Reihe ergibt ;
u. s. w. u. s. w.

Kap. 6, 7 u. 8 geben eine sehr gute und hinreichend ausführliche Anleitung zur Rectification, Quadratur zc., wobei Alles durch instructive Aufgaben gehörig erläutert wird.

Hierauf wird in Kap. 9 nicht minder zweckmäßig und ausführlich von den Eigenschaften und der Transformation vielfacher Integrale gehandelt — namentlich wird auch das Verfahren von Gauß und Lamé ausführlich gezeigt.

In Kap. 10 ist von den Aenderungen bestimmter Integrale die Rede, welche durch unendlich kleine Aenderungen der in dem Differentiale, oder in den Grenzen vorkommenden Constanten bewirkt werden, wobei durch Differentiation und Integration nach solchen Constanten verschiedene bestimmte Integrale ermittelt werden.

In Kap. 11 und 12 gibt der Verf. eine sehr treffende Darstellung der Grundlehren der Variationsrechnung nach dem neuesten Zustande dieser Wissenschaft — mit Benutzung der betreffenden Arbeiten von Poisson, Jacobi, Ostrogradsky, Delaunay und Larrus. Zunächst zeigt der Verf. sehr gut, worin der wesentliche Unterschied zwischen der Differential- und Variationsrechnung besteht, daß die Variation result from a change of form of an undetermined function — und definiert sie as the infinitesimal change of the value of the function due to its change of form. Zur Begründung der Variationsrechnung

werden hier nicht die weitläufigen, unnützen und unbegründeten Reihenentwickelungen, die ebenso überflüssigen Variationsargumente t, x, \dots die variirenden Functionen $\varphi(x, t), \varphi(x, x), \dots$ wie bei Ohm, Strauch, \dots zu Hülfe genommen, sondern man findet hier eine einfache, sachgemäße Begriffsentwickelung. Wenn $V = f(u_1, u_2, \dots, u_n)$ ist, wo u_1, u_2, \dots, u_n Functionen von x sind; so schließt der Verf. sofort:

$$\delta V = \left(\frac{\delta V}{\delta u_1} \right) \delta u_1 + \left(\frac{\delta V}{\delta u_2} \right) \delta u_2 + \dots + \left(\frac{\delta V}{\delta u_n} \right) \delta u_n,$$

und fügt hinzu: »But (and this remark is important) so long as the relation between f and u_1, u_2, \dots, u_n remains the same, the ratio of the infinitesimal changes of f and u_1, u_2, \dots, u_n must be independent of the particular species of them, that is, whether the changes be of magnitude or of form; and therefore:

$$\delta V = \left(\frac{dV}{du_1} \right) \delta u_1 + \left(\frac{dV}{du_2} \right) \delta u_2 + \dots + \left(\frac{dV}{du_n} \right) \delta u_n.$$

Of functions in their integral and determinate forms our knowledge is too scanty for the attainment of the present object; but there are certain general expressions for infinitesimal elements, independent of the functions of which they are elements, and therefore the same for all, provided that the functions satisfy the law of continuity within the range for which they are considered; thus

$ds = \sqrt{dx^2 + dy^2}$, $dV = dx dy dz$, etc. Now these and similar general expressions for infinitesimal elements are made the subjects of investigation, and we calculate their variations; and if an integral function be the subject of inquiry, it is considered as the integral or sum of elements; and to this sum we apply the conditions, so far as they are applicable, for determining the unknown function. By this artifice therefore we avoid the difficulty of making to vary the function in its general form.« --

»The unknown function is made to assume a new form by an infinitesimal change of the variables and their differentials which are involved in the given element-function, the infinitesimal variations being functions of the variables and their differentials to which they are applied; and as hereby the element-function will have changed value, so will also the sum of all these; and as these infinitesimal changes are not made subject to the condition of the original given function, they may be, and generally will be, inconsistent with it, and thus a new law will be introduced which will be expressed by a new functional symbol «—

Ref. hat absichtlich die eigenen Worte des Verf. hier angeführt, um den Leser zu überzeugen, wie richtig der Verf. seinen Gegenstand aufgefaßt hat — im Gegensatz zu den schiefen, weitläufigen und unhaltbaren „Begründungsweisen“ der Variationsrechnung, welche man noch immer, selbst in den neuesten und besten deutschen Schriften über dieselbe antrifft. Ueberhaupt hat die englische mathematische Litteratur in den letzten Jahrzehnten einen sehr wesentlichen Fortschritt gemacht, so daß

man nicht mehr wie früher starr an der alten Behandlungsweise festhält, sondern den neuern Fortschritten der Wissenschaft Rechnung trägt. — Unser Verf. sagt ausdrücklich: »Most foreign mathematicians have been alive to the defects, and have succeeded in remedying them: why then should Englishmen be behind?« —

Mit Recht beschränkt sich der Verf. auf die Probleme, wobei es sich um die Variation von Integralen handelt, weil diese allein den eigentlichen Gegenstand der Variationsrechnung bilden. Auch die in letzter Zeit von Schellbach wieder angewandte Bernoulli'sche Methode erörtert der Vf. und bemerkt dabei sehr treffend: »This then is a distinguishing mark of the Calculus of Variations; its immediat subjects of inquiry are functions of an infinite number of variables generally independent of each other; but as these functions consist of a series of terms, all of which are of the same form, the differential, or variation of the sum of them, is equal to the sum of the differentials, or variations of the seperate terms: hence the cause of δ and \int being subject to the commutative law.« —

Die ganze Darstellung ist, wie schon gesagt, sehr klar und methodisch. Besonders berücksichtigt sind die »geodesic lines« und Jacobi's »discriminating condition« für das Maximum, oder Minimum.

Der zweite Hauptabschnitt der Integralrechnung, Kap. 13 bis 17 (S. 335 bis 542) behandelt in derselben klaren und methodischen Weise wie früher die wichtige Lehre von der Integration der »Differentialgleichungen« mit der dem Zwecke des Buches entsprechenden Ausführlichkeit: Kap. 13:

Differentialgleichungen von der ersten Ordnung (1. allgem. Betrachtungen über Differ.gl. 2. Genaue totale Different.gl. 3. Homogene Differ.gl. mit 2 Veränderlichen. 4. Lineare Differ.gl. 5. partielle Differ.gl. der ersten Ordnung und vom ersten Grade. 6. Integrirende Factoren. 7. Singuläre Auflösungen. 8. Differ.gl. von der ersten Ordnung und von höhern Graden. 9. Besondere Methoden). Kap. 14: Differ.gl. höherer Ordnungen (1. Allgem. Eigenschaften. 2. Lineare Differenz.gl. 3. Lin. Differ.gl. mit constanten Coefficienten. 4. Spec. Formen lin. Differ.gl. mit veränderlichen Coefficienten. 5. Differ.gl. höherer Ordnungen und Grade. 6. Partielle Differ.gl. höherer Ordnungen). Kap. 15: Geometrische Anwendungen. Kap. 16: Simultane Differ.gl. Kap. 17: Integr. der Differ.gl. durch unendliche Reihen.

Besonders erwähnt zu werden verdient es: daß der Verf. nicht unterlassen hat, die allgemeine Theorie immer durch eine hinreichende Anzahl gut gewählter Aufgaben und Beispiele zu erläutern — was überhaupt ein Vorzug engl. math. Lehrbücher ist. Zu bedauern ist es: daß der Preis englischer Bücher im Allgemeinen ein sehr hoher ist (die beiden ersten Bände des in Rede stehenden Werkes kosten nicht weniger als 10 Thlr.!) und dadurch eine allgemeinere Verbreitung derselben in Deutschland fast unmöglich gemacht wird.

Dr. Schnuse.

B e r l i n

Verlag von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler 1855. Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Ein Zeit- und Lebensbild zusammengestellt aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Cavallerie a. D. Au-

gust Ludwig Freiherrn von Ledebur. Nebst einigen kurzen Notizen über das Leben des Verewigten. Herausgegeben zum Besten der allgemeinen Landesstiftung: Nationaldank. XIV u. 446 S. in gr. Octav.

Wenn zwar durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes, dessen Vorworte nach, zunächst die Förderung eines guten patriotischen Zweckes beabsichtigt worden ist, so wird dessen Lectüre doch auch nicht weniger dazu dienen, uns eine verhängnißvolle Zeit zu vergegenwärtigen, die älteren Krieger an ähnliche Erlebnisse zu erinnern und dem jüngeren Kameraden ein treues Bild des Kriegerlebens zu geben.

Den vorausgeschickten Notizen über das Leben des Generals von Ledebur entnehmen wir zunächst, daß derselbe am 18. Septbr. 1776 zu Hamm in Westphalen geboren, 1792 als Estandarten-Junker in das 7te preuß. Curassir-Regt. eingestellt und 1793 in demselben zum Cornet befördert wurde. Als solcher aus dem Depot zu Salzwedel mit Ersatzmannschaften zum Regimente nach dem Rhein marschirend, findet er erst in dem Treffen bei Pirmasens durch Eroberung von zwei Kanonen Gelegenheit sich auszuzeichnen, erhält aber bei Verfolgung des Feindes neben mehreren andern eine so gefährliche Verwundung, daß er erst 1794 sich dem Regimente wieder anschließen kann. Nachdem dann das Regiment nach dem Baseler Friedensschlusse zur Demarcationslinie nach Westphalen gekommen, erhält von Ledebur 1800 auf ein Jahr Urlaub, um in Göttingen zu studiren.

Im Jahre 1807 wird er für einen glücklichen Ueberfall zum Rittmeister zweiter Klasse befördert und ihm der Orden pour le mérite verliehen. Nach seiner Versetzung zum Regimente Garde du

Erlebnisse aus den Kriegsj. 1806. 1807 1595

Corps im Jahre 1809 und seiner Beförderung zum Major im Jahre 1811, wird ihm 1814 die Errichtung des Elb-National (später 10ten) Husaren-Regiments, zu dessen Commandeur er ernannt wird, übertragen. 1815 führte er dieses Regiment an den Rhein und nahm mit demselben, zum Oberstlieutenant avancirt, an dem Feldzuge desselben Jahres Theil. Nach dem Friedensschlusse wurde er später Oberst; das Commando des gedachten Regiments behielt er bis zum Jahre 1830. In diesem Jahre wurde er zum General-Major und Commandanten von Colberg ernannt, welche letztere Stellung er, 1840 zum General-Lieutenant befördert und 1842 bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum mit dem rothen Adler-Orden 2ter Klasse, 1848 aber mit dem nämlichen Orden erster Klasse decorirt, 18 Jahre hindurch inne hatte. Die Ereignisse von 1848 brachen den Muth und die Kraft des alten Kriegers und eine hinzukommende starke Verletzung am Schienbeine führte noch in demselben Jahre seine ihm erwünschte Verabschiedung, nach welcher er zum General der Cavallerie ernannt wurde, herbei. Er wurde zwar wiederhergestellt, in Folge seiner früheren übermäßigen Anstrengungen traten aber bald neue körperliche Leiden hervor, welche am 26sten April 1852 nach kurzer Krankheit dem viel geprüften und wenig beglückten Leben des Biedermannes ein Ziel setzten.

Die nach diesen Notizen folgenden Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807 sind in Briefen mitgetheilt, welche von Ledebur in den Jahren 1807 bis 1812 an einen schon seit längerer Zeit aus dem Militairdienste zurückgetretenen früheren Regiments-Cameraden und eng verbundenen Freund, den Grafen zu Lippe-Weissenfeld

auf Baruth in der Oberlausitz, auf dessen dringende Aufforderung schrieb — und welche, von diesem sorgsam aufbewahrt, erst nach geraumer Zeit in von Ledebur's Hände zurückgelangten, nach dessen Tode aber nun hier veröffentlicht werden.

Der Verfasser dieser Briefe war bei Erzählung seiner Erlebnisse lediglich auf sein Gedächtniß angewiesen und beschränkt sich bei seiner Darstellung auf das, was sein Regiment und ihn selbst unmittelbar betrifft, wobei er voraussetzt, daß dem Empfänger der Briefe die Geschichte jener Zeit im Allgemeinen und namentlich auch die Ursachen des unglücklichen Ausganges des betreffenden Feldzuges bekannt sind.

Obgleich der Gesichtskreis und Wirkungskreis des Subaltern-Officiers in einem Regimente gewöhnlich sehr eng begrenzt ist und ihm selbst die Gründe, welche die Thätigkeit der Truppe bestimmen, oft unbekannt bleiben, so läßt sich doch nicht verkennen, daß umständliche Angaben von Ereignissen selbst bei kleinen Truppentheilen und sogar von Erlebnissen einzelner untergeordneter Personen oft zu Reflexionen führen, welche für die Beurtheilung des Ganzen neue Aufschlüsse zu geben vermögen. So wird man denn auch in dem Vorliegenden manchen wichtigen Anhaltspunkt für die Beurtheilung der Verhältnisse und Personen des Krieges von 1806 und 1807 finden, und dürften die Briefe noch immer als Material für die Geschichte jener Zeit nicht ganz ohne Werth sein.

Von Ledebur gibt nun in denselben zunächst eine Schilderung des Zustandes, in welchem sich die preussischen Truppen, namentlich die Cavallerie, bei Ausbruch des Krieges von 1806 befanden — und erzählt sodann, durch welche seltsame Fügung er gleich bei Beginn der Schlacht von

Muerstedt gefangen genommen und nach Raumburg geführt wird, dann aber, wie er auf dem Transporte nach dem Rheine am 27sten Oct. 1806 zwischen Gotha und Eisenach Gelegenheit findet, sich der Gefangenschaft zu entziehen, und um, ohne Gefahr wiederum in französische Hände zu fallen, die preußische Armee zu erreichen, seinen Weg durch das damals noch neutrale Hessen über Broderode nach Allendorf nimmt, und von da seine Reise über Göttingen nach Braunschweig fortsetzt, wo es ihm glückt, einen vom französischen Commandanten unterzeichneten Paß als Gutsbesitzer zu erhalten. Zwar hat er nun die Absicht, direct zur Armee zu eilen, doch wird ihm in Halberstadt davon abgerathen, und reist er, nach Braunschweig zurückkehrend, von da über Lüneburg, Hamburg und Lübeck (wo er seinen schwer verwundeten Bruder trifft) nach Travemünde, um sich hier bei Mangel eines nach dem Kriegsschauplatze abgehenden Schiffes am 18. Novbr. nach Windau in Curland einzuschiffen. Mit dieser Einschiffung war die Gefahr, vor Erreichung des Ziels entdeckt und wieder gefangen genommen zu werden, glücklich beseitigt.

Wie leicht zu erwarten, fehlte es in den bisherigen Erlebnissen des von Ledebur nicht an mancherlei Verlegenheiten, wirklicher Noth und interessanten, zum Theil selbst rührenden Scenen.

Daß diese Leidensperiode dem preußischen Officier auch manche Demüthigung bereitete, wird Niemanden befremden, der Gelegenheit hatte, die sich überschätzenden Aeußerungen vieler dieser Officiere vor der Schlacht von Jena zu hören,

Nach einer sehr stürmischen Seereise in Windau angelangt, findet der Lieutenant von Ledebur bei den dortigen Behörden viel Schwierigkeiten für

seine Weiterreise nach Preußen, weil sein Paß nicht vom russischen Consul in Lübeck visirt ist, und sieht sich genöthigt, vier Wochen dort nutzlos zu verweilen, bis er endlich von dem russischen Gouverneur in Mitau nach langen Umständen, welche auch dieser trotz mehrseitiger Verwendung macht, nur auf die Fürsprache einer Dame einen Paß nach Preußen erhält.

Die Ankunft in Königsberg und Attachirung bei der Garde du Corps daselbst kann als der Beginn eines neuen Abschnittes in den Erlebnissen des von Ledebur betrachtet werden. Er hat nun sein nächstes Ziel erreicht, tritt sofort zwischen Königsberg und Graudenz in eine lebhaft kriegerische Thätigkeit und kommt mit Männern in Verbindung, die später in den Befreiungskriegen zum Theil eine wichtige Rolle spielen.

Bei einem aus mehreren Cavallerie-Abtheilungen zusammengesetzten Commando unter dem Befehle des Majors von Borstell findet von Ledebur dann auch die lang gesuchte Gelegenheit, sich durch den Ueberfall des Feindes in Balaklawo, wodurch fellsamer Weise die Festung Graudenz entsezt wurde, so auszuzeichnen, daß er zum Rittmeister 2ter Klasse ernannt und mit dem Orden *pour le mérite* belohnt wird. Endlich nach Königsberg zurückgekehrt, wird ihm Anfang März 1807 der unangenehme Befehl ertheilt, achthundert von den Russen gefangene Franzosen bis zur russischen Grenze zu escortiren.

Hiemit schließen die brieflichen Mittheilungen an den Grafen Lippe und erst nach langer Zeit wird in einem Aufsaze die Erzählung des Erlebten fortgesetzt.

Nach von Ledebur's Rückkehr von der russischen Grenze wird das Commando, welchem derselbe an-

gehörte, aufgelöst und, um baldmöglichst wieder vor den Feind zu kommen, schließt er sich einem zu bildenden Freicorps an, in welchem er das Commando einer Schwadron übernimmt. Schon Anfang Juni 1807 tritt das Freicorps in Thätigkeit. Auf einem Rückzuge vor einem überlegenen Feinde, bei welchem er sich, schon verwundet, den Aufdringenden mehrmals entgegenwirft, erhält von Ledebur eine so schwere Kopfwunde, daß er bewußtlos vom Pferde stürzt und in Gefangenschaft geräth. Mehrere andere Wunden machen ihn unfähig, sich selbst zu helfen und bleibt er so mehrere Tage in einem Dorfe unweit Königsberg, nach welchem ihn die Franzosen gebracht hatten, ohne chirurgische Hülfe liegen. Auf die Nachricht von von Ledebur's Zustande läßt ihn ein Graf Culenburg nach Königsberg tragen, wo er die erste ärztliche Hülfe und in dem Hause der Schwiegermutter des Grafen die sorgsamste Pflege findet, die es denn auch ermöglicht, daß er nach längerer Zeit von seinen gefährlichen Wunden hergestellt wird, während in Folge des Friedens von Tilsit die Franzosen Königsberg räumen. Da nach diesem Frieden die Freicorps aufgelöst werden, so wendet sich von Ledebur an den König und bittet um eine bestimmte Anstellung, zugleich aber zur völligen Herstellung seiner Gesundheit um einen sechsmonatlichen Urlaub nach Westphalen. Die letztere Bitte wird ihm gewährt, die Gewährung der ersteren jedoch erst nach seiner völligen Herstellung in Aussicht gestellt.

Von Ledebur fühlt sich dadurch, daß er allein von den Officieren des Freicorps ohne Anstellung bleibt, sehr zurückgesetzt und, die lange Reise bei seinem Zustande fürchtend, gibt er den dringenden Bitten seiner bisherigen Verpfleger nach und be-

gleitet diese im September 1807 auf ein in der Gegend von Königsberg liegendes Gut, um daselbst den Winter zuzubringen. Aber auch hier im traulichsten Kreise kann er die kränkende Zurücksetzung in der Anstellung nicht vergessen und folgt, als er glaubt, wieder Dienst thun zu können, der theilnehmenden Aufforderung seines früheren Regiments = Chefs, sich nochmals an den König zu wenden und wird nun durch ein Cabinetschreiben davon in Kenntniß gesetzt, daß er bei dem Regiment Garde du Corps aggregirt worden sei, was denn ganz seinem Wunsche entspricht. Anfangs Juni 1808 schließt er sich in Memel dem Regimente an, welches dann nach Königsberg und Umgegend verlegt wird und Anfang Januar 1809 den Rückmarsch nach Ostpreußen antritt, in der Gegend von Stargard aber wieder Halt macht und aus politischen Gründen erst Ende Decembers in Berlin und Potsdam einrückt.

Hiermit endet die Erzählung des Erlebten. Ist von dem Verfasser der Briefe selbst auch eine Weitschweifigkeit in denselben zugestanden, welche vielleicht in dem vorhandenen Maße nicht eingetreten sein würde, wenn die Briefe von Haus aus zum Druck bestimmt gewesen wären, so dürfte diese dem Leser doch keinesweges lästig werden, vielmehr denselben in Stand setzen, das mitzufühlen, was der Verf. in seinen verschiedenen Lagen empfand. — Die in unserem Referate hervorgehobenen Hauptmomente des Erlebten dürften zureichend sein, das gebildete Publicum auf das hier angezeigte Werk aufmerksam zu machen, und schließen wir mit dem Wunsche, daß noch recht Viele, die von Ledebur als seine Wohlthäter bezeichnet hat, die Gefühle der Dankbarkeit in demselben ausgedrückt finden mögen. G—f.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 8. October 1855.

S h a n g h a i

Printed at the Herald office. Shanghai Almanac for 1855, and Miscellany. Paginirung fehlt. Groß Octav.

Bekanntlich sind die Untersuchungen über die Echtheit der merkwürdigen Inschriften auf der Marmortafel, welche 1625, beim Aufgraben der Grundmauer eines alten Gebäudes, in einem der ehemaligen kaiserlichen Residenz Sigansfu benachbarten Dorfe in der Provinz Schensi aufgefunden wurde, noch nicht als geschlossen anzusehen. Die Inschriften gedenken der Ausbreitung der christlichen Religion in China zur Zeit der Tang-Dynastie (von 618 bis 907 nach Chr. Geb.). Der erste Fremde, der sie drei Jahr, nachdem sie ausgegraben worden, 1628 sah, war Alvarez Semedo; er und spätere Jesuiten-Patres bezweifelten natürlich die Echtheit nicht. Dagegen ist diese bis auf unsere Tage herab angegriffen u. A. von Bischof Horne, La Croze, Beausobre, van Bohlen, dem Amerikaner Salisbury und Neumann; vertheidigt

aber von Renaudot, de Guignes, Bisdelou, Remusat, Mosheim, Le Beau, Neander und namentlich von Prof. Kist in Leyden. Indessen, da diese Untersuchungen sich mehr oder weniger auf die bisher bekannt gewordenen Text-Übersetzungen von dem erwähnten Portugiesen Sermedo, vom Jesuiten Couplet (1631), von Bisdelou, von Leontiewski u. A. m. begründen, — nicht zu vergessen die in Kircher's China mitgetheilte, deren Ungenauigkeiten eingeräumt werden müssen, so beruhen sie alle auf einem nicht zuverlässigen Boden. Neuerdings nun ist, mit Hülfe von 2 Facsimile-Abdrücken der Tafel, in dem in der Ueberschrift genannten Buche eine von den bisherigen in mancher Hinsicht abweichende Uebersetzung von einem der gegenwärtig in China lebenden Sinologen mitgetheilt worden, die wir für vollkommen geeignet halten müssen, bei der unleugbaren historischen Bedeutsamkeit der Inschriften, die Anzeige dieses Buchs an diesem Orte einzuleiten. Die Uebersetzung, welche wir aus dem Englischen ins Deutsche übertragen, lautet vollständig, wie folgt:

Tafel, welche der Verbreitung der berühmten Religion in China lobend gedenkt, mit einer Vorrede; verfaßt von einem Priester der syrischen Kirche, King tsing.

Sieh hier den unveränderlich Wahrhaftigen und Unsichtbaren, der ohne Anfang von Ewigkeit her ist; den weitschauenden, vollkommenen Geist, dessen geheimnißvolles Dasein von ewiger Dauer ist; einwirkend auf die ursprüngliche Materie, schuf er das Weltall, denn er ist herrlicher, als alle heiligen Wesen, um so mehr als er die Quelle alles dessen ist, was anbetungswürdig. Dieser ist unser ewiger, wahrer Herr (und) Gott, dreieinig und

geheimnißvoll seinem Wesen nach. Er bestimmte das Kreuz zum Mittel, die vier Weltgegenden zu bezeichnen, er bewegte den ursprünglichen Geist und brachte die zwei Grundelemente der Natur hervor; die finstere Leere wurde umgewandelt und Himmel und Erde entfaltet; Sonne und Mond rotirten und Tag und Nacht nahmen ihren Anfang; nachdem er alle untergeordneten Dinge vollendet hatte, machte er den ersten Menschen; ihm verlieh er eine herrliche Anlage, indem er ihm die Herrschaft über alle geschaffenen Wesen übertrug; der Mensch, der seinen ursprünglichen natürlichen Anlagen gemäß handelte, war rein und ohne Ueberhebung; sein unbefleckter, umfassender Geist war auch des geringsten ungeordneten Gelüstens ledig; bis Satan den Samen der Lüge austreute, seine ursprüngliche Reinheit (vorgeblich) zu verschönern; der dadurch in seiner Tugend gemachte Riß erweiterte sich allmählig und durch diese Kluft ward seine Natur verfinstert und sündhaft. Seitdem folgten einander in ununterbrochener Reihe 165 Geschlechter, welche alle möglichen Lehrsysteme erfanden; während Einige leblose Gegenstände für die Quelle ihres Glaubens hielten, führten Andere Alles auf das Leere, ja sogar auf die Negation der beiden ursprünglichen Grundstoffe zurück; die Einen suchten Segnungen über sich durch Gebet und Flehen herabzurufen, die Andern hielten in angemessener Vortrefflichkeit sich für besser als ihre Mitmenschen; beständig schwankten ihre Begriffe und Gedanken, unaufhörlich waren ihr Gemüth und ihre Neigungen in Aufregung; niemals beherrschten sie ihre unbegrenzten Begierden, sondern unglücklich und entnervt bewegten sie sich nur innerhalb ihrer eignen erhitzten Atmosphäre, bis sie, als die Verfinsterung zunahm, ihren Weg

verloren, und nachdem sie lange in der Dunkelheit umhergetappt hatten, nicht mehr zurückzukehren vermochten. Darauf theilte unsere Dreieinigkeit sich ihrem Wesen nach, der glorreiche anbetungswürdige Messias verhüllte seine wahre Herrlichkeit und erschien in der Welt als ein Mensch; Engel-Wesen verkündigten die frohe Botschaft, eine Jungfrau gebar den heiligen Einen in Syrien; ein glänzender Stern verkündete das selige Ereigniß und Perser, die seinen Glanz bemerkten, kamen Geschenke zu bringen; die alte, von den 24 heiligen Männern vorgetragene Verheißung ward dann erfüllt und er verbreitete treffliche Lehren über die Herrschaft in Familien und Königreichen; er gründete die neue Religion von der stillen Wirksamkeit des reinen Geistes des Dreieinigen, er machte die Tugend dienstbar dem unmittelbaren Glauben; er setzte die Ausdehnung der acht Grenzen fest, indem er so die Wahrheit vollendete und von ihr alle unreinen Zusätze entfernt hielt; er öffnete das Thor der drei beständigen Lehren, welche Leben bringen und den Tod verscheuchen; er hielt die glänzende Sonne auf, daß sie die dunklen Kammern nicht erhellen konnte, die trügerischen Listen des Teufels wurden darauf zu nichte gemacht; er brachte das Schiff der Gnade in Bewegung, um zu den glänzenden Wohnungen hinaufzusteuern, vernünftige Wesen wurden darnach erlöst; nachdem er so seine Macht vollständig bewährt hatte, stieg er am hellen Tage in seine wahre Heimath hinauf. Siebenundzwanzig heilige Bücher sind uns hinterlassen worden, welche durch Darlegung der ursprünglichen umgestaltenden Lehren Licht verbreiten. Bei der Aufnahme findet die Sitte der Anwendung des Wassers zur Taufe Statt, um allen nur oberflächlichen Schein

wegzuwaschen und die Neophyten zu reinigen und zu läutern. Als ein Siegel gilt ihnen das Kreuz, dessen Einfluß nach allen Seiten hin bemerkbar ist, indem es sie alle ohne Unterschied vereinigt; wie sie das Holz schlagen verbreitet sich der Ruf ihrer wohlwollenden Gesinnung; anbetend gegen Osten gewendet, eilen sie auf dem Wege des Lebens und der Seligkeit voran; sie pflegen ihres Bartes, ihre äußerliche Handlungsweise zu symbolisiren, sie scheeren ihr Haupt zum Zeichen, daß innere Leidenschaften ihnen fremd sind; Sklaven halten sie nicht, sondern betragen sich edel und meinen, daß Alle einander gleich sind; sie sammeln sich keine Reichthümer, sondern legen ihr gesamtes Vermögen zu einem Gemeingut zusammen; sie fasten, um sich durch Selbstbeherrschung zu vervollkommen; sie unterwerfen sich Einschränkungen, um sich durch stille Wachsamkeit zu kräftigen; siebenmal am Tage halten sie Gottesdienst für das Heil der Lebenden und der Todten; einmal in sieben Tagen opfern sie, um das Herz zu läutern und (ihre) Reinheit wiederzuerlangen. — Es ist schwierig einen Namen zu finden, um die Vortrefflichkeit der wahren unwandelbaren Lehre zu bezeichnen; da aber ihre verdienstlichen Wirkungen sich deutlich kundgeben, wird sie passender Weise die „erhabene Religion“ genannt (im Engl. *Illustrious religion*, im Chinesischen *king* = *illustrious*). Gegenwärtig können ohne heilige Männer keine Lehren verbreitet, ohne Lehren keine heiligen Männer rühmend gepriesen werden; durch heilige Männer aber und rechtschaffene Lehren, welche wie die beiden Theile eines Insegels verbunden sind, wird die Welt gebessert und erleuchtet.

Zur Zeit des erlauchten Kaisers Taetsung, des erhabenen und ruhmwürdigen Gründers der

Dynastie, befand sich unter den ankommenden, erleuchteten und heiligen Männern der sehr tugendhafte Mopun aus dem Lande Syrien. Ausblickend zu dem azurnen Himmel trug er die wahrhaftigen geheiligten Bücher; aufmerksam auf die Richtung der Winde trogte er Schwierigkeiten und Gefahren. Im Jahr (des Herrn) 636 langte er zu Tschang gan *) an; der Kaiser entsandte seinen ersten Minister, den Herzog Fang heuen ling, welcher, seinen Amtsstab bis an die westliche Grenze tragend, seinen Gast in das Innere führte. Die geheiligten Bücher wurden übersetzt und in die kaiserliche Bibliothek aufgenommen, der Fürst durchforschte ihren Inhalt in seinen Privatgemächern; da er von der Richtigkeit und Wahrheit der Religion tief ergriffen wurde, erließ er besondere Befehle zu ihrer Verbreitung. Im 7. Monat des Jahres (des Herrn) 639 ward die folgende kaiserliche Verfügung erlassen: „Rechtschaffene Lehren haben keinen unveränderlichen Namen, heilige Männer haben keinen unveränderlichen Wohnsitz; Unterweisung wird, in Uebereinstimmung mit der Dertlichkeit, mit der Absicht, das Volk weithin zu beglücken, ertheilt. Der sehr tugendhafte Mopun aus dem Reiche Syrien hat seine geweihten Bücher und Bilder aus jenem fernen Lande hieher gebracht und sie unserer Haupt- und Residenzstadt geschenkt. Nachdem wir die Lehren dieser Religion geprüft haben, finden wir sie durchaus vortrefflich und lauter; bei Untersuchung ihrer ursprünglichen Quelle finden wir, daß diese dem Sige gewichtvoller Wahrheiten entsprungen ist; ihr Ritual enthält keine verwirrenden Ausdrücke, ihre Lehren werden fort dauern, wenn die äußere Einkleidung derselben vergessen ist; sie ist wohl-

*) Tschang gan ist der alte Name von Sigan fu.

thuend für alle Geschöpfe, sie ist vorthailhaft für die Menschheit. Sie soll im Reiche verbreitet und von der zustehenden Behörde eine syrische Kirche in der Hauptstadt am T ning=Wege erbaut werden, bei welcher 21 Priester anzustellen sind. Als der Glanz der Tschau=Dynastie erbleichte, stieg der Reiter auf dem azurnen Stier gen Westen empor; die Lehren des großen Tang erglänzen noch einmal wieder, die erhabenen Lüfte fächeln den Osten.“ — Darauf ward den Behörden Befehl ertheilt, ein treues Bild des Kaisers sich zu verschaffen; als dieses an der Wand der Kirche aufgehängt wurde, bestrahlte der blendende Glanz des himmlischen Antlitzes die erhabenen Portale. Die geweihten Züge entsandten einen beseligenden Einfluß und verbreiteten dauernden Glanz über die heiligen Mauern. Nach der mit Bildern verzierten Urkunde der westlichen Religionen und den Geschichtsbüchern der Dynastien Han und Wei reicht das Königreich Syrien im Süden bis an das Korallenmeer, im Norden grenzt es an das Edelstein=Gebirge, im Westen dehnt es sich bis nach den Grenzen der Unsterblichen und den blumenreichen Hainen, im Osten ist es stürmischen Winden und wallenden Wogen zugänglich. Das Land erzeugte ein feuerfestes Gewebe, Leben erweckenden Weihrauch, gleich Mondschein schimmernde Perlen und bei Nacht strahlende Edelsteine. Wegelagerer und Räuber sind unbekannt, aber das Volk erfreut sich der Glückseligkeit und des Friedens. Keine anderen als treffliche Gesetze gelten, keine anderen als tugendhafte Männer werden zur Herrschermwürde erhoben. Das Land ist weit und ausgedehnt und seine litterarischen Erzeugnisse sind verständlich und untadelhaft.

Der Kaiser Kaoutsung folgte ehrerbietigst seinem

Vorgänger und war der Ausbreitung der Wahrheit noch mehr gewogen. In jeder Provinz ließ er erhabene Kirchen erbauen und vollzog die dem Mopun gewidmeten Ehrenbezeugungen, indem er ihn zum Groß-Bewahrer der Lehre zur Erhaltung des Staates erhob. Da diese Lehre jeglichen Canal durchströmte, ward der Staat reich und vorherrschend ruhig. Jede Stadt war voll von Kirchen und die fürstliche Familie erfreute sich Ruhmes und Glückes. Als im Jahr (des Herrn) 699 die Buddhisten mächtig wurden, erhoben sie ihre Stimmen in der östlichen Metropole; im Jahr (des Herrn) 713 erregten einige Leute der niedrigen Klasse Spott und verbreiteten böse Gerüchte in der westlichen Capitale. Damals waren es der Oberpriester Lo han, der sehr tugendhafte Kie leih und andere Angesehene aus den goldenen Gegenden, hochherzige Priester, die alle weltlichen Vortheile aufgegeben hatten, welche vereint an den erhabenen Lehren festhielten und sie vollständig bis ans Ende treu bewahrten. — Der edelmüthige Kaiser Heuen tsung bewog den Fürsten von Ning und andere, im Ganzen 5 Fürsten, persönlich das Glück verheißende Gebäude zu besuchen; er erbaute den zur Anbetung bestimmten Platz; er stellte die geweihten Balken wieder her, welche eine Zeitlang niedergerissen lagen; er richtete die geweihten Steine wieder auf, welche eine Zeitlang entweiht worden waren. — Im Jahr 742 ward dem großen General Kaou Leih sze, die fünf geweihten Bilder (des Tang-Kaisers) zu senden, Befehl ertheilt, sie wurden in der Kirche aufgestellt und ein Geschenk von hundert Stück Seide begleitete diese Gemälde.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. Stück.

Den 11. October 1855.

S h a n g h a i

Fortsetzung der Anzeige: »Shanghae Almanac for 1855, and Miscellany.«

Obgleich des Drachen Bart damals entfernt worden, befanden sich ihre Bogen und Schwerter noch innerhalb des Raums; während die Sonnenhörner weithin ihre Strahlen entsandten, schienen die himmlischen Antlitz ganz nahe zu sein. — Im Jahre 744 ward der Priester Keih ho im Reiche Syrien, als er nach dem Stern (China's) schaute, durch dessen umgestaltende Wirkung angezogen, und die Sonne (d. i. den Kaiser) beobachtend, kam-er dem sehr Verehrungswürdigen seine Aufwartung zu machen. Der Kaiser befahl dem Priester Lo han, dem Priester Pu lun und andern, im Ganzen sieben, zusammen mit dem sehr tugendhaften Keih ho, in dem Hing king-Palaste einen Gottesdienst zu halten. Darauf verfaßte der Kaiser Mottos für die Wände der Kirche, und die Tafeln wurden mit den fürstlichen Inschriften huldreich geschmückt; die zahlreich angebrachten

Edelsteine entsandten ihren Glanz, während ihr funkelnder Schimmer mit den rubinfarbigen Wolken wetteiferte; die in dem leeren Raume aufgehängten geistvollen Abbildungen verbreiteten ihre von der Sonne reflectirten Strahlen; die großmüthigen Geschenke überragten die Höhe der südlichen Berge; die Thau träufelnden Gunstbezeugungen waren tief wie das östliche Meer. Nichts ist von der Reihe rechtschaffener Lehren ausgeschlossen und was zulässig ist, kommt ihnen gleich; nichts ist von der Macht des Heiligen (holy man) ausgeschlossen, und was ausführbar ist, muß erzählt werden. — Der erlauchte und erleuchtete Kaiser Suh tsung baute die erhabenen Kirchen in Ping wu und an vier anderen Orten wieder auf; große Wohlthaten wurden zusammengebracht und das Glück begann zu wachsen, große Freigebigkeit gab sich kund und das kaiserliche Reich ward befestigt — Der erlauchte kriegerische Kaiser Tae tsung verherrlichte die geweihte Erbfolge und verehrte den verhorgenen Urgrund der Natur; jedesmal am Tage der Fleischwerdung spendete er himmlischen Weihrauch und befahl die Abhaltung eines Gottesdienstes; er vertheilte die kaiserlichen Fleischspeisen, um über die erhabene Gemeinde Ruhm zu verbreiten. Der Himmel ist freigebig in Segens-Erweisungen, wodurch die Wohlthaten des Lebens vermehrt werden; der Heilige ist die Verförperung des Urgrundes der Tugend, weshalb er im Stande ist schädlichen Einflüssen entgegenzuwirken. — Unser ehrwürdiger und weiser, erlauchter und kriegerischer Kaiser Kihn tschung ordnete die acht Regierungs-Branchen an, demgemäß er die Einsichtsvollen und die Schwachen beförderte und degradirte; er führte die neun Rangstufen ein, wodurch er die berühmten Grade wiederher-

stellte; seine umbildende Thätigkeit erstreckte sich auf die abgeschmacktesten Lehren, während Aufrichtigkeit des Herzens seine Andachtsübungen auszeichnete. So gewann durch angemessene und vermehrte Reinheit der Grundlagen, und unwandelbare Beständigkeit im Mitgefühl mit Anderen, durch ausgedehntes Mitleid, wodurch Viele aus dem Elend erlöst und Segnungen nach allen Seiten hin verbreitet wurden, die Ausbildung unserer Lehre eine breite Basis und im allmäligen Fortschreiten ward ihr Einfluß erweitert. Wenn Winde und Regen zur rechten Zeit eintreten, herrscht Ruhe auf Erden; die Menschen müssen durch Lehren geleitet werden, untergeordnete Dinge müssen lauter sein; die Lebenden befinden sich wohl und die Todten sind fröhlich; Gedanken rufen ihnen entsprechende Antworten hervor, das Gemüth fühlt sich frei und die Augen schauen offen darein. Dieser lobenswerthe Zustand ist es, den wir, die der erhabenen Religion angehören, herbeizuführen uns bemühen. — Unser großer Wohlthäter, der mit dem Purpurgewande kaiserlich ausgestattete Priester Tszu, Titular-Groß-Staatsrath des Hauses der Gastmähler, Beamter im zweiten Militair-Commissariat der nördlichen Gegenden und Oberaufseher des Prüfungs-Palastes, war ein von Natur sanftmüthiger und liebenswürdiger Mann; sein Gemüth war für gesunde Lehre empfänglich und er war emsig bestrebt, sie zur Anwendung zu bringen; aus der fernen Stadt Kadjagriha kam er nach China; da seine Grundsätze erhabener waren, als die der drei Dynastien, so war seine Thätigkeit in jedem Fache vollkommen; zuerst widmete er sich den Pflichten, welche sich auf den Palast beziehen, am Ende ward sein Name in die Militairrolle eingetragen. Als der Herzog Koh

Tsz-i, zweiter Staatsminister und Fürst von Fun
 yang, zuerst die Leitung der Militair-Angelegen-
 heiten im Norden des Reichs übernahm, ernannte
 Kaiser Suh tsung ihn (den Tsz-i) zu dessen Rei-
 sebegleiter, obgleich er so Privat-Kämmerer war,
 beanspruchte er doch auf der Reise keine Auszeich-
 nung; er diente dem Herzog (so zu sagen) wie
 Klauen und Zähne, und was die Verbesserung
 des Kriegswesens anbelangt, so war er gleich Oh-
 ren und Augen; er vertheilte den ihm übertrage-
 nen Reichthum, indem er keine Schätze zu seinem
 Privatgebrauch anhäuften; er brachte die Juwelen
 zum Opfer, mit welchen die Gunst seines Kaisers
 ihn beschenkt hatte, er entfaltete einen goldenen
 Teppich für Andachtsübungen; dann stellte er die
 alten Kirchen wieder her, zugleich vermehrte er
 die Zahl gottesdienstlicher Einrichtungen; er schmückte
 und verzierte die verschiedenen Gebäude, bis sie
 dem Gefieder des Fasans in seinem Fluge ähnlich
 sahen; überdies brachte er die Lehren der erhabenen
 Religion dadurch zur Ausführung, daß er seinen
 Reichthum zur Erweisung von Wohlthaten
 verwendete; in jedem Jahre versammelte er dieje-
 nigen, welche an 4 Kirchen ein geweihtes Amt be-
 kleideten, um sich und hielt sie fünfzig Tage lang
 zur Reinigung und Vorbereitung an; die Nackten
 kamen und wurden gekleidet, die Kranken wurden
 besucht und geheilt; die Todten wurden zu ihrer
 Ruhe bestattet; selbst unter den geläutertsten und
 am meisten Selbstverleugnung übenden Buddhisten
 hatte man nie von solcher Vortrefflichkeit gehört.
 Die weiß gekleideten Mitglieder der erhabenen Ge-
 meinde haben, im Hinblick auf diese Männer, den
 Wunsch gehegt, daß auf eine breite Tafel ein Lob-
 lied auf ihre hochherzigen Thaten eingegraben wer-
 den möge.

D d e *).

Der wahrhaftige Herr ist ohne Ursprung,
Tief, unsichtbar und unveränderlich;
Mit Macht und Fähigkeit zu vollenden und um-
zubilden
Errichtete er die Erde und stellte die Himmel her.

Getheilt seinem Wesen nach, betrat er die Welt,
Um zu retten und zu helfen ohne Grenzen.
Die Sonne ging auf und die Finsterniß ward
verseucht,
Alles trug den Stempel seines wahrhaftigen Ur-
bildes.

Der ruhmreiche und glänzende erlauchte Kaiser,
Dessen Grundsätze die der vorangegangenen Herrscher
umfaßten,
Nahm die Gelegenheit wahr, unterdrückte die Unruhe,
Der Himmel ward ausgebreitet und die Erde er-
weitert.

Als die reine, strahlende, erhabene Religion
Bei unserer Tang-Dynastie eingeführt wurde,
Wurden die Schriften übersetzt und Kirchen erbaut,
Und das Schiff in Bewegung gesetzt für die Le-
benden und die Todten.
Jede Art von Segen ward damals empfangen
Und alle Reiche erfreuten sich eines friedlichen Zu-
standes.

Als Kaoutsung auf den Thron seiner Ahnherren folgte,
Baute er die Häuser der Reinheit wieder auf;
Große und lichte Paläste der Eintracht
Bedeckten der Länge und Breite nach das Land.

*) Die englische Uebersetzung ist ohne Metrum, ebenso die unsrige deutsche.

Die wahre Lehre ward deutlich verkündigt,
Aufseher der Kirchen wurden in gebührender Weise
angestellt,

Das Volk erfreute sich seines Glückes und Friedens,
Während alle Geschöpfe ihres Mißgeschickes und
Ungemachs los und ledig waren.

Als Heuentsung seine geweihte Laufbahn begann,
Nahm er sich der Ausbreitung der Wahrheit und
Rechtschaffenheit an,

Seine kaiserlichen Tafeln entsendeten ihren Schimmer,
Und die himmlischen Schriften strahlten gegensei-
tig ihren Glanz zurück.

Der kaiserliche Hof war reich und luxuriös,
Während das ganze Land ihm begeistert huldigte.
Jedes Gewerbe blühte überall
Und das ganze Volk genoß seines Glückes.

Darauf kam Subtsung, der von neuem begann,
Und himmlische Würde bezeichnete die kaiserlichen
Unternehmungen;

Heilig (waren sie) gleich des Mondes unbefleckter
Scheibe,
Gleich nächtlichen Winden schwebte die Glückselig-
keit daher.

Das Glück kehrte wieder in das Haus des Kaisers,
Längst waren die Nachwirkungen des Herbstes ent-
fernt;

Unruhen wurden beschwichtigt, Tumulte unterdrückt,
Und dadurch unsere Dynastie wieder dauernd auf-
gerichtet.

Laetsung, der kindlich Gesinnte und Gerechte,
War durch Tugend dem Himmel und der Erde
verbunden;

Shanghae Almanac for 1855 and Misc. 1615

Durch seine freigebigen Vermächtnisse wurden die
Lebenden zufrieden gestellt,
Und Vermögen bildete den Kanal zur Gewährung
von Hülfe.

Durch süß duftende Angebinde belohnte er die
Verdienstvollen,
Mit Wohlwollen spendete er seine Schenkungen,
Die Sonnen-Höhle erschien würdig ausgeschmückt,
Und die Mond-Grotte ward aufs Schönste verziert.

Als Kihn tschung den Thron bestieg,
Unternahm er zuerst die Pflege geistiger Tugend;
Seine militairische Wachsamkeit erstreckte sich bis
zu den 4 Meeren
Und seine erhabene Reinheit wirkte auf alle Länder.

Sein Verstand durchschaute die Geheimnisse der
Menschen,
Er sah der Dinge Mannichfaltigkeit wie in einem
Spiegel;
Er verbreitete belebenden Einfluß durch das ge-
samnte Reich der Natur,
Und alle auswärtigen Nationen nahmen ihn sich
zum Vorbilde.

Die wahre Lehre, wie ist sie so ausgebreitet!
Ihre Sprüche sind genau.
Wie schwierig ist es zu nennen,
Zu ergründen die Dreieinigkeit!

Der Herrscher hat die Macht zu handeln,
Während die Diener feiern.
Wir richten dieses herrliche Denkmal auf
Zum Preise der großen Glückseligkeit.

Dasselbe ward errichtet im zweiten Jahr des Kihn-
tschung von der Tang-Dynastie (An. dom. 781)

am siebenten Tage des ersten Monats, an einem Sonntage. Geschrieben von Liu Siu yen, Staatssecretar, ehemals Militair-Inspector für Taetschau, während der Bischof Ning schu mit der Obhut der Gemeinden der erhabenen (Religion) betraut war. — Soweit die Inschrift.

Der Verf. der vorstehenden Uebersetzung, deren genauere Vergleichung im Einzelnen mit der von Kircher gegebenen, bei der sich große Abweichungen herausstellen würden, wir des beschränkten Raumes wegen hier unterlassen müssen, besaß von den noch folgenden Unterschriften keine neuen authentischen Abdrücke, er citirt daher die von Kircher mitgetheilten, welche wir hier gleichfalls, um Raum zu ersparen, übergehen.

Die Zweifler an der Echtheit dieses Denkmals heben namentlich hervor, daß dasselbe in den letzten zwei Jahrhunderten von keinem abendländischen Gelehrten sei gesehen und gelesen worden; in der Sitzung der American Oriental Society im October 1853 ward, auf Anregung des correspondirenden Secretairs, dessen Antrag Rev. Dr. Anderson unterstützte, beschlossen, die in China ansässigen amerikanischen Missionare aufzufordern, nach Lage ihrer Verhältnisse dazu beizutragen, daß das Denkmal von einer competenten Person aufs neue besucht, seine gegenwärtige Lage genau beschrieben und ein neues Facsimile von der gesammten Inschrift genommen, demnächst das Ergebniß bekannt gemacht werden möge. Durch vorstehende neue authentische Uebersetzung ist der wichtigste Theil dieses Auftrages erledigt worden. Indessen darf doch auch das Gewicht jenes Grundes, worauf man vorzugsweise die Zweifel stützt, nicht zu hoch angeschlagen werden. „Obgleich kein Fremder — so äußert sich unser Gewährsmann —

das Denkmal neuerdings gesehen hat, so besitzen wir doch einen Ueberfluß an Beweisen, daß es gesehen, gelesen, untersucht und kritisch beurtheilt worden von Eingebornen, die in keiner Weise für die Religion, deren Ausbreitung es verkündigt, im Voraus eingenommen und völlig competent und durchaus dazu angethan waren, jede Andeutung von Betrug, wenn ein solcher vorhanden, aufzudecken. Aber obgleich sie Facsimile's genommen, obgleich sie es zu wiederholten Malen nachgedruckt, veröffentlicht und abermals veröffentlicht haben; obgleich sie von seinem grenzenlos prahlerischen Inhalt sprechen; obgleich sie die Verfasser der Heuchelei und des Betrugs beschuldigen, und dabei Veranlassung nehmen, nicht nur gegen die Secte, deren das Denkmal gedenkt, sondern auch gegen die christliche Religion in jeder Gestalt und noch allgemeiner gegen alle fremden Religionen überhaupt, Schmähungen auszustößen, so finden wir bei ihnen doch nicht den leisesten Verdacht, weder gegen die wirkliche Existenz des Steins, noch gegen die Zuverlässigkeit seiner Zeitangabe." Der Verf. übergeht dann alle derartigen, bereits bekannt gewordenen Zeugnisse von eingebornen Chinesen, auf deren Gewichtigkeit er übrigens beiläufig hinzuweisen nicht unterläßt, citirt dagegen die hier folgende andere Reihe von Zeugnissen, die, wie er sagt, von jedem Vorwurf eines Voreingenommenseins irgend welcher Art durchaus frei gesprochen werden müssen.

Die Schrift *Kin schih wan tszi ki*, d. h. Sammlung der Charaktere von Inschriften in Erz und Stein, herausgegeben von *Ku Yen wu*, gebürtig aus *Kwan schan*, zu Anfang der gegenwärtigen Dynastie, aufs Neue aufgelegt 1824 zu *Schanghai*,

erwähnt in ihrem 4ten Bande S. 25 der „Tafel, welche der Ausbreitung der erhabenen Religion in China gedenkt, verfaßt vom Priester King tsing, geschrieben in Quadratschrift von Liu Siu yen, aufgesetzt im ersten Monat des Jahres 781, gegenwärtig im Kin sching-Kloster befindlich, außerhalb der Stadt Si gan su.“ Der 6. Band derselben Schrift, welcher ein Verzeichniß ungewöhnlicher Formen von Wortcharakteren auf Inschriften enthält, gedenkt abermals der syrischen Tafel, die, statt des Zeichens tsan, d. h. Glanz, im Sinne von: „die schimmernden Edelsteine entsandten ihren Glanz“ ein anderes enthalte, welches in früherer Zeit in diesem Sinne gebraucht ward, in der gegenwärtigen Litteratur aber seit lange schon nicht mehr vorkommt. Ähnliche Beispiele sind im Chinesischen sehr zahlreich; allein nur diejenigen Gelehrten, welche einen hohen Rang einnehmen, pflegen eine so hinreichende Bekanntschaft mit der „alten Litteratur“ (Ku wan) zu besitzen, daß sie solche veralteten Charaktere mit Effect anzuwenden verstehen, was dann jedesmal die Bewunderung der gelehrten Welt in China in hohem Grade erregt.

Die Schrift Kwan tschung Kin schih Ki, d. h. Sammlung von Inschriften in Erz und Stein, in Schensi herausgegeben von Nieh Yuen aus Tschin yang, Präsident des Kriegsministeriums, im Jahr 1780, hat im 4ten Theil S. 8 eine Bemerkung über „die Tafel, welche der Ausbreitung der erhabenen syrischen Religion in China gedenkt; errichtet im ersten Monat des Jahres 781; die Inschrift verfaßt von dem Priester King tsing, geschrieben in Quadratschrift von Liu Siu yen; befindlich im Tschung sching-Kloster *) bei Si gan su.

*) Dies ist der ältere Name des gegenwärtig Kin sching genannten Klosters. B.

Nach einer kurzen Abschweifung über die geographische Lage von „Ta tsin“, wie es auf der Tafel genannt wird und was wir mit Syrien wiedergegeben haben — Kircher schreibt Tacyn i. e. Judaea — fährt diese Schrift fort, die erste in dem Erlaß des Kaisers Taetsung oben erwähnte Kirche dieser Religionsgenossenschaft in China mit einer in der „Topographie von Tschang gan“ angeführten Kirche zu identificiren, die, wie es in letzterem Buche heißt, im Jahre 639 am T ning-Wege erbaut worden und deren Priester A lo sze geheißen habe; diesen Namen des Priesters erklärt die Schrift für einen Irrthum ihres Verfassers, da dieser Priester A lo pun der auf der Tafel genannte gewesen sei. Beiläufig ein Beweis, daß ein chinesischer Gelehrter historische Kritik zu üben versteht.

Eine dritte hieher gehörige Schrift führt den Titel: Kin schih luh pu, d. h. Nachtrag zu der Sammlung von Inschriften in Erz und Stein, deren Verfasser Yi Yih paou Kiu lae, ein Eingeborner aus Kwanschan ist, der sie im Jahre 1790 herausgab. Wir finden darin folgende Bemerkungen: „Diese Tafel besagt, daß „die, die Verbreitung der erhabenen Religion in China lobpreisende Tafel, nebst Vorrede, von King tsing verfaßt sei, der ein Priester der syrischen Kirche war“; und ferner, daß „diese Tafel im zweiten Jahre des Kihn tschung (An. dom. 781) am 7. Tage des 1. Monats, an einem Sonntage, aufgestellt worden. Geschrieben von Leu Siu yen, Staatssecretair, ehemals Militair-Inspector für Taetschau.“ Am Fuß und auf den Ecken stehen fremde Charaktere. Am Fuß lautet die Inschrift: Assistent bei den Prüfungen: „der hohe Staatsmann der heiligen Ceremonien, der mit dem Purpurgewande

kaiserlich ausgestattete Oberpriester und Priester Yi tscha. (Diese Steintafel ward geprüft und aufgerichtet von dem Priester Hing tung).““ Diese Worte stehen unter den fremden Charakteren zerstreut, die alle nach der linken Seite gewendet und nicht übersehbar sind.“ — Zu diesen letzteren Bemerkungen fügt unser Gewährsmann im Shanhao Almanac hinzu, daß Kircher, statt des Namens Yi tscha, schreibe Yi li und daß diese letztere Lesart die richtigere zu sein scheine, da sie auch in einer handschriftlichen Note, die vor wenigen Jahren zu einem sehr sorgfältig ausgeführten Abdruck der Inschrift geschrieben sei, vorkomme; so wie ferner, daß der eingeklammerte Satz: (Diese Steintafel bis Hing tung zc.) zwar bei Kircher nicht stehe, dagegen auch in dem eben angeführten, von einer handschriftlichen Note begleiteten Abdruck, weshalb dieser Satz für echt zu halten sei. Wolle man hingegen geltend machen, daß es auffalle, wenn der Assistent bei den Prüfungen vor dem Haupt-Examinator genannt werde, so erkläre sich dies durch die Thatsache, daß das Chinesische dem Syrischen folge, daher ohne Zweifel in derselben Ordnung, nämlich die am weitesten links stehende Reihe zuerst, gelesen werden müsse, was aber die chinesischen Abschreiber nicht beachteten, welche vielmehr nach gewohnter Weise die am weitesten rechts stehenden Charaktere für die Anfangsreihe hielten; diese Erklärung aber sei um so weniger eine vage Conjectur, als in den in der mandschurischen und mongolischen Sprache in China gedruckten Büchern, die mit chinesischen Charakteren hinzugefügten Anmerkungen, der Gewohnheit im Chinesischen zuwider, so gedruckt seien, daß die Reihen einander von links nach rechts folgten.

Der chinesische Verfasser des erwähnten „Nach-

trags zu der Sammlung 2c.“ fährt dann so fort: „Ich halte den dreieinigen und seinem Wesen nach geheimnißvollen, den ewigen wahren Herrn Mloho, wie er auf der Tafel genannt wird, für den Herrn (lord) jener Religion. Die Worte: der sehr tugendhafte Mopun aus dem Lande Syrien kam in Tschang gan (an. dom.) 636 an; und eine syrische Kirche wurde in der Residenz am Tning=Bege im Jahre 639 erbaut und dabei 21 Priester angestellt — bezeugen, daß die römisch = katholische Religion in China zu Anfang der Tang=Dynastie eingeführt wurde und bis auf den heutigen Tag ist sie durch das ganze Reich verbreitet worden. Ich lese in der Nachricht von den westlichen Gegenden, daß Fuh lin (die alten Ta tsin=Rüsten an dem westlichen Meere) von der Hauptstadt China's 40,000 Li entfernt sind. Es treibt Handel mit Siam, Cochinchina und den Fünf=Indien. Zur Blüthezeit von Kae yuen (713—742) kamen Fremde aus dem Westen, 10,000 Li weit her, welche die heiligen Bücher ihrer verschiedenen Nationen dringend empfahlen; sie wurden in dem zur Uebersetzung der Klassiker bestimmten Palaste aufgenommen, worauf die den fremden Gegenden angehörenden Religionen in China zur Ausübung gelangten. Damals konnte die Zahl ihrer Priester nach der Zahl der erbauten Tempel geschätzt werden. Es gab damals 5,358 Tempel, 75,024 Priester und 50,576 Nonnen. Ein Aufseher war angestellt, der über die zu den beiden Hauptstädten gehörenden Priester und Nonnen die Aufsicht führte; blieben Priester oder Nonnen Nachts aus ihren Wohnungen weg, so wurde dies in einem Verzeichniß bemerkt; es war ihnen nicht verstattet länger als drei Nächte unter dem Volke zu wohnen; wer von ihnen nach 9 Jahren nicht in seine Woh-

nung zurückkehrte, dessen Name ward angemerkt, und Solche wurden mit großer Strenge behandelt. Gegenwärtig ist die Erbauung eines Tempels ein seltenes Ereigniß, Priester und Nonnen gibt es dagegen unzählig viele.“

Eine vierte Schrift, deren zu erwähnen, ist betitelt: *Sze ku tsihn schu ti yaou*, d. h. wichtige Auswahl aus den in der kaiserlichen Bibliothek befindlichen Büchern. Es ist dies eine Compilation, welche auf Befehl des Kaisers Kien lung verfaßt und im Jahr 1790 veröffentlicht wurde; mehrere Jahre hindurch ward von einer Anzahl der höchsten Beamten dieses Kaisers an dieser Schrift gearbeitet, in der Folgendes steht. „Auszug aus den Wissenschaften des Westens in einem Bande, mit einem Anhang in einem Kapitel über die Taag-Tafel der syrischen Kirche. Diese Tafel sagt, daß im Jahr 639 Mopun, aus dem Reiche Syrien, seine heiligen Bücher und Bilder aus jener fernen Gegend herüberbrachte, sie in der Haupt- und Residenzstadt vorlegte, worauf der Kaiser eine syrische Kirche zu erbauen befahl am Sning-Bege, bei welcher 21 Priester angestellt werden sollten u. s. w.“ Die Herausgeber dieser Schrift zählen dann eine Menge historischer Thatsachen auf, welche bezeugen, wie gründlich sie die vaterländischen Alterthümer untersucht haben, bestätigen das durch die Tafel über die Religion Ausgesagte und schließen mit nachstehenden Worten: „Seitdem Julius Moni*) bei Abfassung seines Buches die Tang-

*) Moni — die Chinesen nannten ihn Ngä Julio — war einer der ersten Jesuiten-Missionare, welche nach China kamen. Er war, wie die meisten dieser Männer, vorzugsweise beflissen, mathematische, geographische und astronomische Kenntnisse unter den Chinesen zu verbreiten, und schrieb deshalb einen Leitfaden für Geometrie, sowie ein

Tafel als ein Zeugniß zu seinen Gunsten angeführt hat, entfernt dies allen Zweifel, daß seine Religion die Hihn-Religion *) war. Niemand aber ist bis jetzt im Stande gewesen durch Belege aus dem Alterthum den Anfang der Ausbreitung dieser Religion nachzuweisen und von wo sie sich über das ganze Land ausgebreitet hat. Seit der Zeit des Wan leih (1573 bis 1620) haben Gelehrte und angesehene Staatsmänner im Allgemeinen ihre Untersuchungen der Lehre vom Herzen zugewendet und Werke geschrieben, die einen metaphysischen Inhalt haben, über Gegenstände, welche nur das Leben des Individuums umfassen; deshalb haben sie das Alterthum nicht durchforscht, um die Evidenz von Thatsachen festzustellen, wodurch sie der Verbreitung jener verderbten Ansichten gehindert haben würden.“

Wir nennen ferner das Buch Kin schih tsuy pih, d. h. Sammlung von Inschriften in Erz und Stein, herausgegeben 1805 von Wang Gae, Ober-Intendant des Hauses für Gastmähler und Vice-Präsident des Criminal-Gerichtshofes. Der Verf. hatte damals schon das hohe Alter von 82 Jahren erreicht. Dieses Werk enthält ungefähr 1000 Inschriften, welche von noch vorhandenen, aus verschiedenen Zeiten stammenden Monumenten, von der Periode der Hea-Dynastie (2200 Jahre vor Chr.) bis ans Ende der Sung-Dynastie (1264 nach Chr.) copirt worden sind. Der 102te Theil wird mit dem syrischen Denkmal eröffnet, über

in China sehr bekannt gewordenes geographisches Werk, betitelt: Tschih fang wä ki. B.

*) Dies ist der Name einer alten Religion in China, welche die Verfasser dieser Schrift gern mit der auf der Gedenktafel von Si gan fu gerühmten, also mit der römisch-katholischen Religion identificiren möchten.

welches der Verf. eine mehr als 13 Blätter umfassende Abhandlung geschrieben hat. Es wird die Gestalt des Steins, die Anzahl der Zeilen und Charaktere genau beschrieben und eine vollständige Copie der chinesischen Inschrift mitgetheilt. Aus den dann folgenden kritischen Bemerkungen heben wir diese hervor, welche ein Auszug aus dem Buche: *Lae Tsae Kin schih kih kaou lio*, d. h. Kurze Untersuchung der Inschriften in Erz und Stein von *Lae Tsae* — sind. „Im Westen der Stadt *Si gan*, so heißt es hier, wo gegenwärtig das *King sching*-Kloster steht, hatte zur Zeit des *Tsung tsching* (1628—1644*) von der *Ming*-Dynastie, der Präfect von *Si gan*, Namens *Tsau Tsing sching* von *Tsin ling*, einen kleinen Knaben *Hoa seng*, der von seiner Geburt an ganz außerordentlich begabt war. Schon in den ersten Tagen seines Lebens vermochte er zu gehen, und alsbald faltete er seine Hände zum Gebete zu *Buddha*, womit er fast ohne Ermüdung Tag und Nacht fortfuhr. Kurz nachher verfiel er in eine Krankheit, mit kaum noch offenen Augen wendete er sich lächelnd auf die Seite und ging dann in seine ferne Heimath ein. Der nach *Drakelspruch* zu seiner Begräbnißstätte aufersehene Platz lag im Süden des *Tsung sching*-Klosters in *Tschang gan*. Als man hier einige Fuß tief gegraben hatte, stießen die Gräber auf einen Stein, der die Tafel von der Ausbreitung der erhabenen Religion war.

*) Hier findet ein Irrthum in der Zeitangabe, die wenigstens 3 Jahre zu spät gemacht ist, Statt.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 13. October 1855.

S c h a n g h a i

Schluß der Anzeige: »Shanghae Almanac for 1855, and Miscellany.«

Diese Tafel hatte schon an tausend Jahre in der Erde gelegen und ward jetzt zum ersten Mal wieder aufgefunden, woraus der natürliche Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung durch die 3 Generationen (nämlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) hindurch hervorgeht. Da dieses Kind eins von den reinen, ungeschorenen gewesen war, so lehrte es wieder, wodurch es bewiesen ist, daß „„die anmuthige, Tschin Pin erwartende Wohnung““ und „„der, bis die Thür aufgethan wird, zurückbleibende Yang Ming““ keine eiteln Sagen sind. Man vergleiche die Schrift: Liu Yiu hoa Tseih, d. h. Vermischte Aufsätze von Liu Yiu hoa von Pin yang. Die Charaktere sind nach dem ersten Kunststil ohne den geringsten Fehler angefertigt. Der Fuß und die Enden tragen fremde Charaktere, welche denen der buddhistischen Klassiker nicht unähnlich sind.“ — Nach dieser Er-

zählung — sagen wir mit unserm Gewährsmann ignorirt der Verf. dieses „Auszugs“ entweder absichtlich oder aus andern Ursachen jegliche Beziehung der Inschrift auf die christliche Religion, indem er zu Gunsten der Lehre von der Seelenwanderung die Tafel als das Glied einer Kette darstellt, wobei er supponirt, das Kind sei in seinem früheren Dasein einer der reinen, makellosen Priester gewesen, deren auf der Tafel gedacht wird. Was ihn zu solcher Ansicht geführt hat, kann uns hier gleichgültig sein, sein Zeugniß bestätigt jedenfalls die Existenz und Authenticität des Steins.

Ein anderes hier in Betracht kommendes Document ist ein Auszug aus einem Werk des zur Zeit des Kaisers Kiating lebenden und mit dem Amte eines Oberhofmarschalls bekleideten Tsihn Ta hin, eines Eingebornen aus Kiating. Dieses Werk führt den Titel: Tsihn yen tang Kin schih wan po wei, d. h. Der Tsihn yen-Halle Nachträge zur Erz- und Stein-Litteratur, und der Verf. desselben sagt, bei Gelegenheit der Anführung des Sigan fu-Denkmal's: „Die erhabene Religion ist diejenige, welche von dem Volk in Syrien in den westlichen Gegenden gegründet worden. Nur diese Tafel bewahrt das Andenken an die erhabene Religion und macht uns mit einigen ihrer Details bekannt; demgemäß begann sie zu Anfang der Tang-Dynastie, als der syrische Priester Alopun, welcher die heiligen Bücher und Bilder brachte, in Tschang gan ankam. Taetsung befahl den Behörden eine syrische Kirche am T ning-Wege zu erbauen und 21 Priester dabei anzustellen. Zur Zeit des Kaoutsung ward Alopun mit dem Amt eines Groß-Bewahrers der Lehre zur Erhaltung des Staates begnadigt und es ward, wie vorher, befohlen, in jeder Provinz Kirchen der erhabenen

Religion zu erbauen. Alle Priester schoren das Haupt und pflegten ihres Bartes. Siebenmal am Tage hielten sie Gottesdienst und Andachten und einmal in 7 Tagen brachten sie Opfer. Das Bild, welches sie anbeteten, war das des Dreieinigen, seinem Wesen nach geheimnißvollen, ewigen und wahrhaftigen Herrn Aho (Gott). Rechnet man zurück bis zu dem Jahr der Geburt Jesu, des Herrn vom Himmel, der von den Europäern verehrt wird, so muß dies in der Kae hwang-Periode (518—631) der Sun-Dynastie gewesen sein. Einige behaupten, diese Religion sei die alte Syriens; ob sie dies wirklich gewesen, habe ich nicht untersucht. Zum Schlusse heißt es auf dem Monument: Errichtet am 7. Tage des ersten Monats an einem Ta yaou san wan= Tage. Dieser Ausdruck, Ta yaou san wan, ist jener Religion eigenthümlich. Das feuerfeste Gewebe ist ein Zeug, welches durch Feuer gereinigt werden kann.“ Der Verfasser dieser Schrift hat, wie seine übrigen Werke ausweisen, besonders bei Feststellung chronologischer Angaben großen Scharfsinn an den Tag gelegt; um so auffallender ist der großartige Irrthum, in den er hier in Betreff der Geburt Jesu verfällt, die er, wie oben zu ersehen, 5 bis 600 Jahre später setzt, als sie wirklich erfolgt ist. Es findet dies nur in der Gleichgültigkeit seine Erklärung, mit welcher selbst die talentvollen Chinesen gewöhnlich Alles, was fremde Religionen angeht, behandeln und absichtlich lieber sich in Unwissenheit über Thatsachen erhalten, von denen sie sich durch sehr geringe Mühe hätten genaue Kunde verschaffen können. Ungeachtet dieses argen Irrthums dient indessen sein Zeugniß doch als ein neuer Beweis für das Vorhandensein der Gedenktafel, was uns hier zunächst nur angeht.

In einem seiner späteren Werke: King kaou kaou, d. h. Untersuchungen über die erhabene Religion, kommt der Verf. noch einmal auf die Gedenktafel in Sigan fu zurück. Er berichtet deren Aufgrabung zur Zeit des Wanleih, nennt die auf derselben vorhandene Jahreszahl und fährt dann fort: „Die Gelehrten und großen Staatsmänner, welche Schüler der westlichen Lehre geworden waren, wünschten einander zu der Thatsache Glück, daß ihre Religion in einer so frühen Periode schon, zur Zeit der Tang, in China verbreitet worden sei; wurden sie aber gefragt, was denn eigentlich die erhabene Religion sei, so vermochten sie es nicht zu sagen.“

In einem Auszuge aus dem Taou ku tang Wan tseih, d. h. Litterarische Sammlung der Taou ku = Halle, welchen Heng Schi theuen angefertigt hat, und der den Titel führt: „Nachträgliche Untersuchungen über die erhabene Religion“, wird der Existenz der Gedenktafel als eines allgemein constatirten Factums gedacht und die auf derselben erwähnte Religion mit dem Muhammedanismus verglichen, in einigen Beziehungen sogar mit dem Buddhismus und einigen anderen Religionen. Einen Versuch ähnlicher Art, nämlich nachzuweisen, daß die auf der Gedenktafel erwähnte erhabene Religion identisch sei mit der persischen der Feuer-Anbeter, hat auch der Verf. des schon oben angeführten Werks Kin schih thuy pih gemacht, dessen weitere Darlegung wir indessen hier billig übergehen können.

Außer in den angeführten Schriften findet die Gedenktafel noch Erwähnung in folgenden: 1) Tihh yih fo schu muh, d. h. Catalogue raisonné der Bibliothek der Fan = Familie zu Ningpo, 1809 vom Souverneur von Tschikiang, Namens

Yuen Yuen edirt; 2) Hae kwo tuh tschi, d. h. Geographie der Welt, ein von mehreren Verfassern ausgearbeitetes, sehr verbreitetes Werk in China, welches 1844 zuerst erschienen, seitdem öfter aufgelegt worden ist. Der bekannte kaiserliche Commissair Lin und ein Hofbeamter Wei Yuen sind die darin genannten Herausgeber. 3) Kwo tschaou schi jin tsching lio, d. h. Illustrationen der Dichter der gegenwärtigen Dynastie, edirt von Tschang Wei ping aus Pwan hu. In dem erstgenannten dieser 3 wird das Monument einfach als vorhanden angeführt. Das zweite widmet, unter Bezugnahme auf die schon mehrfach erwähnte Schrift: Kin schih tsuy pihh, dem Denkmal eine ausführlichere Besprechung, die Echtheit desselben erhärtend; in einem besonderen, von einem untergeordneten Beamten Yu Sih verfaßten Abschnitt, welcher Journal von Mannichfaltigkeiten für das 13. Jahr des Taou Kwang überschrieben ist, wird, mit Herbeiziehung vieler Citate aus der Inschrift der Gedenktafel, nachzuweisen versucht, daß die christliche Religion die Quelle des Buddhismus sei. Endlich finden sich in dem dritten Werke, auf S. 24 des zweiten Abschnittes im 47. Theil einige werthlose Bemerkungen über das auf der Gedenktafel stehende Kreuz, die an sich keine Beachtung verdienen, die Existenz der Tafel aber bestätigen.

Zum Schluß gedenken wir noch der Aeußerungen, die man in der „Compendiösen Beschreibung der Welt“ oder Ying hwan tschi lio findet. Dies ist das neueste geographische Werk in China, welches die dortigen Sinologen des Abendlandes wiederholt sehr empfohlen haben. Der Verf. desselben kommt im 3. Theil bei der Beschreibung von Persien auf die Gedenktafel zu sprechen und aus sei-

nen Anführungen geht hervor, daß er deren Inschrift genau kennt. Wir heben daraus nur dieses hervor: „Wir wissen nicht, wer mit dem dreieinigen und seinem Wesen nach geheimnißvollen, wahrhaftigen Herrn Aloho (Gott) gemeint sei, es sind dies Alles conventionelle Ausdrücke. Es ist das bloß eine Auffrischung buddhistischen Auswurfs; es ist nicht die Secte der Feuer=Anbeter, nicht die der (Eihn=) Himmel=Verehrer, auch nicht die der Buddhisten; kurz es gibt keinen Namen, mit welchem diese Religion classificirt werden könnte. Denn die Perser, welche den Geist des Feuers anbeteten, folgten nur ihrem alten Herkommen; während der Buddhismus in Indien herrschte, war jene Religion sein Nachbar im Osten, und die Religion des himmlischen Geistes, die in Syrien zu Hause, war sein Nachbar im Westen. Als daher zur Zeit der Tang=Dynastie die römisch-katholische Religion in Syrien blühte, machten die fremden Priester sich ein Gewerbe daraus; die drei Religionen zu combiniren und erfanden den Namen „„erhabene Religion““ zu ihrem eignen Ruhme, damit die Chinesen, welche deren Ursprung und Verzweigungen nicht durchschauten, sich blindlings dazu bewegen ließen, ihren (der fremden Priester) Glauben anzunehmen und dadurch das Urtheil des Tschang li bestätigten, wonach sie geneigt seien, Fremdes anzuhören.“ Weiterhin heißt es, in Bezug auf den in der Gedenktafel erwähnten Alopun: „Wenn Alopun wirklich aus Syrien kam, so war seine Religion ohne Zweifel die römisch-katholische. Seine heiligen Bücher würden die Bibel und Evangelien sein, welche in Europa niedergelegt sind, und seine Bilder solche, die Jesum am Kreuze darstellten; aber wir haben nicht vernommen, ob diese wirklich damals existirt haben.

Und wenn gesagt worden, daß die erhabene Religion ein Seitenstück sei zu dem Feuergeist der Perser und nur eine Ausschmückung der Schulen des Buddhismus, so ist dies nicht zu erklären.“—

Nachdem unser Gewährsmann, der Verfasser des vorstehenden, nur mit wenigen Kürzungen mitgetheilten Aufsatzes im diesjährigen Shanghae Almanac, hiemit die Reihen der chinesischen Zeugen für das merkwürdige Siganfu-Denkmal abgeschlossen hat, beginnt er mit der Aufzählung einer andern Reihe eben solcher Zeugen für die bis zur Mitte des 8ten Jahrhunderts nach Chr. große Ausbreitung des Christenthums in China, was wir hier aber um so mehr übergehen, als der Aufsatz selbst sehr bald abbricht, freilich mit der Unterschrift »to be continued«, ohne aber, daß eine Fortsetzung, die auch noch bei einigen andern Aufsätzen des Buchs verheißten wird und deren Nachlieferung die Vorrede mit den Worten: »Some of the papers are incomplete, and will be published subsequently and distributed as soon as ready« bis jetzt schon die lange Reise zu uns herüber gemacht hätte. Indem wir uns nun, zum Schlusse eilend, auf das über das eigentlich Kalendarische des Almanac für 1853 in diesen Anzeigen von 1854. Stück 29 v. 20. Febr. S. 284—287 Gesagte beziehen, da in dem diesjährigen Almanac eine gleiche Anordnung im ersten kalendarischen Abschnitt befolgt ist, gehen wir noch im Geschwindigkeit die übrigen, den Miscellany überschriebenen Theil des Buches durch.

In diesem ist der Aufsatz über das Siganfu-Denkmal der zweite; der erste dagegen eine gründliche Zusammenstellung der Berichte der Pekingser Hofzeitungen über die Ereignisse des gegenwärtigen Bürgerkrieges, während des Zeitraums vom

December 1853 bis zum December 1854: wichtig für einen späteren Geschichtschreiber dieses in seinen Folgen noch ganz unberechenbaren Krieges. Den dritten und vierten Aufsatz bilden zwei kurze Reiseskizzen, deren erste Hr W. H. Medhurst, die zweite der Missionar Joseph Edkins verfaßt hat. Beide Reisende hatten fast dasselbe Reiseziel, das noch wenig besuchte Tien muh = Gebirge in der Provinz Tschikiang, nur daß der Letztere dies Gebirge vorübergehend besuchte und in den Städten Hutschou und Hangtschou länger verweilte. Darauf folgen ausführliche, aber unvollendete Notices of Buddhism in China, die sehr beachtenswerth sind. Dann wird der Yang tsz' kiang geographisch beschrieben, worauf eine von Rev. E. C. Bridgman verfaßte, zuerst im North China Herald vom 22. Juli 1854 abgedruckte Skizze des Regierungssystems und der Religion der Insurgenten in Nanking folgt. Mehrere von deren Anführern herausgegebene Schriftstücke: Ode of the Thae ping-Dynasty; the heavenly father's descent upon earth; die sehr merkwürdigen, von gesundem staatsmännischen Administrations-Talent zeugenden land regulations and political economy of the celestial dynasty; denunciation of the Imps' den und proclamations brought from Nanking by H. M. steamer Rattler haben weiterhin Platz gefunden. Zwei kurze Aufsätze schildern den Besuch des „Cassini“, an dessen Bord der französische Ministerresident Bourboulon sich befand, und den des „Susquehannah“ in Nanking (1854), welcher Letztere den nordamerikanischen Residenten in China, Marshall, führte. Eine eigenthümliche und interessante Beschreibung der Lutschu-Inseln liefert die Arbeit eines Chinesen, eines graduirten Gelehrten aus Sungkiang, der 1853 längere Zeit sich auf

jenen Inseln aufhielt. Den Beschluß des reichhaltigen Inhalts machen: eine von Abbildungen begleitete Abhandlung von W. S. Medhurst junior über zwölf chines. Inschriften auf Porzellan-Gefäßen, die in alten ägyptischen Gräbern aufgefunden worden; eine kritische Beurtheilung der auch von uns in diesen Blättern (1854, St. 88, S. 867 ff.) angezeigten Schrift von Gallery und Yvan über die gegenwärtige Insurrection in China; endlich eine Arbeit des bekannten Dr. med. J. Macgowan in Ningpo über Perlen und Perlen-Anfertigung in China. Dr. K. E. Biernakki.

L e i p z i g

bei B. G. Teubner 1855. COMICORVM LATINORVM praeter Plautum et Terentium reliquiae. Recensuit Otto Ribbeck. XX und 430 S. in gr. Octav.

So liegen denn nun sämmtliche Ueberbleibsel der einst so reichen scenischen Poesie der Römer in überaus sorgfältiger, schon durch ihr schmuckes Kleid anlockender Bearbeitung vor. Alles Gute und Lößliche, was dem vor drei Jahren erschienenen ersten Bande der *Tragici poetae* nachzurühmen war, gilt auch von dieser durchaus gediegenen Arbeit, deren Einrichtung auch die nämliche ist. Ja, täuscht sich Refer. nicht, so erkennt man, daß in dieser schwierigeren und mühevollern Leistung Herrn Ribbeck's Methode an Sicherheit, sein Urtheil an Umsicht und Reife gewonnen hat. Bleibt bei dem Zustande der meist abgerissnen, meist einzelner Wörter oder Wendungen halber angeführten Verslein oder Theile von solchen natürlich Vieles gar unsicher und schwankend, so ist es doch das Verdienst des Herausgebers, daß alle

fernern hier anzustellenden Untersuchungen, mögen sie linguistischer oder metrischer oder litterarhistorischer Art sein, einen gesicherten und gefäubern Grund und Boden bereitet finden. Herr R. hat den Stoff von allen Seiten her mit größtem Fleiß und unermüdlcher Ausdauer gesammelt, wobei ihn die rühmliche Bereitwilligkeit namhafter Gelehrten mit handschriftlichen Schätzen unterstützt hat; er hat in der Behandlung des spröden Stoffes seine Sprachkenntniß und seinen metrischen Tact von neuem glänzend bewährt. Allerdings kamen ihm für manche seiner Dichter aus neuerer Zeit brauchbare, zum Theil vorzügliche Vorarbeiten, wie von Spengel für Cäcilius, Grautoff für Turpilius, Munk für Pomponius, Neukirch für die Logaten, wesentlich zu Statten, und die Heroen des 16 Jahrhunderts haben nicht wenige Stellen mit bewundernswerthem Scharfsinn aus der Fülle ihrer klassischen Belesenheit restaurirt und erklärt. Das Ganze aber verlangte eben eine so streng methodische Durcharbeitung und Gestaltung, wie Herr R. sie vorgenommen hat. Sind die Vorarbeiten mit größter Gewissenhaftigkeit benutzt, so hat Hr R. überall sein selbständiges Urtheil bewahrt, wie denn nicht wenige Berichtigungen feinsten Art sein Eigenthum sind. Freund Fleck eisen hat auch diesem Bande, welchen Hr R. ihm *lubens merito* gewidmet hat, die aufopferndste Sorge zugewandt und manche treffende Bemerkung beigefeuert.

Vollständiger als bisher in der übrigens verdienstlichen Sammlung Bothe's übersieht man nun was uns von den *fabulae palliatae*, außer Plautus und Terentius, den *logatae*, *Atellanae*, *Mimi* irgend geblieben ist: ein Verzeichniß der Dichter der einzelnen Gattungen, auch derer, von de-

nen auch das kleinste Wörtlein verflungen, gibt S. 408. An der Spitze der palliatae stehen die drei ehrwürdigen Alten Liv. Andronicus, Q. Ennius, Cn. Naevius mit geringfügigen Resten, während die umfänglichsten Bruchstücke auf Cæcilius Staius und Titinius kommen. Unter Ennius Fragmenten vermißt man die seit Columna den Komödien zugezählten vier Auführungen aus der Ambracia, worüber Hr N. im Vorworte S. IX eine sehr probable Ansicht vorträgt: ego nullus dubito, quin Ambraciae a. u. 565 oppugnationem, cui Fulvii Nobilioris contubernalis ipse adfuerat, praetexta fabula inlustraverit poeta. Itaque Naevio et Pacuvio, et Attio, qui Romanorum res gestas scena decoraverunt, quartus accedit Annalium et Scipionis scriptor: et profecto mirere a cive patriae amantissimo nobilissimum id patriae poesis genus neglectum esse. Auf der folgenden Seite wird der multi-formis Ennius denn auch als tabernariae fabulae auctor erkannt, indem der von Bahlen angenommene Titel Cupuncula sehr glücklich in Caupuncula verbessert wird, ein Wort, welches von alten Glossarien bezeugt wird.

Die fabula togata ist S. 113 – 188 durch L. Afranius, L. Quinctius Atta und Titinius vertreten. Nur zu den Bruchstücken des ersten kann ich ein Wörtchen und zugleich einen neuen Titel nachtragen. In den von Dir. Müller in Rudolstadt herausgegebenen Commentarii Iun. Flagrüi etc. zu Virg. Georg. 2, 98 steht: Vinum masculino genere dicit Tmolius, nec immerito, quoniam et apud franium in satyria invenitur. Auch Servius erwähnt Derer, welche vinus nach οἶνος dem Virgilius ansannen. Der Name der Komödie ist verschrieben: vielleicht lau-

tete er Satura, wie wenigstens Atta unter diesem Titel eine schrieb.

Hierauf Atellana S. 189—234, Mimus S. 235 260, letzterer durch die gefeierten Namen des Dec. Laberius und N. Publilius Lochius Syrus, — wie der treffliche Sillig in einer ebenso gelehrten wie scharfsinnigen Untersuchung zu Plinius N. H. 35, 17, 58 den Namen des Mimographen festgestellt hat, — repräsentirt. Hr K. hat sehr wohl daran gethan, die vier vermeinten Verse des Laberius, welche zuerst Dom. Calderinus zu Martialis 6, 55 vorbrachte, auszuschließen: S. XIV macht er es wahrscheinlich, daß sie den Nic. Perottus zum Verfasser haben. Ref. kann versichern, daß Hr K. sehr irrt, wenn er vermuthet, derjenige, welcher vor vielen Jahren jene Verslein aus ihrem Versteck hervorzog, werde ungehalten sein, daß der Schatz zu Kohlen werde. Wem sollte denn nicht an der Wahrheit gelegen sein? und wer könnte überhaupt indignari auf solchen Anlaß! Dazu gibts leider im Gelehrtenleben weit gegründeter Veranlassungen. — Die Spruchsammlung, welche den Namen des P. Syrus trägt, durfte natürlich nicht ausgeschlossen werden, da manche Verse darin gewiß jenem Mimographen gehören. Hr K., dem keine handschriftliche Hülfsmittel dafür zu Gebote standen, hat sich auf eine Recognition beschränken müssen; eine erschöpfende Durcharbeitung dürfen wir von G. Wölfflin erwarten. Allein auch so schon hat Herr K. sich ein nicht unbedeutendes Verdienst um diese farrago erworben, welche jetzt auf 857 Verse angewachsen ist. Er hat mit sorgfältiger Benutzung der ältern und neuern Ausgaben die Quellen der einzelnen Verse genau angegeben und durch verschiedene Abzeichen am Rande kenntlich gemacht, worüber S.

261 genauere Auskunft gegeben wird. Die Anmerkungen geben außer dem kritischen Apparat die Stellen alter oder mittelalterlicher Auctoren, an, welche die Verse anführen, vergleichen auch entsprechende griechische Dichterstellen.

Außer den *incerta incertorum fragmenta*, wie bei den Tragikern, hat Hr R. endlich S. 317—323 eine sehr dankenswerthe Zugabe »*Ex Glossariis veteribus Excerpta*« beigegeben, worunter manche Glossen, welche auch aus Tragödien stammen können. Die *glossae Placidi* haben hier vor andern sich ausgiebig gezeigt. Dazu hätte Hr R. hin und wieder die Mittheilungen Fr. Dübners aus den sehr alten Pariser Codices benutzen können, welche jener auf Anlaß eines für die Geschichte der Sprache außerordentlich interessanten Galimatias eines provinciellen Rhetors, welcher im *cod. Salmasii* der *lat. Anthologie* erhalten ist, im *Rhein. Mus.* 1835, S. 478 ff. mittheilt. Gerade jenes Prachtstück von sprachlicher Bizarrierie zeigt, daß viele der Placidianischen Glossen wirklich wieder in Verkehr gebracht sind, welche aus der plebejischen Sprache des *Mimus* oder der *Atellana* stammten, z. B. *murgisson*, *irrisor*, *lusor* S. 477; *fracebunt*, *sordebunt*, *cataclum*, *clodorum*. Den von Herrn R. nicht übergangnen *Massucum*, *edacem*, schreiben die *codd. Par.* theils *so*, theils *Masucum*, vom *Supinum mansum* oder *masum*, indem entweder *ns* zu *ss* assimilirt oder *n* ausgeworfen und *a* verlängert wurde. Außer *bovinari* konnte Hr R. aufnehmen *bobinator* (*bov.*), *tricosus et inconstans*, dann auch wohl *offularii coqui* und das sprichwörtliche *offalatrantium* u. s. w.

Daß Hr R. allgemeine Untersuchungen über die Gattungen des Lustspiels, die Dichter und ihre

Stücke nicht gegeben hat, darüber sind wir nicht unzufrieden, da wir einerseits über fast alle Zweige brauchbare Monographien besitzen, andererseits Hr N. die nöthigen Nachweisungen kurz und übersichtlich den einzelnen Stücken vorausgeschickt hat. Ueber Titel und Inhalt und den Zusammenhang der Bruchstücke finden wir, wo es thunlich, mehr oder minder ausführliche Erörterungen, stets mit gelehrter Herbeiziehung der griechischen Komödie. So z. B. S. 39 über Cæcilius' Hypobolimäus, S. 49 Plocium, S. 178 Afranius' Vopiscus, um nur diese umständlichern Ausführungen zu nennen. Selten habe ich die griechischen Vorbilder vermißt, wie z. B. zu Afran. Vop. 9 *Di tibi dent propria, quæ cumque exoptas bona doch* *Σοὶ δὲ θεοὶ τόσα δοῖεν, ὅσα γρηοὶ σῆσι μενοειράε* angeführt werden konnte. Die Indices sind mit außerordentlicher Genauigkeit gearbeitet, endlich Vorrede S. XVIII—XX einige Nachträge zum ersten Bande gegeben. F. W. S.

Leipzig und Hamburg

Richter. Meißner. 1854—55. Praktisches Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch in zwei Theilen. Theil I. Englisch-Deutsch. Mit Bezeichnung der Aussprache nach dem von Worcester aufgestellten faßlichen Systeme, sowie genauer Angabe der einzelnen Abweichungen in der Aussprache nach den besten orthoepischen Quellen bearbeitet von Dr. J. G. Flügel. Zweiter Abzug. L u. 877 S. Theil II. Deutsch-Englisch. Bearbeitet von Dr. F. Flügel, unter Mitwirkung von Dr. J. G. Flügel. Zweiter, durchgesehener und verbesserter Abdruck. XXXII u. 1184 S.

Der Verfasser des vorstehenden Wörterbuchs ist durch sein größeres so vortheilhaft bekannt, daß

Jeder, mit erprobtem Vertrauen auf des Verfs Fähigkeiten als Lexikograph, in einem kleinern Wörterbuch desselben, die Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit zu finden hoffen darf, die er erwartet. Bei dem großen Wörterschah, den das erste darbietet, war ja auch nur angemessene Auswahl und Kürze mit steter Rücksicht auf das Praktische anzuwenden. Dieses hat auch Dr Flügel Sohn in Verbindung mit seinem Vater, in Bezug auf den zweiten Theil, mit lobenswerther Gewandtheit ausgeführt. Der deutsch=englische Theil ist, wie die Seitenzahl schon anzeigt, umfangreicher, in phraseologischer Hinsicht gut ausgestattet, und läßt fast nichts zu wünschen übrig. Engländer und Amerikaner, welche die deutsche Sprache mit Hülfe dieses Buches studiren, werden der Vollständigkeit und Klarheit, sowie dem Sammelfleiß und der Gewandtheit ihren Beifall unmöglich versagen können. Der Rathgeber ist unermüdetlich, und seine Befugniß zu diesem Amte entfaltet er auf jeder Blattseite; er verdunkelt übrigens den deutschen Theil des großen Wörterbuchs (1e Ausg. 1830 von Sporschil).

Was die Bezeichnung der Aussprache nach dem Systeme von Worcester betrifft, so zweifeln wir, daß sie durchgängig ein belehrenderes und helleres Bild als Walker zc. liefert. Es ist nicht zu widerstreiten, daß Worcester genauer als Walker, und wegen der vielen undeutlichen Laute in der englischen Sprache, vielleicht zu genau, die Abstufungen darstellt, aber wir halten seine Lautbezeichnung eben deswegen eher für den Gelehrten und Sprachkünstler als für den Geschäftsmann passend; noch weniger können wir sie für gemeinnützlich anerkennen. Ja selbst das Auge wird ermüdet, und es wäre wenigstens ein viel größerer Druck erforder-

lich als es bei Wörterbüchern der Gebrauch ist, wenn man diesen Uebelstand vermeiden wollte.

Wir nehmen keinen Anstand zu sagen, daß wir sogar der gewiß sehr fehlbaren Methode der ältern Lexikographen in Deutschland, die auch oft in neuerer und neuester Zeit wieder auftauchte, nämlich die Aussprache mit deutschen Lauten zu bezeichnen, den Vorzug einräumen.

Wir wollen nur ein paar Wörter aufführen und zusammenstellen, um zu beweisen, daß Worcester's Zeichen sehr oft verwirren können, daß sie ein stetes Auf-, Nieder- und Rückblicken auf die Wörter und die Tabellen nöthig machen, und daß Walker's Zahlen und seine gegliederte Aussprache zweckmäßiger sind und schneller belehren.

(Walker.) dormitory (dor-me-tur-e.)
^{3, 1 2 1}

(Worcester.) dörmitory
^{2 4 2 4 2}

(Walker) dissatisfaction (dis-sat-is-fak'-shun.)

(Worcester) dissatisfäction.

Zu p. XII (Einleitung des 2ten Bandes) bemerken wir, in Bezug auf „starke und schwache Conjugationen“, daß außer Latham auch Fowler (vgl. unsre Beurth. seines trefflichen Werkes: *The Engl. Language*, New York 1851, in diesen Bl. Jahrg. 1852, St. 49 — 50) diese Eintheilung auf die englische Sprache angewendet hat.

Wir drücken noch den Wunsch aus, daß der Verfasser des englischen Theils, einer neuen Auflage, wenn auch nur ein mäßiges Verzeichniß von englischen schwer auszusprechenden Eigennamen, mit welchen die im Buche bereits vorkommenden vereinigt werden könnten, mit der üblichsten Aussprache, anfügen wolle.

Mfrd.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 15. October 1855.

Freiburg im Breisgau

Universitätsbuchhandlung von J. Diernfellner
1854. Theorie der analytischen Facultäten nebst ihrer Anwendung auf Analysis, Kreisfunctionen und bestimmte Integrale von Dr. L. Dettinger, Hofrath und Professor der Mathematik an der Universität Freiburg i. B. VII u. 258 S. in Quart.

In dem Vorworte spricht sich der Verf. über die Wichtigkeit der analyt. Facultäten und deren Bezeichnung aus, wobei die allgemein angenommene Legendre'sche Bezeichnung $I'(n)$ getadelt wird, weil sie den Begriff der Facultät vollständig missfire, sowie Wesen und Ursprung derselben kaum ahnen lasse (?). Auch die sonstigen Bezeichnungen: $[p]^n$, $a^n | d$, $\pi(n)$, $(a_1 + d)^n$ und $n!$ von Vandermonde, Kramp, Gauß und Crelle werden kritisiert — und nach einem ziemlich langen und irrelevanten Raisonnement entschließt sich der Vf. endlich zu der Bezeichnung:

$$a(a+d)(a+2d)(a+3d)\dots(a+(n-1)d) = a^n | d,$$

weil sie den Begriff der Facultäten an den schon bekannten der Potenz anknüpfe (?), ihn dem Auge deutlich darstelle (?) — und weil der Zusammenhang zwischen dem Increment d und dem Exponenten n ein engerer sei, als zwischen der Basis a und d (? welche sonderbare Logik!). Ist denn nicht jede Bezeichnung ursprünglich rein conventionell? Am deutlichsten wäre offenbar die Bezeichnung:

$$11(a + (n-1)d) \text{ oder } P(a + (n-1)d),$$

aber nicht einfach genug, weshalb Gauß offenbar die Bezeichnung $n(n) = 1.2.3\dots n$ gewählt hat. Der Verf. ist wohl etwas im Irrthum, wenn er meint: es sei damit nichts gewonnen, wenn Gauß Facultäten mit einem beliebigen Increment d in solche mit dem Increment 1 verwandle! —

Nachdem der Verf. endlich mit seiner nichts sagenden Kritik seiner Vorgänger fertig geworden, bemerkt er in § 2 des ersten Abschnittes sehr richtig: „daß es nicht nöthig sei, eine allgemeine Definition der Facultät aufzustellen.“ In der That ist, wie Ref. wiederholt in diesen Blättern bemerkt hat, mit der Fabrication allgemeiner Definitionen in der Mathematik nichts genützt — es ist ge-

nug, wenn man zeigt: was a^{-n} , $a^{\frac{n}{m}}$, $\dots a^{-n} | d$, $a^{\frac{n}{m}} | d$, \dots bedeuten — und man braucht keinen darauf passenden Vers in Worten zu machen — das ist eine ganz unnütze Zugabe: aber ganz unhaltbar ist es, wenn man gleich von vornherein mit weitläufigen, geschrobenen und oft doch nicht auf alle Fälle passenden Definitionen auftritt, ohne die Möglichkeit und Nothwendigkeit ihres Inhaltes vorher nachgewiesen zu haben! —

Der Verf. unterscheidet daher analog wie bei Potenzen Facultäten mit positiven, negativen, ganzen und gebrochenen Exponenten, welche er nun successive sehr ausführlich betrachtet – und doch sich abmüht mit der Aufstellung entsprechender Definitionen, obgleich er früher dies für überflüssig erklärt hat.

Zunächst geht der Verf. von $a^n | \pm d$ zu $a^n | \pm d \cdot a^m | \pm k$ über und setzt dafür:

$$a^n | \pm d + m | \pm k,$$

weil dies ganz in der Sache und in der Analogie mit den Potenzen begründet sei (?! —). Das ist doch wohl keine „Begründung“, sondern nur eine „conventionelle Bezeichnung“. Wie gering die Analogie mit den Potenzen hier ist, zeigt der Verf. dadurch selbst, daß er umständlich nachweist, daß nicht:

$$a^m | \pm k + n | \pm d = a^n | \pm d + m | \pm k, \text{ etc.}$$

ist, was sich doch von selbst versteht, so wie es sich nach dem Begriffe der Facultät ohne weitere Entwicklungen von selbst versteht, daß

$$\begin{aligned} a^n | \pm d + m | \pm d &= a^m | \pm d + n | \pm d \\ &= a^{n+m} | \pm d, \text{ u. u.} \end{aligned}$$

ist. Entsetzliche Breite und vieler unnützer Formelraum charakterisirt das ganze Buch.

Ebenso „unbegründet“ ist das Raisonnement, wodurch der Verf. in § 4 die Relationen:

$$a^{-n} | d = \frac{1}{(a-nd)^n} | d, \quad (1)$$

$$a^{-n} | -d = \frac{1}{(a+nd)^n} | -d \quad (2)$$

rechtfertigen will, indem er sich wieder auf die vermeintliche Analogie mit den Potenzen beruft und sagt: „So wie eine Potenz mit negativem Exponenten eine ein- oder mehrmalige Division der Einheit durch die Grundgröße (Wurzel, Basis) anzeigt, so wird auch eine Facultät mit negativem Exponenten auf eine Division hinweisen.“ Wenn eine solche Analogie wirklich Statt findet, so muß dies direct und streng nachgewiesen, aber nicht vorausgesetzt werden, wie es der Verf. immer thut. Der Verf. deducirt nun auch noch die Gleichheiten:

$$a^{-n} | d = \frac{1}{(a-d)^n | -d}, \quad (6)$$

$$a^{-n} | -d = \frac{1}{(a+d)^n | +d}, \quad (7)$$

und fügt sonderbarer Weise hinzu: „Geht man von dieser Darstellung aus, so ändert sich die Definition einer Facultät mit negativem Exponenten. Die Formen (6 und 7) scheinen aber nicht die ursprünglichen zu sein, und der Calcul verlangt, daß man die Formen (1) und (2) anerkenne. Die Gründe dafür sind folgende: a) Es ist nicht gerechtfertigt (der Verf. hat bis jetzt überhaupt nichts streng gerechtfertigt), weshalb in (6 und 7) neben dem Zeichen des Exponenten (n) auch noch das Zeichen der Zunahme (d) wechselt. b) Die Entwicklung des Begriffes einer Facultät mit negativem Exponenten auf analytischem (?) Wege führt auf die Ausdrücke (1 und 2), aber nicht auf (6 und 7).“ Welche wunderliche Logik! — Der analytische Beweis, welchen der Vf. nun gibt, um darzuthun: daß die Formen (1) und (2) die richtigen sind — und nicht (6) und (7), ist ebenso nichtsagend, wie seine frühern Beweise

— d. h. der Verf. setzt immer voraus, was er erst beweisen will — ohne es zu bemerken. — Aber wahrhaft lächerlich ist, wenn der Verf. zuletzt doch wieder sagt: „Es ist jedoch nicht zu übersehen, daß auch (6 und 7) bei näherer Untersuchung der Facultäten gute Dienste leisten. Sie sind also jedenfalls beizubehalten (?!) . . .“ Es folgen nun wieder ähnliche, sich größtentheils von selbst verstehende umständliche Entwicklungen, wie früher, indem der Verf. zuletzt auch noch Facultäten mit positiven und negativen Exponenten mit einander combinirt.

In § 7 sucht der Verf. die Bedeutung der Facultäten mit gebrochenen Exponenten zu geben, indem er sich wieder auf die als Statt findend vorausgesetzte Analogie mit Potenzen gebrochener Exponenten beruft, und behauptet ganz naiv: „Demnach steht eine Facultät mit ganzem Exponenten zu einer solchen mit gebrochenem Exponenten in der nämlichen Beziehung, wie Potenz und Wurzel zu einander. — Diese Parallele wird deshalb folgerichtig sein, weil eine Potenz als eine Facultät betrachtet werden kann, deren Zunahme $d = 0$ ist! —“ Wie man sieht, hat der Verf. die Welt mit einem neuen logischen Principe beschenkt, welches lautet: „Man kann immer ohne Bedenken mit Sicherheit von dem Besondern (Speciellen) auf das Allgemeine schließen?! — Aus der angenommenen Relation:

$$\sqrt[n|d]{a^{n|d}} = a^{\frac{n}{m}|d}$$

werden dann wieder verschiedene Consequenzen gezogen — und am Schlusse dieses § sagt der Vf. selbst: „Die in diesem Paragraph gefundenen Gleichungen deuten Operationen an, und sind

formell. Sie dienen daher, die gegebenen Ausdrücke auf andere Formen überzuführen. Den Werth einer Facultät mit gebrochenem Exponenten geben sie nicht.“ (sind also unbrauchbare, nichts sagende, leere Zeichen).

Um diesen Werth einer Facultät mit gebrochenen Exponenten zu erhalten, sucht der Verf. nun in dem folgenden zweiten Abschnitte solche Facultäten in Reihen zu entwickeln, welche nach den Potenzen des Incrementes fortschreiten — und zwar nach der längst antiquirten combinatorischen Methode, welche weder Einfachheit, noch Sicherheit gewährt — und worüber Ref. sich bei verschiedenen Gelegenheiten in diesen Blättern genügend ausgesprochen hat. Erst vor einigen Wochen fand Ref., daß S. F. W. Herschel sich schon vor fast 40 Jahren in ähnlicher Weise über die combinatorische Analysis geäußert hat — denn bei

Gelegenheit der Entwicklung der Function: $\frac{1}{1+e^x}$

nach Potenzen von x sagt er: »This is the great advantage resulting from the employment of these functions, and thus enables us to assign in a comparatively simple form, the general terms of an unlimited variety of developements, which would otherwise be scarcely expressible without having recourse to the combinatory analysis, which ought never, in my opinion, to be employed, till every artifice of abbreviation, and every refinement of analysis has been found unavailing. —«

Der dritte Abschnitt enthält Anwendungen des Vorhergehenden auf Potenzenentwicklungen von Polynomen, Bestimmung der Logarithmen von Facultäten, Kreisfunctionen u. nach derselben weit-schichtigen und unsichern Methode, bei deren An-

sicht man sich wenigstens um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt fühlt! —

Hierauf folgt ein Nachtrag zu Abschnitt 1 und 2, worin der Verf. seine frühere, oben als völlig nichtsagend nachgewiesene Schlußweise durch eine andere ersetzen will; also die Mangelhaftigkeit derselben doch wohl wenigstens etwas gefühlt haben mag — ohne dies jedoch offen einzustehen. Er sagt nämlich: „Obgleich diese Schlußweise, wie ich glaube, vollkommen zulässig ist; so könnte sie doch beanstandet werden. Dem soll im Folgenden begegnet werden, was um so angemessener sein dürfte, als durch jene Schlußweise neue Sätze gefunden wurden, die so lange ungewiß sein werden, bis diese Methode entweder als genügend bewiesen, oder bis die Sätze auf andern, nicht bestrittenen Wegen als richtig begründet worden sind. Da ferner die ersten Elemente der Facultäten-Theorie in Frage gestellt werden können, deren unzweifelhafte Feststellung, als erste Bedingung, vor Allem zu wünschen ist, und endlich die Richtigkeit mancher aufgestellten Sätze, nebst den daraus gezogenen Resultaten, in Abrede gestellt werden könnten; so liegt mir ob, alle diese Bedenken zu heben, und neben der in der vorliegenden Abhandlung zur Begründung der Facultätentheorie benutzten Schlußweise noch einen andern Weg anzugeben, auf welchem die erlangten Sätze ebenfalls gefunden werden können; also insbesondere diese Sätze neu zu begründen. Hierdurch wird dann, außer der andern Beweismethode, auch noch das gewonnen, daß die von mir benutzte Schlußweise nicht ferner als unzulässig und ungenügend erklärt werden kann: ein nicht zu übersehender Vortheil, da sie sehr einfach und bequem ist.“

Aus diesen eigenen Worten des Verfs werden unsere Leser ohne jeden weitem Commentar zur

Genüge ersehen, wie es mit seiner Facultätentheorie steht — und Ref. hat bloß noch die Bemerkung hinzuzufügen: daß die vermeintliche neue „Begründungsmethode“ der Facultätentheorie des Verf. ebenso illusorisch ist, wie die frühere, die er auch jetzt noch als für ganze positive, oder negative n als bereits früher „begründet“ ansieht (?). Der Verf. setzt auch bei seiner neuen Beweis-methode wieder voraus, was er beweisen will — Das Ganze ist nichts als ein leeres Zeichenspiel, so daß Ref. Alles in diesem Abschnitte noch Gesagte füglich mit Stillschweigen übergehen kann. —

In dem 6. und letzten Abschnitte beschäftigt sich der Verf. endlich noch mit der Anwendung seiner Facultätentheorie auf die Ermittlung der Werthe bestimmter Integrale. Der Verf. geht direct von den Facultäten aus, indem er den Zusammenhang zwischen dem Integrale und der Facultät dadurch herstellt, daß er einen Factor unter dem Integralzeichen in eine unendliche Reihe entwickelt, dann integrirt und die so erhaltene unendliche Reihe mit einer früher für eine Facultät erhaltenen vergleicht. Der Verf. meint nämlich: das bisherige Verfahren mittelst unendlicher Factorenfolgen, sei nach seinen bisher angestellten Untersuchungen unnöthig, weil er gezeigt habe, daß sich die unendlichen Factorenfolgen durch Facultäten mit gebrochenen Exponenten, und umgekehrt, diese durch jene ausdrücken lassen — und fügt hinzu: daß Legendre bei seinen Untersuchungen über Euler'sche Integrale gewiß auf Einfacheres gekommen wäre, wenn er die Facultäten einer besondern Voruntersuchung unterworfen, und nicht, wie häufig geschehen, bestimmte Integrale zur Nachweisung von Eigenschaften der Facultäten angewandt hätte.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. 167. Stück.

Den 18. October 1855.

Freiburg im Breisgau

Schluß der Anzeige: „Theorie der analytischen Facultäten nebst ihrer Anwendung auf Analysis, Kreisfunctionen und bestimmte Integrale von Dr. L. Dettinger.“

(Das Verfahren von Legendre ist wenigstens wissenschaftlicher und strenger, wenn auch nicht so bequem, wie das total unbegründete des Verfs). Die Facultäten seien bei diesen Integralen nicht bloß Mittel zum Zweck, sondern die transcendenten Größen selbst, auf welche die Integrale führen — sie haben einen doppelten Dienst zu leisten, nämlich einen formellen, d. h. die Beziehungen zwischen den Integralen auszudrücken — und einen materiellen, d. h. den Werth der Integrale selbst zu geben. Das ist Alles recht schön, wenn nur die Facultätentheorie des Verfs besser und sicherer begründet wäre — und er von den unendlichen allgemeinen Reihenentwickelungen nicht eine so rücksichtslose Anwendung machte. Aus diesem doppelten Grunde werden seine ziemlich vielen und

mannichfaltigen Integralbestimmungen, insofern sie nicht mit dem auf andern, strengern Wegen erhaltenen Resultaten übereinstimmen, mit einigem Mißtrauen angesehen werden müssen — und in der That fehlt es hier nicht an augenfällig ganz unrichtigen Resultaten, wie z. B.:

$$\int_0^{\infty} x^2 \sin bx \, dx = \frac{1 \cdot 2}{b^3}, \int_0^{\infty} x^4 \sin bx \, dx \\ = \frac{1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 4}{b^5}, \text{ u.}$$

$$\int_0^{\infty} x \cos bx \, dx = -\frac{1}{b^2}, \int_0^{\infty} x^3 \cos bx \, dx \\ = \frac{1 \cdot 2 \cdot 3}{b^4}, \text{ u.}$$

$$\int_0^{\infty} x^{p-1} \sin bx \, dx = \frac{1^{p-1} | 1}{b^p} \sin \frac{1}{2} px,$$

für jedes positive (?) p. —

$$\int_0^{\infty} x^{2p-1} \sin bx \, dx = 0, \\ \int_0^{\infty} x^{2p} \cos bx \, dx = 0, \text{ u. u.}$$

Die äußere Ausstattung des Werkes ist sehr gut, und der Verf. bemerkt am Schlusse des Vorwortes selbst: daß die einzelnen Abschnitte der Schrift bereits in Grelle's Journal gedruckt erschienen sind.

Dr. Schnuse

L e i p z i g

Weidmann'sche Buchhandlung 1853. Ausgewählte Tragödien des Euripides. Erklärt von F. G. Schöne. Zweites Bändchen: Medea. XXXII u. 108 S. in Octav.

Da wir den ersten Band dieser schätzenswerthen Bearbeitung des Euripides in diesen Blättern

(Jahrgg. 1853, Stück 67 — 69) zur Anzeige gebracht haben, wollen wir es nicht unterlassen, hier auch die bezüglich der Behandlung im Allgemeinen gleichstehende Fortsetzung mit einigen Bemerkungen ähnlicher Art zu berücksichtigen.

In Betreff der Handlung des Stückes bemerkt Hr Sch. S. X: „Sie geht vor sich auf dem Vorplatze vor dem Herrscherpalaste zu Korinth, der wahrscheinlich am Fuße der südlich von der Stadt gelegenen Akropolis zu denken ist, mit dem Markte vor sich, welchen demnach die Orchestra darstellt. Von den drei Thüren der hintern Bühnenwand führt die eine in die alte Wohnung des Jason, aus der also Medea kommt, die zweite (mittlere) in die des Kreon, die dritte in das neue *δῶμα νυμφικόν* (376. 1109).“ Also im Wesentlichen die althergebrachte, auch von G. Hermann gehegte und von dem Referenten in diesen Anzeigen 1854, S. 137 ff. bestrittene Ansicht, nach welcher der Palast in der Bühnendecoration mit drei in ebenso viele verschiedene Abtheilungen desselben führenden Thüren versehen gewesen sein soll; nur daß Hr Sch. an die Stelle der Gastwohnung und der Gesindewohnung die alte Wohnung des Jason und das neue *δῶμα νυμφικόν* setzt. Allein diese Meinung hat schon an sich noch weniger Schein als die gewöhnliche Ansicht. Ganz besonders befremdet aber die durch Nichts begründete Voraussetzung, daß die alte Wohnung des Jason, welche, nachdem dieser sich wieder verheirathet, der Medea und ihren Kindern verblieben ist, einen Theil des königlichen Palastes ausgemacht habe. Hr Sch. war wohl der Ansicht, daß Jason und Medea bei Kreon zu Gast gewohnt hätten. Allein mit welcher innern Wahrscheinlichkeit und nach welchen äußern Zeugnissen? Wäre dem so gewesen, so würde das

Verhältniß auch im Stücke selbst sicherlich erwähnt worden sein, was aber, so viel ich sehen kann, auch nicht einmal mit der leisesten Andeutung geschehen ist. Ich brauche wohl gegen Hrn Sch.'s Annahmen bezüglich der „drei Thüren“ kaum noch den Umstand in Anschlag zu bringen, daß, da die Handlung des Stückes auf dem Vorplatze der Wohnung der Medea vor sich geht, das Spiel nicht auf der Mitte der Bühne, sondern auf einer der Seiten derselben nach den Paraskenien hin, und zwar ausschließlich, Statt gehabt haben würde. — Die beiden lehterwähnten Bedenklichkeiten stehen freilich der Geppert'schen Ansicht über die Decoration an der Hinterwand der Bühne („Altgriech. Bühne“, S. 125 fl.) nicht entgegen; allein auch sie ist ohne Zweifel eine irrthümliche. Nach Geppert „waren offenbar drei Häuser mit drei verschiedenen Thüren abgebildet. Das mittellste gehört der Medea, das zur einen Seite dem Jason und der Kreusa, das zur andern dem Kreon.“ Also auch er findet sich zu der Annahme der „drei Thüren“ veranlaßt, ja er betrachtet die Medea als das einzige Stück, auf welches die Notiz des Pollux (IV, 124), daß die mittellste Thür stets der Aufenthalt des Protagonisten, die zur Rechten der des Deuteragonisten, die zur Linken der des Tritagonisten gewesen sei, wenigstens im Großen Anwendung finden könnte. „Medea würde als Protagonist die mittellste Thür, Jason als Deuteragonist die zur Rechten, Kreon als Tritagonist die zur Linken haben. Es stimmt sogar noch damit überein, daß der Deuteragonist, der zugleich den Boten geben konnte, in dieser Gestalt ebenfalls aus der Thür zur Rechten kam“ *). Ziehen wir

*) Hr Sch. hat es unterlassen, eine Andeutung über die Vertheilung der einzelnen Rollen unter die 3 Schauspieler zu geben.

nun aber die in dem Stücke selbst enthaltenen Indicien zu Rath, so ergibt es sich bald, daß an eine Darstellung von drei zu jenen drei Wohnungen führenden Thüren gar nicht zu denken ist, indem weder das Haus des Jason und der Kreusa, noch der Palast des Kreon an der Hinterwand der Bühne zu sehen war. Dies folgt in Betreff des *δῶμα νυμφικόν* schon aus der Stelle Vs 612 fl., wo Medea zu Jason sagt:

*χώρει· πόθω γὰρ τῆς νεοδημήτου κόρης
αἰρεῖ, χρονίζων δωμαίων ἐξώπιος.*

Denn wer möchte sich wohl dazu entschließen, d. ἐξ. mit Hn Sch. zu erklären: „aus dem Angesicht, außerhalb der Anschauung des (inneren) Hauses.“ Dazu halte man Vs 1129 fl. aus dem Berichte des Boten an Medea:

καὶ πρὶν ἐκ δόμων

*μακρὰν ἀπεινὰ πατέρα καὶ παῖδας σέθεν
λαβοῦσα πέπλους ποικίλους ἠμπύσχετο κ.,*
aus welcher Stelle folgt, daß die Wohnung der Kreusa der der Medea keinesweges nahe, geschweige denn in demselben Hause lag. Selbst der Umstand, daß dieser Bote als *ἄγγελος* bezeichnet wird, nicht aber als *ἐξάγγελος*, kann, beiläufig gesagt, gegen Hn Sch.'s Meinung, daß Medea und Kreusa in demselben Gebäude wohnen, angeführt werden. Ist es nun aber erwiesen, daß die Häuser des Jason und der Kreusa nicht sichtbar waren, so werden die Anhänger der Ansicht von den drei Thüren schon an sich eher geneigt sein, auch die zweite Thür und mit ihr die Wohnung des Kreon daranzugeben. Einen positiven Beleg dafür, daß diese nicht dargestellt war, bietet der Bericht des Boten von Vs 1108 an, wenn man nicht etwa annehmen will, daß die Dienerin, welche nach dem Hause des Kreon eilte (Vs 1149 fl.), durch

die Hinterthür hineingeschlüpft sei, und ebenso, daß Kreon selbst, der nach Vs 354 zunächst sich in seinen Palast begibt (vgl. Vs 273), als er diesen wiederum verließ (vgl. Vs 1176 fl.) auch die Hinterthür benutzte habe. Einen weitern Wahrscheinlichkeitsgrund werden wir gleich kennen lernen.

Hr Sch. fährt auf S. X fort: „Von den Seitenzugängen zur Bühne deutet der rechts von den Zuschauern die Straße vom Hafen Lechäum her, auf welcher Aegeus kam, an, und der links den Weg nach Kenchreä und zugleich nach Argos und Trözene, wohin er ging.“ Hier steht zuvörderst zu bemerken, daß die Parodos zur Rechten der Zuschauer zunächst als aus der Stadt Korinth und in dieselbe führend zu betrachten ist. Wer von dem Palaste des Kreon oder dem Hause des Jason und der Kreusa kam oder dahin abging, benutzte diesen Zugang. Durch welchen der beiden Seiteneingänge des Dionysischen Theaters zu Athen diejenigen auftraten, die in einem Stücke, welches zu Korinth spielt, als von Lechäum her kommend gedacht wurden, bedürfte wohl noch erst genauerer Untersuchung. Inzwischen hat es nach der bekannten Stelle des Pollux IV, 126, alle Wahrscheinlichkeit, daß die betreffenden Personen den Seitenzugang rechts benutzten; allein eben die Stelle kann mit gleichem Scheine für die Ansicht angeführt werden, daß derselbe Zugang auch für diejenigen diente, welche als nach Kenchreä abgehend galten. Woher weiß man nun aber, daß Aegeus von Delphi her über Lechäum gekommen war? Konnte er nicht auch den Landweg über den Isthmos eingeschlagen haben? In diesem Falle müßte man doch, allem Ermessen nach, annehmen, daß er von der Seite der Fremde her, also durch den Seitenzugang links, aufgetreten sei,

insofern er, als er zuerst auftritt, noch auf der Reise nach Korinth begriffen ist. Dies scheint nun, wenn man Medea's Frage in Vs 649:

πόθεν γῆς τῆσδ' ἐπιστρωγᾶ πέδον;
betrachtet, allerdings der Fall zu sein. Allein zieht man auch Vs 713 zu Rath, wo Aegeus sagt:

ἀναίτιος γὰρ καὶ ξένοισ ἐῖναι θέλω,
so wird man zu der Annahme gedrängt, daß Aegeus schon eine Weile zu Korinth zugebracht habe, und zwar als Gast des Kreon und etwa auch des Jason, und daß er, als er auf dem Platz vor dem Hause der Medea ankommt, eben auf der Weiterreise nach Trözene begriffen ist. Demnach tritt er allerdings auch von rechts her auf und geht passend nach der entgegengesetzten Richtung hin ab. Da die Wohnungen des Kreon und des Jason der Medea nicht vor Gesicht sind, braucht sie nichts davon zu wissen, daß Aegeus zunächst aus einer derselben kommt. (Ob sie es aber nicht doch wissen soll, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Stände das Gegentheil sicher, so könnte Jemand aus dem Umstande, daß Medea sich den von rechts her auftretenden Aegeus als aus der Fremde kommend denkt, geneigt sein, einen Beleg dafür zu entlehnen, daß auch in Dramen, die in Korinth spielen, wenigstens ein Theil derjenigen, welche aus der Fremde kamen, und zwar gewiß die, welche als zumeist zur See angelangt betrachtet wurden, auf der atheniensischen Bühne durch den Seitenzugang rechts erschienen).

Endlich meint Hr Sch. auf S. X: „An Verzierungen mit Bildsäulen und Altären, an denen Korinth reich war, wird es bei der Aufführung nicht gefehlt haben; gewiß sah man die Statuen des Zeus und Helios, der Gaa und Themis, die im Stücke häufig angerufen werden.“ Nach mei-

nem Dafürhalten ist nichts weniger gewiß, da sich selbst aus häufigen Anrufen keinesweges auf die Gegenwart der betreffenden Gottheit in einer Statue schließen läßt. In dem vorliegenden Falle läßt sich sogar das Gegentheil wahrscheinlich machen. Würde wohl Medea in Vs 729 zu Aegeus sagen: ὄμνυ πέδον γῆς, wenn die Γῆ in einer menschlich gebildeten Statue da war? Am ehesten würde ich, was die von Hrn Sch. genannten Götter betrifft, noch an eine Repräsentation des Helios denken, nicht weil er angerufen wird, sondern weil er der Großvater der Medea war, wie diese selbst einigemal hervorhebt. Paßt aber dazu, daß Medea Vs 747: ἡλίου φῶς anruft und der Chor Vs 147 αἶες, ὦ Ζεῦ καὶ γᾶ καὶ φῶς, Vs 1221 fl.: Ἰὼ γὰρ τε καὶ παμφαῆς ἀκτὶς ἀλίου, und Vs 1228: ὦ φάος διογενὲς sagt? Auch in Vs 735, wo Aegeus mit den Worten ὄμνυμι γαῖαν ἡλίου ἔ' ἀγνὸν σέβας

der Aufforderung der Medea, zu schwören, nachkommt, scheint mir σέβας von Hrn Sch. mit Unrecht an die Stelle des handschriftlichen φάος oder φῶς gesetzt zu sein (nach Porson), obgleich Medea in dem zum Theil schon oben angeführten Vers 729 den leibhaften Helios nennt, πατέρα ἑ' Ἡλιον πατρός. Hr Sch. hat auch in den obigen Stellen stets Γῆ, Ἥλιος drucken lassen (nur in Vs 147 nicht, aber gewiß nur aus Versehen nicht). Man halte das, wie man will. Die Schuld des Schwankens fällt nicht auf uns, die späten Erklärer, sondern auf den Euripides selbst zurück, der die wirkliche Erde und die wirkliche Sonne als die Gottheiten betrachtet. Auch dieser Umstand muß Bedenken gegen die Annahme von Statuen der Ge und des Helios erregen. — Sonst aber würde ich zunächst darauf verfallen, daß das

Bild der Hekate vor dem Hause der Medea aufgestellt gewesen sei, wenn nicht Medea selbst diese als *μυχοῖς ναίουσαν ἐστίας ἐμῆς* bezeichnete (Vs 395). So beweisen die Andeutungen im Stücke selbst nur, daß einige von den Gottheiten, in Betreff deren man Repräsentation durch Statuen vor dem Hause der Medea anzunehmen geneigt sein könnte, nicht berücksichtigt waren. Das Stillschweigen des Dichters hindert aber doch wohl nicht, den Agyieus vorauszusetzen, etwa auch den Hermes.

Indem wir uns jetzt anschicken, einen Theil der Behandlung des Textes in kritischer und exegetischer Beziehung durchzugehen, bemerken wir, daß wir nur die schwierigeren Stellen, rücksichtlich deren wir mit Hrn Sch. nicht übereinstimmen und eigene neue Ansichten vortragen zu können vermaßen, in Betracht ziehen werden.

Die oft besprochene Stelle Vs 106 ff. gibt Hr Sch. so:

*δῆλον δ' ἀρχῆς ἐξαιρόμενον
νέφος οἰμωγῆς ὡς τὰχ' ἀνάξει
μείζονι θυμῷ.*

„Die erhabene Klagewolke des Anfangs“ sei so viel als „Die Klagewolke, mit deren Erhebung sie (Medea) den Anfang gemacht hat“; zu *ἀνάξει* sei Medea Subject. Demnach wäre der Sinn, daß Medea bald mit größerer Leidenschaft wehklagen werde. Man erwartet aber den Gedanken, daß an die Stelle der Wehklage bald heftigerer Groll als früher treten werde. *Ἀρχῆς* ist ohne Zweifel verderbt, und nimmt man *ἀνάξει* auf, so wird auch *μείζονι θυμῷ* zu verändern sein. Ich schreibe: *δῆλον δ' ὀργῆς* (so schon K. W. F. Büchner) *ἐξ. v. οἰ., ὡς τ. ἀνάξει μείζονα θυμόν:* „Die Klagewolke, welche aus dem Zorn aufgestiegen ist, wird bald größere Leidenschaft zurückbrin-

gen. Vergl. das kurz vorher in Vs 98 fl. Gesagte:

μήτηρ

κινεῖ κραδίαν, κινεῖ δὲ χόλον.

Vs 134 sagt der vor dem Hause stehende Chor in Bezug auf die im Innern desselben klagende Medea:

ἐπ' ἀμφιπύλου γὰρ ἔσω μελάθρου γόον ἔκλυον.
 Hr Sch. bemerkt dazu: „Die einzige zulässige Auffassung der Worte ἐπ' ἀμφιπύλου ἔσω μελάθρου — gibt der Scholiast: ἐπὶ τοῦ ἀμφιπύλου οὔσα, τουτέστιν ἐπὶ τοῦ πυλῶνος, ἤκουσα φωνῆς (τῆς) ἔσω τοῦ μελάθρου. Aber starkes Bedenken dagegen erregt die Ungewöhnlichkeit des substantivischen Gebrauchs von ἀμφιπύλον und die zur Verbindung der Genitive hindrängende Wortfügung. Daher scheint ὑπ' ἀμφ. zu schreiben, wie bei Soph. Ant. 1248 ὑπὸ στέγης ἔσω πένθος οἰκεῖον στένειν.“ Diese Stelle paßt keineswegs vollkommen. Was dann das Schöne'sche Bedenken anbelangt, so ist der substantivische Gebrauch von ἀμφιπύλον doch wohl durch ἀμφίθυρον (Theocrit. Id. XIV, 42), ἀντίθυρον (Soph. El. 1433), πρόθυρον, πρόπυλον, δίπυλον u. dgl. zur Genüge gerechtfertigt, und wird sich Niemand durch die Wortfügung zur Verbindung der Genitive hindrängen lassen, der da gewahrt, daß dadurch der Gedanken leidet. Hr Sch. freilich sagt: „Seine erste allgemeine Angabe ἔκλυον φωνῶν steigernd, um den Eindruck wiederzugeben, den die Stärke des Geschreis auf ihn gemacht hat, fügt der Chor hinzu: obwohl dasselbe im Innern des doppelthorigen (also auch abgeschlossenen) Hauses ertöne, habe er es doch schon bei seinem Heranschreiten (?) vernommen.“ Aber wie kann man „doppelthorig“ in dem Sinne von „abgeschlossen“

fassen? Trägt es zu dem Verschluss eines Gebäudes mehr bei, wenn die Thür doppelte Flügel hat, als wenn sie einfach ist? Zudem hat es gar keine Wahrscheinlichkeit, daß der Pädagog, als er nach Vs 95 mit den Kindern der Medea in das Haus ging, die *αὔλειος θύρα* hinter sich zugeschlossen habe. Mag man *ἀμφίπυλον μέλαθρον* fassen als Haus mit einer zweiflügligen Eingangsthür, wie Hr Sch., oder als Haus mit einer Vorder- und einer Hinterthür, wie unter Anderen auch W. A. Becker im Charikles, Bd II, S. 101 der zw. Ausg., immer bleibt das Epitheton *ἀμφίπυλον*, das in dieser Verbindung eine besondere Bedeutsamkeit haben sollte, ein vollständig überflüssiges. Die Auffassungsweise der Stelle, welche sich in den Scholien findet, ist die einzig zulässige. Mit *τὸ ἀμφίπυλον* als Bezeichnung einer zweiflügligen Thür ist zunächst zusammenzustellen *τὸ ἀμφίθυρον* in der oben angeführten Stelle des Theokritos, wo, wie ich glaube, der Ausdruck *δι' ἀμφίθυρων* durch den Zusatz *καὶ δικλίδος* genauer erklärt wird.

Vs 158 läßt auch Hr Sch. die Medea mit den Handschriften sagen:

ὦ μεγάλα Θέμι καὶ πότνι' Ἄρτεμι.

Inzwischen hören wir durch die Amme in Vers 166 fl., daß Medea

ἐπιβοᾷται

Θέμιν εὐκταίαν Ζῆνά θ',

daß diese also die Themis und den Zeus anrufe; von der Anrufung der Artemis aber kein Wort. Wird man sich in Betreff der Nennung des Zeus durch Herrn Sch.'s Bemerkung beruhigt fühlen? „Zeus“, sagt derselbe, „obwohl nicht namentlich von der Medea angerufen, wird als in die Anrufung der Themis eingeschlossen betrachtet; denn er

ist der oberste Schirm alles Rechts und die Dike (Themis) daher seine Tochter“*). Ich meines- theils kann es nicht. Dagegen möchte ich keines- weges mit der Weglassung der Artemis durch die Amme zusammenstellen, daß der Chor den Zeus nicht besonders nennt, wenn er in Vs 206 fl. in Bezug auf die angeführten Worte von der Me- dea sagt:

*θεοκλυτεῖ δ' ἄδικα παθοῦσα
τὰν Ζηνὸς ὀρκίαν Θέμιν,*

auch abgesehen davon, daß es mir richtiger scheint, hier *Θέμιν* zu schreiben. (Man vgl. Aesch. Agam. 1406 Well.:

καὶ τήνδ' ἀκούεις ὀρκίων ἐμῶν Θέμιν,
und denke an den Zeus ὀρκίος, ὀρκῶν ταμίαια (Vs 167 fl.). Die Worte bedeuten: sie beruft sich, die betreffenden Götter anrufend, auf den Eid). Ich zweifle nicht, daß Vs 158 verderbt ist. Der Dichter, glaub' ich, hatte geschrieben:

ὦ μεγάλε Ζεῦ πότνια τ' ὦ Θέμι.

Nachdem ZEY in KAI und ΠΟΤΝΙΑΤΩΘΕΜΙ in ΠΟΤΝΙΑΡΤΕΜΙ übergegangen war, setzte man Θέμι ein, da aus den beiden angeführten späteren Stellen erhellt, daß Themis jedenfalls angerufen war, wobei denn natürlich *μεγάλε* in *μεγάλα* verändert werden mußte. ^τΩ *μεγάλε Ζεῦ* auch in Aeschylos' Septem Vs 824.

Vs 282 hat Hr Sch. die handschriftliche Lesart *οὐμβάλλεται δὲ πολλὰ τοῦδε δειμάτος* in dem Texte belassen, bemerkt jedoch, daß eine Corruptel anzunehmen sei, und will schreiben: *τῶδε δειμάτι*: „Vieles trägt bei zu dieser Besorgniß.“ Er fügt hinzu: „Der hierbei ge- brauchte Dativ, eigentlich für die Besorgniß, fin-

*) Mit welchem Rechte identificirt Hr Sch. die Themis mit der Dike?

det in der ursprünglichen Bedeutung von *συμβάλλεσθαι* bei steuern hinlängliche Begründung“. Ich zweifle auch ohne die Bedenken, welche ich gegen diese Erklärung hege, keinen Augenblick, daß *δείματος* in *δείγματα* zu verändern ist. „Es treffen aber viele Anzeigen dafür (nämlich für das in den vorhergehenden Worten *δέδοικά σε, μή μοί τι δράσης παιῶν ἀνήμεστον κακόν*) zusammen.“ Die *δείγματα* werden dann in den folgenden Versen einzeln aufgeführt.

Vs 331 sagt Kreon:

ἔρπ', ὦ ματαία, καί μ' ἀπάλλαξον πόνων.

Darauf erwiedert Medea:

πονοῦμεν ἡμεῖς κὺν πόνων κεχρήμεθα.

Hr Sch.: „Auf die Worte: „Nimm mir die Qualen ab“, antwortet Medea: „Ich dulde Qualen, nicht aber verlang' ich Qualen“, d. h. nicht aber gehe ich darauf aus, Qualen zu bereiten, beabsichtige also auch nicht die Qual zu verursachen.“ Wir halten es für augenfällig, daß diese Erklärung nicht zugelassen werden kann. Auch die anderen, welche bisher vorgebracht sind, passen nicht. Ohne Zweifel ist die Stelle verderbt. Ich glaube, daß der Dichter schrieb: *πόρον μὲν ἡμεῖς* u. s. w. Medea sagt: „Hülfsmittel bedarf ich und nicht Qualen (von deiner Seite). Vgl. Vs 339 fl. für das *πόρον κεχρήμεθα*, Vs 336 für das *οὐ πόνων κεχρήμεθα*.

Vers 382 steht im Texte *σοφοί*, während die Handschriften *σοφαί* geben, was durchaus paßt, da allein von Medea die Rede ist. Da Hr Sch. kein Wort über die Veränderung sagt, sollte man fast glauben, daß *σοφοί* auf einem Druckfehler beruht, der übrigens in dem Verzeichniß am Ende des Buches nicht angegeben ist.

Vs 573 fl. liest Hr Sch.:

ὡς καὶ σὺ μὲν νῦν εἰς ἔρι' εὐσχήμων φανεῖ
λέγειν τε δεινός· ἐν γὰρ ἔκτενεῖ σ' ἔπος.

Bulg.: σὺ μὴ νῦν — γένη. Es war zu schreiben:
ὡς καὶ σὺ. μὴ νῦν — γένη.

Vs 640 fl. nimmt Hr Sch. mit Recht Anstoß an dem Imperfectum ὥκτειρεν und vermuthet, daß der Dichter οἰκτιεῖ geschrieben habe. Das Wahrscheinlichste aber ist: οἰκτεροεῖ. Dieselbe Form auch bei Aeschylos Fragm. 210, Vs 6 Herm.

Vs 678 ist nach Wisshel's Conjectur geschrieben:
οὐ̄ που τετόλμηκ' ἔργον αἴσχιστον τόδε;
Sch glaube eher, daß in der handschriftlichen Lesart ἦ που steckt: μὴ που. Vgl. z. B. Aesch. Prom. Vs 249.

Vs 706 fl. läßt Hr Sch. die Vulgata:

οὕτω δ' ἔχει μοι· σοῦ μὲν ἐλθούσης χθόνα,
πειρώσομαι σου προξενεῖν δίκαιος ὢν
unangetastet. Aber χθόνα allein kann unmöglich geduldet werden. Aegeus mußte sein Land erwähnen. Also entweder: οὕτω δ' ἔχει σοι· μοῦ μὲν u. s. w., oder wahrscheinlicher: οὕτω δ' ἔχει· μὴν σοῦ μὲν κ.

Die schwierige Stelle Vs 717 ff. gibt Hr Sch. folgendermaßen:

πέποιθα· Πελίου δ' ἐχθρός ἐστὶ μοι δόμος
Κρέων τε, τούτοις δ', ὀρκίοισι μὲν ζυγείς,
ἄγουσιν οὐ̄ μεθεῖ' ἄν ἐν γαίας ἐμέ·
λόγοις δὲ συμβὰς μὴ θεῶν ἐνώμοτος,
φίλος γένοι' ἄν καπὶ κηρυκέματα,
οὐ̄δ' ἄν πίθοιο; τὰμὰ μὲν γὰρ ἀσθενῆ,
τοῖς δ' ὄλβος ἐστὶ καὶ δόμος τυραννικός.

Die Handschriften geben: καὶ θεῶν ἐνώμοτος und καπὶ κηρυκέμασιν oder καπικηρυκείμασιν οὐ̄κ ἄν πίθοιο. Daß μὴ für καὶ und daß καπὶ κηρυκέματα hat Hr Sch. auf Veranlassung der Scholien hergestellt, welche erklären: μὴ ὁμόσας

δὲ φίλος γένοιο αὐτοῖς und nur den Accusativ *καπικηρουκείματα* kennen. Der Sinn sei: „Durch Eidschwüre gebunden wirst Du mich den Forderungen nicht ausliefern: wenn Du aber (bloß) mit Worten zusagst, ohne dieselben eidlich zu versichern, wirst Du dann wohl Freund sein, d. h. treu bleiben selbst bis zu Heroldsbotschaften und nicht (diesen) nachgeben? — Ich habe Grund dieses zu fürchten — denn u.“ So passend die Herstellung von Vs 720 durch das für *καὶ* gesetzte *μὴ* ist, ebensowenig will uns die Behandlung der beiden nächstfolgenden Verse zusagen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß hier der Dichter schrieb: *καπικηρουκείμασιν* (oder *καπὶ κηρουκείματα*?) *οὗς ἂν πίτναιο* oder *οὗς ἄμπίτναιο*. Die Redensart *οὗς ἀναπεταννύναι* kommt öfters vor. Bei Aristophanes Eqq. 1347 steht in scherzhafter Redeweise: *τὰ ὦτ' ἐξεπιστάννυτο*. Selbst in Betreff des Vs 720 kann gezweifelt werden, ob Hr Sch. das Richtige gesehen habe. Ich meinestheils meine, daß hier zu lesen ist: *λ. δὲ σ. κατὰ θεῶν ἀνώμοτος*. Die Veränderung von *καὶ* in *κατὰ* ist als gar keine zu betrachten, und daß die Griechen auch *ὀμνύναι κατὰ τινος* sagten, von Demosthenes an bekannt.

Vs 759 ff. schreibt Hr Sch.:

*μολόντι δ' αὐτῷ μαλθακοῖς λέξω λόγους,
ὡς καὶ δοκεῖ μοι ταῦτα καὶ καλοῦς ἔχει
γάμους, τυράννων οὗς προδοῦς ἡμᾶς ἔχει.*
Die Handschriften geben in Vs 760: *καλῶς*. Ich glaube vielmehr, daß zu lesen ist: *καλῶς ἔχει ἔς γάμους τυράννων, οὗς u.*, „daß es schön steht in Bezug auf die Ehe u.“

Doch wir brechen hiemit ab, indem wir nur noch den Wunsch aussprechen, Herrn Sch. möge die gehörige Muße zur baldigen Fortsetzung seiner Arbeit nicht fehlen.

Friedrich Wieseler.

B e r l i n

Georg Reimer 1855. Ueber den Bau der Schleimpolypen von Dr. Theodor Billroth Assistent. a. d. K. chir. Klin. in Berlin. Mit 5 Kpftf. VI u. 36 S. in kl. Fol.

Die vorliegende Abhandlung stützt sich auf die anatomische und mikroskopische Untersuchung einer großen Anzahl von Polypen verschiedner Schleimhäute des menschlichen Körpers und liefert viele die Lehre vom Bau der betreffenden Geschwülste wesentlich fördernde Thatsachen. Die Untersuchungen sind mit Unbefangenheit und Geschick ange stellt und ihre Resultate mit Klarheit und Präci sion dargestellt, weshalb dieser Arbeit eine rühm liche Stelle unter den pathologisch = anatomischen Monographien anzuweisen ist. Dem Verf. stand zwar ein sehr reichliches Material zu Gebote, doch nicht in einem solchen Grade, daß er hätte etwas völlig Abgeschlossenes geben können, er begnügt sich daher auch vorzugsweise mit Mittheilung der Resultate seiner Beobachtungen und gibt nur am Schluß ein allgemeines Resumé, ohne sich aber übrigens in eine allgemeine dogmatische Darstel lung einzulassen. Unter Schleimpolypen versteht er solche, die aus einer hypertrophischen Wuche rung der Schleimhaut selbst hervorgegangen sind, und schließt somit alle anderen Arten: die fibrö sen, sarcomatösen, carcinomatösen zc. aus.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1855.

B e r l i n

Schluß der Anzeige: „Ueber den Bau der Schleim-
polypen von Dr. Theodor Billroth.“

Die Abhandlung beginnt mit den Nasen-
Schleimpolypen, der Verf. untersuchte von
denselben 20 mit der gewöhnlichen äußeren Be-
schaffenheit, sie saßen mit breiter Basis auf, so daß
sie „mehr das Gepräge von Schleimhautfalten,
als von gestielten Geschwülsten an sich tragen“
und hatten im Allgemeinen wesentlich dieselbe Tex-
tur. Ihre Grundsubstanz, d. h. Hauptmasse be-
stand aus einem „sehr feinen und kurz gefaserten
Gewebe, in welches viele Kerne von 0,01 Mm.
Dcm. eingestreut sind“; in manchen Fällen fan-
den sich traubige Drüsen in größerer oder gerin-
gerer Zahl mit cystenartigen Ausbuchtungen ihrer
Acini, den Ueberzug der Polypen bildete stets flim-
merndes Cylinderepithelium. Was nun zunächst
die Angaben über die Grundsubstanz betrifft, so
ist zu verwundern, daß der Verf. stets nur eine
kurz gefaserte mit Kernen durchsetzte Masse fand

und nur in einem Falle Bindegewebsfasern; ich habe in einer mindestens ebenso großen Zahl von Schleimpolypen der Nase niemals Bindegewebsfasern vermist, sie bilden stets ein sehr feines alveolares Gerüst, dessen Maschenräume mit völlig homogener, schleimreicher, in Wasser und Essigsäure sich rasch fadig-klumpig coagulirender, wasserheller oder gering milchig trüber Flüssigkeit ausgefüllt sind, in letzterer sind zahlreich blasse, runde, meist einkernige Zellen und nackte Kerne eingebettet, in den Maschen des Gerüsts verlaufen viele weite Capillaren. Diese Textur, hervorgegangen aus Infiltration und Ausdehnung der Maschenräume des normalen Bindegewebes der Schleimhaut mit der beschriebenen Masse, kann man aber nur dann sehen, wenn man mit äußerster Vorsicht feine Schnittchen mit der Scheere macht und sie mit einem sehr dünnen Deckgläschen bedeckt, ohne irgend einen anderen Zusatz unter das Mikroskop bringt. Schneidet man aber ein Stückchen aus, verzapft es im Wasser und bringt es dann unter das Mikroskop, so erhält man eine undeutlich fastrige, dunkle, mit Kernen durchsetzte Masse, weil beim Berzapfen die Flüssigkeit größtentheils aus den zarten Maschenräumen ausgepresst wird, das Maschengerüst daher zu einer plumpen Masse zusammenfällt, welches noch mehr durch die nicht ausgepresste, im Wasser trüb gewordene Flüssigkeit undeutlich gemacht wird. Wenn daher der Verf. weder in der normalen Schleimhaut (!), noch in den Polypen „deutlich ausgebildetes geschlängelt verlaufendes Bindegewebe“ gesehen hat, so liegt das wohl nur an der Methode der Behandlung der mikroskopischen Objecte; hinsichtlich der normalen Textur verweise ich außerdem auf Kölliker's mikrosk. Anatomie II. 2. p. 764. Ferner habe ich

stets das submucöse Zellgewebe an der Bildung der Polypen Theil nehmen sehen, ja in den meisten Fällen in so ausgezeichnete Weise, daß von ihm aus vorzugsweise die Polypenbildung ihre Entwicklung nahm. Das Maschengerüst von Bindegewebe zeigt ferner stets zahlreiche Bindegewebskörperchen, es kann zuweilen allmählig an Masse zunehmen, die Körperchen vermehren sich außerordentlich, bilden ein zusammenhängendes System, und endlich kann eine anfangs schleimige polypöse Wucherung der Schleimhaut in eine härtere, fibröse übergehen. Dieses ganze Verhalten der Hauptmasse der Schleimpolypen habe ich in den verschiedenen Auflagen meines Lehrbuchs und in meinem Handbuche der pathologischen Anatomie längst beschrieben.

Was die Angaben über die Drüsen in den Polypen betrifft, so kann ich nicht mit dem Verfasser übereinstimmen, wenn er die Drüsen, welche in den Polypen selbst sich finden, für Neubildungen hält, indem ich dieselben für die normalen Schleimhautdrüsen halte, welche allerdings meist ebenfalls an der hypertrophischen Wucherung Theil nehmen und dadurch Veränderungen ihrer Textur erleiden. Was zunächst das Vorkommen der Drüsen betrifft, so gibt der Verf. an, daß sie zuweilen zu fehlen scheinen, oder nur sehr spärlich vorkommen, in manchen Fällen aber „hauptsächlich die Substanz der Geschwulst ausmachen“; diese Angaben stimmen völlig mit meinen Beobachtungen überein. Die Form der Drüsen stimmt nach dem Verfasser nicht genau mit dem der normalen Drüsen der Schleimhaut überein, doch ist sie traubig, und nach der Beschreibung und den Abbildungen des Wfs besteht der Unterschied, wie mir scheint, wesentlich darin, daß sie in den Polypen langgestreckter sind

und verhältnißmäßig ärmer an Terminalbläschen; ihre feinere Textur stimmt mit der Norm überein, doch weicht hier der Verf. in seinen Angaben von den gewöhnlichen Annahmen sehr ab, indem er eine besondere Wand der Terminalbläschen ableugnet und dieselbe nur durch die Epithelien gebildet sein läßt. Ich habe die Drüsen nur selten in den Nasenpolypen vermist und ebenfalls Polypen gesehen, welche offenbar aus Vergrößerung der normalen Schleimdrüsen hervorgegangen waren, dann fand ich stets ihre Acini vermehrt und vergrößert, indem sich die Drüsenzellen in abnorm großer Menge gebildet und durch Aufnahme colloider Substanz zu großen Blasen umgebildet hatten; aus diesen Anfängen kann eine Umwandlung der ganzen Drüse oder einzelner Theile derselben in eine oder mehrere Cysten vor sich gehen, wie ich das in Polypen der Nasenschleimhaut und auch der Schleimhaut des Antrum Highmori beobachten konnte. Auch der Verf. sah, daß die nicht selten in Polypen vorkommenden Cysten durch Ausdehnung von Drüsenblasen hervorgingen und gibt eine Abbildung, an welcher deutlich zu sehen ist, daß die Cyste einen Anhang des Drüsencanals bildet. Merkwürdigerweise konnte der Verf. nie eine besondere Cystenwand darstellen, obgleich er die Innenfläche der Cyste mit Epithel ausgekleidet fand. Uebrigens kommen in Nasenpolypen auch mit Schleim gefüllte Cysten vor, die nicht aus Erweiterung und Entartung von Drüsenbläschen hervorgehen, sondern dadurch, daß sich an circumscripten Stellen die schleimige Flüssigkeit in solchen Massen anhäuft, daß die Maschen des Bindegewebes zu cystenartigen Wandungen auseinandergedrängt werden.

Was die Angabe betrifft, daß die Polypen stets

von flimmerndem Cylinderepithel bedeckt werden, so ist dieselbe für die große Mehrzahl der Fälle richtig, nur solche Polypen, welche von den vorderen Enden der unteren Muschel ausgehen und lange Zeit aus dem Nasenloche prominiren, zeigen kein Flimmerepithelium, sondern ein Pflasterepithelium, welches um so dicker und derber ist, je länger der Polyp vorlag, oft zeigen solche Polypen auch eine ziemlich derbe, fibröse Textur.

Außer diesen gewöhnlichen Schleimpolypen beschreibt der Verf. einen Fall von Polypen der Nasenschleimhaut mit papilloser Textur, es erhoben sich von der Schleimhaut fibröse Balken, die sich ästig vertheilten und endlich in mikroskopische mit Cylinder- und Pflasterepithel bedeckte Papillen ausliefen, weshalb die Polypen einen traubigen Bau hatten und aus unendlich vielen kleinen Beeren und Kügelchen zusammengesetzt erschienen, von denen sich zuweilen mehrere zu einem größeren Läppchen vereinigten. Die Polypen erfüllten die rechte Nasenhöhle, drangen von da später auch in die rechte Orbita und der Kranke starb nach der Operation in Folge einer acuten Meningitis. Die Polypen hatten eine weiche Consistenz, von der Schnittfläche ließ sich ein milchiger Saft abstreichen, welcher aus cylinder- und pflasterepithelartigen Zellen bestand; feine Schnitte zeigten ein fibröses, gefäßhaltiges, alveolares Balkenwerk, von welchem aus sowohl nach der Peripherie zu als in die Maschenräume des Balkenwerkes selbst Papillen sproßten, die aus einer Capillarschlinge und Epithelialüberzug bestanden. Der Verf. glaubt, daß das alveolare Gerüst so entstanden sei, daß viele Papillen mit ihren Spitzen unter einander verwachsen seien, wobei er sich jedoch entschieden dagegen verwahrt, damit ein allgemeines Geseß

aufstellen zu wollen und zugleich erklärt, daß diese Entwicklung nicht mit der Wiener Hohlkolbentheorie übereinstimme. Schließlich stellt der Verf. diese Polypen zu den Zottenkrebsen der Schleimhäute. Ein zweiter Polyp hatte im Allgemeinen die Beschaffenheit eines gewöhnlichen Schleimpolypen, zeigte aber an manchen Stellen der Oberfläche deutliche Beerchen; die mikroskopische Untersuchung ergab einen Ueberzug von Flimmerepithelium und eine Textur, die mit der des vorigen Polypen übereinstimmte, weshalb Verf. denselben für eine frühere Entwicklungsstufe des letzteren ansieht. Derartige polypöse wuchernde Geschwülste scheinen in der Schleimhaut der Nasen- und Oberkieferhöhle nicht selten vorzukommen, einen Fall beschreibt Wedl (Grundzüge der path. Hist. Wien 1854. p. 668 vom Verf. angezogen), Es march erwähnt ein weiches Carcinom des Antr. Highmori mit papillärem Typus (Virchow's Archiv VI, p. 56), einen Fall habe ich beschrieben (Illustr. med. Ztg. III, p. 123), außerdem habe ich mehrere Fälle aus unsrer Sammlung untersucht, in welchen theils von circumscribten Stellen der Schleimhaut einer Muschel aus, theils in diffuser Verbreitung polypenartige papilläre Wucherungen in die Nasenhöhle Statt finden, der eine Fall ist noch dadurch ausgezeichnet, daß das von Kölliker (Handbuch d. Gewebelehre S. 633. 636) zuerst beschriebene cavernöse Gewebe der Muscheln in hohem Grade entwickelt ist. In ihrem ersten Anfang stellen diese Geschwülste einfache papilläre Wucherungen der Schleimhaut dar, wie die Condylome papilläre Wucherungen der Haut, doch können sie wie der Fall des Bfs und der von mir beschriebene (s. o.) zeigen, auch einen destruirenden Charakter annehmen, indem nämlich die, anfangs als einfache

Stämme von der Schleimhaut aufsteigenden, Faserbalken, von denen die Papillen ausgehen, sich unter einander zu einem alveolaren Balkenwerk vereinigen, von welchem nun nicht allein nach der einen Seite hin, sondern nach allen Seiten zu wieder neue, Papillen ausschickende, Balken aufsteigen, die sich dann wieder unter einander vereinigen können u. s. f., wodurch nun eine völlige Entartung des Mutterbodens und die Wucherung der Geschwulst in unbegrenzter Ausdehnung nach allen Seiten ermöglicht ist. Daher zerstören sie dann allmählig die Knochen, greifen auch auf die Weichtheile der Orbita zc. über und bewirken so ausgedehnte Zerstörungen. Secundäre Verbreitung auf Lymphdrüsen und entfernte Organe des Körpers ist noch nicht beobachtet worden. Will man diese Geschwülste in der Reihe der übrigen aufstellen, so wird man wohl der Natur am wenigsten Gewalt anthun, wenn man sie destruirende Papillargeschwülste benennt; zu denselben würde man dann noch einen Theil der bisher zu den Epithelialkrebsen gestellten Papillargeschwülsten der Haut, der Schleimhaut, der Vaginalportion und vielleicht noch manche Arten der Rokitan'sky'schen Zottenkrebsen zu rechnen haben. Eine weitere Auseinandersetzung dieser Dinge würde hier zu weit führen, nur das sei hier noch erwähnt, daß auch die vorliegenden Beobachtungen des Wfs einen neuen Beweis liefern, wie papilläre Neubildungen vor sich gehen ohne Vermittelung des fabelhaften Hohlkolbens; mit Recht hebt der Verf. hervor, daß hier die peripherisch sprossende Schlingenbildung der Capillaren der primitive Vorgang bei der Papillenbildung ist, und wie hier, so verhält es sich auch in den meisten anderen Fällen, z. B. bei den zottigen Polypen

der Darm- und Blasenschleimhaut, bei Condylombildung, bei den eigentlichen Zottenkrebsen, wo von dem primären alveolaren Krebsgerüst papillöse Bildungen ausgehen, bei den papillären Wucherungen in Cysten 2c. Sind es nicht die Capillaren, so ist es das normale Bindegewebe, welches knospenartig auswächst, nie aber habe ich zuerst ein Hohlgebilde gesehen mit structurloser Wand und amorphem Inhalt, aus welchem sich Bindegewebe, Knorpel, Knochen, Krebs, Fett, Schilddrüse und wer weiß was noch bilden kann. Das Wahre und sehr Verdienstliche, welches der Hohlkolbentheorie zu Grunde liegt, ist das, daß bei vielen Neubildungen das knospenartige Auswachsen von normalem Bindegewebe und Capillaren eine Hauptrolle spielt, gerade das aber wird von dem Erfinder und den Vertretern dieser Theorie verkannt, indem sie dieses Auswachsen präexistirender Gebilde von einem mit zauberhafter Produktionskraft versehenen Udinge — dem Hohlkolben — ausgehen lassen.

Sehr interessant ist die Beschreibung eines anderen Polypen; die ganze Schleimhaut der Nase war zu einer Masse von weichen Falten und Blättern degenerirt, so daß die linke Nasenhöhle und Choane völlig dadurch verstopft war. Die Oberfläche dieser Blätter trug Flimmerepithelium, die Schnittfläche zeigte einen milchigen Saft, die Masse bestand aber aus Drüsenbläschen, welche durch continuirliche Ausstülpung der normalen Drüsenbläschen entstanden und mit in lebhafter Vermehrung durch Theilung begriffenen Zellen gefüllt waren. Wir haben hier also ein neues Beispiel von durch Wucherung des normalen Drüsengewebes entstehenden Geschwülsten, für welche Paget eine neue Klasse unter dem Namen Drüsenge-

schwülste aufstellte, es gehören hierher die Drüsen-
geschwülste der Mamma, des Hodens, der Pro-
stata, der Darmdrüsen, der Hautdrüsen.

Polypen der Oberkiefer- und Stirnhöhlen kamen dem Verf. nicht zur mikroskopischen Untersuchung, doch bildet er einen schönen Blasenpolypen aus dem Antr. Highmori aus Langenbecks Sammlung ab; ich habe ganz ähnliche, nur kleinere zu untersuchen Gelegenheit gehabt und mich überzeugt, daß sie aus ausgedehnten Drüsenbläschen hervorgehen (s. ob.), wie es auch Kölliker (Mikrosk. Anat. II. 2. p. 765) beobachtete. Nach Untersuchung einer Menge von Präparaten von Geschwülsten im Antrum Highmori kam Verf. zu der Ueberzeugung, „daß diese Geschwülste selten im Antrum ihren Ausgangspunkt haben, sondern meist vom Periost der Pars basilaris ossis occipitis oder des Keilbeinkörpers ausgehen, die hintere Wand der Oberkieferhöhle durch Druck zerstören und nun entweder unter dem Arcus zygomaticus oder mit Zerstörung der vorderen Wand im Gesicht zum Vorschein kommen. Fast ebenso oft gehen Geschwülste vom Periost der vorderen Wand des Antrum oder von dieser selbst aus, namentlich die Carcinome.“

Schleimpolypen in dem Kehlkopf und der Luftröhre kamen dem Verf. nicht zur Untersuchung, er gibt die Abbildung eines großen Polypen der Trachea einer Kuh.

Es folgt nun die Beschreibung eines Mastdarmpolypen, von einem 2 $\frac{1}{2}$ jährigen Knaben, er war herzförmig, weich, dunkel blaulich-roth, mit Schleim und einer dünnen Schicht von Pflaster-epithel bedeckt, gestielt. Seine Hauptmasse bestand aus normalen und durch Schlingelungen und blind-sackförmige Ausbuchtungen vergrößerten Darmdrü-

sen, zwischen denen sich ein sehr gefäßreiches fibröses Stroma fand. Verf. erwähnt dabei, daß H. Meckel drei gleiche Fälle beobachtet habe; einen ähnlichen Polypen habe ich früher gesehen, er wurde bei einem 3jährigen Knaben nach Unterbindung des sehr langen Stieles entfernt, hatte die Größe einer halben Wallnuß und bestand vorzugsweise aus sehr weiten, aber nicht ausgebucheten, cylinderförmigen Drüsen, welche mit eiterartiger Masse gefüllt waren, das fibröse Stroma war äußerst gefäßreich und mit Extravasaten durchsetzt. Vor einigen Tagen exstirpirte Prof. Baum bei einem 18jährigen Mädchen 5—6 haselnuß- und einen hühnereigroßen Mastdarmpolypen von demselben Bau; hier fand ich aber die Drüsen vielfach ausgebuchtet, fast traubig, dann einzelne cystenartig ausgedehnt, ja bis zu hanfkorngroßen Bälgen sich abschließend, von deren Wänden neue Drüsen sich ausstülpten. Der Verf. theilt ferner einen Fall von massenhafter hypertrophischer Faltenbildung der Schleimhaut des Rectum mit, durch welche Stenose des Mastdarms bewirkt wurde.

Von den bekannten Carunkeln der weiblichen Harnröhre untersuchte der Verf. 3 Exemplare, sie hatten einen groblappigen Bau, bestanden aus Bindegewebe und Gefäßen, welche peripherisch Papillen ausschickten, die mit einem gemischten Epithelium bedeckt waren, auch fanden sich darin einzelne Schleimdrüsen. Es geht hieraus hervor, daß diese Geschwülste aus hypertrophisch gewucherter Schleimhaut bestehen.

Von den Schleimpolypen des Uterus trennt der Verf. zunächst die Ovula Nabothi, welche eine solche Größe erreichen, daß sie mit der Schleimhaut polypenartig prominiren, indem er sie zu den Cystenbildungen rechnet, welche aus Ausdehnungen

normaler Follikel hervorgehen. Die kleinen, gestielten, weichen, blauröthen Polypen des Cervix bestehen aus gefäßreichem Bindegewebe mit peripherischen Papillen und gemischtem Epithelium und sind wesentlich abnorme Vergrößerungen der *Arbor vitae*. Ferner untersuchte der Verf. einen Polypen der Schleimhaut des Cervix mit deutlich blättrig lappigem Bau; sie bestand aus einem alveolaren Gerüst mit vielfacher peripherischer papillarer Sprossung, und hatte einen Ueberzug von Cylinderepithelium. Verf. beschreibt dann noch einen walnußgroßen Blasenpolypen des *fundus uteri* und erwähnt die telangiectasischen fibrösen Polypen des *fundus*.

In einem Anhange beschreibt der Verf. endlich einige *Dhrpolypen*, zwei derselben waren weich, hatten ein granulationsartiges Ansehen, peripherische Papillen waren mit Flimmerepithelium bedeckt (bekanntlich zuerst von Baum gesehen und beschrieben) und bestanden aus sehr gefäßreichem Schleimgewebe; drei andere hatten eine kolbige Form, Papillen, Pflasterepithelialüberzug und bestanden aus reifem Bindegewebe und Schleimgewebe; ein anderer Polyp hatte kolbige Form, Flimmerepithelium, Papillen und bestand aus festem Bindegewebe mit Gefäßen, hie und da zeigten sich cystenartige, mit Cylinderepithelium ausgekleidete Hohlräume, deren Bildungsweise sich der Verf. nicht zu erklären weiß. In einem Schlußwort „über die Stellung der Schleimpolypen in der Reihe der Geschwülste“ spricht sich der Verf. dahin aus, daß sie als Hypertrophie der Schleimhaut anzusehen seien, womit wir vollständig übereinstimmen. Zur Erläuterung seiner Beschreibung gibt der Verf. auf 5 Tafeln Zeichnungen vieler der untersuchten Polypen in natürlicher Größe

und ihrer mikroskopischen Textur, die letzteren geben theils die einzelnen histologischen Elemente, theils größere Partien nach feinen Schnittchen erhärteter in Essigsäure gekochter Stücken. Diese Zeichnungen größerer Partien sind außerordentlich instructiv, wenn sie auch sehr skizzenhaft gehalten und überhaupt in künstlerischer Hinsicht sehr unvollkommen sind. Uebrigens ist die äußere Ausstattung des vorliegenden Werkes sehr schön und dient dazu, den gediegenen Inhalt desselben noch mehr zu empfehlen.

Förster.

W i e n

Gedruckt bei Ferd. Ulrich. Oesterreichisches Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann auf das Jahr 1855. Herausgegeben von Johann Baptist Karl Kraus, k. k. Münz- und Bergwesens-Hofbuchhaltungs-Rechnungsrath. Fünfter Jahrgang. VI und 497 S. in Octav. Mit einem Portraite.

Der vorliegende Jahrgang des österreichischen Jahrbuches für den Berg- und Hüttenmann steht den früheren Jahrgängen an Reichhaltigkeit des Inhaltes nicht nach, welches um so mehr Anerkennung verdient, da der Herausgeber, zufolge des Vorwortes, mit mannichfaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ihn auch nöthigten, den Selbstverlag des Jahrbuches wieder zu übernehmen. Zur besonderen Zierde gereicht diesem Jahrgange das wohl getroffene lithographirte Bild des berühmten k. k. Ministerialrathes Ritters von Rußegger.

Der Inhalt zerfällt in fünf Abtheilungen. Die erste derselben, welche Abhandlungen enthält, liefert zwei vorzügliche Beiträge. Die erste sehr

nützliche Abhandlung, die den k. k. Bergrath Franz Ritter von Schwind zum Verfasser hat, betrifft die Michtung und Wägung der Gebläseluft. Es wird darin das Michtmaß beschrieben und eine Anweisung zum Gebrauche desselben ertheilt. Angehängt sind verschiedene, darauf sich beziehende Tafeln. Die zweite Abhandlung liefert eine ausführliche Nachricht von der k. k. innernberger Hauptgewerkschaft und ihrem Eisenwerks-Betriebe in Steiermark bis zum Jahre 1853. Sie ist bis zum Jahre 1843 von dem k. k. Gubernialrath und jubil. Eisenw. Director Franz Ritter von Ferro verfaßt, und bis zum Jahre 1853 von dem k. k. Bergrath J. S. Raisz fortgeführt. Der erste Abschnitt enthält die Geschichte der k. k. innernberger Hauptgewerkschaft. Im Jahre 712 soll der Bergbau in dem Erzberge bei Eisenerz seinen Anfang genommen haben. Im zweiten Abschnitte wird der hauptgewerkschaftliche Eisensteinbergbau am Erzberge beschrieben. Die Erzgewinnung beträgt seit mehreren Jahren 900,000 Centner und darüber. Der dritte Abschnitt liefert Nachrichten von dem Hochofenbetriebe in Eisenerz und Hieslau. Im Jahre 1625, zur Zeit der Errichtung der Hauptgewerkschaft, bestanden in Eisenerz 19 sogenannte Stucköfen von 12 — 15 Fuß Höhe. Im Jahre 1760 wurden die damals in Kärnthten üblichen Flossöfen eingeführt. Die dadurch erlangte Kohlenersparung wurde durch Erhöhung der Flossöfen, die allmählig eine Höhe von 25 Fuß erreichten, noch mehr befördert. Statt der 19 Stucköfen waren zu Anfange dieses Jahrhunderts 6 Flossöfen zu Eisenerz im Betriebe. Die bei der Erhöhung der Flossöfen erreichten Vortheile veranlaßten deren Umbau zu Hochofen. Die jährliche Roheisenerzeugung der

Hauptgewerkschaft hat i. J. 1853 die Höhe von 349,844 Centner erreicht, wovon 93159 Centner zu weichem Eisen und Stahl verarbeitet und 237,530 Centner an Private verkauft worden. Der vierte Abschnitt handelt von dem Hammerbetriebe. Seit dem Jahre 1836 wird in Eisenerz auch Gußstahl, sowohl schweißbarer, als auch unschweißbarer erzeugt. Zum hartesten Gußstahl mit dem Zeichen „hart, hart“, werden zu der aus 32 Pfund bestehenden Einwage eines Schmelztiegels genommen:

an Rohstahl	16 Pfund
an Gärbstahlabfällen	6 "
an Abfällen von hartem Gußstahl	7 "
an Abfällen von weichem Gußstahl	3 "
	<hr/>
	32 Pfund.

Zum Gußstahl mit dem Zeichen „hart, schweißbar“, werden genommen:

an Rohstahl	14 Pfund
an Gärbstahlabfällen	8 "
an Abfällen von weichem Gußstahl	10 "
	<hr/>
	32 Pfund.

Zu dem mit „weich, schweißbar“, bezeichneten eisenerzer Gußstahl werden genommen:

an Rohstahl	23 Pfund
an Nageleisen	9 "
	<hr/>
	32 Pfund.

Der fünfte Abschnitt ist der Waldwirthschaft gewidmet.

Die zweite Abtheilung des Jahrbuches enthält Allerhöchste Patente, Ministerialerlässe und Verordnungen, die auf das Bergwesen Bezug nehmen. Das wichtigste Actenstück ist das kaiserliche Patent vom 23. Mai 1854, womit für den ganzen Umfang der Monarchie ein allgemei-

nes Berggesetz erlassen worden, welches sich zugleich abgedruckt findet. Diesem Gesetze gemäß gehören im österreichischen Kaiserstaate zum Bergregale alle Mineralien, welche wegen ihres Gehaltes an Metallen, Schwefel, Alaun, Vitriol oder Kochsalz benüßbar sind, ferner die Zementwässer, Graphit und Erdharze, endlich alle Arten von Schwarz- und Braunkohle. Die Auffuchung oder Gewinnung von solchen „vorbehaltenen“ Mineralien, darf nur nach erlangter Berechtigung in Angriff genommen werden. Diese Berechtigungen sind entweder Zuweisungen von Schurfgebieten, oder Verleihungen von Bergwerksmaassen und Bergwerks-Concessionen. Zur Ertheilung solcher Berechtigungen und zur Führung der Aufsicht über den gesetzmäßigen Betrieb des Bergbaues, sind die Bergbehörden bestellt.

Die dritte Abtheilung enthält Beschreibungen. Von besonderem Interesse ist eine Nachricht über die Bleiberger Bleischmelzmanipulation von Josef Bauer, k. k. Bergverwalter zu Bleiberg. Nachdem hier früher bekanntlich ausschließlich Flammöfen angewandt worden, hat man seit 1844 Versuche mit dem nordamerikanischen Gebläse- oder sog. Kosteöfen angestellt. Als allgemeines Resultat hat sich ergeben: daß für reine Kernschlieche die Kosteöfen, und für Schlamm-schlieche und blendige, die Flammöfen vorzuziehen sind.

Die vierte Abtheilung enthält Notizen. Von vorzüglichem Werthe sind die von dem Herausgeber nach authentischen Quellen zusammengestellten, statistischen Notizen. Ueber eine besondere Art des Vorkommens von reiner Kieselerde als Hochofenproduct ist von Quirin Neumann eine Nachricht mitgetheilt. Im Frühjahr 1854

wurde bei dem Hochofen Ferdinandschütte zu Hol-
 laubkau in Böhmen an dem Lehmbeschlage der
 großen Gußeisenpfannen nach erfolgtem Ausleeren
 derselben eine Menge kugelig und traubenförmiger,
 blendend weißer seidenglänzender Ansätze ge-
 funden, welche in reiner Kieselerde bestanden. Die
 Gußeisenpfannen dienen dort beim Abguss großer
 und schwerer Stücke zum Ansammeln des Gußeisens
 aus dem Hochofen und Cupolofen zugleich,
 und fassen 30 Centner Eisen. Vor dem Gebrauche
 werden dieselben mit einem 1 Zoll starken Lehm-
 beschlage versehen, und dieser nur oberflächlich ge-
 trocknet, worauf das Anfüllen mit flüssigem Gußeisen
 erfolgt, wozu eine halbe Stunde erforderlich
 ist. Nach der Meinung des Vfs entstanden die
 Ansätze von reiner Kieselerde durch Drydation des
 in dem Roheisen enthaltenen Siliciums, unter
 Einwirkung der aus dem feuchten Lehmbeschlage
 entweichenden Wasserdämpfe. Zufolge einer Un-
 tersuchung des Hrn Neumann beträgt der Si-
 liciumgehalt in jenem Roheisen 2,5 Proc. Der
 k. k. Bergrath und Professor Otto Freiherr
 von Hingenu hat einen Aufsatz mitgetheilt,
 der überschrieben ist: Plinius über den Bergbau
 seiner Zeit, in welchem sich indessen keine neue
 Aufschlüsse finden.

Unter der fünften Nummer befindet sich ein
 Anhang mit einigen bergmännischen Gedichten.

H.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 22. October 1855.

H a m b u r g

Agentur des Rauhen Hauses 1853. Erster Bericht über die Wirksamkeit des Centralausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche von 1849—1852. 100 S. in Octav.

Ebenda selbst 1854: Historische Studien über den Einfluß der christlichen Barmherzigkeit in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche von Etienne Chastel, Professor in Genf. Aus dem Französisch. übersetzt von ***, mit einem Vorwort von J. H. Wichern, Doctor der heil. Schrift. XXVIII und 272 S. in Octav.

Ebenda selbst 1855: Blicke in das Arbeitsfeld der innern Mission während der Jahre 1853 und 1854. 122 S. in Octav.

B e r l i n

Berlag von Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung) 1855. Die evangelische Diaspora der preussischen Monarchie und die neuesten Arbeiten in ihr. Nach amtlichen Quellen dargestellt von

H. Rendtroff, Secretair des Central-Ausschusses für innere Mission und vormaligem Pastor auf Arnis im Herzogthum Schleswig. IV u. 202 S. in Octav.

Die Wissenschaft hat dem Leben gegenüber eine doppelte Aufgabe. Entweder liegt ihr ob das Werk des Sichtens und Ordnen's; in den manichfachen gehäuften Thätigkeiten des Lebens, wie sie sich tagtäglich an einander reihen, das ihnen allen Gemeinsame, sowie die unterscheidenden Merkmale der einzelnen Lebensäußerungen, aufzuweisen. Oder es wird von ihr gefordert den verschiedenen Kräften des Lebens, die in ihrer Wirksamkeit nach außen das innere Leben bezeugen, ihre Bahnen vorzuzeichnen, auf welchen sie sich zu bewegen haben, und zu gedeihlicher Entwicklung zu gelangen und das allen gemeinsame Ziel zu erreichen. In Erfüllung der letzteren Aufgabe schreitet die Wissenschaft der praktischen Lebensthätigkeit voran, bricht derselben durch das Gewirre und Gewoge der verschiedenartigsten anscheinend einander beschränkenden, hemmenden oder gar ertödtenden Arbeiten freie Bahn, lehrt das Gesunde vom Ungesunden, das Wahre vom Falschen, das Nützliche vom Werthlosen scheiden, jenes festhalten, dieses beseitigen und leitet so die in Werken sich manifestirende geistige Thätigkeit in die rechten Kanäle, welche alle in dem Einen großen Bassin zusammenströmen, dem Leben selbst, wo der Schlamm zu Boden sinkt, über den das reine geläuterte Wasser hinsießt. In Erfüllung der zuerst ange deuteten Aufgabe dagegen folgt die Wissenschaft dem Leben und seinen Thätigkeiten und übernimmt es da, wo letztere in gewissen Zeitperioden als an einander gereihete Thatsachen vorliegen, und weil sie jener anderen Arbeit der Wissenschaft —

des Bahnbrechens — entbehrt haben, in eine gewisse Stagnation gerathen sind, sie zu sichten, zu ordnen, für die Erkenntniß zu gruppiren. Dadurch kommen diese Thätigkeiten, die sich des Einflusses der Wissenschaft nicht entziehen können, wieder intfluß und ergießen sich in neuen Strömungen weiter. Beide Aufgaben löst aber die Wissenschaft nicht gesondert, vielmehr mit und durch einander, daher sie zugleich den neuen Lebensströmungen ein neues Bette gräbt, in welches sie sich ergießen können, und den ins Stocken gerathenen bis zu ihrer Quelle nachgeht, um von dort aus den Lauf, den sie genommen haben, zu ergründen und nachzuweisen, wie die verstopften Kanäle wieder geöffnet werden müssen. So macht sich die Wissenschaft dem Leben nach beiden Seiten hin unentbehrlich und je mehr sich dieses von ihr regieren und leiten läßt, desto mehr verliert es seinen animalischen, bloß instinctiven Charakter und nimmt das Gepräge eines vernünftigen Lebens an, ohne welches es keine, das Heil des Ganzen fördernde Thätigkeit auszuüben vermag.

Eine eigenthümliche Seite des vernünftigen Lebens ist das Glaubensleben. Die heidnische Wissenschaft — wir denken zunächst an die Philosophie — der Griechen und Römer konnte schon darum diesem Leben keine Beachtung schenken, weil bei ihnen diese Seite desselben nicht hervortrat, obwohl sie als der letzte Rückhalt, wenn auch tief verschleiert, im Hintergrunde alles ihres Philosophirens dastand. Die heidnische Philosophie — daskehrbild der christlichen Philosophie, der Philosophie des Glaubens — erkannte deshalb nur die Einsicht, das Erkennen, das Wissen als das Höchste, als das Ziel aller vernünftigen Lebens-thätigkeiten, und im Ringen nach der vollkommen-

sten Einsicht, dem reinen Wissen, gewährte sie ihren vornehmsten Trägern wenigstens, die sittliche Kraft, selbst die größte Furcht alles Lebendigen, die Furcht vor dem Tode zu überwinden. In letzter Spitze aber machte das Erkennen der heidnischen Philosophie Bankerutt, es verlief in ein mehr oder weniger deutliches Ahnen oder in ein nicht auf Vernunftgründen beruhendes Bewußtwerden der Wahrheit selbst. Hier brach sie jede weitere Untersuchung ab, weil sie fühlen mochte, es werde ihr doch nicht gelingen, sie zu Ende zu führen.

In der christlichen Philosophie ist jenes Bewußtwerden oder vielmehr Bewußtgewordensein, das Ueberzeugtsein von der Wahrheit, der Glaube, der Ausgangspunkt, und sein Inhalt geoffenbarter Wahrheiten der Gegenstand aller Speculation, deren einzig werthes und würdiges Object. Und wie der Glaube einerseits sich von allem vernünftigen Wissen dadurch unterscheidet, daß er seine Stützen, nicht wie dieses, in irgend welchen logischen Formeln oder metaphysischen Erkenntnissen sucht, sondern daß er auf der Wahrheit selbst, d. h. auf der lebendigen, geistig fortwirkenden Persönlichkeit seines Objectes, des Sohnes Gottes beruht, der die Wahrheit, das Leben und der Weg, zu beiden zu gelangen, selber ist; so ist andererseits die christliche Philosophie auch nicht bloß eine Fortführung und Perfection der heidnischen, sondern eine durchaus neue, welche jene hinter sich läßt und auf einer neuen positiven (d. h. geoffenbarten) Grundlage ein neues System aufzuführen bestrebt ist, welches selber sich als eine reiche, nie versiegende Quelle geistigen Lebens darstellt. Die verschiedenen philosophischen Systeme seit Christo gehen im Grunde nur darin aus einander, daß

die einen ein mit christlichem Glauben erfülltes Wissen anstreben, die andern den Inhalt des christlichen Glaubens selbst speculativ darzulegen versuchen. Das Erstere thaten die Scholastiker, das Andere die Mystiker. Die moderne Philosophie hat den erstgenannten Weg bis zu seinem äußersten Ziel, zur reinen Negation, durchlaufen. Als sie an dieser Grenze angekommen war, fühlte sie sich erschöpft und warf sich auf das „praktische Leben, wo sie alles Bestehende aufzulösen, zu zerstören bemüht war; sie konnte nicht anders. Gerade in diesem Moment aber erwachte der Trieb den zweitgenannten Weg der Speculation wieder einzuschlagen, doch ohne jene Selbstgenügsamkeit der Mystiker, im Abstracten zu verharren, sondern mit der frischen, vom lebendigen Glauben ausgehenden Kraft in das Leben einzugreifen, und den gesammten Inhalt des Glaubens in Thätigkeiten umzusetzen und in Thaten zu realisiren.

Auf diesem Standpunkte im Gebiete des Geistes stehen die vier in der Ueberschrift genannten Schriften, deren gemeinschaftliche Anzeige deshalb gerechtfertigt erscheint. Sie ist es aber darum noch um so mehr, als diese Schriften einander theilweise ergänzen, indem die zweite dasjenige aus den ersten 6 Jahrhunderten der christlichen Kirche uns vorführt, dessen gegenwärtigen Stand und Betrieb uns die erste und zweite auseinandersetzen; dagegen die vierte auf ein einzelnes Object christlicher Barmherzigkeit hinweist, es historisch schildert, wie es im Laufe der Zeit innerhalb der Grenzen eines der größten deutschen Staaten geworden ist. Es ist die innere Mission, d. h. die praktisch gewordene, in Werken christlicher Liebe sich bethätigende christliche Speculation, von welcher diese Schriften handeln: eine Aufgabe unse-

rer Lage, zu deren Lösung jeder Getaufte mitzuwirken sich berufen fühlen muß, weil nur so eine Heilung der ungeheuren Schäden unserer sittlichen und socialen Zustände mit Sicherheit erwartet werden kann. Während alle nur Humanitätsbestrebungen den Charakter alles rein Menschlichen, nämlich den Keim des Unterganges, des Todes in sich tragen, beruht das Werk der innern Mission auf dem lebendigen Glauben an den ewigen Sohn Gottes und hat darum an seiner, sowohl Welt wie Tod überwindenden Gotteskraft, wie an seinem göttlichen Leben überhaupt Theil. In der Kirche des Herrn hat es daher zu keiner Zeit geruht.

Ueber die Leistungen des Verfs der historischen Studien zc. hat sich bereits eine urtheilsfähigere Stimme, als die unsrige, im 87. und 88. Stück d. Bl. von diesem Jahre S. 862—874 im Ganzen sehr anerkennend ausgesprochen, worauf wir daher verweisen. Nur dies Eine sei uns hervorzuheben erlaubt, um so mehr als wir es in der eben erwähnten Anzeige der historischen Studien u. s. w. nicht angedeutet finden: das Urtheil Chastel's nämlich über die bekannte That Constantins des Großen, durch welche dieser Kaiser, „dem sicherlich der politische Scharfblick nicht fehlte, ohne Gefahr, ja mit Vortheil sein Reich mit der Kirche vereinigte.“ Es geschah dies in dem Augenblick, wo „der Druck der weltlichen Zustände so groß war, daß aller Vortheil sich auf Seiten der Religion befand, welche die Wohlthätigkeit predigte und übte“, daher mit Recht der Verf. der historischen Studien zc. dieses Ereigniß zu den „Triumphen“ zählt, welche „der Kirche durch ihre barmherzige Liebe bereitet wurden“ (S. 69). In neuerer und neuester Zeit ist man von mancher

Seite her bemüht gewesen, die Bedeutung und den Werth dieses Ereignisses herabzusetzen, es selbst in ein weniger günstiges Licht treten zu lassen und darin die erste Ursache des nachherigen Verfalls der Kirche zu erkennen. Wir lassen es dahin gestellt, ob Constantin, den die dankbare Kirche den Großen genannt hat (Hase, Kirchengeschichte 1836, S. 120), „ganz im Geiste seiner Zeit handelte, als er dem neuen Glauben huldigte und ihn zur Staatsreligion machte“ (so Schlosser, Weltgeschichte für das deutsche Volk Bd 4. S. 467), oder ob er es nur aus Politik that oder endlich aus aufrichtiger Hinneigung zum Christenthum — darüber läßt sich streiten. Aber wir müssen es entschieden in Abrede stellen, daß von dieser durch Constantin angebahnten Verbindung zwischen Staat und Kirche der Verfall der letzteren datirt. Die Schäden, denen die Kirche nachmals erlag, und die zu leugnen uns nicht in den Sinn kommt, hatten nicht ihren Grund in jener Verbindung selbst, sondern in dem Mißbrauch derselben. Die Verbindung war vielmehr eine ebenso naturgemäße, als von Gott gewollte, daher in der Theokratie des alten Bundes vorgebildete, und die Forderung, der wir heutzutage so oft begegnen, die Verbindung zwischen Staat und Kirche principiell wieder zu lösen, ist entschieden verwerflich und würde, ginge sie in Erfüllung, nur zum Nachtheil beider ausschlagen. Aus einer Verbindung zweier Factoren ist nur für die Selbständigkeit desjenigen Nachtheil zu besorgen, dem es an innerlicher Machtfülle und den Mitteln zur Entfaltung solcher Macht gebricht. Die Kirche des Herrn litt weder damals, noch leidet sie überhaupt an dieser Schwäche. Dagegen besitzt sie eine göttliche Kraft nicht bloß ihre eignen, sondern auch die

Schäden des andern Factors, der sich ihr verbunden hat, des Staates, in segensreicher Weise zu heilen. Der menschliche Egoismus strebt nach Vereinzelnung — dem Zerrbild krasterfüllter Selbstständigkeit; was von oben stammt, einigt auch das scheinbar einander Widerstreitende und Widerstrebende. Das wahre ewige Ziel alles Lebens und Strebens ist nicht Sonderung, vielmehr Einigung und deren reife Frucht: Einheit.

Nachdem Constantin die christliche Kirche zur Staatskirche erhoben, trat sie in eine neue Existenzform ein, durch welche sie äußerlich eine festere, ihren irdischen Erscheinungsverhältnissen angemessene Gestalt gewann, innerlich aber vor Stillstand und Rückschritt bewahrt blieb, weil sie in einen Kampf geführt wurde mit der Welt, aus welchem sie, ihres Sieges gewiß, geläutert, gefestigt, gekräftigt hervorgehen mußte. Das menschliche Elend in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit, wie es zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der heidnischen Welt vorlag, als nothwendige, damals überreife Frucht des Heidenthums, konnte nicht anders denn nur durch den heilenden Einfluß der Kirche beseitigt werden. Dazu war ihre Verbindung mit dem Staate unerläßliches Erforderniß. „Es ist offenbar“, sagt der Verf. der historischen Studien, „weil Rom seit seinem Entstehen die wahren und erlaubten Mittel des Reichthums verachtet, die freie Arbeit entmuthigt und unterdrückt, und Handel und Industrie, ja den Ackerbau, dem Kriege und der Eroberung aufgeopfert hatte; weil es in der Ungerechtigkeit und in der Gewalt die Mittel seiner Wohlfahrt und Größe gesucht hatte: darum verfiel es am Ende dem Uebermaß von Elend.“

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. 171. Stück.

Den 25. October 1855.

Hamburg, Berlin

Schluß der Anzeigen: „Erster Bericht über die Wirksamkeit des Centralausschusses für die innere Mission zc., Historische Studien über den Einfluß der christlichen Barmherzigkeit zc. von G. Chastel, Blicke in das Arbeitsfeld der innern Mission zc., Die evangel. Diaspora zc. von H. Rendtorff.“

Das römische Reich war seit so vielen Jahrhunderten in diesen verhängnißvollen Sturz hineingerissen, und es war unmöglich, ihn aufzuhalten. Sein Fall stand bevor. Für sein Uebel gab es kein Heilmittel. Man konnte es nur mildern und seinen vollen Ausbruch noch auf kurze Zeit zurückhalten. Weiter konnte man nichts thun.“ Die Kirche allein besaß die für solchen tief eingerissenen Schaden erforderlichen Heilmittel: Schutz der Schwachen gegen die Bedrückungen der Mächtigen, der Armen gegen die Quälereien der Reichen und Wiedereinsetzung der Arbeit in ihre verlorene Würde, als ein von Gott geordnetes Ehren-Vorrecht der Menschen. Indem sie diese bei-

den Heilmittel, nachdem sie im Staate formell zur Herrschaft gelangt war, zur Anwendung brachte, entfaltete sie die gesammte ihr innewohnende Machtfülle göttlicher Liebe, indem sie sich zuerst der Unterdrückten und der Armen annahm, alsdann eine Neugeburt der Wohlthätigkeit herbeiführte, die Armenpflege regelte und ordnete und so nach und nach zur Gründung christlicher Liebesdenkmale (Hospitien, Hospitäler 2c.) fortschritt, welche alle Jahrhunderte überdauert haben und überdauern werden; bis es ihr gelang, die Mithülfe des Staates für ihre Liebesthätigkeit zu gewinnen. Diesen Entwicklungsgang, den Staat und Kirche in Verbindung mit einander genommen haben, belegt der Verf. der historischen Studien 2c. durch sorgfältig gesammelte zahlreiche Thatsachen, worüber Weiteres in der mehrerwähnten Anzeige S. 870 ff. d. Bl. nachzusehen.

Mit den Verirrungen, in welche die Kirche gerieth, nachdem sie eine exclusiv römische und eine exclusiv griechische geworden, gingen auch die Verirrungen Hand in Hand, in welche die christliche Liebesthätigkeit verfiel. Man möchte wünschen, es würde uns von einer kundigen Hand innerhalb der römischen Kirche diese praktische Thätigkeit der Kirche, vom Anfange des 7. bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts, historisch geschildert. Es würde dies ein Sporn sein nachzuweisen, wie auch auf diesem praktischen Gebiete die Reformation wieder auf die alten, verlassenen und verzerrten Bahnen der apostolischen Kirche und der Kirche der ersten Jahrhunderte eintrat, und nicht bloß eine Wiedergeburt der Lehre, sondern auch der Liebes- = Arbeit herbeiführte. Gegenwärtig vermögen wir nur auf die so regenerirte Thätigkeit evangelischer Liebe hinzuweisen, wie sie in diesem Jahrhundert, kaum

eher als nach Verlauf der ersten 25 Jahre, einen neuen Aufschwung genommen hat. Die beiden in der Ueberschrift genannten Berichte des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche geben über diese neugeborne Liebesthätigkeit Aufschluß.

Ehe wir den Inhalt dieser beiden Berichte näher andeuten, aber auch um denselben einzuleiten, glauben wir uns darüber aussprechen zu müssen, weshalb wir in diesem, nur den Anzeigen wissenschaftlicher Werke gewidmeten Journal, diese Schriften vorführen. Es hat uns nicht das dazu bewogen, daß die Männer, welche den Central-Ausschuß bilden, wissenschaftlich gebildete Männer sind, der Theologie nicht minder, wie der Rechtswissenschaft angehörig, auch nicht dieses, die nach Umfang und Form der Darstellung anspruchlosen Bücher vor einem streng wissenschaftlichen Publicum zu nennen, um dieses, dem sie sonst kaum zu Gesicht kommen dürften, auf sie aufmerksam zu machen, weil sie in der That dessen Beachtung werth sind. Vielmehr hat uns, obwohl wir das eben zuletzt Ausgesprochene dringend wünschen, der Inhalt der Bücher selbst bewogen, ihre Anzeige hier zu vermitteln. Denn so lange es die Aufgabe der Wissenschaft ist, den Lebenserscheinungen auf geistigem Gebiete bis zu ihrem Ursprunge forschend nachzugehen und in der scheinbaren Unordnung der Vielheit das zu Grunde liegende Princip der Einheit aufzusuchen und darzulegen, so lange dürfen diese Bücher mit Recht einen Platz in der Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen einnehmen und behalten. Hier, wo von der Armenpflege, von der Fürsorge für Gefangene, für Seelente, für Auswanderer, von Sonntagsheiligung, von Rettungs-Anstalten, von der deutsch-evangelischen

schen Diaspora u. dgl. m. die Rede ist, und aus dem Grunde allein, um die vorhandenen Mißstände aufzudecken und die Mittel zu deren Beseitigung vorzuschlagen, so wie deren Anwendung, so weit sie erfolgt ist, historisch darzustellen: welches, mühsam angesammeltes, nur durch die gründlichste, sorgfältigste Forschung ermitteltes, statistisches Material muß hier zu Grunde liegen; und Statistik rangirt doch unter den Wissenschaften. Ferner, wo es sich, wie hier, um sittliche Schäden, um geistige Verkommenheit handelt, welches ein Schatz psychologischer Erkenntnisse ist erforderlich, um die Heilmittel, für jeden Fall die passenden, anzugeben. Endlich ist ja das Werk der innern Mission — wir verweisen auf das in der Einleitung Gesagte — nichts Anderes als die Umprägung von geistigen Erkenntnissen und Meditationen, die wir dem Golde vergleichen könnten, in praktische Lebens- und Liebesthätigkeiten, die cursirende Silbermünze zum Austausch alles dessen, was aus der stillen innerlichen Werkstatt christlicher Nächsten- und Gottesliebe hervorgeht.

Noch auf eine andere Seite wollen wir hinweisen. Die Repräsentanten der Wissenschaft unserer Tage treten, wie nun einmal unsere Verhältnisse sind, meistens nach Fach-Repräsentanten fern aus einander. Nicht der Geist selber, noch die eigentliche Idee unserer Universitäten sind es, die diese Sonderung veranlassen, sondern das einseitige Verfolgen einzelner geistiger Interessen, der einem Jeden mehr oder weniger innewohnende Zersetzungstrieb, so wie die oft nur instinctmäßige Vorliebe für eine Seite geistiger Forschungen. In dem Geiste dagegen, von welchem aus die Werke der inneren Mission betrieben werden, in diesem ewigen Geiste einer ewigen Liebe,

finden sich auch die in menschlichen Wissenschaften Auseinandergehenden, mit gleichen Bedürfnissen, mit gleicher Theilnahme zusammen, vorausgesetzt, daß sie überhaupt das Organ besitzen, diesen ewigen Geist in sich aufzunehmen, den Geist des Glaubens. Und je mehr Männer, den verschiedensten Fachwissenschaften angehörig, sich in diesem Geiste die Hand reichen, in ihm ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse zusammenlegen, von ihm alle ihre Forschungen auf geistigem Gebiete durchdringen, läutern, heiligen lassen, desto herrlicher nach innen und nach außen wird sich das Werk der inneren Mission gestalten, als das Product einheitlichen Zusammenwirkens der Gesammtheit der Wissenschaften zur festeren Gründung, ausgedehnteren Verbreitung und reineren Darstellung der höchsten aller Erkenntnisse, des in der Kirche Christi fort und fort wirkenden Geistes Gottes.

Es bleibt uns noch ein kurzes Wort zur näheren Charakterisirung beider Berichte übrig. Was der Central-Ausschuß sei, wie, wo und in welchem Sinne er arbeitet, skizziren seine, beiden Berichten angehängten Statuten. Die Berichte selbst deuten seine Entstehungsgeschichte, namentlich der erstern an, ebenso sein Verhältniß zum deutschen evangelischen Kirchentage. In sein Arbeitsfeld selbst, auf die zum Theil nahe bei einander, zum Theil weit getrennten Aecker voll Unkrauts, eröffnen beide Berichte, am umfassendsten und gründlichsten auch über den Arbeitsrayon des Central-Ausschusses hinaus der zweite, eine klare Einsicht. Die Thätigkeit des gedachten Ausschusses ist keine centralisirende, überhaupt keine regierende (man könnte so etwas nach dem Namen vermuthen); sie ist vielmehr eine dienende, mit Rath und Hand helfende, allerseits jeder sittlichen Noth zugängliche,

die für deren Abhülfe stets im betenden Aufblick zu dem Retter aus der größten Noth, der Sündennoth, ein offnes Herz, offnes Ohr und Auge hat und es tief beklagt, wenn sie mit dem Bekenntniß einer armen Magd der Noth gegenüber treten muß, und über nichts zu verfügen hat, die Rettungsmittel flüssig zu machen, welche allein Hülfe gewähren können. Leider sieht der Central-Ausschuß sich oft genöthigt, Angesichts der Noth, selbst der himmelschreiendsten, ein bloßer Zuschauer zu bleiben und sich auf sein Mitgefühl zu beschränken. Bei andern Gelegenheiten, insbesondere wenn es gilt die Heilkraft eines ernstlich erwogenen neuen Mittels zu erproben, hat er sich in der Lage befunden, den ersten Versuch zu unternehmen, und darf sagen, daß noch keiner ihm mißlungen. Seine zahlreichen weitgedehnten Verbindungen mit gleichgesinnten Freunden, thätigen Vereinen, seine auf sittlichen Grundlagen beruhende Autorität bei den weltlichen Behörden, lassen ihn als das Hauptorgan erscheinen, durch welches die deutsche evangelische Kirche, so lange ihr selber noch in ihrem gegenwärtigen Nothzustande die kirchlichen Organe dazu fehlen, ihre rettende Liebe vielseitig bekundet und ihre helfenden Arme weithin ausstreckt.

Den Gegenstand, den die vierte Schrift einer eingehenden Untersuchung, auf Grund amtlicher Berichte, die dem Oberkirchenrathe erstattet und von diesem dem Verf. zur Einsicht und summarischen Bearbeitung mitgetheilt worden sind, hat der Central-Ausschuß für die innere Mission gleichfalls in den Bereich seiner Wirksamkeit gezogen. Die evangelische Kirche hat seit der Reformation sich ihrer unter fremden Confessionsverwandten lebenden Glieder nicht angenommen. Die deutsche

evangelische Diaspora ist indessen durch den Einfluß mannichfaltig wirkender Verhältnisse lavinenartig angeschwollen. Das vorliegende Buch legt nur Berichte vor über diese Diaspora in der preussischen Monarchie. Erweitern wir für einen Augenblick unsere Umschau über Europa: Großbritannien zählt ca 28,000, Frankreich beinahe 50,000 evangelische Deutsche. In Holland ist die Hälfte der gesammten Bevölkerung, in Belgien sind von der Gesammtvolkszähl 4 Mill. $2\frac{1}{2}$ Mill. deutsch-evangelischen Ursprungs. Portugal zählt ca 300, Italien in der Lombardei 800, in Neapel 400, Griechenland in Athen 150, die Türkei in Konstantinopel 500, an andern Orten zusammen gleichfalls 500 deutsche Glaubensgenossen. In Istrien und Dalmatien sind gegen 2000, in den Donaufürstenthümern ca 5500, in Rußland innerhalb des Consistorial-Gebietes Moskau 146,000, in Südrußland 65,000, außer 26,000 Mennoniten, in Curland 80,000, im Consistorialgebiet von Petersburg, die Stadt Petersburg selbst ausgenommen, 10,400, in russisch Polen 90,000, außerdem noch ca 1500 an mehreren kleinen Orten ansässig. Schweden zählt reichlich 1500, Norwegen 170 evangel. Deutsche; deren Zahl in Ungarn und Siebenbürgen, in Spanien und in der Schweiz hat sich bis jetzt nicht ermitteln lassen. Außer den genannten Summen kommt aber noch eine flottirende deutsch-evangelische Bevölkerung in manchen der erwähnten Länder hinzu, die sich für England bis auf 20,000, für Frankreich in dem einzigen Einschiffungsplaze für Auswanderer, in Havre, auf 70,000 und in Spanien auf 2000 beläuft. Diese unsere evangelischen Glaubensgenossen, unter fremden, oft feindseligen Confessionsverwandten, entbehren theils gänzlich geistlicher Pflege,

wie z. B. die 200 in Edinburg und in Glasgow, die 1500 in Manchester, die 4200 deutschen Matrosen, welche jährlich in Hull sich einsinden; die Evangelischen in Spanien, wo sie nur in Besiz von Kirchhöfen sind; die, welche sich in der Türkei, außer in Konstantinopel, aufhalten zc.; theils ist für ihre Bedürfnisse nur sehr ungenügend gesorgt. In London sind für 20,000 Seelen 4 Kirchen nebst 4 Geistlichen, außer der sog. Hofkapelle, an welcher auch ein Geistlicher fungirt; in Paris für 30 — 40,000 nur 2 Kirchen und 4 Prediger, in Lyon für 8000, in Marseille für 2000 je 1 Geistlicher. In Belgien haben die 1000 evangelischen Deutschen in Antwerpen, ebenso die 1500 in Brüssel nur je 1 Prediger. Die 65,000 in Südrußland besizzen 24 Kirchen und bilden geordnete, aber zum Theil sehr weit zerstreute Gemeinden. An dieser Stelle verdient noch erwähnt zu werden, daß, in Ausführung eines auf dem Berliner Kirchentage 1853 gefaßten Beschlusses, der Central-Ausschuß für die innere Mission der Eisenacher Kirchenconferenz in diesem Jahre eine Denkschrift über die evangelische Diaspora mit dem Antrage übergeben hat, daß die gedachte Kirchenconferenz eine allgemeine Kirchencollecte in deutschen Landen veranlassen wolle, deren Ertrag durch dieselbe Kirchenconferenz für die dürftigsten Stellen der deutschen evangel. Diaspora, zur Förderung und Erweiterung von deren Kirchen- und Schul-Einrichtungen, sowie aller für diese Deutschen schon bestehenden, solcher Unterstützung würdigen und bedürftigen Missionszwecke zu verwenden sein würde; sowie, daß der Central-Ausschuß, nach Maaßgabe seiner beschränkten Mittel, neuerdings einen deutschen Geistlichen nach Rotterdam abgeordnet hat, um die dort ansässigen deutschen Evangelischen zu

einer Gemeinde zu sammeln, sowie den dort durchziehenden deutschen Auswanderern seine Pflege zuzuwenden.

Ueber die Gesammtzahl der im Königreich Preußen ansässigen Diaspora-Genossen macht die vorliegende Schrift keine genauen Angaben; nur für einzelne Ortschaften findet sich die Seelenzahl genannt. Die Berücksichtigung, welche diese Evangelischen gefunden haben, datirt noch aus zu neuer Zeit, als daß sich ihre Seelenzahl hätte ermitteln lassen. Reichhaltig dagegen sind die durchgehends auf persönlichen Anschauungen der unter ihnen lebenden Geistlichen beruhenden Nachrichten über ihre sittlichen Zustände.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Verf. eine, wie uns scheint, nicht ganz zutreffende Parallele zieht zwischen der jüdischen und evangelischen Diaspora, die Entstehung der letzteren kurz skizzirt, ebenso deren kirchliche Nothstände und die zur Abhülfe derselben Seitens des Oberkirchenraths getroffenen Veranstaltungen, theilt er sein Buch in zwei Abschnitte, deren erster „die Verhältnisse der evangel. Diaspora in den einzelnen Provinzen darstellt“, während der zweite „Ergebnisse der bisherigen Beobachtungen und Arbeiten“ enthält. In Rücksicht auf das für beide Abschnitte dem Verf. vorliegende Material, — wie schon erwähnt, Berichte von unter den Diaspora-Genossen arbeitenden Geistlichen — müssen wir diese Theilung für unangemessen halten, da sie namentlich zu vielfältigen Wiederholungen dessen, was im ersten Abschnitt vorkommt, im zweiten Veranlassung gegeben hat. Denn es liegt in der Natur von Berichten, besonders solcher, die, wie diese, meist in Form von Tagebüchern abgefaßt sind, daß keine strenge Sonderung und Anordnung des Stoffes

vorgenommen worden. Werden daher, wie hier geschehen, diese Berichte, in denen die Wahrnehmungen und Erlebnisse hant durch einander, wie sie gerade in den Gesichtskreis der Berichterstatter gekommen sind, vorgelegt worden, ebenso sehr zur Darstellung der Verhältnisse der evangelischen Diaspora als zur Darlegung der Ergebnisse aus diesen Beobachtungen und Arbeiten, wörtlich mitgetheilt, so bleiben lästige Wiederholungen, welche die Uebersichtlichkeit erschweren, unvermeidlich. Ganz besonders zeigt sich dieses im ersten Kapitel des zweiten Abschnittes, welches mit Citaten aus den Berichten die Frage beantwortet: Was finden die von der Kirche ausgesandten Arbeiter in der Diaspora? Hier werden die Zeugnisse der Geistlichen über Kirchenbesuch, Theilnahme am Abendmahl, über Trunksucht und Unzucht, über Schule u. s. w. mitgetheilt; es sind natürlich dieselben, wenn auch weniger der Form, als dem Inhalt nach, welche dem ganzen ersten Abschnitt der Darstellung der Verhältnisse der evangel. Diaspora zu Grunde liegen. Wir möchten eine noch reichhaltigere Vorführung der Berichte im Abschnitt I, dagegen ein auf diese fußendes Räsonnement im Abschnitt II gewünscht haben, wodurch die Schrift an Uebersichtlichkeit und Klarheit viel gewonnen und eine mehr streng wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes Statt gefunden haben würde.

Ungeachtet dieser das Formale betreffenden Ausstellungen, die zwar nicht unwesentlich sind, macht sich indeß doch bei Lesung derselben das Interesse, welches uns der Stoff abnöthigt, überwiegend geltend. So gleichmäßig im Allgemeinen die Verhältnisse der evangel. Diaspora in Preußen auch sind — kirchliche und sittliche Verwahrlosung sind die charakteristischen Merkmale — so eigenthümlich

gestalten sie sich, namentlich aus nationalen Gründen, in den verschiedenen Provinzen; und diese für die Provinzen Preußen, Posen und Schlesien gezeichneten Besonderheiten gehören zu den interessantesten Seiten des Buchs, weil sie uns eine tiefe Einsicht in die Volksschäden eröffnen, deren Beschaffenheit aufs innigste mit der Nationalität und der Volksgeschichte zusammenhängt. Hier tritt uns besonders Stumpfsinn und totale Unempfänglichkeit für religiöse Eindrücke bei der Masse entgegen, dort sind es weit verbreitete Laster, wie namentlich das der Trunksucht, die alles religiöse Bedürfnis erstickt haben; bald ist es leibliche Verkommenheit in Unreinlichkeit und Schmutz, welche die Menschen verthiert hat, bald wieder ist es eine Art moderner Cultur, ein Hang zu Freigeisterei, welcher das evangelische Bewußtsein ertödtet hat. Ueberall aber sind die Erfahrungen der Geistlichen der Art, daß ihre Arbeiten nicht vergeblich erscheinen, das neu verkündete Wort Gottes nicht leer zurückkommt.

Wir brechen hier unsere Anzeige ab, um das gewohnte Maß des Raums nicht ungebührlich zu überschreiten, und sprechen nur noch den Wunsch aus, daß die Männer der Wissenschaft auf dieses, durch die Bestrebungen für die innere Mission neu eröffnete Feld, die tiefe Entfittlichung und Gottentfremdung unseres Volkes, allseitig ihre erleuchteten Augen richten mögen. Nur dann darf man hoffen, daß der Zustand der Corruption in allen seinen Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten immer klarer aufgedeckt werde, was nothwendig ist, soll Abhülfe gewährt werden. Aber auch nur dann ist es möglich, die rechten Mittel aufzufinden und deren Heilkraft zu erproben. Nicht freilich, als dürfte über das Radicalmittel überhaupt noch eine

Verschiedenheit der Ansichten oder ein Zweifel obwalten — dieses ist für solch' heidnischen Bestandtheil der Kirche kein anderes als Evangelisirung, dasselbe, was auch allein geeignet ist, die außerhalb der Kirche und deren Segnungen stehenden Heidenvölker in sie einzuführen. Aber die Wege, auf welchen diese Evangelisirung zu erreichen ist, sind so mannichfaltig, so bedingt durch die vorliegenden eigenthümlichen Verhältnisse, so verschiedenartig, rücksichtlich ihrer geringeren oder größeren Entfernung von dem Einen gemeinsamen Ziele, daß nur durch Ausbieten sämtlicher, im Dienst des Reiches Gottes stehender Geisteskräfte und durch einmüthiges Zusammenwirken Aller, das Ziel: die innerliche Vollendung der Kirche, erreicht werden kann.

Berlin.

Dr. Biernatzki.

D u b l i n

Hodges and Smith 1854. *The Diseases of the Heart and the Aorta*, by William Stokes, regius Professor of Physic in the university of Dublin. XVI u. 689 Seiten in Octav.

Das Werk des Dubliner Professors, dessen Anzeige diese Blätter bestimmt sind, zählt unbedingt zu den gediegensten und werthvollsten, welche die Litteratur über die „Krankheiten des Herzens und der Aorta“ aufzuweisen hat, und doch fürchte ich, daß es in Deutschland trotz der bereits erschienenen Uebersetzung desselben vom Privatdocenten Dr Lindwurm in München (Würzburg bei Stabel) nicht den Beifall und die Verbreitung finden werde, die es seinem Gehalte nach verdient. Bücher, wie das vorliegende, verlangen zunächst ein recht ge-

naues Studium, wenn sie den Nutzen gewähren sollen, welchen sie leisten können. Wie der Verf. selbst in der Vorrede bemerkt, darf seine Arbeit nicht als ein exactes Ergebnis aus seinen einzelnen Beobachtungen nach der bei uns beliebten statistischen Methode, die in ihrer gewöhnlichen Anwendungsweise weniger nützlich, als langweilig ist, angesehen werden, sondern stellt sich als Ausdruck der Ansichten und der Totalanschauung dar, welche eine reiche Erfahrung eines Vierteljahrhunderts in einem wissenschaftlich durchgebildeten, mit eminentem Beobachtungstalent begabten praktischen Arzte über die Erkrankungen des Herzens erzeugt hat; so darf auch der Leser nicht hoffen, immer in möglichst wenig Sätze zusammengefaßte theoretische Erläuterungen über die Pathologie und Diagnose der einzelnen Krankheiten zu finden, darf keine präzise Anweisung für die Behandlung der „Fälle“ suchen, sondern er muß mit dem Verf. das ganze ausgedehnte Gebiet seiner Erfahrung durchwandern, damit auch er die Resultate herausfinde. Zwar hat der Verf. sich bemüht, am Ende jedes Kapitels aphoristisch die Ergebnisse desselben zusammenzufassen, doch können diese Corollarien niemals das Studium des Buchs selbst ersetzen; sie sind immerhin eine zweckmäßige Recapitulation des reichen Inhalts, der, wie sich nicht leugnen läßt, zuweilen etwas weitschweifig und ungleich, hier dogmatisch bestimmt, dort auf alle möglichen Controversen eingehend, vorgetragen wird.

Einen weiteren Umstand, der die Verbreitung der „Abhandlung“ hindern wird, muß Ref. darin sehen, daß der Verf. sehr viele Kenntnisse bei seinem Leser voraussetzt. Das Buch ist für den Studirenden wenig brauchbar; es gibt weder eine Anleitung zur physikalischen Diagnostik der Herz-

Frankheiten, die bei uns leider häufig der Art in den Vordergrund gedrängt wird, daß darüber die Diagnose der wirklich vorkommenden Veränderungen am Herzen, die nicht immer diagnostizirbar sind, ganz übersehen wird, noch gibt es eine genügende Darstellung der pathologischen Anatomie und Physiologie der Erkrankungen des Herzens und der Aorta. Zwar stimme ich in Bezug auf den ersten Punkt dem Verf. von Herzen bei, wenn er zu hastige und voreilige Anwendung der „physikalischen“ Diagnose so lange tadelt, bis die Gesetze des „vitalen“ Einflusses der anatomischen Veränderung vollständiger festgestellt sind; aber wenn auch wichtige Veränderungen ohne entsprechende physikalische Zeichen existiren können, und andererseits die einfachen Verhältnisse, welche diese voraussetzen, nicht so oft in der Praxis vorkommen, so muß doch das Studium von diesen ausgehen. Dann die Bedeutung des zweiten Punktes für die richtige Auffassung auch der klinischen Erscheinungen wird zwar vom Verf. selbst nicht verkannt, aber doch in der Darstellung so bei Seite geschoben, daß der deutsche Leser bald herausfühlt, wie sein Vaterland in diesem Punkte dem Engländer bei weitem überlegen ist.

Der Werth des Buches liegt dagegen darin, daß der Verf. es — oft selbst zu gut — verstanden hat, bei seiner Darstellung alles Auftreten vorgefaßter Ansichten, wie sie ein rein anatomisches oder bloß theoretisches Studium gar gern erzeugen, zu vermeiden, auf alle systematische Anordnung seines Stoffes selbst der Art zu verzichten, daß anatomische und symptomatische Abtheilungen desselben neben einander vorkommen; daß er deshalb auch niemals die bei uns beliebten Krankheitsbilder, welche in der Praxis so sel-

ten wiedergefunden werden können, entwirft, sondern sei es durch Erzählung einzelner Krankengeschichten oder doch durch Discussion und Combination seiner und fremder Beobachtungen, uns solche Ereignisse schildert und erläutert, wie sie wirklich vorkommen. Gerade bei den Krankheiten des Herzens sind durch die Natur der Sache reine Localkrankheiten seltner als in andern Organen: fast jede zieht auch andre Functionen in den Bereich ihrer Störungen, wie andererseits recht viele Leiden des Organismus den Centralapparat der Circulation so gern beeinträchtigen — das blieb dem Verf. in jedem Augenblick gegenwärtig, wie schon ein Blick auf das dem Buch angehängte Verzeichniß der vorkommenden Krankengeschichten zeigt. Den Hauptaccent in meinem Lobe des Buchs lege ich endlich auf den therapeutischen Theil desselben, aus dem wir in Deutschland, glaube ich, recht viel lernen können. Zu verhüten, zu verbessern, das Leben bei vorhandenen Herzfehlern in leidlicher Gesundheit zu erhalten, selten zu heilen, war dem Verf. bei seinem Studium der Krankheiten des Herzens und der Aorta stets der Angelpunkt seines Strebens, und daß diese Aufgabe zu lösen und wie sie zu lösen, kann die große Erfahrung des Dubliner Arztes uns beweisen und lehren.

Das Buch zerfällt in 12 Kapitel folgenden Inhalts: 1. Kap. Entzündung des Herzens und seiner Membranen. 2. Kap. Krankheiten der Herzklappen. 3. Kap. Krankheiten der Muskelgebilde des Herzens. 4. Kap. Schwäche oder verminderte Muskelkraft des Herzens. 5. Kap. Fettige Degeneration des Herzens. 6. Kap. Behandlung der organischen Herzkrankheiten. 7. Kap. Ueber das Verhalten des Herzens im Typhus. 8. Kap. Dislocationen des Herzens. 9. Kap. Zerreißung des

Herzens. 10. Kap. Gestörte Bewegungen des Herzens. 11. Kap. Aneurysmen der Aorta thoracica. 12. Kap. Aneurysmen der Aorta abdominalis.

Die Pericarditis ist, abgesehen von den intensiveren Formen, eine häufig übersehene und verkannte Krankheit, sowohl weil die physiologischen Zeichen, nicht bloß, wo man Sehnenflecke in der Leiche findet, sondern auch, wo deutliche Reibungsgeräusche gehört werden können, oft völlig fehlen, als auch, weil man nicht genug beachtet hat, daß mit Ausnahme des Schmerzes die vitalen Symptome der acuten Entzündung vielmehr durch die Reizung und Entzündung der Musculatur des Herzens bedingt sind, als durch den Zustand seiner serösen Häute. Es ist deshalb Pflicht des Arztes, namentlich bei jedem fieberhaften Rheumatismus — fieberlose sind ohne Gefahr — das Herz stethoskopisch zu untersuchen. Pericardiale Geräusche sind limitirt und werden durch locale Blutentziehung, so wie äußern Druck in ihrer Intensität und ihrem acustischen Charakter verändert; selbst bedeutendere Ergüsse in den Herzbeutel verhindern die Entstehung von Geräuschen nicht immer, welche übrigens, je vollständiger das Herz sich während der Systole contrahirt, und je mehr es erhärtet, um so lauter gehört werden: deshalb schwinden sie oft in spätern Stadien, wo der Herzmuskel erlahmt. Die Pericarditis führt, wenn sie nicht durch Herzlähmung tödtet, in der Regel zur Adhäsion, und in dem Nachweis vorausgegangener Herzbeutelentzündung liegt für den Verf. auch das einzige diagnostische Zeichen derselben.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 27. October 1855.

D u b l i n

Schluß der Anzeige: »The Diseases of the Heart and the Aorta, by W. Stokes.«

Forget's Angaben über diesen Punkt werden mit Recht als unzureichend zurückgewiesen, ebenso Hope's Doppelhoh, dagegen ist ihm Skoda's Arbeit über die Diagnostik der Herzbeutelverwachsung noch unbekannt. Die Folgen derselben sind nicht nothwendig, wie Hope behauptete, Hypertrophie und Dilatation; oft findet man gar keine Veränderung, oft Atrophie; auch die partiellen Herzaneurysmen hängen vielleicht mit einer vorausgegangenen Pericarditis zusammen, indem durch die Entzündung der serosa in ähnlicher Weise wie bei Pleuritis und Peritonitis die zugehörige muscularis gelähmt wird. Wenn Formveränderungen sich ausbilden, hängen sie in der Regel von gleichzeitigen Klappenfehlern ab. Die durch Percussion nachweisbare Dämpfung erstreckt sich bei Ergüssen nach oben, um die Gefäßsprünge herum. Als bisher wenig beachteter Zeichen der Pericarditis er-

wähnt der Verf. einmal der Verdoppelung der Töne, deren Ursache er nicht kennt, dann eines sichtbaren Pulsirens der Hals- und Nackenarterien bei ganz schwachem Pulse, ferner eines Hervorgetriebenseins der Lunge in der Supraclaviculargegend (neben einem gleichzeitigen Erguß in die Pleura und den Herzbeutel, ein Ereigniß, das übrigens sehr selten ist) und endlich der Dysphagie, die oft früh kommt und später wieder schwindet. Die von Corvisart aufgeführte Vereiterung des Auges bei Pericarditis wird wohl richtig als pyämische Erscheinung gedeutet. Zu diesen Symptomen kommen der Schmerz in der Herzgegend, Respirationsschwerden und eine durch Druck vermehrte Empfindlichkeit im Epigastrium. Für die Behandlung der Pericarditis gelten im Allgemeinen dieselben Grundsätze, wie für die Pleuritis, nur wird gewöhnlich viel zu energisch verfahren. Man sieht bei der Wichtigkeit des Organs größere Gefahr, und so kommt es, daß man unter der Anwendung der kräftigsten Medicamente und energischer Antiphlogose den großen Nachtheil übersieht, der durch die Schwächung der Musculatur entsteht. Die Herzschwäche, und Ohnmachten in ihrem Gefolge, können ganz plötzlich auftreten — man beurtheilt die Herzkraft nach dem Puls, dem Choc und der Intensität des 1. Herztons — deshalb sind Aderlässe immer mit großer Vorsicht anzuwenden. Dagegen preist der Verf. reichliche locale Blutentziehungen durch Blutigel, und große Dosen von Calomel. Gegen die Digitalis gelten dieselben Bedenken, wie gegen die Antiphlogose: sie nützt nicht, so lange Fieber und entzündliche Reizung vorhanden, sie schadet in spätern Stadien, wo das Herz geschwächt ist. Nur in chronischen Fällen mit starkem Herzchoc ist der Fin-

gerhut oder statt desselben Blausäure anwendbar. Recht oft wird es nöthig, Reizmittel, vor Allem Wein zu geben, und zwar immer bei schwachem, intermittirendem, unregelmäßigem Pulse, namentlich wenn er erst im Verlauf der Krankheit auftritt, bei Venenanschwellung am Halse, wenn der 1. Herzton schwach wird, ohne daß dies vom Erguß herrührt, und wenn allgemeine Symptome, die auf geschwächte Circulation deuten, wie Blässe, Kälte, Ödeme, Ohnmachten auftreten. Von großer Wichtigkeit ist namentlich bei allen Rheumatismen eine präservative Behandlung: sobald die geringsten Andeutungen eines Herzleidens auftreten, locale Blutentziehungen, Calomel bis zur Salivation und Opium, während Colchicum sich nutzlos erweist. — Ueber die Paracentese bei großen Ergüssen ist Verf. ohne Erfahrung; die Gefahr des mechanischen Drucks scheint ihm nicht so groß zu sein. — Noch will ich erwähnen, daß Verf. eine eigne und 2 fremde Beobachtungen von Luft im Pericardium mittheilt; der eine Fall, wo das Gas sich spontan entwickelt zu haben schien, genau, beim zweiten war die Luft aus dem Magen durch Leberabscesse in den Herzbeutel gelangt, und im dritten eine lufthaltige Caverne in denselben durchgebrochen. Verf. fand tympanitischen Percussionsschall und verschiedene Reibungsgeräusche, die von metallischem Klange begleitet waren. —

Der Abschnitt über die Endocarditis ist der am wenigsten genügende in dem Werke des Vfs. Grade hier vermiffen wir am meisten das Eingehen auf die anatomischen und physiologischen Verhältnisse, wir erfahren nichts über den weitem Verlauf und die Ausgänge dieser Entzündung, und wenn sonst die vitalen Symptome stets in den Vordergrund gedrängt werden, wird grade hier

der physikalischen Zeichen mit besonderer Ausführlichkeit gedacht, während doch keine andre Herzkrankheit so oft wie diese, eine täuschende Maske trägt. Der typhösen Erscheinungen im Verlauf der Endocarditis, ihres Zusammenhangs mit Pyämie und Embolie, dieser interessanten Fragen, welche zwar zuerst in Deutschland durch Virchow wissenschaftlich bearbeitet, doch auch bereits die Aufmerksamkeit von Dr Kirkes (*Medico-chir. transact.* Vol. 35), eines Landsmanns unsres Verfs, auf sich gezogen hatten, wird mit keinem Worte gedacht. Seinem Plane getreu, hält der Verf. auch in diesem Kap. den praktischen Standpunkt fest. Nicht alle organischen Herzkrankheiten können auf eine acute oder chronische Entzündung zurückgeführt werden; nur das ist als Endocarditis anzusehen, was auch Entzündungssymptome zeigt, Reizung des Herzens mit folgendem Klappenleiden, deshalb ist es besser, die Klappenfehler für sich zu betrachten. Die Diagnose der acuten Entzündung ist demnach meist leicht zu machen, wo unter Erscheinungen der Irritation des Herzens ein frisches Klappenleiden auftritt, dagegen ist die chronische nicht immer von andern Leiden zu trennen. Uebrigens ist die Erkenntniß der Endocarditis schwieriger, als die der Pericarditis, weil jene seltner nicht complicirt ist, weil sie so häufig mit dieser verbunden ist, und ihre Symptome im Allgemeinen denen dieser ähnlich sind. Gegen Hope behauptet der Verf., daß am häufigsten Pericarditis mit Endocarditis vorkomme, dann Pericard. ohne Endocard., am seltensten Endocard. ohne Pericard., namentlich Rheumatismen sollen häufiger Pericard. machen. Bei der physikalischen Untersuchung ist einerseits zu beachten, daß eine Endocarditis ohne Geräusche existiren kann, und

andrerseits, daß die Papillarmuskeln durch die Entzündung gleichzeitig in ihrer Function gestört, contrahirt oder gelähmt werden können und schon dadurch eine unregelmäßige Klappenfunction und Geräusche produciren können. Verf. schließt diesen Abschnitt mit den beiden praktischen Bemerkungen, daß die Keste einer Endocarditis Jahre lang ohne alle Symptome und Folgen bestehen können, daß dann aber die leichteste fieberhafte Krankheit den Tod plötzlich herbeiführen kann. (Plötzlicher Tod ist übrigens im Allgemeinen bei Herzleiden nicht so häufig, wie gewöhnlich angegeben wird).

Das 2. Kap. handelt von den Klappenfehlern des Herzens. Wir finden in diesem eine große Fülle praktischer Bemerkungen, welche für die allzugroße Gleichgültigkeit, mit der die Entstehung der einzelnen physikalischen Zeichen und die differentielle Diagnostik behandelt werden, längst entschädigen. Eine Theorie der Herztöne weist der Verf. als überflüssig zurück, gibt aber im Anhang eine vollständige Uebersetzung von dem diesen Gegenstand betreffenden Abschnitt aus Skoda's vierter Auflage. Stokes hat richtig erkannt, daß die Muskelaction sich an der Erzeugung des 1. Herztons theiligt, doch scheint ihm das wie nicht ganz klar geworden zu sein. — Für den praktischen Arzt hat bei einem Klappenleiden nur die Diagnose Werth, ob wirklich eine organische Veränderung vorhanden, und dann, in welchem Zustand befindet sich die Muskelsubstanz, da er vorzüglich die Symptome bestimmt. Wir haben deshalb uns zu fragen, ist der Blutstrom erschwert, ist die Herzaction verstärkt oder geschwächt, ist sie regelmäßig oder nicht, ist eine Erweiterung der Höhlen vorhanden, wie lange dauert das Leiden? So lange die Functionsfähigkeit der Musculatur

normal bleibt, wird das Allgemeinbefinden durch Klappenveränderungen wenig gestört; Aufmerksamkeit der Kranken und schlechte Behandlung machen oft erst, daß die Symptome zu den physikalischen Zeichen hinzukommen. Diese richtigen Bemerkungen übersehen nur, daß eine große Zahl der weitern Veränderungen bei Klappenfehlern den einfachen mechanischen Folgen derselben ihre Entstehung verdanken. — Primäre Veränderungen der Klappen des rechten Herzens kommen fast nur mit offenem foramen ovale oder unvollständigem Septum der Ventrikel vor.

Die Formveränderungen des Herzens werden im 3. Kap. abgehandelt, während der Entzündung und Abscessbildung im Herzmuskel schon bei der Endocarditis gedacht war. Einfache Dilatation ist ein seltenes Ereigniß, auch Dilatation mit Hypertrophie, die wir so gewöhnlich neben Klappenleiden sehen, wird ohne diese nicht oft beobachtet. Oft dagegen findet sich eine Dilatation des Herzens gruppirt mit organischen oder functionellen Krankheiten des Herzens, der Lungen, der Leber und Nieren vor: unregelmäßiger, kleiner, weicher Puls, Dyspnöe, asthmatische Anfälle, sparsame Harnsecretion und Anschwellung der Leber während der orthopnöischen Paroxysmen sind die charakteristischen Symptome dieser Combination der Herzerweiterung. Die Krankheitsgeschichte des Freundes und Collegen des Verfs, des Chirurgen Colles, erläutert diese der Beobachtung entnommene Schilderung. Die Behandlung erfordert Reizmittel und Tonica, daneben Calomel, welches sich für die Verkleinerung der Leberanschwellung sehr nützlich erweisen soll. — Eine besondere Art der Herzaffection ist noch diejenige, welche in Deutschland zuerst von Basedow beschrie-

ben, in einer bislang keineswegs erklärten Combination von Palpitationen mit Struma und hervorgetriebenen glänzenden Augen besteht. Nach dem Verf. kommt diese Krankheit — wenn das Zusammentreffen wirklich ein in sich zusammengehöriges — fast nur in Frauen vor, aber in sehr verschiedenem Alter, noch nach dem 60. Jahre. Rasche und zuweilen stürmische Herzpalpitationen bilden den Ausgang, dann kommt Schwellung der Thyreoidea und der Halsgefäße, zuletzt erst treten die Glotzaugen auf, die Graves dreimal in früheren Stadien fehlen sah. Die Struma zeigt keine bestimmten Unterschiede von andern; den Exophthalmos bezieht Verf. auf eine Vermehrung des humor vitreus und aqueus; das Sehvermögen leidet niemals. Die Ursachen sind gewöhnlich Amenorrhöe, Hysterie, psychische Einflüsse bei jungen Frauen, bei einem Manne schienen reichliche Blutungen aus Hämorrhoidalknoten beschuldigt werden zu müssen. Alle diese Einflüsse machen eine Herzneurose: Sir Henry Marsh und Prof. Smith fanden zwar organische Herzfehler, doch waren sie wahrscheinlich secundär. Die Krankheit ist nicht völlig heilbar, kann aber sehr gebessert werden.

Ein kurzes viertes Kapitel ist der Schwäche und Lähmung des Herzens gewidmet. Verf. hält dieselbe für ein so wichtiges Vorkommen, daß er ihre Ursachen nochmals besonders aufzählen zu müssen glaubt.

Im 5. Kap. wird mit großer Vorliebe für den Gegenstand von der fettigen Degeneration des Herzens gehandelt. Dieselbe kommt bekanntlich in 2 Formen vor, als Fettneubildung zwischen und auf den Muskelbündeln und als fettige Umwandlung derselben, die aber für die Diagnose

und Behandlung nicht zu trennen sind. Das Leiden ist nicht immer primär, sondern ein häufiger Begleiter oder die Folge anderer Herzkrankheiten, wie z. B. der Verkücherung der Kranzarterien (Quain), der Peri- und Endocarditis (Williams, Kofitansky); auch eine Lipämie hat Prof. Smith neben fettigem Herzen gefunden. Laennec und Ormerod hatten behauptet, daß die Krankheit während des Lebens nicht zu erkennen sei; dem widerspricht der Verf. und hält die Diagnose ausgebildeter Fälle sogar für sehr leicht, wenn man außer dem gewöhnlichen Vorkommen bei alten Leuten 3 Reihen von Symptomen beachtet. Wir finden einmal physikalische Zeichen und allgemeine Symptome von geschwächter Herzkraft, dann mancherlei Gehirnsymptome, die arterielle Anämie oder venöse Hyperämie anzeigen (?), nämlich apoplektische Anfälle, die von Zeit zu Zeit kommen und ohne Lähmung zu veranlassen, wieder schwinden, und zuletzt eigenthümliche Respirationerscheinungen, die von der Lähmung des rechten Ventrikels abzuhängen scheinen. Für besonders charakteristisch hält Stokes die Art von Dyspnoë, wo eine Reihe von Respirationen, anfangs tief, jede nächste kürzer und schwächer, bis zur völligen Athemlosigkeit auf einander folgen, und sich dann in derselben Weise wiederholen. Eine Reihe von Krankengeschichten erhärtet die gemachten Angaben.

Eines ausführlicheren Referats scheint mir namentlich das therapeutische 6. Kap. würdig; in ihm liegt der Schwerpunkt des ganzen Buchs. Stokes hebt zunächst hervor, daß man meistens bei den Regeln für die Behandlung allzu subtil die einzelnen Arten der organischen Fehler distinguire, während diese doch so isolirt gar nicht vorkommen, und namentlich die Therapie viel weniger

die mechanischen als die vitalen Veränderungen zu berücksichtigen habe. Bei jeder Herzhypertrophie haben wir, um so mehr, da sie fast nie geheilt wird, zu bedenken, daß sie mit Schwäche der Herzaction vorkommt, und wenn auch vor andern die Herzhypertrophie bei Aortenklappeninsufficienz eine stimulirende Behandlung fordert, ist dieselbe Vorsicht auch ohne Klappenleiden nothwendig. Allgemeine Blutentziehungen taugen fast niemals, höchstens passen bei wirklich verstärktem Herzoc einige Blutigel und Digitalis oder Blausäure; ebenso ist die Wirksamkeit der Fontanellen und Haarseile durch nichts bewiesen. (Bei jugendlichen Individuen sind sie entschieden wirksam, Reser.). Narcotica sind namentlich bei Schmerzen vortreffliche Palliativa. — Für die Behandlung der Klappenleiden hat Corrigan bereits die richtigen Principien aufgestellt; er hat sie zwar nur für die Leiden der Aorta Klappen geltend gemacht, doch haben sie offenbar auch für die der Mitralis dieselbe Bedeutung. Corrigan's Raisonnement ist folgendes: Bei Insufficienz der Aorta Klappen regurgitirt ein Theil des Bluts in den Ventrikel. Bei gesunden Klappen trägt die Klappe während der Diastole die Blutsäule, und das Herz ist kräftig genug, seine Function auszuführen. Fällt nun diese Unterstützung fort, so muß der Ventrikel nicht bloß das Blut austreiben, sondern auch beständig sein ganzes Gewicht tragen, dadurch hypertrophirt seine Muscularis. Ist das nun Krankheit, oder eine weise Vorsicht der Natur? von der Antwort hängt die Behandlung ab, und die kann nicht zweifelhaft sein. Ein normales Herz würde nicht mehr ausreichen, es kann deshalb keinem denkenden Praktiker in den Sinn kommen, gegen die Einrichtungen der Natur ankämpfen zu wollen und wie

Laennec, Bertin u. rathen, das Herz zu schwächen und so die einzige Möglichkeit der Ausglei- chung der Störung hinwegzunehmen. Nur Mittel, welche die Muskelaction kräftigen, reichliche und kräftige Nahrung und Enthalt- samkeit von Getränken, welche die Blutmasse vermehren, sind anwendbar. Stokes fügt noch hinzu, daß die gewöhnliche schwächende Behandlung namentlich deshalb so schlechte Erfolge aufzeige, weil im Herzen unter den genannten Umständen so häufig beginnende Fettdegeneration vorhanden sei. Besonders ausführlich gedenkt der Verf. der Behandlung des zuletzt erwähnten Zustandes, bei dem er sogar eine Rückbildung der Fettumwandlung für möglich hält. Der Kranke soll allmählig, aber ernstlich alle luxuriöse Lebensweise vermeiden, und damit namentlich in jüngern Jahren gymnastische Uebungen verbinden; er muß mit Vermeidung fettiger Speisen und sog. blander Nahrungsmittel und Vegetabilien viel frisches Fleisch genießen, nie zu viel auf einmal, und überhaupt eine Diät führen, welche ernährt, ohne die Masse zu vermehren. Der Patient darf nur wenig trinken, Wasser, höchstens mit etwas Wein oder Branntwein, und soll sich an ein tägliches Regenbad gewöhnen. Medicamente leisten wenig; für offenen Stuhl ist Sorge zu tragen und deshalb von Zeit zu Zeit Calomel oder ein anderes Purgans zu geben; jungen, anämischen Leuten sind selbst Eisenpräparate sehr heilsam. Bei ausgebildetem Leiden in alten Leuten aber, namentlich wenn der Puls langsam ist und die Patienten zu Ohnmachten und apoplektischen Anfällen geneigt sind, beruht die einzige Hoffnung auf der reichlichen Darreichung von Wein oder Branntwein; durch sie allein können wir das Leben erhalten oder verlängern.

Nie dürfen die Kranken fasten oder sich geistig und körperlich anstrenzen. Sie müssen immer flüchtige Reizmittel bei sich führen, um den Ohnmachten und apoplektischen Anfällen vorzubeugen. Frische Luft, namentlich Seeluft, ist außerordentlich zuträglich. Unter solcher Behandlung kann das Leben sehr lange erhalten und ein ganz erträglicher Gesundheitszustand bewahrt bleiben. Wenn der Verf. im 8. Kap. dem Typhus einen besonderen Einfluß auf die anatomische Structur des Herzens zuschreibt, so scheint es Ref., daß er hier ganz entgegengesetzt seiner sonstigen Anschauungsweise die functionellen Folgen gestörter Innervation zu wenig berücksichtigt habe. Stokes bringt eine große Anzahl sehr interessanter Krankengeschichten der verschiedensten Formen von Typhus zum Beleg seiner Ansicht, daß in der Regel vom 6.—14. Tage der Krankheit das Herz eigenthümlich erweicht und dadurch geschwächt werde. Die Veränderung ist schon von Laennec und namentlich Louis beschrieben; sie läßt sich nur als Erweichung bezeichnen, betrifft vornehmlich den linken Ventrikel, geht oft nur bis zu einer gewissen Tiefe der Herzwand und heilt häufig. Auch in andern Blutkrankheiten kommt Ähnliches vor; Hus beobachtete dieselbe Veränderung in einer Typhusepidemie in Stockholm im Decbr. 1841. Praktisch lehren uns diese Erfahrungen den dreisten Gebrauch des Weins im Typhus; er ist dagegen so gut wie Opium nachtheilig, so lange der Herzhoc kräftig bleibt; nur dann findet man Gehirnhyperämien. — In einem Anhang spricht Stokes seine Ansicht, die bei seiner großen Erfahrung um so beherzigenswerther ist, über den Zusammenhang der verschiedenen Typhen dahin aus, daß sie bloß Varietäten sind, daß sie als Folgen

derselben Vergiftung, die auf verschiedene Individuen unter verschiedenen Bedingungen einwirkt, angesehen werden müssen. Seine Meinung faßt er in folgende Sätze zusammen: 1. Es existiren Typhusepidemien, wo in vielen Fällen neben ausgesprochenen Petechien Follicularulcerationen des Darms vorkommen. 2. In den charakteristischsten Fällen von Fleckfieber finden sich zuweilen dieselben Veränderungen und zwar in Zeiten, wo keine epidemische Verbreitung des Abdominaltyphus Statt findet. 3. Es wird oft beobachtet, daß, wo eine Anzahl Familienglieder nach einander vom ansteckenden Typhus befallen werden, alle Formen der Krankheit vom böartigsten Petechialfieber bis zum gelindesten Abdominaltyphus in den einzelnen vorkommen. 4. Ein Kranker, der Abdominaltyphus hatte, kann nach einer Remission von wenigen Tagen, ein ausgebildetes Fleckfieber bekommen, und umgekehrt folgen auf einen Anfall des letztern die Symptome des erstern. 5. Die Behandlung ist für alle Formen dieselbe.

Die Ursachen der Dislocationen des Herzens — 8. Kap. — liegen immer in einer außerhalb bedingten Verschiebung oder einem Zuge. Auch das 9. Kap. über die Ruptur des Herzens enthält nichts Bemerkenswerthes: Es werden einige Fälle von Zerreißung der chord. tend. erzählt. Kap. 10 bespricht die Neurosen des Herzens, die auch ohne organische Veränderungen vorkommen. Zu den Neuralgien gehört zunächst der unter dem Namen der Angina pectoris bekannte Symptomencomplex. Wenn schon Heberden's und Latham's Untersuchungen ergaben, daß dieselbe meistens nur ein Symptom anderweitiger Zustände sei, so glaubt Stokes dies für alle Fälle behaupten zu können, dagegen wider-

spricht er den genannten Autoren in der Erklärung der Erscheinung, indem er sie nicht, wie jene, von einem Krampf des Herzens, sondern mehr von einer Lähmung desselben mit Parry, der nur zu weit geht, wenn er immer eine Obstruction der Coronararterien voraussetzt, ableitet. Für die Behandlung der Angina pect. erweisen sich die Stimulantia als die wirksamsten Mittel. — Eine einfache Neuralgie ohne organische Herzleiden ist meistens eine nicht bedeutende Erscheinung, sie muß aber, namentlich wenn auch sogen. sympathische Schmerzen im Arm vorhanden, an jene denken lassen. Häufig sind nervöse Palpitationen; bei jungen wachsenden Personen, bei Magenaffectionen, nach Mißbrauch des Taback's und des Thee's, bei Hysterie, Rheumatismus und Gicht sind sie sehr gewöhnlich. Ihre Diagnose ist, selbst wenn Geräusche vorhanden sind, nicht so schwer, wenn man nur die frühere Geschichte des Kranken, die gegenwärtigen Symptome, die Dauer des Geräusches, die Erregbarkeit des Herzens und das Fehlen der gewöhnlichen Folgen eines Herzfehlers berücksichtigt. Nach Hope und Walshe's Angaben sind die in solchen Fällen vorkommenden Geräusche immer systolisch und an der Aorta am deutlichsten. Mit Recht bezweifelt der Verf. den letzten Theil dieser Behauptung und führt an, daß auch im Typhus, dem Typhoid und relapsing fever systolische Geräusche vorkommen, wo er sie ganz richtig von unregelmäßigen Contractionen der trabecul. ableitet. — Zu den Zeichen nervöser Störung der Herzthätigkeit rechnet der Verf. auch die Verdoppelung der Herztöne; er fand sie bei reinen Neurosen, bei Endocarditis (s. oben) und bei chronischer Bronchitis, fast immer beim Arterien. Ebenso zählt hierher der tinnitus me-

tallicus, der wohl von lebhaften Contractionen abhängig manchmal bei Hysterischen gehört wird; er ist natürlich nicht mit dem Klingen zu verwechseln, das bei gefülltem Magen entstehen kann.

Die beiden letzten Kap. gehören den Aneurysmen der Brust- und Bauchaorta und sind zu den besten des Buchs zu zählen, indem wir hier sowohl eine sachgemäße Discussion über die einzelnen Zeichen, als auch die vollständigsten Aufschlüsse über den weitem Verlauf, die Methode der Untersuchung und der Behandlung finden; nur die Pathogenese ist auch hier dürftig behandelt. Die vorzüglichsten Zeichen der Brustaneurysmen sind einfache oder doppelte Pulsationen und Töne oder Geräusche, letztere kommen viel seltner vor, als man gewöhnlich angibt, nur bei dem Aneurysma der aorta abdom. findet sich meistens ein einfaches Geräusch. Wie die Geräusche hier entstehen, glaubt der Verf. bislang nicht bestimmen zu können. Auch der Nachweis einer Compression der Bronchi oder der Speiseröhre hat hohen diagnostischen Werth. Für die viel seltner vorkommenden Aneurysmen der Bauchaorta sind heftige neuralgische Schmerzen ein werthvolles Zeichen; sie kommen ohne Croston der Wirbel vor, können oft lange bestehen, ohne daß die Constitution leidet und sind eben dadurch oft charakteristisch. Die Bauchlage erleichtert die Kranken oft außerordentlich. In Bezug auf die Behandlung der Aneurysmen ist der Verf. ein entschiedener Gegner der sog. Balsalva'schen Methode. Wenn wir bedenken, daß Aneurysmen der Aorta gewöhnlich in älteren Leuten vorkommen (nach Lebert zwischen dem 45.—55. Jahre Ref.), daß sie Zeichen einer mehr oder weniger ausgebreiteten chronischen Gefäßkrankheit sind, daß, obwohl nicht nothwendig, doch häufig Herzfehler neben ihnen vorkommen,

daß ferner häufig gleichzeitig Tuberculose gefunden wird, und daß jeder Eingriff, welcher den Körper schwächt, auch die Resistenzkraft des Tumor verringern muß, so haben wir schon a priori hinreichend Grund, jene freilich auch von Morgagni, Lancisi, Corvisart, Laennec und vielen Andern gepriesene Praxis zu verdammen. Dazu fehlt nun völlig der Beweis, daß nur in einem einzigen Falle die in Rede stehende Behandlung Erfolg gehabt habe. Deshalb höchstens als Palliativ ein Aderlaß. Sehr günstig wirken 3—4 Blutigel von Zeit zu Zeit, ferner Sedativa bei Schmerzen (äußerlich Eis, Chloroform und narcotische Umschläge), vielleicht Fontanellen zwischen den Schultern, und neben diesen Dingen eine nährnde Diät, selbst mit Wein, und andere Stimulantia, wenn die Herzaction dadurch nicht gestört wird. Damit gelingt es, das Eintreten functioneller Störungen hinauszuschieben, bereits vorhandene zu heben und das Leben lange zu erhalten.

A. Wachsmuth.

L o n d o n

John Churchill 1853. On fatty degeneration by the late W. F. Barlow. 92 S. in Octav.

Der Gegenstand der vorliegenden Abhandlung ist ausschließlich diejenige Art der fettigen Entartung, bei welcher die Gewebstheile der verschiedenen Organe in einen feinkörnigen fettigen Detritus umgewandelt werden, während die interstitielle Fettentartung durch Wucherung der Fettzellen zwischen den Gewebstheilen nicht mit abgehandelt worden ist. Die Darstellung umfaßt vorzugsweise die allgemeinen pathologischen Verhältnisse der fettigen Degeneration, während die pathologisch-anatomischen und histologischen als bekannt vorausgesetzt werden. Im ersten Abschnitt werden die

ätiologischen Verhältnisse besprochen und als Bedingungen der fettigen Degeneration hingestellt: 1. Eine schlechte und mangelhafte Beschaffenheit des Blutes; 2. mangelhafte Zufuhr des zur normalen Ernährung nothwendigen Blutes; 3. Einfluß des Nervensystems, insbesondere der psychischen Functionen; 4. mangelhafte assimilative Thätigkeit eines Organes. Die Besprechung der angezogenen Punkte geht bald auf die Resultate exacter Beobachtung ein und gibt dieselben in kurzer aber gründlicher Uebersicht, bald bewegt sie sich im Gebiete der Vermuthungen und Ideen, die mehr zu geistreicher Beschäftigung der rastlosen Phantasie, als zur Befriedigung wissenschaftlicher Forschung dienen. Im zweiten Abschnitt werden die Degenerationen einzelner Organe im Allgemeinen dargestellt, so zuerst die der Gefäße, der Placenta mit folgender Hämorrhagie (nach Hassall und Barnes), der Lungenarterien mit dem von dieser Entartung abgeleiteten hämorrhagischen Infarct (nach Dittrich), der Herzarterien mit folgender fettiger Entartung der Herzmuskeln und des Gehirns mit folgender Erweichung und Blutung, über welche beide letztere Entartungen der Verf. einige interessante eigne Fälle mittheilt. Der dritte Abschnitt ist ausschließlich der fettigen Entartung der Arterien des Gehirns und deren Folgen gewidmet, der vierte der fettigen und atheromatösen Entartung der großen Arterienstämme mit ihren Folgen: Erweiterung und Ruptur. Diese speciellen Abschnitte sind mit großer Umsicht und fleißiger Benützung des Materials geschrieben, so wie überhaupt das ganze Werkchen, wenn es auch keine wichtige und neue Thatsachen und Gesichtspunkte bringt, doch den befriedigenden Eindruck eines klaren und abgerundeten Ganzen macht.

Fr.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 29. October 1855.

G e l l e

Capaun-Karlowasche Buchhandlung. Archiv für Geschichte und Verfassung des Fürstenthums Lüneburg. Unter Mitwirkung Sr Excellenz des Herrn Landschafts-Directors von Hodenberg herausgegeben von C. L. v. Lenthe, Syndicus der Lüneburgischen Ritter- und Landschaft. Ersten Bandes erstes Heft 1854 und zweites Heft 1855, XVI u. 564, zweiter Band XVIII u. 686, dritter Band XX u. 644, fünften Bandes erstes Heft 288 S. in Octav.

Mit dem oben genannten Werke wird der Anfang einer Veröffentlichung von Quellschriften für die zunächst der neuern Zeit angehörige innere politische Durchbildung und die Entwicklung des ständischen Lebens in den Gebietstheilen des welfischen Hauses bezeichnet. Man weiß, was in Beziehung auf diesen Gegenstand die gewissenhafte Treue und der Fleiß des unvergeßlichen Jacobi, dann Ribbentrop und Kleinschmidt leisteten, deren Sammlungen von Landtagsabschieden bisher die

wesentlichsten Grundlagen für die Geschichte der Verfassung in den Landen Braunschweig und Lüneburg abgaben. Gleichwohl blieb zu beklagen, daß diese Sammlungen einerseits nicht immer bis zum Schlusse des Zeitraums reichen, den sie zu beleuchten bestimmt waren, und andererseits an einer Unvollständigkeit leiden, für welche die Schwierigkeiten in der Benutzung herrschaftlicher Archive die nahe liegende Erklärung abgeben. Diese Hindernisse sind in neuerer Zeit durch die Liberalität beseitigt, mit welcher die königliche Regierung wissenschaftliche Nachforschungen auf dem Archive gestattet, so daß man der Hoffnung auf eine wesentliche Vervollständigung der älteren landständischen Acten Raum geben und gleichzeitig zu der Erwartung berechtigt sein darf, daß nach dem von der lüneburgischen Landschaft gegebenen Beispiele auch in den übrigen Landestheilen des Königreichs Hannover für die Veröffentlichung der landschaftlichen Verhandlungen Sorge getragen werden wird.

Oder sollte dem gegenüber an andern Stellen ein ängstliches Erwägen auftauchen? Sollte man Bedenken tragen, die Besprechungen und Schlüsse der provincialen Vertreter vor das lesende Publicum zu führen? Die Richtungen und politischen Färbungen von Persönlichkeiten frei hervortreten zu lassen? Das in der That steht, nachdem man im Fürstenthum Lüneburg mit einem solchen Beispiele vorangegangen ist, kaum zu besorgen, um so weniger, als ein geflissentliches Meiden der Defensivlichkeit zu allen Zeiten die Handhabe für schiefe und ungerechte Beurtheilungen bildet. Von dieser Seite, so scheint es, dürften die Einzelen kaum von Bedeutung sein. Aber zwei andere Punkte sind es, die hier in Betracht kommen; einmal die Beschaffung der Mittel zur Her-

ausgabe der Documente und sodann eine geeignete Persönlichkeit, welche sich mit Liebe und Sorgfalt der nicht unerheblichen Arbeit der Revision und Anordnung des Materials unterzöge. Für beide Gegenstände ist die Beantwortung in der Nähe zu suchen. Das vorliegende Archiv ist lediglich durch die Unterstützung der lüneburgischen Ritterschaft in's Leben getreten, die sich, den gleichen Corporationen in andern Provinzen gegenüber, zu keiner Zeit eines hervorragenden Reichthums, aber stets eines warmen Interesses für ihre Provinz hat rühmen können; die Redaction aber anbelangend, so würde es unbillig sein, in Zweifel zu ziehen, daß auch anderswo Männer mit der erforderlichen Bildung bereitwillig eine Müheverwaltung übernehmen werden, für deren präcise Durchführung das Muster ihnen vorliegt.

Das Archiv ist, wie der Titel besagt, für die Geschichte und Verfassung des Fürstenthums Lüneburg bestimmt. Von diesen beiden Gegenständen ist in den bisher erschienenen Bänden nur der letztgenannte und zwar in Bezug auf die neuere Zeit vertreten. Doch verheißt das kurze Vorwort, „daß auch die frühere Geschichte des Fürstenthums in's Auge gefaßt und dabei vorzugsweise auf Ansammlung von Quellen Bedacht genommen werden soll;“ eine Zusage, für welche sich jeder Freund vaterländischer Geschichte den Männern, ohne deren Liberalität ein solches Unternehmen schwerlich erwirklicht worden wäre, und nächst ihnen dem Herausgeber zu bleibendem Danke verpflichtet fühlen muß.

Der Herausgeber beginnt den mit diplomatischer Genauigkeit wiedergegebenen Abdruck der Urkunden zur Geschichte der ständischen Verfassung des Fürstenthums mit dem Regierungsantritte

Georgs III., also mit demselben Abschnitt, welcher den Schluß der Jacobi'schen Sammlung abgibt, und führt denselben mit dem dritten Bande bis zum Ausgange des Jahres 1844. Eine Aufführung der wichtigsten Gegenstände der Berathungen würde hiernach überflüssig sein, da sich dieselben hinlänglich aus den während dieses Zeitraums geschehenen Umgestaltungen der inneren Verhältnisse ergeben. Die Fortsetzung der Verhandlungen, welche in gleichem Grade, als sie den Verfassungsfragen der neuesten Zeit näher treten, an Interesse gewinnen müssen, wird wahrscheinlich den vierten Band einnehmen. Daß bereits erschienene erste Heft des fünften Bandes enthält die geschichtliche Entwicklung des ritterschaftlichen Credit-Instituts im Fürstenthum Lüneburg, die Verhandlungen über den Erlaß einer Meierordnung und ein gedrängtes Resumé über die Entstehung (im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts) und Veränderung der Uniform der lüneburgischen Ritterschaft, eine Zusammenstellung, die in ihren Einzelheiten mehr Interesse bietet als die Ueberschrift verheißt.

S t u t t g a r t

Carl Mäcken, Verlagsbuchhandlung 1853. Der Ursprung und die Composition der synoptischen Evangelien. Von Dr. Karl Reinhold Köstlin, Privatdocent an der Universität Tübingen. VIII und 400 S. in Octav.

L e i p z i g

Verlag von S. Hirzel 1854. Die Evangelien, nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung von Dr. Adolf Hilgenfeld a. o. Professor der Theologie und Assistenten der akademischen Bibliothek in Jena. VIII u. 355 S. Oct.

Wir haben die beiden ausführlichsten neuesten Werke über die Entstehung der Evangelien hier zusammengestellt, weil bei der großen Abweichung derselben in ihren einzelnen Ergebnissen einerseits und ihrer trotzdem großen Verwandtschaft rücksichtlich ihres Gesamtstrebens und ihrer Gesamtauffassung andererseits es ebenso lehrreich als interessant ist, sie neben einander zu überblicken und zu beurtheilen. Darf man unter den neueren Bearbeitungen der Evangelienfrage (wir meinen dieselbe wesentlich so weit sie sich auf die Synoptiker bezieht) die Baur'sche und die Ewald'sche als die in aller Beziehung am weitesten von einander abstehenden bezeichnen, so ist es unverkennbar, daß die oben angeführten Werke eine Mittelstellung zwischen diesen beiden einnehmen. Die Verf. schließen sich allerdings zunächst Beide an Baur an. Von Baur wird Köstlin ausgehen als von dem, welcher erst durch die Richtung, die er ihr gab, die historisch-kritische Betrachtung der Evangelien auf einen festen Boden versetzte, indem er eine Einsicht in die doctrinelle Tendenz der Evangelien zu gewinnen suchte. Baur's Tendenzkritik ist nach Hilgenfeld (S. 41) „der Mittelpunkt des neueren kritischen Zeitbewußtseins“, sie „hat ihre Ueberlegenheit über jede entgegenstehende Gesamtansicht bis jetzt siegreich behauptet.“ Beide streben nun aber auch über Baur hinaus. Baur's Tendenzkritik löst nicht alle Fragen, erreicht das eigentliche Ziel nicht. „Die Erkenntniß und Vergleichung der doctrinellen Tendenz der Evangelien“, so begründet Köstlin (S. 2) sein Hinausgehen über Baur, „führt uns über sie selbst, wie sie uns gegeben sind, noch nicht hinaus und in ihr literarisches Verhältniß zu einander noch

nicht hinein, sie gibt uns zwar einen Anhaltspunkt dafür, welchen Kreisen des christlichen Alterthums wir sie im Allgemeinen zuzuweisen haben, aber sie läßt uns in Bezug auf das Nähere ihrer Abfassung, ihrer Quellen und vor Allem ihrer Zeit nach ganz in Ungewißheit, und vermag uns eben so wenig über die Frage, welcher Evangelist etwa den andern benützt, oder ob eine solche Benützung des Einen durch den Andern gar nicht Statt gefunden habe, einen sichern und befriedigenden Aufschluß zu geben. Je genügender durch die bisherigen Untersuchungen über den dogmatischen Charakter der Evangelien diese ihre innere Eigenthümlichkeit im Wesentlichen zur Klarheit gebracht worden ist, desto mehr ist es jetzt an der Zeit, das noch Fehlende hinzuzuthun und daher auch wiederum die litterarische Untersuchung in den Vordergrund zu stellen und dieselbe weiter zu verfolgen, als es bis jetzt von dieser Seite der Kritik geschehen ist." Hilgenfeld wirft der Tendenzkritik vor, sie wisse über die mündlichen und schriftlichen Anfänge der Evangelienbildung ebenso wenig, als über den wirklichen Thatbestand der evangelischen Geschichte etwas Bestimmtes zu sagen. „Sie weiß“, fährt er fort (S. 28), „nur das Ende und den Abschluß der Evangelienbildung aufzuhellen, und alle Unsicherheit und Schwankung über die älteren Evangelien hat darin ihren Grund, daß sie auf ihrem rückschreitenden Wege noch nicht zu der Einsicht in den stetigen Fortschritt der Evangelienbildung gekommen ist, deren Abschluß allerdings in den Johanneischen Evangelien vorliegt“; und das soll jetzt die Aufgabe sein, „den ursprünglichen Anfang der Evangelienbildung zu bestimmen“ und

„dieselbe von hier aus fortschreitend durch alle irgend bedeutenden Stufen bis zu ihrem Abschluß zu verfolgen“. Noch deutlicher bezeichnet die Vorrede (S. IV) das Verhältniß der Auffassung des Verfs zu der Baur's als der litterarhistorischen zur tendenzkritischen. Von der Tendenzkritik zur litterarhistorischen Behandlung — das ist also das klar ausgesprochene Streben beider Werke. Muß man nun aber gerade das als das Eigenthümliche und Verdienstliche der Arbeiten Ewald's über die Evangelien anerkennen, daß er gegenüber der Tendenzkritik, deren nicht geringster Fehler darin liegt, daß sie an tausend Einzelheiten haftend, nirgend zu einer Gesamtauffassung zu kommen vermag, eine Geschichte der Evangelienlitteratur von ihren Anfängen bis zu ihrem Sinken in den Apokryphen gegeben hat — so wird leicht klar, mit welchem Rechte wir den in Rede stehenden beiden Schriften eine Mittelstellung zwischen Baur und Ewald anweisen dürften. Bei Köstlin ist Ewald's Einfluß auch in den Endergebnissen der Untersuchung auf den ersten Anblick unverkennbar, so daß man seine Auffassung geradezu als eine Vereinigung von Baur und Ewald bezeichnen kann, und wenn Hilgenfeld auch durchweg auf's schärfste gegen Ewald's Ansichten zu Felde zieht, auf dessen quantitative Auffassung als auf die bei weitem niedere von der Höhe der qualitativen, die schon bei Baur einen „unendlichen Vorzug“ hat, herabsieht, wenn auch seine Ergebnisse von denen Ewald's in den meisten Punkten völlig abweichen, so ist die Richtung auf litterarhistorische Auffassung, das Streben augenscheinlich dasselbe, ein deutlicher Beweis, wohin die Evan-

gelenkritik drängt, und daß ihr Ewald, über dessen Auffassung im Einzelnen zu urtheilen hier nicht der Ort ist, die Richtung angewiesen hat, in der sie jetzt wird fortschreiten müssen.

Der für die Untersuchung eingeschlagene Weg ist freilich gerade dem Ewalds entgegengesetzt. Während dieser den Proceß der Evangelienbildung von seinen Anfängen bis zum Verfall thetisch construirt, gehen Beide, Köstlin wie Hilgenfeld, analytisch zu Werke. Im Einzelnen werden die Evangelien nach ihrem Inhalte, ihrer Composition, ihrem Zweck, ihren Beziehungen auf einander u. zergliedert, um dann aus einer großen Zahl einzelner Daten die Ergebnisse zu ziehen. Diesem analytischen Gange in unserm Berichte zu folgen, würde viel zu weit führen; wir schlagen deshalb lieber den Weg ein, gleich die Endergebnisse zusammenzustellen, was um so nöthiger ist, je weniger besonders Köstlin für die Uebersichtlichkeit seiner Untersuchungen gethan hat, indem hier, wie schon ein Blick auf das Aeußere des Buches zeigt, oft viele Seiten lang ohne Ueberschrift und ohne Absatz der Faden der Untersuchung durch tausend Einzelheiten sich fortspinnt und es meist dem Leser überlassen bleibt, sich in dieser Menge von Einzelheiten Haltpunkte und Uebersichten zu verschaffen.

Machen wir den Anfang mit dem Werke Köstlin's als dem älteren. Köstlin beginnt mit dem Matthäusevangelium. In diesem unterscheidet er drei Schichten. Den eigentlichen Kern bildet die Redensammlung des Matthäus (die *λόγια*).

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. Stück.

Den 1. November 1855.

Stuttgart, Leipzig

Fortsetzung der Anzeigen: „Der Ursprung und die Composition der synoptischen Evangelien. Von Dr. K. K. Köstlin.“ Und: „Die Evangelien, nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung von Dr. Adolf Hilgenfeld.“

Diese war kein Evangelium in unserm Sinne, sondern eine Zusammenstellung längerer Reden (nicht Spruchreihen, deshalb Reden-, nicht Spruchsammlung), jedoch mit kurzen historischen Einleitungen. Ihr Charakter war „ganz jüdenchristlich“ (obwohl nicht ebjonitisch oder antipaulinisch), und der Apostel Matthäus verfaßte sie um d. J. 60—65 zu dem Zweck, „den Muth der Palästinenfischen Christenheit in einer bedrängnißvollen Zeit aufrecht zu erhalten, die unverbrüchliche Verpflichtung zur Beobachtung des Gesetzes oder die Nothwendigkeit der εφορα gegen entgegengesetzte Ansichten einzuschärfen, vor falschen Lehren dieser Art zu warnen, und der jüdischen Christenheit überhaupt, theils in besonderem Gegensatze

gegen die Heußerlichkeit und Unlauterkeit der im herrschenden Judenthum den Ton angegebenden pharisäisch-rabbinischen Frömmigkeit ein möglichst vollständiges Bild der von dem Stifter des Christenthums ausgegangenen höhern Gesetzgebung für die Mitglieder des Himmelreichs vorzuhalten“ (S. 57). Diese Urschrift benutzte der Verf. des Matthäusevangeliums nicht bloß, er nahm sie geradezu in die seinige auf (S. 66). Aus ihr stammen fast alle größern Reden des Evangeliums, jedoch mit Ausnahme von 15, 1—20; 24 u. a. m. Mit dieser Urschrift arbeitete dann der Verf. des Evangeliums noch zwei andere Quellen zusammen, das älteste Marcus-Evangelium und die galiläische Localtradition (S. 69 ff.). Der letztern gehören eine Reihe von Erzählungen an, „in welchen der Evangelist ein höheres persönliches Interesse an dem Dargestellten und eine Abrundung, Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Erzählung, einen Fluß der Schilderung, eine Pracht der Färbung entwickelt, wie sie sich auch in den übrigen Evangelien selten finden.“ Es sind die Erzählungen von der Geburt Jesu, der Versuchung, Verkörperung, der Auferstehung, des Besuchs der Weisen und der Flucht nach Aegypten (S. 85). Alle diese nahm der Evangelist aus der galiläischen Localtradition auf, und er erst verleibte sie der übrigen evangelischen Tradition ein, wie sich denn auch in ihnen das besondere apologetische Interesse des Verfs besonders kund thut (S. 87). Die zweite oben genannte Quelle, der Ur-Marcus, wie wir ihn kurz bezeichnen wollen, ist das Evangelium, welches Papias als Marcus-Evangelium kannte, ein petrinisches nach Papias von Marcus verfaßtes Evangelium, das ebenfalls hauptsächlich Reden enthielt, aber dieselben ohne Rück-

sicht auf Zeit und Zusammenhang des Einzelnen, abgerissen und zerstückelt, hie und da zwar nach sachlichen Gesichtspunkten aneinandergereiht, aber ohne bestimmte und klare Zeitordnung wiedergab. Es war mehr eine Spruch- als wohlgeordnete Redensammlung, und enthielt zugleich auch manches Historische, an welchem man aber gleichfalls Ordnung und Vollständigkeit vermiste. Aus diesen Quellen entstand dann zwischen 70—80 das Matthäusevangelium. Der Verfasser schrieb schon „halb universalistisch“ (petrinisch), in Syrien für Judenchristen des Orients, aber in griechischer Sprache (S. 45). Dieses Evangelium erfuhr dann aber noch um 90—100 eine katholische Bearbeitung, deren Urheber jedoch sein Original ganz unverändert ließ und von dem Seinigen nur sehr Weniges hinzuthat (S. 130). In dieser Form gewann das Evangelium seit dem Ende des ersten Jahrhunderts eine weite Verbreitung. Darnach besteht also das Evangelium aus drei Schichten: 1) Den Kern bildet die Redensammlung des Apostels Matthäus (streng judenchristlich); 2) damit arbeitete der Verfasser des Evangeliums a) die galiläische Localtradition, b) den Ur-Marcus zusammen (halb universalistisch-petrinisch); 3) dieses Evangelium wurde katholisch überarbeitet (ganz universalistisch).

Noch verwickelter ist nach dem Verf. die Entstehung des Evangeliums Lucä, dem die zweite Stelle angewiesen wird. Diesem liegt allerdings zunächst das Matthäusevangelium zu Grunde, welches der Verf. des dritten Evangeliums kannte und benutzte; aber so daß er mit seiner Darstellung zugleich den bestimmtesten Gegensatz gegen dasselbe bilden wollte, wie denn der Prolog des Lucas sich wesentlich auf Matthäus (daneben auf

Ur-Marcus) polemisch bezieht. Der Verfasser war aber nicht auf Matthäus beschränkt, sondern daneben benutzte er noch andere Quellen und zwar, da noch kein paulinisches Evangelium vorhanden war, nur judenchristliche. Von solchen benutzte er zwei. Das erste ist das Petrus-Evangelium, eine auf Grundlage des Ur-Marcus nach der Zerstörung Jerusalems, aber auch nicht ganz lange nachher, später als Matthäus entstandene Evangelienchrift, die erste, welche den Begebenheiten und Handlungen der evangelischen Geschichte den Vorrang vor den Lehren einräumte (S. 261), und wesentlich die südpalästinensische Tradition verarbeitete, wie Matthäus die galiläische. Die zweite Schrift, welche Lucas benutzte, war eine Spruchsammlung, die dem Judenthume und zwar dem Kreise, aus welchem der Jacobusbrief und später das Petrus-Evangelium hervorging, zuzuweisen ist (S. 276), und vielleicht schon im Petrus-Evangelium selbst benutzt wurde. Sie war auf Grundlage der matthäischen Redesammlung entstanden, und ist als eine vermehrte und verbesserte Redaction derselben zu betrachten. Sie ist wahrscheinlich bald nach der Zerstörung Jerusalems veranstaltet zu dem Zwecke und aus der südpalästinensischen Tradition eine Nachlese von Reden des Herrn, besonders die vielen eigenthümlich lukanischen Redestücke anzufügen. Endlich benutzte Lucas auch den Ur-Marcus selbst, den er jedoch als wenig Brauchbares darbietend nur wenig beachtete (S. 286); der Matthäus bleibt zweifelhaft (S. 282). Darnach haben wir also folgende Quellen 1) Das Evangelium Matthäi; 2) Das Petrus-Evangelium; 3) Die neuere Bearbeitung der Matthäischen Redensammlung; 4) daneben den Ur-Marcus; vielleicht auch die ur-

sprüngliche Redensammlung des Matthäus. Auf diesen Grundlagen wurde um das Jahr 100 unser Lucasevangelium verfaßt. Der Verfasser ist ein unbekannter Pauliner in Kleinasien. Der Name des Lucas ist erst und mit Unrecht aus der Apostelgeschichte erschlossen, indem man hier den Verf. des Reiseberichts, als den man Lucas ansah, mit dem Verfasser des ganzen Werkes identificirte. Es circularte anfangs als Privatschrift und erlangte erst spät kirchliche Anerkennung.

Endlich die Entstehung des Marcusevangeliums. Diese gestaltet sich einfacher als die der beiden zuerst behandelten. Marcus hat nach Köstlin einen durchaus epitomatorischen und secundären Charakter, er repräsentirt das Stadium der pragmatisch verständigen Geschichtschreibung (S. 328). Seine Darstellung entstand größtentheils aus combinirender Benutzung des bei Matthäus und Lucas vorliegenden Stoffes (S. 331). Allein mit dieser Erklärung gesteht der Verfasser allein nicht auszureichen, er ruft deshalb den Ur-Marcus zu Hülfe. Das heutige Marcusevangelium ist darnach keine im ersten Jahrzehend des zweiten Jahrhunderts im Interesse der Katholicität in Rom entstandene Umarbeitung des Ur-Marcus unter combinirender Benutzung des Matthäus und Lucas.

Ghe wir uns jedoch auf eine Beurtheilung dieser sehr verwickelten Ergebnisse des ersten Werkes einlassen, stellen wir die weit einfacheren des zweiten daneben. Auch Hilgenfeld geht vom Matthäusevangelium aus. In diesem unterscheidet er eine ältere Grundlage und eine spätere Uebearbeitung. Die ursprünglichen Bestandtheile umfassen aber nicht bloß Reden, sondern eben so historischen Stoff (1, 1—17; 3, 1—4, 11; 4, 12. 17—22; 5,—7, 27; 8, 1—4, 14—16; 8, 18—9,

34; 9, 36—10, 4; 10, 5—42; 11, 2—30; 12, 1—16; [12, 25—45 Einzelnes]; 12, 46—50; 13, 2—9. 24—33. 44—48. 34; 13, 53—58; 15, 1—14. 21—28. 29—39; 16, 1—4. 6 [5. 7. 8. 10—12?]. 13—19. 20—28; 17, 1—13. 14—21. 24—27; 18; 19; 20; 21, 1—32. 45. 46; 22, 15—46; 23, 1—36; 26, 1—5. 14—16. 17—30. 31—35. 36—75; 27, 1. 2. 11—18. 20—31. 32—51. 54—61; 28, 1—10. 16—20); so daß also nicht bloß eine Redensammlung, sondern ein vollständiges Evangelium die Grundschrift bildet. Dieses ursprüngliche Matthäusevangelium hat wirklich den Apostel Matthäus zum Verfasser und ist um das Jahr 50—60 entstanden. Es steht durchaus auf dem Standpunkt der Urapostel und der Urgemeinde dieser Zeit, ist streng judenchristlich und nimmt zum Paulinismus eine gegnerische Stellung ein, indem es an ihm ebensowohl den Antinomismus als die universalistische Gleichstellung der Heiden bekämpft. Diese Grundschrift erfuhr dann um 70—80 eine Bearbeitung, welche den Inhalt derselben allerdings möglichst schonte, aber, wie man aus der obigen Zusammenstellung der der Grundschrift angehörenden Bestandtheile ersehen kann, noch manches Neue hinzufügte, und daneben auch die Ordnung der alten Bestandtheile mehrfach veränderte, indem sie besonders der Bergrede einen früheren Platz anwies, an ihre Stelle die Aussendungsrede der Zwölf (c. 10) schob, und die Lücke, die dadurch entstand, durch die dem Bearbeiter zugehörnde eschatologische Rede c. 24. 25 ausfüllte. Beides, das Neuere wie die Aenderung in der ursprünglichen Ordnung hängt mit dem veränderten dogmatischen Standpunkt des Verfs, wahrscheinlich eines hellenistischen Juden, zusammen, dessen Eigenthümlichkeiten besonders darin zu sehen

sind, daß jetzt die Heidenbekehrung anerkannt wird und das Christenthum als von den Juden verschmäh't für die Heidenwelt bestimmt angesehen wird, während der Bearbeiter andererseits den Zusammenhang der christlichen Thatsachen mit der alttestamentlichen Weissagung (die steten Hinweisungen auf ihre Erfüllung gehören ihm an) um so fester hält und sein Bestreben dahin geht, die Messianität Jesu überall durchleuchten zu lassen.

An zweiter Stelle folgt nun aber bei Hilgenfeld nicht Lucas, wie bei Köstlin, sondern vielmehr Marcus. Dieser ist einerseits abhängig von Matthäus, dagegen unabhängig von Lucas, der im Gegentheil von ihm abhängig ist, und bildet den vermittelnden Uebergang von Matthäus zu Lucas (S. 144). Diese vermittelnde Richtung ist aber nicht Indifferenz, der Evangelist gehört vielmehr der judenchristlichen, aber sehr gemilderten Richtung an; sein Charakter ist der eines „gemilderten universalistischen Judenchristenthums“, wie es sich ohne Einfluß des Paulinismus aus dem strengern Judenchristenthum entwickelte. Das Evangelium ist in den Jahren 80—100 entstanden und zwar in der römischen Kirche und da sich nicht Alles in ihm auf die Entlehnung des Stoffs aus Matthäus zurückführen läßt, so sind daneben die mündliche petrinisch-römische Ueberlieferung und schriftliche Aufzeichnungen als Quellen anzunehmen, so jedoch, daß sich zwischen mündlichen und schriftlichen Quellen im Einzelnen nicht genau unterscheiden läßt.

Auf den beiden ersten Evangelien erhob sich nun das dritte das Evangelium Lucä, in welchem sich aber neben Matthäus und Marcus in dem eigenthümlichen Abschnitt 9, 51

— 19, 28 eine dritte, sonst nicht erhaltene Quelle erkennen läßt, „deren Haupteigenthümlichkeit ebensowohl die praktische Strenge des urchristlichen Lebens und Bewußtseins als auch die Bildung eines neuen über das streng jüdische Gebiet hinausgehenden Jüngerkreises war.“ Diese dritte Quelle, die sich nur vermuthungsweise als ein petrinisches Evangelium bezeichnen läßt, war dann dieselbe, aus der Marcus seine eigenthümlichen Züge schöpfte. Obwohl aber so auf Grundlage älterer Quellschriften entstanden, ist doch das Evangelium des Lucas kein bloßes Sammelwerk, sondern im Ganzen und Großen eine durchgearbeitete Einheit. Seine Richtung ist die des reinen Paulinismus, der sich als Antijudaismus (und zwar nicht bloß im Gegensatze gegen das ungläubige Judenthum, sondern ebenso sehr gegen das innerchristliche Judenthum) und Antinomismus geltend macht; und abgesehen von dem Gegensatze auch in dem eigenen Gedankenkreise des Evangeliums hervortritt. Das Evangelium ist außerhalb Palästina (genauer läßt sich der Ort nicht bestimmen) um 100—110 geschrieben. Daraus ergibt sich von selbst die Unhaltbarkeit der kirchlichen Ueberlieferung, die den Lucas als Verfasser nennt; doch kann hier von Echtheit oder Unechtheit nicht die Rede sein, da sich der Verfasser selbst nicht bezeichnet hat. Ursprünglich Privatschrift erwarb es sich durch die Reinheit seines Paulinismus bald in weiteren Kreisen Geltung, so daß es in den gnostischen Bewegungen von beiden Seiten herangezogen und benutzt wurde. Marcion verfertigte sich eine eigene seinem Ultrapaulinismus entsprechende Bearbeitung; aber auch der kanonische Text ist von einzelnen bedeutenden Aenderungen nicht frei, die zu dem Zwecke gemacht wurden, den gno-

stischen Gebrauch einzelner evangelischer Aussprüche auszuschließen.

Stehen wir hier nun noch vor den gnostischen Bewegungen, wird aber das Lucasevangelium schon in diese hineingezogen, so führt uns nun nach Hilgenfelds Meinung der Fortschritt der Evangelienbildung mit dem Johannesevangelium mitten in die gnostische Bewegung selbst hinein. Weit entfernt nämlich, einen unmittelbaren Jünger des Herrn zum Verfasser zu haben, stammt dies vierte Evangelium vielmehr aus einem gnostischen Gedankenkreise und ist etwa in den Jahren 120—140 entstanden. Mit ihm kommt die Evangelienbildung zu ihrem wesentlichen Abschluß. Einerseits wird hier der Einfluß des dogmatischen Standpunkts auf die Auffassung der evangelischen Geschichte so gesteigert und verallgemeinert, daß der geschichtliche Stoff nur noch die Grundlage des dogmatischen bildet — die evangelische Geschichtschreibung hat die Schwelle der rein dogmatischen Lehrbildung des zweiten Jahrhunderts erreicht; andererseits wendet sich mit dem Johannesevangelium, das ausdrücklich heidnische Leser anredet, die es zum christlichen Glauben führen will, von der bestehenden christlichen Gemeinde, für die es schon genug Evangelien gab, ganz absehend, an das gebildete Bewußtsein der Heidenwelt — wir stehen an der Schwelle der apologetischen Litteratur des zweiten Jahrhunderts (S. 348. 349).

Sollen wir nun nach dieser berichtlichen Darstellung der Ergebnisse beider vorliegenden Werke eine Beurtheilung versuchen, so verkennen wir nicht, daß es schwer ist, eine solche in sich zusammenhängende und consequent durchgeführte Auffassung in der Kürze zu kritisiren, und, falls man den

Ergebnissen nicht beizustimmen vermag, zu widerlegen, da die Ergebnisse selbst aus einer großen Zahl von Einzelheiten und deren künstlicher Combination entstanden sind, uns aber auf beschränktem Raume kaum einige wenige einzelne Punkte zu berühren gestattet ist. Um da nicht in den Verdacht eines grundlos absprechenden Urtheils zu gerathen, ist es um so mehr nöthig, die Punkte aufzufinden, welche als Angelpunkte der ganzen Anschauung gelten müssen, und auf diese den Blick zu richten, um wo möglich an ihnen die Fehler des Ganzen aufzudecken. Diese hoffen wir am klarsten durch Vergleichung beider Auffassungen darzulegen.

Der augenfälligste Unterschied beider Darstellungen (dieselben noch ganz im Großen angesehen) liegt in der bei weitem größeren Einfachheit der Hilgenfeld'schen gegenüber der sehr künstlichen und verwickelten Röstlin's. Während wir es dort fast nur mit den kanonischen Evangelien zu thun haben und nur einmal vermuthungsweise eine außerkanonische Quellschrift, ein petrinisches Evangelium eingeschoben wird, jedoch so, daß es eigentlich nur in zweiter Reihe steht, haben wir bei diesem eine Menge außerkanonischer Quellschriften, einen Ur-Matthäus und Ur-Lucas, ein Petrus-Evangelium und eine überarbeitete Spruchsammlung vor uns, aus deren verwickelter und verschlungener Combination erst unsere kanonischen Evangelien hervordachsen. Genauer betrachtet läßt sich der Unterschied dahin bestimmen, daß bei Hilgenfeld ein Evangelium immer unmittelbar vom andern abhängt, Marcus von Matthäus, Lucas von Marcus und Matthäus, Johannes von allen drei Vorjüngern, und der Fortschritt nicht auf dem Hinzukommen neuer Quellen, die durch-

aus nur secundäre Bedeutung in diesem Bildungsproceß haben, beruht, sondern auf einer neuen Behandlung, der schöpferischen Fortbildung des Stoffs auf neuen dogmatischen Grundlagen, bis zur Spitze des Johannesevangeliums hin, wo der geschichtliche Stoff nur noch die Grundlage des dogmatischen bildet; während dagegen bei Köstlin nirgends ein reines Abhängigkeitsverhältniß des einen Evangeliums von dem andern sich findet, sondern diese Abhängigkeit immer wieder durch andere Glieder aufgehoben wird. Das Lucasevangelium ist allerdings von Matthäus abhängig, aber indem neben dem Matthäusevangelium auch das petrinische Evangelium und die vermehrte Redaction der Redesammlung, von denen jenes auf dem Ur-Marcus, diese auf dem Ur-Matthäus ruht, als Quellen angenommen werden, ja selbst die Berücksichtigung des Ur-Marcus selbst bestimmt, die des Ur-Matthäus mit einem „vielleicht“ hinzugefügt wird, so erscheint dadurch die Abhängigkeit sehr modificirt und es wird so dem Lucasevangelium doch seine Unabhängigkeit bis auf einen gewissen Grad gerettet. Ja selbst bei Marcus, der doch als durchweg secundär betrachtet wird und dessen Abhängigkeit der Verf. nicht stark genug betonen kann, wird diese Abhängigkeit durch die Annahme, es sei das Evangelium, obwohl ein combinirender Auszug aus Matthäus, doch zugleich auch eine Bearbeitung des Ur-Marcus wieder aufgehoben und auch diesem letzten Evangelium eine Unabhängigkeit von dem andern und eine Ursprünglichkeit vor ihnen zugesprochen. Das verbindende Glied aber, welches sich durch den ganzen litterarischen Proceß hinzieht und die Abhängigkeit immer wieder aufhebt, ist das Marcusevangelium, freilich nicht in seiner heutigen Gestalt,

sondern in seiner ältern. Dieser Ur-Marcus ist eine der Hauptquellen für die geschichtlichen Abschnitte des Matthäus; Lucas hat ihn gekannt, und hat er ihn weniger beachtet, so liegt er doch auch wieder dem Petrus-evangelium zu Grunde und hat, wenn die neben dem Petrus-evangelium benutzte judenchristliche Gnomologie wieder das erstere Evangelium benutzte, auch bei dieser mitgewirkt, so daß also Lucas sämtliche Quellen auf den Ur-Marcus zurückweisen. Wenn nun endlich das jehige Marcusevangelium eine Umarbeitung des Urmarcus ist und zugleich eine Zusammenschmelzung des Matthäus und Lucas, so vollendet sich hier der Kreis, die beiden Enden schließen sich zusammen und derselbe Name eines Marcusevangeliums steht an beiden Ecken, den Kreislauf in sich zusammenfassend. Marcus ist nicht der älteste Evangelist wie bei Wald, auch nicht der jüngste, der Epitomator, wie bei Griesbach und Baur, er ist Alles, erster und letzter und das Alles verbindende Mittelglied.

Diese große Bedeutung, die hier (wir möchten fast sagen widerwillig) dem Marcus zugeschrieben wird, ist für den heutigen Stand der Evangelienkritik äußerst charakteristisch. Es wird das dadurch noch klarer werden, daß, wie sich bald zeigen läßt, die Stellung des Marcus bei Hilgenfeld trotz aller Verschiedenheit der Gesamtaufassung eine ganz ähnliche ist. Vom Johannes-evangelium sehen wir einen Augenblick ab, nicht bloß, weil wir durch die Vergleichung der Arbeit Köstlin's vorzugsweise auf die synoptischen Evangelien gewiesen sind, sondern auch aus dem innern Grunde, daß, so sehr Hilgenfeld es als seine Aufgabe betrachtet, die er dann auch gelöst zu haben meint, den stetigen Fortschritt der

Evangelienbildung darzustellen, dieser stetige Fortschritt unserer Ansicht nach zwischen dem dritten und vierten Evangelio nur scheinbar vorhanden ist, indem wir hier auf einmal in ein ganz fremdes Gebiet, in das der gnostischen Bewegung ver setzt werden, ein Mangel, den Hilgenfeld mit seinen Bemühungen, die katholische Kirche und die Gnosis möglichst in einander überfließen zu lassen (S. 334), eher aufdeckt als aufhebt. Sehen wir also, wie gesagt, von Johannes einmal ab und beschränken uns auf die Synoptiker, so ist es ja klar, daß hier auch bei Hilgenfeld die Stellung des Marcusevangeliums es ist, auf der Alles beruht, wie es denn nicht zufällig sein kann, daß Hilgenfeld vorher eine allein den Marcus betreffende Untersuchung veröffentlicht hat, also wohl von der Betrachtung des Marcus her seine Ansicht über die Evangelien sich gebildet. Marcus nimmt auch hier wie bei Köstlin die vermittelnde Stellung zwischen den beiden andern ein, nur daß diese Vermittelung ganz entsprechend der weit einfacheren Gesamtaufassung hier auch einfacher ist als bei Köstlin. Es ist das überhaupt ein nicht bloß in den beiden vorliegenden Arbeiten über die Evangelien, sondern in dem ganzen augenblicklichen Stadium der Evangelienkritik bemerkbarer Zug, daß das auf Grund der auch von der Tübinger Schule aufgenommenen Griesbach'schen Auszugshypothese eine Zeitlang so sehr vernachlässigte Marcusevangelium wieder mehr in den Vordergrund tritt, und es darf wohl als ein bedeutsames Zeichen angesehen werden, daß hier von zwei Seiten her, von Untersuchungen, die sich an Baur anschließen, das Ungenügende der Auffassung des Marcus als bloßen Epitomators anerkannt wird.

Das Marcus-evangelium ist unseres Dafürhaltens noch überhaupt der Punkt, von dem eine Untersuchung der Evangelienlitteratur ausgehen muß, von dem aus man allein zu sicheren Ergebnissen kommen kann. Dann ist aber auch hier der Punkt, wo sich jede Ansicht wird bemühen müssen, und es bedarf nach dem Bisherigen keines weiteren Wortes, uns zu beweisen, daß auch bei beiden vorliegenden Werken die ganze Darstellung der Entstehung unserer Evangelien mit der Auffassung des Marcus steht und fällt.

Um so mehr hätte man darnach erwarten sollen, daß Köstlin, zu dessen Werke wir uns wieder zuerst wenden, den Untersuchungen über den Marcus eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet hätte, um hier seine Ansicht recht fest zu begründen. Das finden wir aber nicht, im Gegentheil scheint uns nach den großen Anstrengungen in den ersten Theilen des Buchs, nachdem hier mit sehr anerkennenswerther Ausdauer die Arbeit bis in's Kleinste und Genaueste durchgeführt ist, mit dem letzten Abschnitte, der eben den Marcus behandelt, ein Sinken einzutreten, obwohl man zu diesem Abschnitte, um die volle Begründung zu haben, noch hinzunehmen muß, was schon in den früheren Abschnitten zerstreut über Marcus gehandelt ist, indem die Art, wie sich das Marcus-evangelium in seiner älteren Gestalt durch Alles hindurchzieht, es mit sich brachte, daß auch an verschiedenen Orten von ihm gehandelt wurde.

Was wir nun zunächst vermiffen, das ist eine genügendere Antwort auf die Frage, wie sich dann, wenn einmal zwischen einem älteren Marcus und dem jetzigen unterschieden werden soll, dieser Ur-Marcus zu unserm jetzigen verhält. Darauf kommt aber Alles an, denn, wie man leicht sieht, je nä-

her der Ur-Marcus dem heutigen Marcus steht, desto mehr tritt der Verf. auf die Seite derer, welche im Marcus den Anfang der Evangelienbildung erblickend (es nähert sich dann seine Ansicht bis zum Zusammenfallen der Ewald's), je größer dagegen der Unterschied zwischen beiden sich darstellt, also je größer der Einfluß der combinirenden Benutzung des Matthäus und Lucas, desto mehr nähert sich der Verf. denen, welche den Marcus als den Abschluß der synoptischen Evangelien betrachten. Gerade in diesem Punkte erscheinen uns die Aussagen des Verfs aber äußerst schwankend. Lesen wir in dem Abschnitte über das Matthäusevangelium S. 99 die Auseinandersetzung über das Zeugniß des Papias vom Marcusevangelium, wonach dieses eine „hauptsächlich Reden enthaltende Schrift“ war, welche dieselben „ohne Ordnung und Zusammenhang des Einzelnen abgerissen und zerstückelt wiedergab“, mehr eine Spruch- als Redensammlung, die zugleich „manches Historische enthielt“, an welchem man aber „gleichfalls Ordnung und Vollständigkeit vermißte“ (S. 102 ff.), ja „eine wegen Mangels an Ordnung und Zusammenhang ungenießbare Schrift“, die zur Zeit des Irenäus und Clemens Alexandrinus längst vergessen und durch brauchbarere Evangelien ersetzt war (S. 111), die Lucas im Prolog zu den „Versuchen“ rechnete, die er deshalb (S. 286) „als nicht viel Brauchbares darbietend, nur ganz wenig beachtete“; hören wir S. 324 ff., daß der heutige Marcus als secundäres Werk erscheint und in seiner ganzen Composition und Manier den Charakter einer schon ziemlich späten Litteraturperiode an sich trägt — so scheint der Ur-Marcus allerdings von dem heutigen Marcus gar sehr verschieden gewesen zu sein,

der keineswegs eine so ungenießbare Schrift ist, vorwiegend Historisches bietet mit Zurückstellung des Redestoffes, der eine, wenn auch einfache, doch sehr klare Anordnung hat; dann muß allerdings von den zwei Seiten, nach denen das Marcus=evangelium zu betrachten ist als Zusammenarbeitung des Matthäus und Lucas und als Bearbeitung des Ur=Marcus, die erstere bei weitem hervortreten, und nur das Eine fängt uns an unbegreiflich zu werden, weshalb man diese „ungenießbare“ Schrift, die schon Lucas als wenig brauchbaren Versuch bei Seite schob, die schon im Petrus=evangelium überarbeitet war, doch noch einmal hervorzog und noch einer Ueberarbeitung werth hielt. Nicht minder unbegreiflich freilich wäre dann das Andere, daß man diese ganz veränderte Schrift dann doch noch für ein Evangelium des Marcus ausgab. Ja wollten wir hier dieselbe Argumentation festhalten, die der Vf. S. 66 beim Matthäus anwendet, wenn er sagt: „schon der Umstand, daß unser erstes Evangelium als Schrift des Matthäus in Umlauf gekommen ist und sich stets als solche in der Tradition erhielt, beweist, daß sein Verfasser die Matthäische Urschrift nicht etwa bloß benutzte, sondern geradezu in die seine aufnahm, so könnten wir schon von hier aus auf ein ganz anderes Verhältniß des Ur=Marcus zum heutigen Marcus geführt werden. Doch es bedarf einer solchen Argumentation gar nicht. Stellt man sich nur einmal zusammen, welchen Einfluß der Verf. doch diesem ziemlich unbrauchbaren Ur=Marcus zuschreibt, so gewinnt man aus des Verfs eigenen Angaben eine ganz andere Ansicht.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1855.

Stuttgart, Leipzig

Schluß der Anzeigen: „Der Ursprung und die Composition der synoptischen Evangelien von Dr. K. R. Köstlin.“ Und: „Die Evangelien nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung von Dr. Adolf Hilgenfeld.“

Was zunächst den Stoff anlangt, so muß dieser Ur-Marcus schon nach dem, was Matthäus aus ihm entlehnt hat, eine große Reichhaltigkeit der Erzählungen geboten haben, und wenn Matthäus diesen seinen Stoff aus Ur-Marcus entlehnte, weshalb soll der Uebersarbeiter desselben, statt sich an das ihm doch am nächsten liegende Werk, welches er etwa zu überarbeiten im Begriff war, zu halten, auf den hier secundären Matthäus zurückgegriffen haben? Gerade der Umstand, daß sich Köstlin genöthigt sieht anzunehmen, daß der Ur-Marcus wenig von Matthäus differirte (S. 336), macht seine Annahme von einem großen Unterschied zwischen dem ältern und heutigen Marcus sehr bedenklich, ja hebt sie eigentlich auf. Ueber-

blickt man ferner nur, was der Verf. S. 335 ff. im heutigen Marcus auf den Ur-Marcus zurückführt, die lange Reihe von einzelnen Notizen, die Bezeichnung des Levi als Sohnes des Alphäus, des Jacobus 15, 40 als ὁ μικρός, den Namen des blinden Bartimäus, die Angabe, daß Simon von Cyrene Vater des Alexander und Rufus war, den Zunamen Donnerskinder für die Zebedaïden u. u., welche alle nicht als freie Thaten erklärt werden können, sondern eben die Annahme einer Quelle neben Matthäus und Lucas begründen, so begreift man in der That gar nicht mehr, weshalb Marcus nun doch als Epitomator gelten soll. Alle diese sehr genauen Notizen waren im Ur-Marcus doch gewiß nicht eben nur vereinzelt Notizen, die so nackt dastanden, sondern sie waren Stücke von Erzählungen und, zwar wenn sie selbst so genau und ausführlich sind, von Erzählungen, denen ebenfalls ein hoher Grad von Ursprünglichkeit und Genauigkeit eigen gewesen sein muß, wovon eben jene einzelnen Züge Zeugniß ablegen. Soll denn nun etwa Marcus doch in all' diesen Erzählungen (und man übersehe dabei nicht, daß diese fast alle bedeutsamen Stücke des Lebens Jesu umfassen), den Matthäus und Lucas ausgezogen haben und nur diese einzelnen Angaben aus seiner Urschrift entlehnt haben? Es ist gewiß keine Frage, je mehr Ursprünglichkeit, Vollständigkeit und Ausführlichkeit man dem Urmarcus zuschreibt, desto unwahrscheinlicher wird für den jetzigen Marcus die Hypothese eines Auszugs aus dem Matthäus und Marcus. Die Epitomationshypothese ist eigentlich nur haltbar, wenn man alle jene Angaben, die den Marcus auszeichnen, wie das ja auch von den neuesten Vertretern der in Rede stehenden Hypothese geschehen ist, aus frei schöpfe-

rischer Bildung des Verfs des zweiten Evangeliums herleitet oder sie ihm als ganz vereinzelte Notizen aus der mündlichen Tradition zukommen läßt. Es beweist richtigen Tact und nicht mehr völlig in die Tendenzkritik verstrickten Sinn bei Köstlin, daß er jene Erklärungsweise verschmäht, allein es kann Niemandem entgehen, daß er damit auch seiner eignen Hypothese allen Boden entzieht.

Aber noch ein Punkt ist übrig, in dem der Urmarcus ganz mangelhaft gewesen sein soll und in dem wir also wohl einen großen Unterschied zwischen ihm und dem jehigen Marcus annehmen und diesen als von Matthäus und Lucas abhängig ansehen müssen, das ist die Anordnung des Stoffes. Köstlin weist ja gerade sehr oft und stark darauf hin, daß hier die Mängel des Urmarcus lagen, nennt ihn gerade deshalb „ungenießbar“. Da ist es denn aber im höchsten Grade auffallend, daß trotzdem dieser Ur-Marcus für Matthäus die Ordnung wenigstens theilweise gegeben haben soll. Gerade daraus, daß Matthäus an manchen Stellen bereits eine feststehende Ordnung vorgefunden haben muß, beweist ja Köstlin S. 98, daß er schon eine schriftliche Aufzeichnung benutzte, nicht bloß aus der mündlichen Tradition schöpfte; ja für einzelne Abschnitte soll er eine in fester und bestimmter Form vorliegende Geschichtsdarstellung (und zwar eben den Ur-Marcus) gehabt haben, zwischen welche er seine Abschnitte aus der Redesammlung und seine apologetisch-christologischen Ueberlieferungen einschob (ibid.). Liegt also der Anordnung des Matthäus nach Köstlin zum Theil der Ur-Marcus zum Grunde, nehmen wir dann hinzu, was jede Synopse zeigt, der Verf. auch S. 102 ausdrücklich bemerkt, wie

eng der heutige Marcus seiner Anordnung nach mit Matthäus verwandt ist, so wird dadurch auch in dieser Beziehung der heutige Marcus dem vermeintlichen Ur-Marcus wieder nahe gerückt und der große Unterschied zwischen Beiden droht sich uns auch hier ganz zu verflüchtigen.

Wir haben in dem Vorigen nur zeigen wollen, daß des Verfs eigene Bestimmungen mit seiner Doppelannahme, Marcus solle einmal Auszug aus Matthäus und Lucas, sodann zugleich Uebearbeitung des Urmarcus, also ursprünglich sein, nicht recht vereinbar sind; daß bei dieser doppelseitigen Betrachtung des Marcusevangeliums die beiden Seiten zu keiner festen gegenseitigen Bestimmung kommen wollen, im Gegentheil das Gewicht der eigenen Argumente des Verfs ganz auf die letzte Seite, die der Ursprünglichkeit fällt, während dagegen seine Gesamtauffassung der Evangelienbildung, indem sie Marcus die letzte Stelle anweist, sich ganz auf die erstere Seite, wornach Marcus Epitomator ist, stellt. Doch ehe wir daraus weitere Folgerungen ziehen, müssen wir noch einen Blick auf die äußeren Zeugnisse werfen, die der Verf. für seine Unterscheidung zwischen dem Ur-Marcus und dem heutigen Marcus geltend macht. Es handelt sich um das bekannte Zeugniß des Papias über das Marcusevangelium. Der Vf. meint, die hier gegebene Beschreibung eines dem Marcus zugeschriebenen Evangeliums stimme durchaus nicht zu unserm Marcus, es müsse also Papias und sein Gewährsmann ein anderes Marcusevangelium vor sich gehabt haben, und das sei eben der Ur-Marcus. Es sind zwei Hauptpunkte, in welche der Verf. diesen Unterschied setzt. Zuerst war das Marcusevangelium des Papias nicht wie das unsrige vorzugsweise geschichtliche,

sondern hauptsächlich Reden Jesu enthaltende Schrift; sodann waren diese, wenn auch nach sachlichen Gesichtspunkten aneinandergereiht, doch ohne bestimmte und klare Zeitordnung wiedergegeben. Allein der erste Punkt möchte doch schwerlich daraus zu schließen sein, daß in dem Bericht des Papias »λεχθέντα« voransteht und das Ganze mit dem Ausdruck »κυριακῶν λογίων« bezeichnet wird. Denn diese Ausdrücke des Papias, dem, wenn er selbst auch den Inhalt seiner Angaben auf den Presbyter Johannes (was Köstlin mit Unrecht leugnet) zurückführt, doch die Form und der Ausdruck angehört, bezeichnen das ganze, was wir Evangelium nennen, und zwar nicht nach dem, was im Marcusevangelium die Hauptsache war, sondern nach dem, was dem Papias in der evangelischen Ueberlieferung die Hauptsache erschien, wobei es doch nicht zu übersehen ist, daß Papias selbst »λογίων κυριακῶν ἐξήγησις« schrieb, und bei der Gelegenheit auf die Evangelien zu reden kommt. Wenn dann aber Köstlin, und das ist wohl sein Hauptgrund, für seine beiden obigen Annahmen geltend macht, daß Lehrvorträge des Petrus die Quelle des Marcus waren, diese Lehrvorträge aber gewiß besonders auf das Didaktische, auf die Reden Jesu zurückgingen, und diese ihrem eigenen Wesen gemäß natürlich keine Zeitordnung des Lebens Jesu, sondern nur eine Sachordnung inne hielten, die sich denn in dem nach ihnen ausgezeichneten Evangelium abspiegelte — so scheint uns der Verf., abgesehen davon, daß wir uns apostolische Vorträge nicht so vorwiegend didaktisch, sondern nach Analogie der in der Apostelgeschichte gegebenen eben wesentlich historisch denken müssen, mit seiner Argumentation viel zu viel und eben darum nichts zu beweisen. Sollen

wir uns die evangelische Schrift, die Marcus nach des Petrus Vorträgen aufzeichnete, diesen so eng angeschlossen, so sehr nur eine unvermittelte Wiedergabe derselben denken, daß sie selbst die in ihnen inne gehaltene Ordnung beibehielten, dann möchte schwerlich der Consequenz zu entgehen sein, daß Papias überhaupt keine eigentlich evangelische Schrift, sondern, wie Baur wirklich annimmt, eine Schrift nach Art der Clementinischen Homilien vor sich hatte. Das stimmt aber durchaus nicht zu dem, was sich Köstlin sonst unter seinem Ur-Marcus vorstellt. Das Einzige was sich aus Papias gegen die Identität seines Marcus mit dem unsern anführen läßt, ist die Angabe, er habe *ὁὐ ῥάξει* geschrieben; allein daraus können wir so lange nicht mit Sicherheit argumentiren, als man nicht im Stande ist, uns zu sagen, welche *ῥάξις* denn dem Papias und seinem Gewährsmanne für die richtige gegolten, ehe man uns nicht nachweist, da jedenfalls ihr Urtheil auf Vergleichung beruht, mit welcher Darstellung oder Auffassung der evangelischen Geschichte sie das Marcusevangelium verglichen, und daraus die Ansicht schöpften, es fehle ihm die rechte Ordnung. Können wir so aus Papias kein auch nur einigermaßen wahrscheinliches Zeugniß für eine derartige Unterscheidung eines älteren Marcus von unserm heutigen finden, so muß es noch mehr bedenklich machen, daß sich sonst auch nicht die leiseste Spur eines älteren Marcus zeigt, denn wenn Köstlin diesen Ur-Marcus auch wieder als Grundlage des Petrus-evangeliums ansieht, so befinden wir uns damit im Gebiet der reinen Hypothese, da die über das Petrus-evangelium erhaltenen Nachrichten, selbst wenn man sie mit dem Verf. noch in ganz unbedingter Weise durch die Einmischung des *κίβουμα*

Μετρου erweitert (S. 266), viel zu dürftig sind, um hier ein Urtheil zu erlauben, das auch nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen könnte.

Wir haben uns mit der Ansicht Köstlins über das Marcusevangelium, wie schon oben bemerkt, etwas eingehender beschäftigt, weil hier das Charakteristische der ganzen Auffassung, die in seinem Werke herrscht, wir meinen auch sein Hauptfehler, am klarsten hervortritt. Es ist nicht zufällig, daß Baur's und Ewald's Ansichten gerade hinsichtlich des Marcusevangeliums einander diametral gegenüberstehen, nach Ewald bezeichnet Marcus den Anfang der Evangelienbildung, er ist in gewissem Sinne der Ur-Evangelist, von dem alle übrigen abhängig sind, bei Baur bezeichnet er den farblosen indifferenten Abschluß, ist Epitomator der beiden andern. Die letztere Stellung entspricht, wie Hilgenfeld S. 39 sehr richtig bemerkt, der Tendenzkritik am besten, die den Parteigegensatz des Judenthums und Paulinismus an die Spitze stellt (Matthäus = Lucas) und durch das Dazwischentreten des Marcus das Johannesevangelium möglichst spät hinabrückt, die erstere Annahme des Marcus als Urevangelisten steht dagegen in einem ganz bestimmten Gegensatze zur Tendenzkritik. Indem nun Köstlin in der Auffassung des Marcus einen Mittelweg einzuhalten sucht, indem er in Marcus das ursprünglichste und das letzte unter den synoptischen Evangelien zugleich sieht, so entspricht das aufs Bestimmteste der ganzen Stellung, die wir ihm in der Evangelienkritik zwischen Baur und Ewald anweisen mußten.

Fragt man nun aber, ob dem Verf. die beabsichtigte Vermittelung zweier so verschiedener Auffassungen gelungen ist, so hoffen wir in dem, was wir über das Marcusevangelium bemerkten, das

Urtheil einigermaßen begründet zu haben, daß der Versuch nicht gelungen ist. Die beiden Richtungen halten sich hier nur in der Schwebe, ohne daß es zu einer bestimmten Ausgleichung käme; und wenn der Verfasser, wie wir ihm nachweisen konnten, den Marcus einerseits für so ursprünglich hält und ihm dann doch als Epitomator den letzten Platz anweist, so zeigt sich darin deutlich, wie sehr die Einflüsse der Tendenzkritik noch prävaliren und wie es dem Verf. nicht gelungen ist, sich von ihnen wirklich frei zu machen. Das zeigt sich nun durchgängig und da liegt, unserer Ansicht nach, der Hauptschaden des ganzen Werkes. Während einerseits die Darstellung und Composition der Evangelien aus den von den Verfassern benutzten Quellen erklärt werden sollen, spielen doch andererseits die „subjectiven Intentionen“, „die dogmatische und litterarische Tendenz“, die „subjectiven Motive“ noch eine sehr große Rolle; da werden Reden aus einer spätern historischen Situation heraus bearbeitet (die Bergrede ist „eine mit Rücksicht auf Paulus bearbeitete Darstellung der Lehre Jesu vom Gesetz — S. 55 —; Matth. 10, 5. 23 und 5, 19 rühren nicht von Jesu, sondern von einem Späteren her; die Rede Matth. 24 hat eine „beschwichtigende, retardirende Tendenz — S. 115 —; obwohl sich der Verf. oft energisch gegen die bei der Tendenzkritik beliebte Erklärung einzelner Erzählungen aus der freien Composition, aus der Dichtung des Schriftstellers erklärt, so heißt es doch auch von einzelnen Redestücken, sie seien in gewissen Kreisen ihrer Tendenz gemäß „aufbewahrt oder hervorgebildet“ (S. 222), und hat Lucas die Erzählung von den Siebenzig Jüngern auch aus einer älteren Quelle entlehnt, so sind diese 70 oder 72 doch „eine Ver-

größerung des ursprünglichen Jüngerkreises, ein Wiederschein, der die großartige Verbreitung des Christenthums im Laufe des ersten Jahrhunderts auf die evangelische Geschichte zurückwirft.“ Obwohl der Verf. die Evangelien auf ihre Quellen zurückführen will, so durchkreuzt doch immer wieder die Tendenzkritik, von der er sich nicht losmachen kann, seine Ansichten.

Ein recht charakteristisches Beispiel davon mag hier zum Schluß noch Platz finden; es ist die Besprechung des dem Lucas eigenthümlichen langen Reiseberichts 9, 51—18, 14. S. 187. Da es dem Verf. feststeht, daß Lucas das Material dieses Abschnitts aus einer älteren Quelle übernommen, so handelt es sich besonders um die Anordnung und um den Mangel an Klarheit und übereinstimmender Darstellung, der sich an dieser Stelle erkennen läßt. Dieser soll nun „so weit er nicht auf Rechnung mangelhafter Quellen kommt,“ nur dadurch erklärbar sein, daß dem Lucas „aus innern Gründen“ die so frühe Ansetzung der Reise nach Jerusalem wichtig war, indem er nämlich beabsichtigte, der Wirksamkeit Jesu einen ganz andern, einen offensiveren Charakter zu verleihen, als Matthäus. „Die Stellung und Anordnung dieses Theils ergibt sich mithin ganz folgerichtig aus den subjectiven Intentionen des Schriftstellers, aus seiner eigenthümlichen dogmatischen und litterarischen Tendenz, sie stimmt mit derselben zu innig zusammen, als daß sie bloß aus dem äußern Grunde der Benützung eigener, von Matthäus abweichender Quellen abgeleitet werden könnte.“ Aber doch sollen die Quellen auch insofern mitgewirkt haben, als es dem Lucas darum zu thun sein mußte, für die in ihnen enthaltenen

ihm besonders wichtigen antijüdischen Lehren Jesu einen eigenen Ort auffindig zu machen, ja selbst das wird der Verf. jetzt nicht in Abrede stellen, „daß Lucas für den geschichtlichen Theil von Kap. 9—18 bereits eine Quelle, die auf den Zug Jesu nach Jerusalem größeres Gewicht als Matthäus gelegt hatte, vorfand und so zugleich durch den Vorgang dieser Quelle zu seiner Abweichung von dem Gange des Matthäus veranlaßt wurde“; nur soll er, was sogleich wieder hinzugesügt wird, „zugleich“ die Absicht gehabt haben, „Jesum auch nach Samaria zu bringen.“ Man beachte, wie hier die eigenthümliche Anordnung des Lucas immer „zugleich“ aus zwei Gründen erklärt wird, aus der „Tendenz“ und aus der Abhängigkeit von den Quellen, zugleich die Absicht, dieses und das darzustellen, und zugleich der Vorgang seiner Quellen soll den Lucas zu seiner Abweichung von Matthäus bewogen haben. Leicht wird man dann aber auch erkennen, daß es dem Verf. nicht gelungen ist, beide Erklärungsweisen zu einen, daß er sie vielmehr nur aneinanderreihet und daß die eine neben der andern ganz unnütz ist. Ergibt sich die Aenderung „ganz folgerichtig“ aus der Tendenz des Lucas, so bedarf sie keiner weiteren Erklärung und man muß dann auch „ganz folgerichtig“ mit der Tendenzkritik sagen, Lucas hat hier die evangelische Geschichte seiner dogmatischen Tendenz gemäß umgebildet, indem er seinen Universalismus hineintrug; ist er aber durch den Vorgang seiner Quelle zu der in Rede stehenden Aenderung veranlaßt, so kann in derselben „ganz folgerichtig“ keine „Tendenz“ mehr liegen. Wir wüßten den Charakter des ganzen Werks nicht besser darzustellen, als ihn dieses eine Beispiel von selbst erkennen

läßt. Immer steht Beides beisammen „Tendenz“ und „Quellen“, aber wir fürchten, es ist nirgend eins geworden, kann auch schwerlich je eins werden, weil die eine Auffassungsweise die Evangelisten zu Männern macht, welche nach ihren „subjectiven Intentionen“ und „dogmatischen Tendenzen“ die evangelische Geschichte immerfort umbilden (so daß man zuletzt gar nicht mehr weiß, welches denn der eigentliche Kern dieses „Bildungs-Processes“ ist), die andere zu solchen, welche Ueberliefertes sammeln und zu einem Ganzen zusammenstellen. Wollen wir auch nicht verkennen, daß der Verf. in mancher einzelnen Frage beachtenswerthe Beiträge zur Lösung gegeben hat, sind wir noch viel weniger Willens, dem großen Fleiße, dem Scharfsinn und der Ausdauer, die er seinem Werke gewidmet hat, unsere Anerkennung zu versagen, so können wir doch die Befürchtung nicht unterdrücken, es werde das ganze Werk bald unter die unglücklichen Vermittelungsversuche gerechnet werden, die keiner Seite genügen, deren größtes Verdienst darin besteht, daß sie die Unhaltbarkeit der Tübingischen Tendenzkritik recht anschaulich dargethan haben, wie es denn nicht bloß in diesem Punkte den Anschein gewinnt, als habe die „jüngere Tübingische Schule“ die Aufgabe, wieder niederzureißen was die „ältere“ gebaut.

Ein ähnliches Urtheil werden wir nämlich auch über das zweite Werk, über das Hilgenfeld's fallen müssen, nur mit dem Unterschiede, daß Hilgenfeld der Tendenzkritik Baur's noch um ein Bedeutendes näher steht als Köstlin. Es thut uns leid, dieses Urtheil hier nicht im Einzelnen genauer begründen zu können; wir müssen um so mehr darauf verzichten, als ein paar flüchtige Bemerkungen über einzelne Punkte wenig

nützen können, es vielmehr zur gründlichen Beurtheilung eines tieferen Eingehens nicht bloß in die Evangelienfrage, sondern in die ganze dahinter liegende und eigentlich bestimmende Auffassung der Geschichte des Urchristenthums, wie sie Hilgenfeld noch klarer und zusammenhängender in seinem neuesten hierauf bezüglichen Werke dargelegt hat, bedurfte, der Raum uns aber Beschränkung gebietet, wir auch Hilgenfelds Werk mit dem Köstlins mehr nur deshalb zusammengestellt haben, um diesem, auf welches unser hauptsächlichs Ansehn gerichtet war, zur Erläuterung zu dienen. Wir möchten auch glauben, daß nach dem was wir über Hilgenfelds Werk schon bemerkten und gleich noch hinzufügen werden, das obige einfache Urtheil keiner so großen Erläuterung mehr bedürfte. Zwar redet Hilgenfeld viel bestimmter von einem Gegensatz gegen Baur als Köstlin, er würde den der „Tendenzkritik entgegengesetzten Weg“ eingeschlagen haben, der Unterschied zwischen ihm und Baur soll nicht ein bloß „quantitativer“, sondern ein „qualitativer“, ja „principieller“ Unterschied sein; ja seine litterarhistorische Kritik macht sich anheischig, die dem Glauben durch die Tendenzkritik geschlagenen Wunden zu heilen (S. 29). Dennoch bedarf es jetzt kaum noch hierauf einzugehen, da Baur selbst schon in seiner Beantwortung des Sendschreibens von Hase (Tübingen 1855) sich ausführlich über Hilgenfelds Stellung ausgesprochen und, glauben wir, genugsam gezeigt hat, daß der Unterschied kein so großer, immer nur ein quantitativer (vgl. daselbst S. 59 ff.) ist; ein Nachweis, gegen den Hilgenfelds Vertheidigung („Das Urchristenthum. Siena 1855. S. 24 ff.) schwerlich Jemandem genügen möchte. Ist der Unterschied der Methode,

auf den Hilgenfeld so großes Gewicht legt, wie Baur mit Recht die Sache ansieht, nur der, daß derselbe Weg, den Baur rückwärts gegangen ist, hier vorwärts gegangen wird; so ist auch der Unterschied der ganzen Auffassung nur ein quantitativer. Allerdings ist der geschichtliche Kern, von dem Hilgenfeld den ganzen Bildungsproceß des evangelischen Schriftthumes seinen Ausgang nehmen läßt, größer als der von Baur anerkannte und diese Anerkennung ist bestimmter und fester geworden, während sie bei Baur immer sehr schwankend war; allein auch diese hat nie behauptet, daß die dogmatische Tendenz des Schriftstellers die Geschichtlichkeit des Stoffes schlechthin ausschliesse, es ist also auch hier nur ein Unterschied des Mehr oder Minder. Geht nun von diesem Ausgangspunkte der breitere Bildungsproceß vor sich, so ist es allerdings ein Fortschritt über Baur, daß nicht bloß und einseitig die dogmatische Tendenz des Schriftstellers in's Auge gefaßt wird, sondern seine ganze „litterarische Eigenthümlichkeit“, allein in dieser ist doch die dogmatische Tendenz der eigentliche Kern, das vorwiegend Bestimmende, also auch hier schwerlich mehr als eine quantitative Verschiedenheit. Wenn aber endlich Hilgenfeld den stetigen Fortschritt in der Evangelienbildung darzustellen sich bemüht, so erkennen wir gern an, daß darin ebenfalls ein Fortschritt, und zwar hier der bedeutendste über Baur hinaus vorliegt, allein diese Entwicklung geht, wenn sie einerseits auch der kirchlichen Ansicht sich wieder nähert, indem sie die Abfassungszeit der synoptischen Evangelien weit früher setzt als Baur, und also einen wirklichen Anlauf nimmt, die von der Tendenzkritik dem Glauben geschlagenen Wunden zu heilen, andererseits doch noch weit über Alles,

was Baur je behauptet hat, hinaus, indem sie das „zarte rechte Hauptevangelium“ zu einem Product der Gnosis herabsetzt, womit dann deutlich genug gezeigt ist, wie weit auf diesem Wege dem Glauben Wunden geheilt werden können. Können wir so auch keinen principiellen Unterschied zwischen der Tendenzkritik Baur's und der litterarhistorischen Hilgenfelds finden, so ist ein quantitativer Unterschied, ein Streben über Baur hinaus jedenfalls anzuerkennen, das um so mehr Beachtung verdient, als es mit dem Werke Röstlin's ein Zeugniß von dem Ungenügenden der Baur'schen Kritik ablegt.

Ist uns zum Schluß noch eine etwas weiter gehende, allgemeinere Bemerkung erlaubt, so müssen wir beide Schriften als bedeutsame Retraktionen aus dem Schoße der Tübinger Schule selbst ansehen, die um so bedeutsamer sind, je wichtigere Punkte sie umfassen, je tiefer sie in die Gesamtauffassung des Urchristenthums und seiner Geschichte eingreifen. Handelte es sich bei einer früheren Retraktion, die sich der Meister der Tübinger Schule selbst aneignete, wir meinen die Rückkehr zum Wesentlichen des altkirchlichen Urtheils über das Evangelium Marcion's, nur um einen vereinzelt Punkt, mußte aber diese schon als ein bedeutsames Zeichen gelten, wie es mit der hier vertretenen Gesamtansicht über die älteste Zeit des Christenthums stehe, so liegen jetzt noch viel bedeutsamere Zeichen einer allmähigen Wiederannäherung an das altkirchliche Urtheil vor. Es hat uns das lebhaft an eine Schilderung der kritischen Bestrebungen in der deutschen Theologie erinnert, die neulich die Quarterly Review gab und die, obwohl sonst die englischen Urtheile über deutsche kritische Arbeiten, weil sie im Ganzen

wenig Verständniß verrathen, auch wenig Beachtung verdienen, hier einen Platz finden mag, da sie doch manches Wahre enthält, das sich gerade in unsern obigen Bemerkungen bestätigen möchte. »Curious«, heißt es da, »is the circle through which historico-theological questions are ever running in Germany. The first point in the circle is the ancient opinion. To that some bold critic gives a direct negative. That negative leads another person to take up a medium position. The very opposite to this then finds an advocate. It is not long before this extreme is encountered by another extreme. By-and-bye some one finds out that there several points approach each other. With advances and recessions from two opposite sides, all the possible positions are soon occupied, till at last, by mutual concession, parties find themselves not quite so white asunder as they once tanced. The end is that, while the advocates of extremes continue in their hostile posts, the reflecting by-standers acquiesce in a view very little, if at all, dissimilar to that which has had the sanction of the Church for centuries, and so are brought back to the very point from which the explorers started. The result must be satisfactory to every lover of the Scriptures.« Es liegt, wie gesagt, etwas Wahres in dieser Schilderung, und die Tübinger Schule scheint im Begriff zu stehen, es von Neuem zu bestätigen. Nur müssen wir glauben, daß der Schreiber jener Zeilen, obwohl er auch nicht der Ansicht ist, »that all this learned dust has been raised in vain«, das Endergebniß aller dieser Arbeit unterschätzt. Mag dieses dem Anschein nach auch nicht sehr verschieden sein von

dem Ausgangspunkte, sehr verschieden ist es von ihm durch die Art, wie es gewonnen wurde, und die Arbeit, die daran gesetzt ist, mag, wenn das Ziel erreicht ist, wieder vergessen werden, vergeblich ist sie doch nicht gewesen. Um so mehr aber gilt es »the result must be satisfactory to every lover of Scriptures.«

Hannover

Uhlhorn, Lic. theol.

Marburg

Elwert'sche Universitätsbuchhandlung 1853. Politik und Philosophie in ihrem Verhältniß zur Religion unter Trajanus, Hadrianus und den beiden Antoninen. Ein geschichtlicher Vortrag von Dr. Heinrich W. J. Thiersch. 33 S. in Octav.

Diese interessante kleine Schrift will nur „ein Versuch sein, die Stimmung des (bezeichneten) Zeitalters und die Hauptgedanken, von denen es bewegt wurde, näher zu bezeichnen.“ Sie thut dies, „indem sie aus bekannten Thatsachen auf die Politik der damaligen Kaiser schließt und damit die herrschenden Ideen in den Schriften der gleichzeitigen Philosophen in Vergleich bringt.“ Die Gedanken nun, welche der Verf. für die leitenden dieses Zeitalters hält, dessen ganzes Streben auf Wiederherstellung einer bereits sinkenden Größe gerichtet gewesen sei, faßt er in dem Satze zusammen: „durch erneuerte Römertugend sollte die Kraft des Weltreichs befestigt werden, durch die wiederbelebte Weisheit Griechenlands und des Orients sollte die antike Weltanschauung überhaupt neue Geltung gewinnen.“ Aus der gewandten Darlegung der einzelnen Belege für dieses Gesammturtheil heben wir als ganz neu und beachtenswerth die Ansicht hervor, daß in Lucianus' Peregrinus Proteus sich ganz specielle Anspielungen auf die Märtyrer Ignatius, Justinus und Polycarpus finden, welche (wie schon der Verf. bemerkt, auch für den Streit der Theologen über die Echtheit der ignatianischen Briefe belangreiche) Ansicht durch einfache Zusammenstellung der Stellen des Lucianus mit denen der Märtyrerberichte erhärtet wird. Ueberhaupt, urtheilt der Verf., achteten die heidnischen Philosophen der Zeit mehr auf das Christenthum und wußten mehr davon als sie zu sagen liebten.

J. W.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 5. November 1855.

P a r i s

Henri Plon, Herausgeber; und Heidelberg bei
E. Mohr, 1855: Die Proklamation des Amasis
an die Cyprier bei der Besitznahme Cyperns
durch die Aegypter um die Mitte des sechsten
Jahrhunderts vor Christi Geburt. Entzifferung
der Erztafel von Idalion in des Herrn Herzogs
von Luynes Numismatique et Inscriptions Cy-
priotes, von Dr. E. M. Röth, ordentlichem
öffentlichem Professor der Philosophie und des
Sanskrit an der Universität zu Heidelberg. 122
S. in kl. Folio.

Wenn man auf diese Entzifferung nicht schon
längst in öffentlichen Blättern laut genug hinge-
wiesen und die Welt (so weit es diese angehen
mag) auf ihre Veröffentlichung gespannt gemacht
hätte, so würde der Unterz. es kaum für der
Mühe werth halten, sie in diesen gel. Anzeigen
näher zu beurtheilen: weil aber solche halbgelehrte
öffentliche Blätter gegenwärtig in Deutschland gar
zu viel Unfug treiben und zu viel Verwirrung

anstiften, so mögen wir diese kurze Beurtheilung nicht zurückhalten.

Was der Verf. aus jener Erztafel von Idalion entziffert haben will, ist schon aus der oben gegebenen sehr ausführlichen Aufschrift seines Werkes zu ersehen: wir bedauern nur, daß man sich auf diese ganze Entzifferung nicht verlassen kann und sie, nach allen Seiten betrachtet, völlig unsicher ist, mögen wir auf die zu entziffernden Zeichen oder die entzifferte Sprache oder auch den Sinn achten, welcher in dieser Sprache liegen soll. Da jedoch bei jeder Entzifferung die Sprache zuletzt das einzig Entscheidende ist, so wollen wir zuvor die übrigen Seiten etwas näher betrachten.

Der Verf. findet ein Gemisch von Chaldäisch und Hebräisch als die Sprache der Inschrift: er findet demgemäß auch nur die bekannten 22 Laute des alten semitischen Alphabetes in ihr vor und bringt alle ihre Worte auf diese 22 Laute zurück; nur ein η soll in der Inschrift wie zufällig fehlen. Die Inschrift ist nun ziemlich groß, und wäre sie der Sprache und dem Sinne nach wenigstens mit annähernder Sicherheit entziffert, so müßten sich auch ihre Buchstaben als Lautträger vollständig genug übersehen und bestimmen lassen. Allein die Inschrift enthält 61 verschiedene Zeichen, nicht etwa in Bilderschrift, sondern deutlich als Buchstaben, dazu durch gewisse leicht verständliche Zeichen nach einer Art von Wortabtheilung geschrieben; auch kann man bei diesen 61 Zeichen nicht etwa Anfangs-, End- und Mittelzeichen wie im Arabischen unterscheiden, sondern jedes Zeichen kann an jedem Plaze des Wortes stehen, da diese Schrift sich noch dazu auch äußerlich gar nicht als aus verschlungenen Buchstabenreihen bestehend gibt. Der Verf. nimmt also an, daß vielerlei

Zeichen willkürlich denselben Laut darstellen können; und obwohl ihm die Schrift der phönikischen mit ihren 22 Zeichen sehr ähnlich scheint, hält er sie doch in dieser Hinsicht für eine von ihr ganz abweichende. So stellt er die Vermuthung auf, auch die phönikische Schrift habe ursprünglich vielerlei Zeichen für denselben Laut gestattet; und er möchte diese Art die altphönikische oder pelasgische nennen. Diese Vermuthungen nun wollen wir übersehen: sie sind bis jetzt durch nichts zu stützen. Wir müssen aber sagen, daß sich das Wesen einer alphabetischen Schrift von selbst aufhebt, wenn sie für denselben Laut ganz verschiedene Zeichen zuläßt. Es wäre also höchst auffallend und müßte eben als an sich schon so höchst auffallend weiter und strenger bewiesen werden, daß die hier zu entziffernde Sprache, obwohl mit 21 oder 22 Lautzeichen vollkommen schreibbar und obwohl sich als eine rein alphabetische gebend, dennoch 61 verschiedene alphabetische Zeichen habe. Hier bleibt vorläufig ein Mißverhältniß stehen.

Sehen wir sodann auf den Sinn der Worte, welche hier entziffert sind: so treffen wir da die höchste Unwahrscheinlichkeit vor, daß ein königliches Ausschreiben an ein zu eroberndes oder sonst in Besitz zu nehmendes Land jemals so lauten konnte, wie es nach der Uebersetzung des Verss gelautet haben würde. Das Ganze wäre nicht nur in ewigen Wiederholungen derselben Gedanken, sondern auch höchst unklar, verwirrt und unverständlich ausgedrückt, und gerade die Hauptsachen eines solchen irgend klaren Ausschreibens würden fehlen. Dies wird Jedermann leicht fühlen, der die lateinische oder der die deutsche Uebersetzung liest, welche der Vers. beide zugleich

gibt; auch wird dabei die Annahme des Verfs, daß das Ganze wie ein schwülstiges Gedicht geschrieben sei, nichts helfen können, wollten wir auch zugeben, daß ein königliches Ausschreiben in so ernster Sache ein weitschweifiges schwülstiges Versewerk sein könne. Der Verf. glaubt zwar etwa in der Mitte des ganzen Stückes drei Buchstaben als אהמ lesen und diese Ahma aussprechen, dann drei andre Buchstaben gegen das Ende des Ganzen als אסי Assi lesen und aussprechen, in beiden also zusammen den Namen Amasis finden zu können, wiewohl er diese Erklärung des letzteren אסי nur als eine Möglichkeit hinstellt: allein wenn auch 3 und dann wieder 3 so weit davon getrennte Buchstaben den einen Namen Amasis wirklich den Lesern deutlich enthalten oder wenn die Laute Ahma allein ihn geben könnten, so wäre ja dieser Amasis hier dennoch weder als König im Allgemeinen, noch als König von Aegypten bezeichnet; sowie überhaupt das ganze Stück, auch wenn es den angegebenen Wortsinne enthielte, nirgends irgendwie als ein königliches Ausschreiben an ein bestimmtes Volk sich geben würde.

Doch das Alphabet möchte noch so auffallend und der Wortsinne noch so sinnlos sein: die Möglichkeit von diesen beiderlei Dingen könnten wir streng genommen an sich nicht leugnen, und gern sind wir bei solchen neuen Erscheinungen auch an das Unglaublichste zu glauben bereit, kommt uns irgend eine sichere Stütze unsres Glaubens entgegen. Zulezt entscheidet in allen solchen Sachen allein die Sprache selbst: und käme aus den Trümmern des Alterthumes durch sorgfältiges Entziffern auch eine bis dahin uns unerhörte Sprache wieder an den Tag (was an sich sehr wohl mög-

lich), so müßte sie doch unter das Gesetz aller menschlichen Sprache fallen und irgendwo sich anknüpfen und erklären lassen. Der Verf. findet nun als die Sprache dieser Inschrift ein Gemisch von Chaldäisch und Hebräisch: allein überall zeigt sich bei seinen Erklärungen sofort, daß er diese beiden Sprachen nur höchst oberflächlich und unsicher versteht, während ihm zugleich jeder richtige Sprachensinn abgeht, um zu begreifen, was menschliche Sprache und Rede überhaupt ertrage und was nicht, und was in einer besondern Sprache oder einem besondern Sprachstamme möglich oder unmöglich sei. Mühsam freilich wohl aber ohne Urtheil und feineren Sinn sucht er aus den Wörterbüchern der beiden Sprachen auf, was ihm zu dem vorausgesetzten Sinne zu passen scheint, ohne auch nur zu verstehen, was in diesen Wörterbüchern sicher oder unsicher und was dem Chaldäischen oder Hebräischen möglich oder ganz unmöglich sei: hier werden ihm also auch die grammatischen Regeln, wie sie in den gewöhnlichen Büchern vorgetragen werden, zu einem gar häufigen Fallstricke. Wir sehen dies zunächst überall bei der Bestimmung des Sinnes einzelner Wörter: z. B. אָר oder אַרִי ist dem Verf. einerlei mit dem hebr. אֵר Insel, denn dieses sei aus אֶרֶץ zusammengezogen, אָ aber falle vorne nach bekannten Gesetzen leicht ab; אָר bedeute dolet, piget, poenitet, denn das aramäisch = hebräische אָרֶה könne ebenso in der Mitte das ר verlieren, wie אֵר hebr. aus אֶרֶץ, אֵר aus אֶרֶץ, מְדַבְּרִים aus מְדַבְּרִים entstanden sei; אָר bedeute pavor, metus, denn das aramäische אָרֶה (welches vielmehr mit תָּמֶה verwandt ist) könne ein Nomen אָרֶי bilden, dieses in אָרֶי übergehen; אָר bedeute perversitas als aus אֶרֶץ zusammengezogen; אָרֶה ebenso ini-

quitas von derselben Wurzel עָרָה wie הַטְּמֵנָה
 absconsio gebildet; אָגַד bedeute angor, af-
 flictio, vexatio, oppressio, excidium,
 weil das hebr. אָגַד angere und das chald. אָגַד
 oder אָגַר abscindere bedeute u. Bedarf das
 Alles bei irgend Sprachverständigen einer Wider-
 legung? Kann man so nicht aus allen Worten
 Alles machen? Aber ebenso ergeht es hier den
 vollständigen Sätzen: so lautet gleich der Anfang
 des Ausschreibens מִשׁ תִּרְוֹטָא הַתּוּמָא דְשִׁמְרָא נָא
 תִּרְוֹא tollit pavorem, deterret profanationem
 devastationis Regiae promulgatio oder nach der
 deutschen Uebersetzung „Entnommen wird die Angst,
 verscheucht der Greuel der Verwüstung durch diese
 Bekanntmachung der Hauptstadt“ (worunter Mem-
 phis gemeint sein soll): alles das wartet auf sei-
 nen Beweis.

Der Verf. läßt uns indessen in den Ursprung
 seiner ganzen Wortentzifferung etwas näher ein-
 blicken. Er erzählt, er habe nach langem Suchen
 in einem Worte das chaldäische מִסְכָּה sicher ent-
 decken zu können geglaubt: weil nun dies dem
 hebr. מִסְכָּה gleich Vertrag oder Bündniß
 bedeute, so habe ihn dies weiter geleitet in dem
 Schriftstücke einen ungefähren Sinn des angege-
 benen Inhaltes zu suchen. Allein im Aramäi-
 schen hat dieses Wort keine Bedeutung der Art;
 was aber das hebr. מִסְכָּה betrifft, so haben es
 zwar einige Ausleger an der einzigen Stelle Jes.
 30, 1 so erklären wollen, allein auch an dieser
 einzigen Stelle ist die Annahme einer solchen Be-
 deutung völlig unsicher. Das Wort hat überall
 einen ganz andern Sinn, den hier zu erklären
 nicht nöthig ist. Und auf eine solche Urannahme
 sollte die ganze Wortentzifferung eines so großen
 Stückes gestützt werden?

Wir wollen aber zum Schlusse nicht verhehlen, daß wir bei dieser Veranlassung zugleich gegen die ganze Art warnen möchten, in welcher man jetzt in und außer Deutschland so leicht an das Entziffern neugefundener Schriftstücke unbekannter Schriftzeichen geht und sich solcher Entzifferungen rühmt. Das Entziffern solcher Schriftstücke ist allerdings ein noch unvergleichlich höheres Geschäft als das bloße Erklären alter Werke mit bekannten Schriften und Sprachen: wer dieses einmal versucht hat, bedarf darüber keiner Belehrung; und sowohl die Schwierigkeit als die Süßigkeit des Gelingens solcher Arbeiten bezweifeln wir nicht. Allein setzt der Entzifferer bei einem solchen Stücke eine bestimmte Sprache voraus und er will dann nicht bloß vielleicht ein paar Eigennamen oder Zahlzeichen, sondern ganze Worte und Sätze entziffern, so muß er sich doch zuvor die vollkommenste und sicherste Kenntniß eben dieser Sprache verschaffen, und Geduld haben bis er das nothwendigste Hülfsmittel völlig besitze und richtig anwenden könne. Wir sehen aber leider wie oft und wie schwer gegen diese erste Vorsicht in neuern Zeiten gefehlt wird, und können vor solchen Täuschungen nicht genug warnen. Man begreife doch endlich was auch nach dieser Seite hin echte Wissenschaft erfordert. H. C.

L o n d o n

J. W. Parker 1854. On the structure and use of the spleen by Henry Gray. XX und 380 S. in Octav.

Wir erhalten in dem vorliegenden Werke eine vollständige, durchaus auf eigene Untersuchungen gestützte Monographie der Anatomie und Physio-

logie der Milz, welche in jeder Hinsicht zu den besten Büchern dieser Art zu rechnen ist. In einer langen historischen Einleitung entwickelt der Verf. die verschiedenen Stufen der Kenntniß und Ansichten über Textur und Function der Milz von den ältesten Zeiten bis jetzt; darauf folgt die Entwicklungsgeschichte der Milz mit einigen Abbildungen nach eigenen Präparaten und auf diese die Darstellung der Textur. In der Kapsel der Milz fand der Verf. beim Menschen nie glatte Muskelfasern, wohl aber bei einigen Thieren, z. B. Schwein, Hund und Kahe, in den Balken sah er glattes Muskelgewebe nur beim Ochsen, Hund, Kahe, Esel, Schaf, Kaninchen, Pferd, Ratte, Meer-schweinchen und Igel. Kapsel und Balken bestehen nach ihm beim Menschen aus Bindegewebe mit reichlichem elastischem Gewebe, die feinsten, mikroskopischen Balken, in deren Maschen die Pulpa lagert, bestehen 1. aus denselben Elementen als die groben Balken, 2. aus elastischen Fasern und den bekannten spindelförmigen, mit einem großen, meist seitlich prominirenden Kerne versehenen, oft halbmondförmig gebogenen Zellen, welche Kölliker neuerdings als Epithelien der Venen angesehen wissen will, 3. aus spindelförmigen Zellen allein, welche parallel neben einander liegen und hie und da durch ihre faserartigen Ausläufer unter einander zusammenhängen und 4. aus homogener, mit rundlichen Kernen durchsetzter Substanz. Versuche des Verfs, durch Galvanismus Contraction der Milz hervorzubringen, fielen bei Ochse und Schaf ganz negativ aus, bei Hund und Kahe traten nach Application der Dräthe nur ganz leichte Runzelungen der Kapsel ein, nie eine eigentliche Contraction mit Verkleinerung des Durchmessers. (Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

Den 8. November 1855.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »On the structure and use of the spleen by Henry Gray.«

Die Scheiden der Gefäße, welche sich später in kleine Balken verzweigen, haben die erwähnte Textur der Balken der Milz überhaupt. Was die Vertheilung der großen Gefäße betrifft, so fand der Verf. durch seine Injectionen die Beobachtungen von Assolant und Heusinger bestätigt, nach welchen die Verzweigungen der größeren Gefäße nicht unter einander anastomosiren, sondern die Milz in so viel Gefäßgebiete zerfällt, als größere Äste vom Hauptstamm der Milzarterie abgehen. Die aus den letzten büschelförmigen Vertheilungen der kleinsten Arterienäste hervorgehenden Capillaren haben $\frac{1}{3000}$ — $\frac{1}{12000}$ '' im Dcm. und bilden ein zartes Netzwerk in der Pulpa und um die Malpigh. Körper. Die Capillaren gehen zum Theil direct in die kleinen Venenstämme über, zum Theil indirect, sie nehmen dann allmählig an Größe ab, ihre Wände werden immer zarter und verlieren

sich endlich; injicirte Masse tritt dann in Inter-
cellularräume der Pulpa ein, deren Wände allein
von den Elementen der letzteren gebildet werden
und welche endlich wieder mit den Venen zusam-
menzuhängen scheinen, die aus ihnen hervorgehen.
Außerdem gehen die kleinsten Venen aus Blind-
säcken hervor oder endigen in solche. Auch die
kleinsten Venen sind verhältnißmäßig sehr weit
und ihr Durchmesser nimmt stufenweise enorm zu,
ihre Wände sind sehr zart und bestehen nur aus
den aneinanderliegenden spindelförmigen Epithelien.
Während ein Theil dieser kleinsten Venen aus den
Capillaren oder den Inter-cellularräumen der Pulpa
entspringen, steht ein anderer Theil derselben in
engster Beziehung zu den Malpigh. Körpern. Je-
der dieser Körper ist vollständig von einer unvoll-
kommenen, von den kleinsten primären Venen ge-
bildeten, Kapsel umgeben; diese weiten Venen
nehmen ihren Anfang an allen Stellen der Peri-
pherie jedes Körpers, hängen, peripherisch aus-
strahlend, mit anderen zusammen und gehen in
die Venen der Pulpa über. (Ob diese den Malp.
K. angehörigen Venen außerdem mit Capillaren
oder Inter-cellularräumen zusammenhängen, wird
nirgends gesagt und der Verf. scheint sie also selb-
ständig als Venen anfangen lassen zu wollen, die
nur durch ihre Communication mit den Venen
der Pulpa in Zusammenhang mit dem allgemei-
nen System der Circulation stehen). Die bei den
Wiederkäuern und Dickhäutern vorkommenden Ab-
weichungen übergehen wir hier.

Da die Milz keinen Ausführungsgang hat, so
wüssen die in ihr gebildeten Substanzen durch
Blut- oder Lymphgefäße ausgeführt werden und
eine genaue vergleichende Untersuchung der ein-
und ausgeführten Flüssigkeiten muß, in Verbin-

dung mit der Untersuchung der feinsten Textur und Zusammensetzung der Milz selbst, Aufklärung über die Function derselben geben. Auf diese Untersuchungen erstreckte der Verf. seine hauptsächlichste Thätigkeit und auf deren Resultate legt er selbst das größte Gewicht. Zuerst suchte er (bei Pferden) die Menge des Blutes zu bestimmen, welche zu verschiedenen Zeiten in der Milz befindlich ist, er fand dieselbe außerordentlich wechselnd, am beträchtlichsten 16 Stunden nach der Fütterung, als zu der Zeit, wo die Verdauung vollendet und das neue Material in das Blut aufgenommen ist, am geringsten 48 Stunden nach der Verdauung; groß bei wohlgenährten, gering bei schlechtgenährten Thieren, groß nach Einnahme von reichlichem Getränk oder Transfusion von Blut, gering nach Entziehung von Getränk oder Blut, sehr groß bei Behinderung der Circulation und Respiration. Das Blut der Milzvene coagulirt in ähnlicher Weise wie das der Aorta- oder Jugularvene, sein sp. G. beträgt 1050.9—1074.2, etwas weniger als des Arterienblutes desselben Thieres 1052.1—1073.8, seine Farbe, Geschmack, Geruch, Reaction haben nichts Eigenthümliches. Die mikroskopische Untersuchung des Venenblutes ergibt folgende Eigenthümlichkeiten: 1. Die rothen Blutkörperchen variiren sehr in Größe, Form und Farbe; 2. gelegentlich und selten finden sich rothe Blutkörperchen in Zellen eingeschlossen, wie in der Pulpa; 3. constant finden sich schwarze oder rothe Pigmentkörnchen und stabförmige Krystalle, theils frei, einzeln oder in Gruppen, theils in Zellen, hervorgehend aus Umwandlung rother Blutkörperchen; 4. constant findet sich eine verhältnißmäßig sehr große Menge farbloser Körper: nackte Kerne und Kernzellen, welche auf der einen Seite

genau mit den farblosen Zellen des Blutes überhaupt, auf der anderen mit den Zellen der Milz-pulpa übereinstimmen und jedenfalls aus der letzteren stammen. Die chemische Untersuchung des Venenblutes (von Pferden unmittelbar nach dem Tode gewonnen) ergibt Folgendes: dasselbe enthält weniger feste Stoffe als das arterielle oder anderes venöse Blut und mehr Serum; viel weniger rothe Blutkörperchen, viel mehr Albumen und Fibrin, mehr Fett, eine variirende größere Menge von Eisen; das Serum ist stets dunkel geröthet. Die Menge der rothen Blutkörperchen ist am bedeutendsten vor oder im Anfang der Verdauung, am geringsten nach Vollendung der Verdauung, am größten bei schlecht-, am geringsten bei gutgenährten Pferden. Die größte Menge Eiweiß findet sich bei der größten Armuth an Blutkörperchen, die geringste Menge, wenn keine Verminderung der Blutkörperchen vorhanden ist. Wo die Menge der Blutkörperchen vermindert ist, steigt die des Fibrins. Die rothe Farbe des Serum scheint von freiem, im Serum gelösten Hämatin abzustammen.

Die in die Maschenräume der Balken eingelagerte Pulpa bildet das Hauptelement der Milz und besteht außer den beschriebenen feinsten Bälkchen und Capillaren aus Parenchym-Zellen und Blutkörperchen, diese zelligen Elemente sind theils farblose, theils farbige. Die farblosen Elemente bestehen aus 1. einer beträchtlichen Menge einer granulösen Substanz, deren äußerst kleine, unregelmäßig gestaltete Molecüle, welche zum großen Theil in Schwefeläther und ganz in Kalisolution löslich sind; 2. Kerne von der Größe der rothen Blutkörperchen, rund, mit Kernkörperchen, bilden einen beträchtlichen Theil der Pulpa; 3. solche Kerne mit einer granulösen Substanz umgebe

ebenfalls in reichlicher Menge; 4. Zellen mit einem wohl gebildeten oder in körnigem Zerfall begriffenen Kern, rund und sehr zart, finden sich nicht in großer Anzahl; 5. runde oder längliche Bläschen von $\frac{1}{2500}$ " Dhm., mit zarter Contour und einigen Körnchen als Inhalt, sind sparsam und fehlen zuweilen ganz. Diese Elemente finden sich zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Menge, bald wiegt die granulöse Substanz vor, bald die Kerne mit solcher umgeben, bald ausgebildete Zellen, bald solche, die im körnigen Zerfall begriffen sind, so daß man in der Milzpulpa eine fortwährende Bildung und Zerstörung von Zellen vor sich hat. Bei wohlgenährten Kaninchen und Ratten fanden sich die Zellen in weit überwiegender Menge, bei hungernden waren sie sehr sparsam oder fehlten ganz. Die Zellen gleichen vollkommen den farblosen Zellen im Blut der Milzvene und es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie aus der Pulpa in das Blut der Venen eintreten. Die Zusammensetzung aller dieser Elemente ist die der Proteinstoffe. Die farbigen Elemente der Pulpa 1. freie rothe Blutkörperchen, theils von der gewöhnlichen Beschaffenheit, theils im Zerfall begriffene, sie werden dann unregelmäßig gestaltet, dunkelroth, glänzend und fallen endlich in dunkelrothe, braune oder schwarze Körnchen auseinander. 2. Wohlerhaltene Blutkörperchen in Zellen. Verfasser sah nie mehr als 1—3 Blutkörperchen in einer Zelle und neben ihnen nie einen Zellkern; häufiger finden sich große Zellen, in denen zuweilen auch ein Kern zu bemerken ist und in ihnen 8—10 im Zerfall zu farbigen Körnchen begriffene Blutkörperchen oder nur farbige Körnchen. 3. Freie solche farbige Körnchen zwischen den Elementen der Pulpa zer-

streut und rothe nadelförmige Krystalle. Hierzu ist wohl zu bemerken, daß der Verf. beim Menschen Blutkörperchen in Zellen nur in zwei Fällen sah und hier in geringer Zahl, und daß bei diesem der Zerfall in farbige Körnchen also vorzugsweise aus freien Blutkörperchen vor sich geht. Nach dem Verf. gehen diese Veränderungen der Blutkörperchen im Gewebe der eigentlichen Pulpa außerhalb der Papillaren und Venen vor sich, er rechnet aber die rothen Blutkörperchen nicht zu den wesentlichen Elementen der Pulpa, sondern nimmt an, daß das Blut aus den Gefäßen in die Pulpa getreten sei. Diese ausgetretenen Blutkörperchen gehen bald frei die beschriebene Metamorphose ein, bald werden sie von einem einfachen Bläschen umgeben, bald von einer Kernzelle. (Uebrigens gibt der Verf. nicht näher an, wie es ihm gelungen ist bei der mikroskopischen Untersuchung die Elemente der Pulpa getrennt von denen des in den Capillaren, Venen und Inter-cellularräumen der Pulpa enthaltenen Blutes zu erhalten). Diesen Zerfall der Blutkörperchen in farbige Körner fand Verf. ganz constant in jeder Milz. Die Menge der in der Pulpa enthaltenen Blutkörperchen war bei wohlgenährten Thieren stets beträchtlicher als bei hungernden und schlechtgenährten. Alle diese Elemente der Pulpa kommen nun in das Blut: die farbigen Körnchen lösen sich und bewirken die dunkle Färbung des Serums der Milzvene, die granulöse Substanz und Zellen, die sich um sie gebildet haben, lösen sich auch und helfen den vermehrten Gehalt an Fibrin und Eiweiß der Milzvene zu bilden. Die chemische Analyse der Milzpulpa (mit Einschluß des Blutes, welches ebensowenig wie für die mikroskopische als für die chemische Untersuchung

von derselben zu trennen ist) ergab Folgendes: der in Wasser unlösliche Theil zeigte große Mengen von Eiweiß, war reich an Eisen und einem dem Hämatin analogen Farbstoff, die Aschenbestandtheile waren: phosphors. Eisen und phosphors. Alkalien; der lösliche Theil enthielt: Gelatin, von den Trabekeln und Gefäßwänden, eine dem Farbstoff des Urins und der Muskeln analoge färbende Substanz, viel Milchsäure und Essigsäure, Ameisensäure und Buttersäure (*Ac. valerianic.* und *metaceticum* noch zweifelhaft), keine Harnsäure oder Hypoxanthin.

Die Malpigh. Körper oder Milzkörper sind ein constantes Element der Milz, sie sind rundlich, ihre Größe ist sehr schwankend, beträgt im Mittel bei Erwachsenen $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{6}$ ''' ; auch ihre Zahl ist verschieden, zuweilen liegen sie dicht gedrängt und bilden fast den 4. oder 5. Theil der Pulpa, bald sind sie sparsamer und bilden nur den 6. oder 8. Theil, ihre Consistenz ist stets weich, ihre Farbe weißlich, die meisten liegen im Winkel zweier Arterienästchen, andere hängen an Stielen, die aus kleinen Arterien oder Fortsätzen von deren Scheiden bestehen, wenige liegen an den Arterien platt an. Sie haben eine deutliche Kapsel, welche aus einem zarten Bindegewebgeflecht mit elastischen Fasern besteht und aus einer Fortsetzung der Arterienscheide hervorgeht. Die Arterien gehen zum Theil um die Körper herum, zum Theil durch dieselben hindurch und verbreiten sich dann büschelförmig in der Pulpa; außerdem sind die Kapseln umgeben von einem zarten Netzwerk von Capillaren, die von durchgehenden oder benachbarten Arterien stammen, und von einem schon oben erwähnten Netzwerk von Venen, die mit jenem Capillarnetz in Verbindung stehen. Mit Lymphge-

fäßen hängen sie nicht zusammen. Der Inhalt der Malp. K. besteht aus einer granulösen Flüssigkeit und geformten Elementen, diese sind: 1. Molecüle; 2. nackte Kerne von verschiedener Größe, manche mit granulöser Masse umgeben; 3. Kernzellen, rund, nur in geringer Menge. Diese Elemente finden sich wie die der Pulpa in wechselnder Menge, bald wiegen die Kerne vor, bald die mit granulöser Masse umgebenen Kerne, bald die Kernzellen. Bei Katzen, Kaninchen und Hunden fanden sich die Malp. K. von größtem Umfang bei wohlgenährten Thieren und auf der Höhe der Verdauung, von geringen bei hungernden und einige Zeit nach Vollendung der Verdauung. Wurden Ratten einige Tage nur mit Eiweiß gefüttert, so befanden sie sich dabei ganz wohl und die Milzkörper hatten einen großen Umfang, nur mit Fibrin, oder Fett, oder Leim gefütterte aber starben und die Milzkörper waren sehr klein. Nach reichlichem Genuß von Wasser wurden die Milzkörper groß, nach Entziehung desselben klein gefunden. Der Verf. betrachtet die Malp. K. als geschlossene Drüsenfollikel, welche proteinartige Stoffe bereiten, die von Zeit zu Zeit durch das umgebende Venennetz abgeführt werden. (Die im Innern der Malp. Körper von Kölliker u. A. gefundenen Gefäße sind dem Verf. entgangen).

Die Lymphgefäße der Milz sind theils oberflächliche, in der Kapsel verlaufende, theils tiefe, mit den großen Gefäßen aus dem Hylus tretende, sie stehen in keiner Weise mit den Malp. Körpern oder den mit Pulpa gefüllten Maschenräumen des Balkenwerkes in Verbindung. Die Lymphe in den oberflächlichen Gefäßen ist blaß und enthält nur wenig Lymphkörperchen, in den tiefen Gefäßen ist sie röthlich durch zahlreiche rothe Blut-

Körperchen und reicher an Lymphk., die Blutk. läßt der Verf. durch natürliche Anastomosen oder durch Zerreiſung von Capillaren bei beträchtlicher Congestion in die Lymphgefaße gelangen. Die Menge der Lymphgefaße war besonders stark bei Pferden, die zwei Tage gehungert hatten, während sie in mit Blut überfüllten Milzen gering war. Die chemische Zusammensetzung der Lymphgefaße ist die gewöhnliche. Die Lymphgefäße sind bei der specifischen Function der Milz nicht theilhaftig.

Indem wir die Beschreibung der Nerven und der vergleichenden Anatomie der Milz übergehen, kommen wir nun zu den Ansichten des Verf. über die Physiologie der Milz oder zu den Schlüssen, die er aus den Resultaten seiner Untersuchungen über den Bau und die Zusammensetzung der Milz zieht. Die Milz ist nach dem Verf. bestimmt zur Regulation der Quantität und Qualität des Blutes. Der hohe Grad der Elasticität der Kapsel und Balken, die Weite der Gefäße und insbesondere des Venennezes, die sehr wechselnde Menge des in der Milz enthaltenen Blutes (s. o.) sprechen dafür, daß die Milz zur Regulation der Blutmenge beiträgt; die oben angegebenen Experimente beweisen, daß sie stets mehr Blut aufnimmt, wenn nach Vollendung der Digestion, durch eingenommene Getränke oder durch Infusion von Blut die Blutmenge überhaupt vermehrt wird, und daß bei behinderter Circulation und Respiration die Milz als Reservoir des Blutes dient. (Ich halte keinen dieser Beweise für stichhaltig, denn, wenn bei Klappenleiden, Lungenkrankheiten, Strangulation, Asphyxie u. die Milz sehr blutreich gefunden wird, so finden wir denselben Blutreichthum, dieselbe meist venöse Hyperämie in allen anderen Organen des Körpers und es spricht auch keine

einzigste Thatsache für die Annahme des Verfs, daß in diesen Fällen die Milz ein schützendes und gefährliche Congestionen in anderen Organen verhütendes Reservoir für das Blut bilde; ferner, wenn bei wohlgenährten Thieren und auf der Höhe der Verdauung die Milz blutreicher, bei hungernden, atrophischen Thieren aber blutarm ist, so gilt dasselbe auch für alle übrigen Organe des Körpers und eine regulative Thätigkeit der Milz allein für die Vertheilung des Blutes ist nicht zu erkennen. Ref.). Die vergleichende Untersuchung des eintretenden arteriellen und austretenden venösen Blutes lehrt, daß wesentliche Veränderungen der Qualität des Blutes in der Milz vor sich gehen, die hauptsächlich in Verminderung und Umsehung der rothen Blutkörperchen, Vermehrung des Albumens, Eisens, Fibrins bestehen. Die erstere Veränderung geht dann vor sich, wenn nach der Vermehrung der Blutmenge nach der Verdauung die Milz in congestiven Zustand kommt und die Blutk. aus den Venen in die Pulpa treten und da zerfallen; aus diesem Zerfall läßt sich auch die Vermehrung des Eisens und Fibrins und zum Theil auch des Albumens erklären. Die Vermehrung des Albumens stammt aber hauptsächlich aus den Zellen der Milzpulpa und Malp. Körper, welche sich nach der Verdauung aus den ins Blut getretenen Proteinstoffen in Borrath bilden und sich später wieder auflösen und ins Blut treten, wenn es nöthig ist. Die in das Serum der Milzvene aus den zerfallenen Blutk. getretene färbende Substanz mag theils zur Färbung neuer Blutk., theils zur Bildung von Gallenpigment dienen; alles Gallenpigment kann aber nicht aus ihr gebildet werden, da die Entwicklungsgeschichte lehrt, daß Gallenpigment existirt, ehe die Milz und ihre Vene völ-

lig ausgebildet sind. Sowie also die Milz als Sicherheitsreservoir dient, um bei vermehrter Blutmenge gefährliche Congestionen nach anderen Organen zu verhüten, so dient sie auch als Sicherheitsdepositum bei vermehrter Menge der Blutförperchen und proteinartigen Stoffe, welche in der Milzpulpa zum weiteren Bedarf aufgehoben und umgebildet wurden, um zur rechten Zeit, d. h. wenn das Blut solche Stoffe braucht, wieder in das Blut zu gelangen. Auch diese letztere Ansicht über die, die Qualität des Blutes regulirende Thätigkeit der Milz ist durch die Untersuchungen des Verfs nichts weniger als erwiesen, doch werden in dieser Richtung fortgeführte Untersuchungen sicher zum Ziele führen und es verdienen die Angaben des Verfs im höchsten Grade die Aufmerksamkeit und Berücksichtigung der Physiologen, sollten fernere Untersuchungen auch die Theorie des Verfs nicht bestätigen, so bleibt ihm immer das große Verdienst, durch seine gründlichen und allseitigen Forschungen unsre Kenntniß über Bau und Function der Milz wesentlich gefördert zu haben.

Förster.

P a r i s

imprimé par autorisation de l'Empereur à l'imprimerie Impériale, 1855. Histoire générale et système comparé des langues Sémitiques, par Ernest Renan. Ouvrage couronné par l'Institut. Première partie: histoire générale des langues Sémitiques. VIII u. 499 S. in gr. Oct.

Eine allgemeine Geschichte der semitischen Sprachen kann heute mit einer stofflichen Vollständigkeit und wissenschaftlichen Genauigkeit geschrieben werden, an welche man noch vor 30 bis 40 Jah-

ren nicht denken konnte. Ist auch bei weitem noch nicht aller Stoff, welcher in diesen weiten Kreis gehört, theils aus dem Staube der in überirdischen Winkeln verborgenen Bücher und Blätter, theils aus den Gräbern und Trümmern jener Länder hinreichend wieder ans Licht gefördert, so sind doch in diesen letzten Jahrzehenden so viele Handschriften aus den verschiedensten semitischen Sprachgebieten gedruckt, so viele Inschriften und ähnliche Schriftdenkmäler gefunden und theilweise richtig entziffert, auch jene Länder selbst von sprachgelehrten Reisenden so vielfach nach neuen Richtungen hin untersucht, daß wir uns über den Umfang, die Geschichte und die rechte Art semitischer Sprachen alter und neuer Zeit viel richtigere Vorstellungen entwerfen können. Was aber ebenso wichtig ist: diese Sprachen sind als solche selbst seitdem sowohl an sich als im Verhältnisse zu andern ihnen näher oder entfernter stehenden Sprachstämmen mit solchem ganz neuen Eifer und solchem Erfolge untersucht und richtiger erkannt, daß die Ansichten und Meinungen unsrer älteren Gelehrten jetzt meist als sehr mangelhaft und unrichtig erscheinen müssen. Diese unermüdliche nähere Erforschung des wahren Wesens dieser Sprachen nach allen ihren Bestandtheilen und aus allen den Jahrtausenden, in welchen sie sich geschichtlich zeigen, führte stets zur schärferen Aufmerksamkeit auf jede Entdeckung neuer Stoffe aus dem weiten Felde; diese wiederum reizte jene zu immer erneuten Versuchen, das ganze Gebiet des Erkennens immer völliger zu erschöpfen: und so traf von den verschiedenen Seiten aus Beides aufs Glücklichste zu dem erwünschten Ziele zusammen, wie wir denn hoffen, daß diese beiden Hebel

auch künftig die vielen hier noch übrigen schweren Lasten zu heben zusammen thätig sein werden.

Da wir nun, bei allen den vielen bedeutenden Arbeiten über einzelne kleinere oder größere Theile, noch kein zusammenhängendes Werk über das Ganze dieses Sprachstammes aus neuester Zeit haben, so hat das vorliegende neue des Hrn Renan schon dadurch ein gutes Verdienst. Es kommt hinzu, daß der Verf. den ebenso umfassenden als aus vielen Ursachen so schwierigen Gegenstand wirklich mit vieler selbständigen und zum Theil seltenen Kenntniß umfaßt und ihm zu genügen seinerseits keine Mühe gescheuet hat. Er ist mit unserer neuern deutschen Wissenschaft, wie sie sich gerade hier so eigenthümlich und so erfolgreich entwickelt hat, meistens wohl bekannt, und besitzt zugleich genug Aufrichtigkeit, um zu erklären, wie viel er ihr verdanke. Dieses Letztere aber würde ich hier kaum erwähnen, wenn nicht seit den letzten Jahren unter den Deutschen selbst so viele thörichte Verächter und Bemäfler unsrer edelsten Bemühungen und deren herrlichster Erfolge aufgestanden wären: solche Finsterlinge werden jetzt auch durch das vorliegende Werk eines ebenso kundigen als lernbegierigen jüngern französischen Gelehrten beschämt.

Wir wollen nun hier nicht so sehr die einzelnen Mängel hervorheben, welche das vorliegende Werk in Bezug auf seinen Stoff enthält: dieser Stoff ist so ungemein weit und bunt, daß es sich leicht verzeihet, wenn ein zumal jüngerer Schriftsteller ihn noch nicht ganz umfaßt; es kommt dazu, daß der Verf. zwar verhältnißmäßig eine sehr umfassende und gründliche Kenntniß unserer neuern deutschen Untersuchungen besitzt, wenn er

aber dennoch Manches davon nicht gehörig beachtet hat, dieses ihm leichter übersehen werden kann. Auch auf mancherlei weniger richtige Ansichten und Urtheile über Einzelnes wollen wir hier keine Rücksicht nehmen: die Schwierigkeit, diesen weitläufigen Stoff in allen Einzelheiten völlig zu bewältigen, ist groß genug, und der Verf. ist vielleicht der erste Franzose, welcher ihn so vollständig und zugleich in wesentlichen Dingen so richtig zu behandeln verstanden hat. Wir halten es aber für nützlich, die ganze Art der Anlage und der Ausführung sowie die obersten Grundsätze dieses in seiner Erscheinung sehr neuen und in so vieler Hinsicht lobenswerthen Werkes hier etwas näher zu besprechen.

Eine treffende Ein- und Vertheilung des ungemain umfassenden Stoffes, welcher hier vorliegt, aufzufinden und folgerichtig durchzuführen, ist in der That nicht so leicht. Die heute sogenannten semitischen Sprachen umfassen zwar nicht ein so weites Völker- und Ländergebiet als die mitteländischen (gewöhnlich unpassend indo-germanischen genannten), noch erscheinen sie in so großen Verschiedenheiten unter einander wie diese. Aber ebenso unrichtig wäre es, wenn man (wie das wirklich von namhaften Gelehrten in neuern Zeiten geschehen ist) ihre Unterschiede und gegenseitigen Verhältnisse mit denen der deutschen Sprachen vergleichen wollte, um mit dem Namen Deutsch hier auch das Skandinavische einzuschließen: ein solcher Vergleich trifft schon den Stoffen nach wenig zu, und wird vollends verkehrt, wenn man auf die geschichtliche Entwicklung und Bedeutung der Sprachen sieht. Semitische Sprache erscheint geschichtlich wo nicht früher, doch wenigstens ebenso

früh als mittelländische auf dem Schauplatze der Geschichte in einem ausgebildeten, ja seinem Alter nach fast schon unerforschlichen Schriftthume festgehalten, da es bis jetzt unbeweisbar ist, daß die ältesten Beda- und Zendstücke früher als die uns erhaltenen ältesten Denkmäler des semitischen Schriftthumes niedergeschrieben wurden; und obwohl die semitischen Sprachen alsdann seit dem Herrschendwerden eines ihrer vielen Zweige, des Arabischen, ihr einstiges gar mannichsaches Leben allmählig fast völlig einbüßen und der Islâm auch nach dieser Seite hin dieselbe Erstarrung und Erstödtung alles geistigen Lebens bezeichnet, welche ihm sonst eigenthümlich ist: so blühen sie dagegen gerade im höheren Alterthume in einer schöpferischen Kraft und Mannichfaltigkeit, welche in so frühen Zeiten wenigstens in ganz Europa noch nirgends sich zeigt.

Der Verf. vertheilt nun den ganzen Stoff so, daß er ihn unter drei Haupttheile als die drei Hauptzeiträume der Blüthe semitischer Sprache umfassend bringt: den ersten dieser Zeiträume nennt er den hebräischen, unterscheidet aber dabei einen terachischen oder eigentlich hebräischen und einen kanaanischnen oder phönikischen Zweig dieses in der Geschichte zuerst erscheinenden Astes des semitischen Sprachstammes. Da nun um die Zeit, wo das Hebräische allmählig verblühet, das Aramäische wenigstens nach den uns bis jetzt offenstehenden Zeugnissen in den Vordergrund der Geschichte tritt, so nennt er den zweiten Hauptzeitraum den aramäischen, wobei er jedoch als die drei Hauptzweige das Judäisch-Aramäische mit dem Samarischen, das heidnische Aramäische oder das Nabatäische und Sabische, und endlich erst

drittens das christliche Aramäische, gewöhnlich das Syrische genannt unterscheidet. Da alsdann das Aramäische weiter im Großen seit Muhammed's Erscheinen dem Arabischen weichen mußte, so nennt er den dritten Hauptzeitraum den arabischen, wobei er jedoch den südlichen Zweig, von ihm der jostan'sche oder sabäische genannt, mit andern Worten das Himjarische und Aethiopische wieder vom arabischen Zweige unterscheidet. Die Abhandlung über diese drei „Perioden“ bildet von den fünf Büchern, in welche der Verf. sein ganzes Werk getheilt hat, die drei mittlern, oder den eigentlichen Haupttheil des Werkes. Wollten wir jedoch in Namen auch gleichgültiger sein und z. B. übersetzen, daß das Kanaanäische oder Phönikische nicht wohl mit dem Hebräischen zusammen als „das Hebräische“ bezeichnet werden kann (das Umgekehrte wäre nach Jes. 19, 18 eher richtig), so müssen wir doch sagen, daß diese ganze Dreitheilung zwar passend wäre, wenn der Verf. eine Geschichte des eigentlichen Schriftthumes (der Litteratur) der Semiten hätte verfassen wollen, da in dieser allerdings abgesehen von den kleineren oder uns noch weniger bekannten Schriftthümern Hebräer, Aramäer und Araber sich ablösen und von einem großen Zeitraume der Blüthe des hebräischen, des aramäischen und des arabischen Schriftthumes sehr wohl die Rede sein kann; wiewohl zwischen diesen drei großen Schriftthümern wenig innere Verbindung herrscht, die ganze Eintheilung also auch insoweit wenig passend wäre.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 10. November 1855.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Histoire générale et système comparé des langues Sémitiques, par Ernest Renan etc.«

Allein da dem Verf. nicht sowohl die Schriftthümer als die Sprachen der semitischen Völker die Hauptsache sind, alle diese drei Hauptsprachen aber zugleich mit der äthiopischen als einer vierten sogleich mit aller uns bekannten Geschichte als bereits völlig geschiedene und sehr bestimmt ausgebildete hervortreten, so wäre wohl eher eine örtliche als eine solche geschichtliche Eintheilung als Grund der ganzen Abhandlung richtig gewesen. Es kommt dazu, daß die semitischen Sprachen sich doch weder in den Urzeiten, noch späterhin örtlich so weit von einander trennten und daher auch so verschieden sich ausbildeten als die mittelländischen. Bei diesen kann man recht sicher nachweisen, daß die großen Zweige, je früher sie sich trennten, desto mehr einseitig sich ausbildeten, daß die keltischen Sprachen, welche örtlich am

weitesten von der Muttersprache abstehen, auch am verschiedensten sich ausbildeten, dann die deutschen, dann die griechisch=lateinischen, dann die slavischen Sprachen folgen, wie ich dies Alles schon vor vielen Jahren in Vorlesungen lehrte. Wollte man aber unter den semitischen Sprachen den am meisten in der Ausbildung zurückgebliebenen zuerst stellen, alsdann weiter so fortschreiten bis zu den höher ausgebildeten, so müßte man sicher nicht mit dem Hebräischen, sondern mit dem Aramäischen beginnen und mit dem Aethiopischen ebensowohl als mit dem Arabischen aufhören, da das Aethiopische in einigen Dingen sogar feiner ausgebildet ist als das Arabische. Während also die mittelländische Sprache einst gerade dá, wo wir ihren Ursitz zu vermuthen haben, am längsten ruhig und daher auch am höchsten in ihrer Art folgerichtig sich ausbildete, blieb die semitische dá, wo wir ihre Ursitze anzunehmen viele Ursache haben, am frühesten hinter der Ausbildung ihrer eigensten Fähigkeiten weiter zurück, während die etwas weiter fortgeschobenen hebräischen, arabischen und äthiopischen Zweige am schönsten sich ausbildeten. Alle aber hielten wie örtlich so auch ihrem Wesen nach doch immer viel näher zusammen als die mittelländischen.

Den drei mittlern Büchern voran stellt der Vf. ein erstes „Ursprünge der semitischen Sprachen“, und schließt ihnen ein fünftes „Folgerungen“ an. In diesen beiden Büchern handelt er also die allgemeineren Fragen über diese Sprachen ab: allein wir finden den Inhalt beider in so vieler Hinsicht sich wechselseitig berührend, daß wir sie eher in ein Ganzes zusammengezogen wünschten.

Fragen wir aber nach der Art, wie der Verf. diese so vertheilten weiten Stoffe im Einzelnen

behandelt habe, so können wir zwar da den regen Eifer und die unverdroffene Mühe loben, womit er die äußeren Erscheinungen auf ihre Ursachen und alles zerstreute Einzelne auf das treibende Allgemeiner, alles Abgeleitete auf das Ursprünglichere zurückzuführen sucht: dies Alles ist schon als ein edles Bestreben des Geistes hochzuachten; und wie unentbehrlich es namentlich für unsre Zeit bereits geworden sei, darüber gibt auch der Vorgang unsres gelehrten Verfs selbst mitten in Frankreich ein sehr deutliches Zeugniß. Aber freilich thut hier überall sehr große Vorsicht noth; und wie leicht irrt man gerade über die tiefer liegenden Ursachen und Triebe der Erscheinungen, oder erdenkt sich solche mehr willkürlich nach einzelnen zerstreuten Erscheinungen als nach der reinen Wahrheit selbst! Wir fürchten wirklich, der Verf. habe bei seinem lobenswerthen Eifer die Eigenthümlichkeiten der semitischen Sprachen aus denen der Semiten als Völker selbst zu ergründen gleich vorne im ersten Buche manches angenommen, welches sich dann durch alle die folgenden hindurchzieht, aber dennoch keinen rechten Grund hat. Die verschiedensten Vorurtheile, Irrthümer und halben Wahrheiten treffen in solchen Fragen über Völker und Sprachen leicht zusammen, um immer größere zu erzeugen: leider sind darin schon seit längerer Zeit gewisse deutsche Schriftsteller vorangegangen, welche recht geistreich sein wollten und doch mehr schmeichelhafte Einfälle als bleibende Wahrheiten vorbrachten. Wie viele neuere Schriftsteller gefallen sich und ihren Lesern z. B. darin, daß sie die Geisteskräfte und gesammten Vorzüge der mittelländischen oder sogen. indogermanischen Völker alter und neuer Zeit über Alles erheben, was uns, da wir dazu gehören, überaus schmeichelhaft

klings, noch mehr aber den Negerclaven haltenden Amerikanern übermäßig gefallen muß und ihnen zur ewigen Fortsetzung ihrer Clavereige- lüfte das beste Unrecht geben könnte. Und was ist zulezt der Grund solches Rühmens? Daß aus dem Kreise dieser vielen und großen urverwand- ten Völker einige im Alterthume, einige andere auch in der neueren Zeit sich höher auszeichneten? aber dieß waren ja immer nur wenige aus dem ganzen Kreise; und manche Völker ganz anderen Stammes haben sich, wenn wir aufrichtig urthei- len wollen, nicht weniger ausgezeichnet, wenn auch zu anderen Zeiten und unter andern Lagen. Aehn- lich verhält es sich, wie wir meinen, mit den gei- stigen Eigenthümlichkeiten, welche der Verf. den Semiten als ihnen durch ihren Ursprung schon mitgegeben zuschreibt, von deren Beschreibung er ausgeht und auf die er im Verlaufe seines Wer- kes beständig zurückkommt.

Nach dem Verf. wären die Semiten mehr zu einer religiösen als zu einer politischen Rolle auf dem Schauplatze der Weltgeschichte bestimmt, mehr „subjectiven“ als „objectiven“ Geistes, der Mono- theismus und die Prophetie, aber auch die „reli- giöse Intoleranz“ wären ihnen von Anfang an wie angeboren; sie wären nicht für Wissenschaft und Philosophie bestimmt, hätten keinen angebor- nen Trieb zu forschen, kein Gefühl für die Ein- zelnheiten und Verschiedenheiten der Dinge; ihre Dichtung wäre rein „subjectiv“, und sie hätten kein Epos, auch keine Mythologie haben können; auch für die plastischen Künste wären sie nicht wie geboren, ebensowenig wie für ein politisches Wesen, für den Kriegerstaat; das patriarchalische Leben in seiner Einfachheit, daneben Selbstsucht und Leidenschaft wären ihnen eigenthümlich; und

so sei schließlich auch ihre Sprache mehr einfach und einartig, wiewohl ein Ausdruck großer Lebendigkeit und Leidenschaft.

Aber was sollen wir nun von dieser ganzen Vorstellung halten? ist sie etwas Anderes als ein Bild von einigen einzelnen Erscheinungen entlehnt, dann so aufgefaßt als wäre es das einzig richtige und von Anfang an nothwendige Bild? Wenn die Araber der Wüste in alten und neuen Zeiten die einzigen Semiten gewesen wären, so würde dieses Bild vielleicht nicht ganz verfehlt sein: aber schon auf die Hebräer, wie sie in ihren schönsten Zeiten nach den sichersten Zeugnissen der Geschichte wirklich waren, läßt sich dasselbe Bild nicht anwenden, so sehr der Verf. es gerade auch von ihnen abgezeichnet haben will; noch weniger auf die Phöniker, die Aramäer, Babylonier, Aethiopen und so viele andre Völker, die wir doch immer für Semiten halten müssen. Ueberhaupt scheint es uns weder an sich noch aller Geschichte nach richtig zu denken, ein Volk oder ein Volksstamm, mitten in der fruchtbaren Erde wohnend, sei von Anfang an für eine hohe Aufgabe und Macht des geistigen Lebens entweder bestimmt oder nicht bestimmt: diese hohen Aufgaben, Mächte und Erfolge des geistigen Lebens liegen, wenn den einzelnen Menschen, so doch wahrlich noch mehr ganzen großen Völkern von Anfang an als Preise ihrer Mühen und Kämpfe vor, und es kommt nun geschichtlich darauf an, welches besondere Volk in einer dafür günstigen Zeit sie zu erlangen Muth und vorzüglich den echten Glauben habe. Denn an eine göttliche Vorherbestimmung zwar können wir wie bei den einzelnen Menschen so bei den Völkern sehr wohl glauben: aber wir dürfen dabei die Thätigkeit der menschlichen Frei-

heit nicht übersehen, und müssen uns hüten diese göttliche Vorherbestimmung nach zu engen und einseitigen oder auch zu frühen und voreiligen Beobachtungen zu messen, da wir sie in ihrer ganzen Wahrheit doch erst am Ende eines großen Ab schlusses richtiger erkennen können. Und dann müssen wir die einzelnen geistigen Thätigkeiten und Mächte, wovon man redet, von vorne an sehr wohl unterscheiden, wie wir hier an einigen Bei spielen zeigen wollen.

Daß ein großer Völkerstamm, in einigen der schönsten Theile der Erde wohnend und schon in den frühesten Zeiten durch hohe Bildung ausgezeichnet, kein Geschick für die Künste der bildenden Hand habe, kann wohl kaum ernstlich gemeint sein, und würde sich durch die Spuren der uralten phönikischen und babylonischen Kunst leicht widerlegen lassen. Wir wollen hier deshalb ein anderes und schwierigeres Beispiel wählen. Nicht erst unser Verf., auch vielerlei Schriftsteller neuerer Zeit, namentlich in Deutschland, haben behauptet, den Semiten sei epische Dichtung von vorne an unmöglich gewesen: dieses hat viel Schein, und ist näher betrachtet dennoch ohne allen Grund. Wir besitzen jetzt nicht mehr die alten Gedichte der Phöniker oder der Babylonier, Aramäer, Araber und Assyrer: aber daß alle diese Völker einst von der einen Seite eine eigenthümliche Mythologie und damit den einen, von der andern eine reiche Heldengeschichte und damit den zweiten Grundstein aller epischen Dichtung besaßen, sollte heute nicht mehr bezweifelt werden. Sogar die Araber der Wüste hatten einst ihre Göttersage, wie ich bereits 1844 an der Sage von Esälích im Dorâne nachwies: und wenn ein phönikisches Urgedicht von der Héraklessage aus dem Nebel der

Zeiten wiederauftauchte, würden wir uns wenig zu wundern haben. Aber freilich empfing alle Göttersage und daher alle epische Dichtung durch das Emporkommen der strengen Eingotttheitslehre im Volke Israel seit Mose einen mächtigen Stoß: wenigstens die ältere Art von epischer Dichtung konnte nun in diesem einzelnen semitischen Volke nicht länger bestehen, und eine neue der höhern Religion entsprechende mußte sich erst wieder von vorne an bilden. Allein dieses geschah allmählig wirklich, wie ich anderswo nachgewiesen habe: eine ganz neue höhere Kunst echt epischer Erzählung bildete sich in Israel aus, lange bevor seine Religion mit der zarathustrischen in eine engere Berührung kam und dann von dieser desto leichter die Handhaben einer Kunst annahm, welche sich schon wieder kräftig und eigenthümlich genug unter ihm ausgebildet hatte. Von dem Stöße freilich, welchen späterhin der Islâm aller epischen Dichtung beibrachte, konnte sich diese unter seiner Herrschaft nur durch eine äußerliche Nachahmung persisch-griechischer Dichtung erholen: allein der durch die Schuld des byzantinischen Christenthums entstandene Islâm bezeichnet auch nach dieser Richtung hin nur den Anfang aller Vernichtung geistigen Lebens, und es wäre höchst ungerecht, diese späte Entartung als etwas dem Geiste der Semiten wesentlich Anhaftendes zu betrachten.

Ist Göttersage und die Möglichkeit epischer Dichtung etwas so Ursprüngliches und bei jedem geistig erregten und geschichtlich heldenhaften Volke sich von selbst Verstehendes, daß man sich aufs Höchste hüten muß, sie irgend einem alten Volke abzusprechen, so verhält es sich ganz anders mit der Gottheitslehre und derjenigen Prophetie, welche dieser verwandt und auf sie gestützt ist.

Der Verf. meint, die Gottheitslehre sei wie von Haus aus den Semiten als einem Völkerstamme eigenthümlich: wir meinen aber, daß dies weder an sich möglich, noch daß es geschichtlich ist. Eine so rein geistige Ansicht und Ahnung wie die von der Alles unendlich übertreffenden Erhabenheit und Wahrheit und daher innern Gleichheit und Einheit Gottes und also der Falschheit aller Götter ist zumal als Grundlage der öffentlich geltenden Religion eines alten Volkes etwas so ungemein entfernt Liegendes, schwer zu Denkendes und noch schwerer Festzuhaltendes, daß es sicher erst der vielfachsten theils schmerzlichen, theils erhebendsten Schickungen bedurfte, ehe irgend ein Volk der Erde sich zu ihr entschloß. Und so sehen wir ja in der That wie unter allen Völkern der alten Welt so unter den Semiten wiederum allein das kleine Volk der Hebräer sich zu ihr erhebend und in ihr sein Heil zu finden glaubend. Aber auch dieses darin einzige Volk des gesammten Alterthumes erhob sich, wie die Geschichte zeigt, nicht nur schwer genug zu ihr, sondern blieb über anderthalb Jahrtausende selbst mitten unter den ihm verwandtesten semitischen Völkern allein mit ihr; ja es mußte diesen Glauben zu schützen stets mit ihnen bis aufs Blut kämpfen, und hatte dazu in seiner eignen Mitte stets genug Feinde eben desselben Glaubens, so daß es von innen und von außen darüber zum schwersten Kampfe gezwungen, oft in die brennendste Gefahr gerieth ihn wieder zu verlieren. Und dieser Glaube, welcher so schwer auch nur in diesem einzigen semitischen Volke emporkam, ja der erst mit dem Untergange dieses seines Volkes unter allen semitischen und übrigen Völkern durchdringen konnte, sollte ein ursprüngliches Erbe und wie eine leicht em-

pfangene Geburtsgabe der Semiten überhaupt sein? welchen Sinn kann eine solche gelehrte Meinung haben? Man berufe sich nicht auf das Beispiel des Kanaanäischen Malkhisédeq Gen. c. 14: daß einzelne Kanaanäer schon zu Abraham's Zeit einen höchsten Gott ahneten, kann seine volle geschichtliche Richtigkeit haben, aber ein solcher Glaube an einen höchsten Gott ist kaum ein erster Schritt zu dem unendlich festeren sicherern und alle Arten von niedern Religionen schon ausschließenden, welcher durch Mose die Seele eines ganzen Volkes wurde und den man, sofern er die Grundlage aller wahren Religion werden kann, erst als Monothéismus bezeichnet. Noch weniger berufe man sich auf den Islâm als einen Beweis für den angenommenen Satz, daß der Monothéismus das ursprüngliche und wie von selbst gegebene Gut aller Semiten sei: der Islâm ist nichts als ein durch die großen Sünden des byzantinischen Christenthumes in die Welt gekommener steifer, unklarer und unnützer Monothéismus, der nie entstanden wäre ohne das Christenthum und dessen Mutter das Jahvethum, aber auch nichts als ein spätes unedles Reis aus der tiefen Wurzel des ihm allerdings auch örtlich und volksthümlich nahe stehenden alten Monothéismus Israel's ist. Vielmehr könnte man also sagen, gerade weil der Polythéismus schon in alten Zeiten nirgends so hoch und so verderblich ausgebildet gewesen als bei den alten Semiten und den diesen benachbarten Aegyptern, sei der Monothéismus in diesem einen semitischen Volke desto nothwendiger entstanden und festgehalten.

Wiederum ganz anders verhält es sich mit menschlicher Sprache. Wie diese sich in der allerentferntesten Urzeit der Menschheit und der Urvöl-

ker gebildet und schon damals nach den ihr vor-
 liegenden Grundmöglichkeiten verschieden geworden
 sei, ist eine Frage für sich und ein Räthsel, wel-
 ches allerdings von unserer Wissenschaft noch nicht
 gelöst und bis jetzt kaum richtig erkannt ist: aber
 sowie wir die großen Völkerstämme, Semiten u. a.,
 in die Geschichte treten sehen, haben sie schon ihre
 besondere Sprachen, und diese bereits so fest aus-
 gebildet, daß die Grundunterschiede derselben sich
 durch alle folgende Jahrtausende sehr schwer än-
 dern lassen. Allein, so bedeutsam nun auch diese
 einzelnen Unterschiede der Sprachstämme sind und
 so fest sie haften, man denke nicht, daß sie für
 die höhern Thätigkeiten des Geistes irgend eine
 Scheidewand zwischen den Völkerstämmen aufführ-
 ten, oder daß sie so fest seien, um nicht mit jeder
 neuen großen Thätigkeit und Bestimmtheit des
 Geistes eines Volkes sich leicht fügsam zu ändern.
 Alle die höhern Aufgaben und Arbeiten des Gei-
 stes welche sich um den Besitz einer bestimmteren
 und richtigeren Religion und Politik, auch um
 Kunst und Wissenschaft drehen, beginnen erst von
 der Ausbildung der Sprache und daher der Volks-
 thümlichkeit an: werden aber diese geistigen Mü-
 hen und Kämpfe zweiter oder höherer Hand le-
 bendiger und fruchtbarer, so kommt es dabei wahr-
 lich sehr wenig auf die besondere Sprache an, welche
 ein Volk als unterstes Gut aus seiner allerersten
 Entstehungszeit schon besitzt. So arm und so
 ungesüßig und steif ist keine Ursprache, um dem
 Sichregen eines neuen höhern Geistes, der sie
 machtvoll berührt, nicht von der einen Seite ent-
 gegenkommen und von der andern leicht folgen
 zu können. Wir hätten daher gewünscht, daß der
 Verf. dies Alles strenger unterschieden und die
 Semiten von der einen Seite nicht so grundlos

hoch, von der andern nicht so dunkel tief gestellt hätte.

Doch wir haben hier nicht Raum, dieses und so vieles Andre weiter auszuführen was auf Veranlassung dieses in seiner Erscheinung, wie oben gesagt, so anziehenden und von der deutschen Wissenschaft mit Freude zu begrüßenden Werkes erörtert werden könnte. Wir begnügen uns daher mit einigen Schlußbemerkungen. Da der Vf. sich früher vorzüglich mit aramäischen Schriftwerken beschäftigt hat, so wird man den Inhalt seines dritten Buches in dem vorliegenden Werke im Allgemeinen am befriedigendsten finden. In dem zweiten Buche erfreut uns vor Allem die geistige Freiheit, womit der Verf., obgleich so viel wir sehen kein evangelischer Christ, die Schriften des ATs ihrem Inhalte und ihren geschichtlichen Verhältnissen nach betrachtet: hier lebt er ganz in der neuern deutschen Wissenschaft, und ist mit lebenswürdiger Aufrichtigkeit ehrlich genug dies auch nicht zu verhehlen. Für das heutige Paris ist dies eine sehr erfreuliche Erscheinung, welche nur nicht schnell wieder vorübergehen, sondern sich recht vertiefen und ruhig ausbilden möge! Daß der Verf. auch die gesammte biblische Geschichte mit derselben geistigen Freiheit beurtheile, versteht sich fast von selbst: hie und da räumt er, was bei einer dort neuen Sache wenig auffällt, den Zweifeln nur zu viel Raum ein, wie wenn er meint, alle Erzählungen in den Werken des Fl. Josephus und des armenischen Mose von Chorene, welche über die ältern Zeiten etwas Besonderes berichten, seien werthlos: eine in dieser Allgemeinheit viel zu unbillige Ansicht. Auch das vierte Buch gibt über das Arabische manches Richtige: wir vermissen hier aber eine klare Einsicht in das

Aethiopische und dessen richtige Anwendung, sowie der Verf. auch sonst gar Vielerlei was in Deutschland bereits besser untersucht und erkannt ist, theils nicht recht beachtet, theils gar nicht zu kennen scheint. Zerstreut gibt er dagegen auch einiges Unbekanntere aus dem Schätze der Pariser Sammlungen.

Von Einzelheiten wollen wir nur noch die Ansicht des Verfs über den Namen Sem oder eigentlich Schem Noah's Sohn hervorheben, von welchem man in neuern Zeiten die semitischen Sprachen benannt hat. Er wirft darüber die

Bermuthung hin, er sei wohl einerlei mit الشَّام, wie die Araber bekanntlich Damascq nennen: eine Ansicht welche, was der Verf. nicht zu wissen scheint, auch schon früher anderswo aufgestellt ist, die sich also auf einem gewissen Standorte des Erkennens leicht einschmeichelt, und die dennoch sicher grundlos, ja ganz verkehrt ist. Kein Kenner bezweifelt, daß dieses Wort الشَّام im Munde der Araber nach dem bekannten Gegensatze zu Semen zunächst nur Syrien als das von Arabien aus nördliche Land überhaupt, dann erst dessen Hauptstadt Damascq bedeute. Das Wort als Landesname ist also rein arabisch und hat außerdem keinen Sinn und Gebrauch, ist auch gar nicht der alte und eigentliche Name für Damascq. Dazu ist nicht nur der Laut verschieden genug, sondern das Wort شام für Nord ist im Arabischen selbst sogar erst aus dem längern und sicher ursprünglicheren Worte شامو abgekürzt, also einseitig arabisch. Endlich weist uns dieser Name des Sohnes Noah's seinem ganzen geschichtlichen Ursprunge und Bestande nach sicher

genug weder auf Arabien, noch auf Damask, sondern auf viel nördlichere Gegenden zurück; auch läßt er sich ja nicht so leicht aus dem Zusammenhange mit Saphet und Ham reißen, in welchem er uns immer allein von Alters her überkommen ist. H. C.

Heidelberg

Academische Verlags-Handlung von J. C. B. Mohr 1855. Madeira und seine Bedeutung als Heilungsort. Nach mehrjährigen Beobachtungen für Aerzte geschildert von Karl Mittermaier, praktischem Arzte in Heidelberg. VIII und 158 S. in Octav.

Wer nicht Gelegenheit fand, die ausführlichen Mittheilungen über Madeira von Mason, Peacock und Driver (vergl. diese Anzeigen 1852. St. 44) kennen zu lernen, für den wird die vorliegende Schrift sehr belehrend sein. Sie wurde vom Verfasser, der einen kranken Bruder dorthin begleitet hatte, in Briefform abgefaßt, und schildert auf eine interessante Weise alle Verhältnisse, welche zur Beurtheilung des Aufenthalts auf jener Insel dem Arzte von Wichtigkeit sind.

Der erste Anblick sei nicht günstig. Schon die kleine kahle Insel Porto Santo werde dem von Europa Hersegelnden als wenig erfreulicher Vorposten erscheinen; allein die Stadt Funchal liege in einer lieblichen Gartenwelt. Eine unvergleichliche Reinheit und Milde der Luft wehe dem Ankömmling entgegen. Dazu die Gleichmäßigkeit der Luftwärme während Tag und Nacht, von einem Tag zum andern. Die außerordentlich gleichmäßige Vertheilung der Wärme veranlasse, daß die Insel wie ein großartiges Gewächshaus sich

äußere, wo das ganze Jahr hindurch die einheimischen oder aus wärmern Ländern stammenden Pflanzen im Freien grünen, blühen und Früchte tragen. Wer in der Stadt oder in ihrer nächsten Umgebung den Winter zubringe, bedürfe nie der Feuerung. Der Verf. sagt (S. 20): „Während der ganzen Zeit unseres hiesigen Aufenthalts, worunter drei Winter, waren nur 24 Tage, wo wegen Regen oder Wind einem Kranken, der Ursache hat, sich zu schonen, das Ausgehen nicht möglich war.“ Die mit vieler Sorgfalt angestellten und verarbeiteten meteorologischen Beobachtungen (S. 54—94) liefern dafür im Einzelnen die Beweise. Madeira sei als Aufenthaltsort allen Kranken zu empfehlen, welche des täglichen Genusses einer reinen frischen Luft bedürfen und raschen Wechsel der Witterung und Wärme zu meiden haben. In allen Jahreszeiten könnten im Freien Seebäder genommen werden. Auch sei in Anschlag zu bringen das Freisein von Miasmen und Staub. Der feste Basaltboden lasse bei der fast gänzlichen Abwesenheit von Fuhrwerken keinen Staub aufkommen. Die Wege in den Gärten wären mit kleinen Steinen, welche vom Strande geholt würden, gepflastert.

Obgleich die Wohnungen noch Manches zu wünschen übrig ließen, so besäßen doch alle Holzboden, die mit Teppichen oder Matten belegt würden.

Als einzige endemische Krankheit könne *Lepa tuberosa* genannt werden, die man übrigens nur bei sehr Armen antreffe. Sie sei erblich, aber nicht ansteckend. Es fänden sich in Funchal mehrere gut eingerichtete Apotheken mit Präparaten, meistens nach der *Pharmacopoea Londinensis* bereitet. Die ärztlichen Vorschriften sollten nach portugiesischen Gesetzen in portugiesischer Sprache

geschrieben sein; allein jeder Apotheker befolge ein lateinisch verfaßtes Recept.

Nicht nur Lungen = Tuberkelkranken sollte eine Reise nach dieser Insel und ein längerer Aufenthalt daselbst empfohlen werden, sondern auch denen, welche an Laryngitis, chronischer Bronchitis mit spärlicher Absonderung und an allgemeiner Schwäche leiden, sowie Scrophulösen. Für diejenigen Fälle von Tuberculose passe das Klima von Madeira besonders, wo die physikalische Untersuchung der Brust tuberculöse Ablagerungen oder selbst schon Cavernen in den Lungen nachweise; wo aber die Ausdehnung des krankhaften Processes eine geringe und das Allgemeinbefinden noch ungestört sei.

Als Abreisezeit von Europa wäre der Sommer oder der Frühherbst um so mehr zu empfehlen, als dann die Aequinoctialstürme am Ende Septembers und Anfang Octobers vermieden würden. Beabsichtige man eine Traubencur, so müßte der Kranke im August oder September ankommen. Zur Hinreise sei ein Dampfschiff zu wählen und zwar eines der großen Brasildampfer von Southampton. Die vier Wände einer jeden Cajüte seien oben durchbrochen, wodurch man Tag und Nacht in einer durchaus reinen frischen Luft sich befände. Die Heimreise dürfe im März oder April noch nicht unternommen werden, weil es dann auf dem Meere in nördlicherer Breite und im Norden Europas noch zu kalt sei.

Der Verf. hält mit Recht viel auf Seereisen für Brustkranke theils der reinen Luft, theils der Ruhe wegen, indem das Treiben in Gasthöfen, auf Postwagen oder Eisenbahnen wegfalle. Er spricht den Wunsch aus, daß unter ärztlicher Leitung Schiffe eigens für Kranke eingerichtet werden

möchten, welche die verschiedenen für jede Jahreszeit passenden Theile des Oceans befahren.

Wie Schröder van der Kolk mittelst des Mikroskops im Auswurfe der Schwindfüchtigen die elastischen Lungenfasern nachwies, so auch der Vf. Er bemerkt dabei (S. 109): „Es wurde mir möglich, zugleich mit der öfteren physikalischen Untersuchung der Brust, mit ziemlicher Bestimmtheit den Verlauf des krankhaften Processes der Lungen zu verfolgen. In dem einen Falle den zunehmenden Erweichungsproceß und Zerstörung des Lungengewebes; im andern Falle den Stillstand dieses Processes und die beginnende Heilung der Caverne. Von Monat zu Monat wurden die elastischen Fasern im Auswurfe immer spärlicher, bis sie zuletzt ganz verschwanden. Endlich hörte die spärliche Absonderung in der Caverne auf, das Rasseln verschwand und die Excavation verkleinerte sich mehr und mehr bei Einsinken der entsprechenden Thoraxstelle.“ Seien größere Mengen elastischer Fasern beisammen oder selbst noch ganze Lungenzellen, so lägen sie häufig in etwas weißlicher als der übrige Auswurf aussehenden kleinen Pünktchen beisammen. Er glaubt, daß in Madeira der Proceß der Erweichung der Lungentuberkeln und ihre Heilung durch Cavernen begünstigt werde, während der der Verkreidung daselbst seltner sei.

Marx.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 12. November 1855.

D o r p a t

typis viduae Schönmanni et Mattieseni MDCCCLV.
De retinae textura disquisitiones microscopicae.
Diss. inaug. quam cons. et auct. gr. med. ord.
cett. cett. defendet auctor R. Blessig. 86 S.
in Octav. Mit einer Tafel.

Die Biddersche Schule hat sich neuerdings eine Aufgabe von großer Wichtigkeit gestellt: in den zusammengesetzteren Apparaten des Nervensystems den Antheil zu ermitteln, welchen bindegewebige Elemente an ihrer Zusammensetzung haben, oder mit andern Worten: nachzuweisen, daß manche Formtheile dieser Organe, welche man bisher arglos für nervös gehalten hat, vielmehr zum Bindegewebe zu rechnen seien.

In Verfolgung dieser Tendenz wird in gegenwärtiger Schrift die ganze Netzhaut mit einziger Ausnahme der Fasern des N. opticus für eine Bindegewebsformation erklärt, und es wird diese Behauptung auf eine anatomische Beschreibung gestützt, welche in einigen wesentlichen Punkten

von den sonstigen neuern Darstellungen abweicht, leider aber, wenn sie auch zum Theil eine Bereicherung unserer Kenntnisse bietet, anderentheils nur darum abweicht, weil die Untersuchungen nicht genügend geführt worden sind. Diese unangenehme Wahrheit dürfen wir um so weniger zurückhalten, als ein Streit der Art, wie er hier angeregt wird, gar zu geeignet ist, ein ungerechtfertigtes Mißtrauen gegen mikroskopische Untersuchungen wach zu halten. Es ist erst kürzlich das System der Radialfasern der Netzhaut einigermaßen in seinem Verhalten erkannt worden, man hat daran schon physiologische Folgerungen bedeutender Art geknüpft, und nun wird gegen diese anatomischen Entdeckungen Protest erhoben von einem Gelehrten, dessen Geschicklichkeit und eifriges Streben nach Wahrheit Niemand in Zweifel ziehen wird.

Ghe wir näher auf diese Angelegenheit in mikroskopischer Rücksicht eingehen, wollen wir jedoch mit einigen Worten die chemischen Untersuchungen berühren, welche im letzten Theile der Schrift enthalten sind. Die von G. Schmidt ausgeführte Untersuchung der Netzhautsubstanz ergab weder die Reactionen des Leims, noch die der eiweißartigen Substanz, sondern etwas zwischen beiden. Da nun das untersuchte Object entweder in der Faserung des N. opticus doch eiweißartige Substanz enthalten haben muß, oder selbst diese Faserung nichts Eiweißartiges enthalten würde, so ist es klar, daß wir gänzlich darauf zu verzichten haben, aus dieser Untersuchung etwas für die vorliegende Frage zu folgern.

In Betracht der Radialfasern der Netzhaut hat man bekanntlich vor wenigen Jahren sich überzeugt, daß dieselben durch die ganze Dicke der Netzhaut hindurchziehen, — mit ihrem innern Ende

sich an die *m. limitans* anschließen; man hat außerdem erkannt, daß von den Ganglienkörpern der Netzhaut aus Fasern nach außen gehen und hat Gründe für eine Verbindung dieser mit den Radialfasern aufgestellt, so daß eine Verknüpfung zwischen den Ganglienkörpern und den Elementen der Stäbchenschicht zu Stande käme.

Nach Blessigs Mittheilung würden nun die Radialfasern überall nicht continuirlich durch die Netzhaut hindurchgehen. Sie treten von außen her in die feinkörnige Schicht ein, verlieren sich aber hier; die Fasern, welche von der Innenfläche der feinkörnigen Schichte aus zur *m. limitans* gehen, stehen mit jenen nicht in Verbindung.

Diese letztern bilden nach Bl. ein mehr oder weniger complicirtes Netzwerk, welches hauptsächlich auch von der feinkörnigen Substanz ausgefüllt ist, außerdem aber noch eigenthümliche kernartige Körper enthält. Die Maschen dieses Netzes, von diesen Elementen angefüllt, habe man für Ganglienkörper angesehen, — *itaque cellulae nerveae, quae ad hunc usque diem ab omnibus scrutatoribus statui solebant, saltem majore ex parte cellulae non sunt.*

Es ist gewiß, wenn die Continuität aller radiallaufenden Fasern irgendwo zwischen der Ganglienkörperschicht und den äußern Netzhautschichten aufgehoben wäre, so würden damit die zwischen der Stäbchenschicht und den Ganglienkörpern vermutheten functionellen Beziehungen wegfallen *).

*) Dies bezieht sich nur auf die bisherigen Kenntnisse über die Lagerung der Ganglienkörper. Ref. hat (beim Kalbe) einzelne große Ganglienkörper auch nach außen von der feinkörnigen Schicht gefunden. Diesen brauchte freilich nicht der Zusammenhang mit der Stäbchenschicht abgesprochen zu werden.

es ist jene Behauptung durchaus irrig. Freilich sieht man an Chromsäurepräparaten meist nur eine Streifung als Andeutung des Verlaufes der Radialfasern durch die feinkörnige Masse, und es ist Niemand zu verdenken, der da ansteht, hierin den Beweis eines Fasersystems anzuerkennen. Man darf aber nicht hiebei stehen bleiben, und wir können es nur für ein Resultat besondern Mißgeschicks halten, wenn fleißige Beobachter nicht an besonders feinen Stellen, namentlich den Enden der Präparate, gelegentlich die Fasern in dem Theile, welcher in der feinkörnigen Substanz gelegen hat, ganz frei gefunden haben. Auch die Zerfaserung frischer, besonders mit schwacher Sublimatlösung behandelter Rehhaut führt im glücklichen Falle zu völlig überzeugender Isolirung von Radialfasern, in einer Länge, welche der Dicke der angewandten Rehhaut entspricht, mit den Körnern der Körnerschichten am einen, dem ausgebreiteten, zum Anschluß an die *m. limitans* bestimmten Theile am andern Ende.

Weniger diametral entgegengesetzt finden wir uns der andern Behauptung, daß die angeblichen Ganglienkörper wenigstens größtentheils keine Ganglienkörper sind.

Nicht beistimmen können wir allerdings der Dissertation, wenn sie Corti als den Einzigen nennt, der Ganglienkörper isolirt habe. Dies ist von Mehreren geschehen und so auch von dem Refer. in einem Aufsatze, der sich anderwärts in der Diss. citirt findet. — Ebenso wenig ist der Zweifel gerechtfertigt, ob diese Zellen, deren Existenz in der Rehhaut auf die Corti'sche Beobachtung hin zugestanden wird, nervöser Art seien. Man kann dem nur entgegen: diese von Mehreren (vom Ref. noch neuerdings aus der Katzenrehhaut zahl-

reich) isolirten Zellen unterscheiden sich von Ganglienkörpern in nichts und haben mit irgend etwas Anderem keine Aehnlichkeit.

Das also wäre zu wünschen gewesen, daß man sich durch Autopsie erst von dem Vorhandensein dieser Ganglienkörper überzeugt, und so den Ausdruck eines viel zu weit gehenden Zweifels vermieden hätte.

Ist aber auch der Verf. hier im Unrechte, so könnte es doch wohl sein, daß Andere die Zahl der Ganglienkörper übertrieben hätten. Gewiß ist so viel, daß die von Blessig beschriebenen Kerne den gewöhnlichen der Ganglienkörper unähnlich sind. Sie waren von dem nucleolus fast erfüllt, während die ansehnlichen Kerne der mit Sicherheit erkannten Ganglienkörper (wie es auch Corti und Kölliker richtig abbilden) hier und anderwärts einen ganz kleinen nucleolus haben.

Wir würden über diesen Punkt unsere Ansicht bestimmter aussprechen können, wenn statt der allgemeinen Anführung: *cellulae nerveae, quae — ab omnibus scrutatoribus statui solebant*, eine bestimmtere Bezugnahme auf Aussprüche dieses oder jenes Schriftstellers oder auf Abbildungen sich fände. Nehmen wir z. B. Köllikers Beschreibung der Ganglienkörperkerne, so ist es doch gewiß, daß Körper mit solchen Kernen nichts mit dem von Blessig beschriebenen gemein haben. Anders steht es, wenn wir Abbildungen zum Grunde legen. Die Fig. 391 in Kölliker's Mikrosk. Anat. und Blessig's Fig. I entsprechen einander so offenbar, daß wir keinen Zweifel hegen, der Verfasser würde diesen Abbildungen gegenüber sagen: was Kölliker dort als Ganglienkörper abbildet, sind nicht Ganglienkörper, sondern nur Zwischenräume in dem Netzwerke der Radialfasern. — Auf wessen

Seite nun hier das Recht sein würde, darüber wagt Ref. vorläufig nicht zu entscheiden.

Schließlich können wir Einiges, was über den Bau der *macula lutea* angegeben ist, nicht mit Stillschweigen übergehen, da es zum Theil wenigstens scheinbar im Widerspruch mit publicirten Angaben des Ref. steht. Der Verf. hat, wiewohl er sehr frische Menschaugen untersuchte, die Reliefscheinungen nicht erwähnt, welche Referent kürzlich (in Henle und Pseufers Ztschr. N. F. V. S. 245) beschrieben, sondern nur einige kleine Aufwulstungen gefunden, welche in jener Gegend sich regelmäßig gebildet hatten. Es ist möglich, daß ein besonderes Glück dazu erforderlich ist, um jene Reliefsbildungen, unverdeckt durch irgend eine Zusammenschiebung oder Faltenbildung zu Gesicht zu bekommen. Vielleicht dankt Ref. jenen Erfolg auch dem Verfahren, die *Sclerotica* abzunehmen und so eine rasche Einwirkung der Chromsäure zu sichern.

Versichern kann er aber, daß die von ihm beschriebene Reliefsbildung, die Bildung eines erhabenen Randes ober- und unterhalb seiner *Area centralis*, so wie auch der Mittelwulst, durchaus keine Faltenbildungen sind, sondern bei vollkommen einfacher Gestalt der Außenfläche der Netzhaut bestehen. Deshalb hätte auch in dem angeführten Aufsätze der Mittelwulst eigentlich nicht als entsprechend der *plica centralis* bezeichnet werden sollen. Nur der Lage nach entspricht er dieser so bald auftretenden Falte, welche durch ihre viel größere Ausdehnung den kleinen Mittelwulst unkenntlich macht.

Auch über die Richtung der Radialfasern der Zwischenkörnerschicht lautet die Angabe der Diff., ohne Ref. direct zu widersprechen, doch ganz an-

ders. Es wird gesagt, daß diese Fasern in dieser Schicht überhaupt nekartig zusammenhängen und daß diese nekartige Bildung in der Gegend des gelben Fleckes besonders ausgebildet sei. Letzteres ist in einer Abbildung (Fig. IV) angedeutet. Ref. erkennt mit Freude an, daß diese Abbildung grade in der Darstellung der Zwischenkörnerschicht das Bestreben einer getreuen Nachbildung der Natur vorzüglich beweist. Dennoch ist sie nicht eigentlich charakteristisch für den gelben Fleck, indem dieses nekartige Aussehen der Zwischenkörnerschicht dort zwar stellenweise (vielleicht auch in einem Auge mehr als im andern) sehr ausgeprägt ist, anderwärts aber auch durchaus mangelt. Wir können es daher auch nicht für wichtig halten. Was dagegen die vom Ref. beschriebene Richtung jener Fasern betrifft (welche er seit seiner oben citirten Mittheilung wieder glänzend zu bestätigen Gelegenheit gefunden), so kann diese natürlich nur bei einer bestimmten Schnittführung (radial gegen die fovea centralis) vollkommen erkannt werden, was vermuthlich bei dem hier abgebildeten Präparate nicht der Fall gewesen. Jedoch ist es auch bei einer solchen Schnittführung nicht an allen Stellen leicht, die eigentliche Richtung der Fasern zu erkennen.

Bergmann.

Braunschweig

C. A. Schwetschke u. Sohn (M. Bruhn) 1853.
Die Pnyx und das Pelasgikon in Athen. Zur
Wahrung der Topographie von Athen gegen ei-
nige neuere Zweifel. Von Ludwig Rosß. Mit
drei Abbildungen. VIII u. 36 S. in Octav.

Leipzig

Druck und Verlag von B. G. Teubner 1854.
Alt-Lokrische Inschrift von Chaleion oder Dean-

theia mit den Bemerkungen von J. N. Dekonomidēs herausgegeben von Ludwig Ross. Mit einer lithographirten Tafel. 54 S. in Octav.

L e i p z i g

Druck und Verlag von B. G. Teubner 1855. Archäologische Aufsätze von Ludwig Ross. Erste Sammlung. Griechische Gräber. Ausgrabungsberichte aus Athen. Zur Kunstgeschichte und Topographie von Athen und Attika. Mit acht farbigen und sechs schwarzen Tafeln und einigen Holzschnitten. XXIV u. 286 S. in Octav.

Die an erster Stelle erwähnte Schrift hat den Zweck, die herrschenden Meinungen über die Lage der Pnyx und des Pelasgikon in Athen gegen Welcker's und Götting's abweichende Ansichten sicher zu stellen. Welcker nämlich war im Jahre 1852 mit einer Schrift hervorgetreten („Der Felsaltar des höchsten Zeus und das Pelasgikon zu Athen, bisher genannt die Pnyx. Eine in der K. Akademie der Wissensch. zu Berlin gelesene Abhandlung“), in welcher er, auf einer Ansicht des leider so früh verstorbenen Ulrichs fußend, darzulegen sucht, daß die Bauanlage, die seit Chandler als die Pnyx mit der steinernen Rednerbühne gilt, ein Temenos des höchsten Zeus mit dem Felsaltar gewesen sei, das auch den Namen „Pelasgikon“ geführt habe. Welcker ist der Meinung, daß die Beschaffenheit jener Bauanlage nicht zu einem Versammlungsorte passe, daß die Lage der Pnyx aus den Zeugnissen der alten Schriftsteller nicht nachzuweisen sei, daß man ein doppeltes Pelasgikon in Athen anzunehmen habe, die bekannte Schutzwehr an der Akropolis und jenes Heiligthum des Zeus, welches letztere Pelasgikon sich erhalten habe, während das erstere von den Persern zerstört worden sei.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. 183. Stück.

Den 15. November 1855.

Braunschweig, Leipzig

Fortsetzung der Anzeigen: „Die Pnyx und das Pelasgikon in Athen 2c.; Alt-Lokrische Inschrift von Chaleion 2c.; Archäologische Aufsätze von L. Ros.“

Zu der Annahme des Namens Pelasgikon für das Heiligthum des Zeus kam Welcker durch die etwa sechs Jahre früher erschienene Abhandlung Götting's „Das Pelasgikon in Athen“ (zuerst im Rhein. Mus., N. F., IV, 1846, S. 321 ff., dann in „Gesammelte Abhandl. aus dem class. Alterthum“, Bd I, Halle 1851, S. 68 ff.). Hier wird die Ansicht aufgestellt, daß die in Rede stehende Bauanlage seit der Flucht der Peisistratiden freilich die Pnyx, ursprünglich aber das Pelasgikon gewesen sei. Während nun aber Götting nicht daran zweifelt, daß alle bezüglichen Schriftstellen nur eine und dieselbe Anlage als Pelasgikon angehen, glaubt Welcker, daß einige derselben nur auf den Zeushügel bezogen werden können*).

*) Wenn Welcker auch die auf die Athener bezüglichen Worte des Aeschylus *ἕκταρ ἡμενοί Διός* (Eumen. 951)

— Es konnte nicht ausbleiben, daß Roß's vielleicht etwas zu lebhafter Angriff gegen zwei so hochverdiente Veteranen von diesen nicht weniger lebhaft erwiedert wurde. Dies geschah zunächst von Götting in der Schrift „Das Pelasgikon und die Pnyx in Athen“, Sena 1853, dann auch von Welcker in der dem Rhein. Museum einverleibten, aber auch besonders abgedruckten Abhandlung „Pnyx oder Pelasgikon?“, Bonn 1854. Einige Punkte dieser Abhandlung hat Roß in den Jahrb. für Philologie und Pädagogik, Bd 71 u. 72, S. 181 ff. polemisch besprochen. Endlich hat vor Kurzem Hr Burstan, ein tüchtiger deutscher Gelehrter zu Athen, dem also „der Vortheil unmittelbarer Anschauung zu Gebote steht“ und dem auch die oben erwähnten Schriften zur Genüge bekannt waren, mit Bezug auf dieselben, aber „vom Standpunkte des ruhigen Beobachters“ im „Philologus“ IX, 4, S. 631 ff. nachzuweisen versucht, 1. „daß die Dertlichkeit und bauliche Anlage nichts darbietet, was der Annahme eines Versammlungsortes widerspricht und die einer Cultusstätte, oder einer Befestigung begünstigt; 2. „daß die Stellen der Alten, worin der Pnyx Erwähnung geschieht, sich alle recht wohl auf die gewöhnlich dafür gehaltene Dertlichkeit beziehen lassen“; 3. „daß es nur ein Pelasgikon in Athen gab, das von der für die Pnyx gehaltenen Anlage durchaus verschieden war“. So steht es mit der Behandlung der Streitfrage, auf das Pelasgikon des Zeus deutet und meint, es zeige sich durch die jüngst bekannt gewordenen Erklärungen derselben von neuem, wie gut das alte Heiligthum dem Zusammenhang der Stelle aufhelfe, so irrt er sicherlich. Denn gesetzt auch, jene Worte seien nicht bildlich zu verstehen (was meine Meinung ist), so können sie doch ganz wohl auf das alte, große und berühmte Olympieion des Zeus bezogen werden.

deren Anregung namentlich der ersten Welckerschen Schrift verdankt wird, durch competente Gelehrte. Ref., der, nachdem diese zur Genüge gesprochen, über die Sache selbst nichts Genaueres hinzuzufügen hat, steht jedoch nicht an, den Verfechtern der hergebrachten Ansicht beizutreten. — Die drei der Koß'schen Schrift beigegebenen Abbildungen (Holzschnitte, der erste colorirt) zeigen die Akropolis von der Pnyx aus gesehen, die Strebemauer und die Rednerbühne auf dem Pnyrhügel. Die letzte soll dem Vernehmen nach nichts weniger als treu sein. —

Die Inschrift, mit welcher sich das zweitgenannte Werk beschäftigt, ist schon im Jahre 1850 von Herrn S. N. Dekonomides mit einem griechischen Commentar und französischer Uebersetzung herausgegeben, ohne in Deutschland bekannt geworden zu sein. Hr Koß gibt uns zuerst eine Einleitung, in welcher Sachliches und Sprachliches besprochen wird, dann die Urkunde selbst nach der Lesung und Transcription des Herrn Dekonomides und dessen Sprachbemerkungen nebst einigen eigenen Anmerkungen, und endlich außer einem kurzen Sach- und Wortverzeichnis auf der lithographirten Tafel eine genaue Darstellung der Inschrift und eine Abbildung einer Münze von Deantheia aus der Sammlung des Hrn Paul Lampros auf Korfu, der ersten und einzigen, welche von jener Stadt genauer bekannt ist (Vorders. Kopf des Apollon, rechts gewandt; Rückf. OIANTHON, Lanzenspitze). — Die Inschrift ist zu Galaxidi, welcher Ort bekanntlich an der Stelle des alten Deantheia liegt, gefunden. Sie bezieht sich auf gegenseitige Verhältnisse der Einwohner dieser Stadt und der des benachbarten Chaleion. Ihr Interesse ist ein mehrfaches. Schon in rein äußerli-

cher Beziehung ist sie interessant, weil sie zu den wenigen Inschriften auf Erz gehört, die in Griechenland gefunden sind, und weil, wie aus dem Umstande, daß sie kein Präscriptum hat und mit einer Interpunction beginnt, mit Recht von Hrn Rosß geschlossen ist, sie nur einen Theil der betreffenden Urkunde ausmacht, also zeigt, daß diese auf zwei Erztafeln statt auf einer geschrieben war. Noch beachtenswerther ist sie als das augenfälligste bekannte Beispiel verschiedener Handschrift. „Denn, wie auch Hr Dekonomides S. 56 bemerkt, tritt unverkennbar in der vorletzten Zeile der Vorderseite unserer Tafel bis zum Schlusse der Rückseite eine andere Hand ein; und wenn gleich der Typus der Schrift in allem Wesentlichen derselbe bleibt, so sind die individuellen Verschiedenheiten der beiden Handschriften doch ganz auffallend und zeigen sich fast in jedem Buchstaben. — Auch die Interpunction ist verschieden.“ Zudem gehört die Inschrift, wie Hr Rosß auf S. 16 im Widerspruch gegen Hrn Dekonomides wahrscheinlich macht, zu den Monumenten, auf welchen corrigirte Buchstaben vorkommen. Das Wichtigste aber ist, daß sie zuerst uns eine frühe Gestalt des Dialekts der ozolischen Lokrer kennen lehrt, obgleich ihr Alter nicht mit Sicherheit genauer bestimmt werden kann: während der griechische Herausgeber meint, sie könne nicht jünger sein als das fünfte Jahrhundert v. Ch. G., geht Hrn Rosß's in diesen Dingen so gewichtiges Urtheil dahin, daß sie auch aus dem siebenten Jahrhundert stammen oder noch älter sein könne. Unter den sachlichen Bemerkungen dieses Gelehrten heben wir hervor die Darlegung, daß Chalia nicht allein als böotische Bundesstadt, sondern (bis auf einen bessern Nachweis seiner gesonderten Existenz, als ihn das Zeugniß des Stepha-

nos gebe, für dessen schon von D. Schneider gerügte Ungenauigkeit mehrere Beispiele beigebracht werden) auch als böotischer Ort aus den Büchern und von den Karten zu streichen sei, S. 6 ff., und die Entdeckung einer zeitweiligen engeren Beziehung der Ghier zu den Aetolern aus schon bekannten Urkunden, zu der Zeit von deren Abfassung Ghios mit den Aetolern in Sympolitie gestanden und einen zehnten, Hieromnemon gestellt habe, S. 21 fl. Anm. **. — In sachlicher sowohl als in sprachlicher Beziehung ist zu beachten, was Hr Koß auf S. 13 fl. darthut, daß *Χάλειον* (oder *Χαλείον*) und *Χαλειεύς* (*Χαλεύς*), sowie *Οιάνθεια* und *Οιανθεύς* als die eigentlich örtlichen und amtlichen Namensformen der beiden betreffenden Städte und ihrer Einwohner zu betrachten sind. Dazu ist zu bemerken, daß die in Rede stehende Inschrift auch die Namensformen *Χαλείς* (statt *Χαλείς*) und *Οιανθίς* bietet, aber sicherlich für das Gebiet der Städte, während der auch anderswo vorkommende Name *Οιανθίς* (*Εύανθίς*) sonst vermeintlich die Stadt angeht. Die verschiedenen Namensformen dieser Stadt laden uns noch zu weiteren Bemerkungen ein. Die Form *Οιάνθεια* findet sich in unserer Inschrift ausschließlich für die aus mehreren Schriftstellern bekannte: *Οιάνθεια*, neben welcher die nur durch die ganz irrelevante Endung verschiedenen: *Οιάνθη*, *Οιάνθειον*, *Οιανθίς* (?), stehen. Außerdem kommen aber noch zwei mehr verschiedene Namensformen vor: *Εύανθίς* (bei Skylax: die Form bleibt ja gleich beachtenswerth, wenn sie sich auch nicht auf die Stadt allein beziehen sollte), *Εύανθία* (bei Ptolemäos), *Euantia* (bei dem Geograph. Ravenn.), *Euanthe* (auf der Tabula Peutinger.), und: *Υάνθεια* (bei Plutar-

chos. Auch bei Polybios V, 17, 18 geben alle Handschriften $\Upsilon\alpha\nu\theta\acute{\epsilon}\omega\nu$, welche Lesart Dr Brandstädter im „Philologus“ VIII, S. 48 als die richtige anerkannt wissen will, während Hr Rosß den Herausgebern des Polybios folgt, die, von Schweighäuser an, $Ο\iota\alpha\nu\theta\acute{\epsilon}\omega\nu$ geschrieben haben, und das mit Recht, wenn man nicht etwa annehmen will, daß derselbe Schriftsteller für den Namen der Stadt und den ihrer Einwohner zwei verschiedene Formen gebraucht habe, oder gar gesonnen ist, den Namen der Stadt in $\Upsilon\acute{\alpha}\nu\theta\epsilon\iota\alpha$ zu verändern, was wenigstens von dem Standpunkte der diplomatischen Kritik keine Wahrscheinlichkeit haben würde). Herr Rosß hält beide letztgenannten Klassen von Namensformen für verderbt aus $Ο\iota\alpha\nu\theta\iota\varsigma$, $Ο\iota\acute{\alpha}\nu\theta\eta$, $Ο\iota\acute{\alpha}\nu\theta\epsilon\iota\alpha$, indem er jedoch bezüglich der Form $\Upsilon\acute{\alpha}\nu\theta\epsilon\iota\alpha$ die Möglichkeit zugibt, daß „aus einem nordgriechischen Dialekte der Wechsel von \bar{a} und \bar{v} zu Grunde lag.“ Brandstädter dagegen bringt nicht allein die letztere, sondern auch die erstere in Anschlag für seine Ansicht, daß der Name der Stadt mit dem der in frühester Zeit in Aetolien sesshaften $\Upsilon\alpha\nu\tau\epsilon\varsigma$ in Zusammenhang stehe. Dies glaube ich mit nichten, und Rosß's Gedanken an Corruptelen scheint mir doch zu gewagt, zumal wenn es sich herausstellt, daß beide Nebenformen des Namens sprachlich sehr wohl erklärt werden können. Wer sich erinnert, wie manche Orte Griechenlands von dem $\acute{\alpha}\nu\theta\epsilon\iota\nu$ den Namen trugen, wird leicht geneigt sein, auch bei dem Namen des vorliegenden an $\acute{\alpha}\nu\theta\omicron\varsigma$ zu denken. Ich habe einmal geglaubt, daß das Wort „die schön blühende“ bedeute, indem ich in dem $\epsilon\upsilon$ - die bekannte gemeinhellenische Partikel und in dem $ο\iota$ - und ι - dialektische Nebenformen dieser Partikel suchte. Daß Letzteres sehr wohl der

Fall sein könne, unterliegt keinem Zweifel. Ich will, um nicht weiter einzugehen, nur daran erinnern, daß das Präfix *εῦ-* im Sanskrit *su* lautet. Jetzt glaube ich, daß es gerathener ist, jenes *οί-*, *ῥ-* und *εῦ-* als aus dem Digamma hervorgegangen zu betrachten. Zwar kann ich nicht mit unwiderleglicher Sicherheit nachweisen, daß *ἄνθος* das Digamma hatte. Den Namen NEYANTOS, welcher sich auf einer in vier Exemplaren erhaltenen Münze von Kydonia auf Kreta findet und in Betreff dessen schon anderseitig die Vermuthung geäußert ist, daß er aus *νεός* und *ἄνθος* zusammengesetzt sei, möchte ich an sich nicht einmal als einen Wahrscheinlichkeitsgrund in Anschlag bringen. Allein die größte Wahrscheinlichkeit hat es doch wohl, daß *ἰονθος* mit *ἄνθος* zusammenhängt; und ist dem so, so kann jenes Wort als ein genügend scheinbarer Beleg dafür gelten, daß dieses einst digammirt war. Unter dieser Voraussetzung nun vergleiche man mit den verschiedenen Namensformen der in Rede stehenden Stadt z. B. *Ἄξος*, *Ἄοξος* und *Οἰαξίς γαῖα*, ferner *Ἐέλῃ* für *Velia*, *ῥεσις* (oder *ῥεσις*, wie Salmasius liest), was bei Hesychios durch *στολή* erklärt und den Paphiern zugeschrieben wird; endlich, in Betreff des *εῦ-* für *ῥ-*, etwa *ἔερον* und *ἔρον* u. dgl. — Um noch auf einiges Sprachliche der Inschrift einzugehen, so signalisiren wir zunächst einige Eigenthümlichkeiten in Betreff des Digamma und des Spiritus. Das Pronomen *ὄτι* hat das Digamma (FOTI), das Verbum *ἄγειν* den Spiritus asper (HAGEN), das Nomen *ἡμέρα* entbehrt des Spir. asper (AMAPAN), wie die poetische Form *ἡμαρ*, ebenso der Artikel *ὁ* und das Pron. reflexivum *οἱ*. Jenes *φοτι* hat neulich G. Curtius (Jahrb. für Philol. u. Pädag., Bd LXXI,

Hft 6, S. 355) mit dem *Τλασίαφο* in der zuerst von Franz in Gerhard's archäol. Ztg. 1846, Nr. 48, besprochenen corcyräischen Inschrift zusammengestellt und zur Begründung der Ansicht benutzt, daß, da es den Griechen absolut an einem Zeichen gebrach, um das consonantische *j* auszudrücken, sie gelegentlich nach dem *ϕ* griffen, um damit den feinen Spiranten zu bezeichnen, den sie vor einem Vocal wahrnahmen. So scharfsinnig auch diese Vermuthung ist, kann ich mich doch noch nicht davon überzeugen, daß ihr durch jene beiden Fälle der genügende Halt gegeben werde. Mit dem *ἄγειν* hat schon Dekonomides das lakonische *βαγός* bei Hesychius zusammengestellt. Zunächst steht aber *ἡγεῖσθαι*. Es ist mir nicht wohl glaublich, daß der Spiritus asper und das zuvörderst auf ein Digamma deutende $\bar{\beta}$ ganz unorganisch sei. Und in der That sehe ich zu meiner Freude, daß auch Pott schon in den „*Etymol. Forschungen*“ I, S. 250 u. 161 ebenso geurtheilt hat. — Ferner ist interessant der Wegfall des $\bar{\nu}$ der Präposition *ἐν* in den Verbindungen *ἐν τῆς Χαλεΐδος*, *ἐν τῆς Οἰανθίδος*, *ἐν Θαλάσσης*, *ἐν λιμένος*; die Form *ποῖ* (*ποῖ*) statt *ποτι*, durch welche die Deutung des inschriftlich bezeugten delphischen Monats *Ποιτρόπιος* als *Προστρόπιος* außer Zweifel gesetzt wird; *ἐχθος* für *ἐκτός*, zunächst zusammenzustellen mit der hesychischen Glosse *ἐχθοι*, *ἐξω*, dann auch mit dem syracusanischen *ἐξος*, welches, nach Maßgabe des ebenfalls den Syrakusern zugeschriebenen *ἐνδος*, als aus *ἐνδος* entstanden zu betrachten sein wird. Wir stimmen Hrn Dekonomides gern bei, wenn er für jene Form nicht ein dem *-τος*, *-δος* entsprechendes *-θος* postulirt, sondern dieselbe aus der Form *ἐξος* hervorgehen läßt. Ueberall ist das *ΛΕΚΤΙΚΟΝ* des Hrn Dekono-

mides aller Anerkennung werth. Um so auffallender war uns die auf S. 41 fl. vorgetragene Meinung, daß in der Stelle des Heschylos, Eumen. 515:

Ξυμφέρει

σωφρονεῖν ὑπὸ σθένει,

das letzte Wort nichts Anderes sei als *σθένει* = *κράτει*. Freilich bemerkt Hr Dekonomides dazu selbst: *Πρὸς δὲ τὴν ἔνστασιν ὅτι ὁ Αἰσχύλος χρῆται ἀλλαχοῦ τῇ λέξει σθένος, δυνατόν εἰπεῖν ὅτι πολλάκις καὶ ποιηταὶ καὶ λογογράφοι τὰς μὴ οἰκείας, ἀλλὰ τὰς δημώδεις ἢ τὰς παρ' ἑτέρων λαμβανομένας γνώμας ἐκφέρουσιν, ὡς καὶ τὰς παροιμίας, σῶζοντες ὅσον ἔνεστι καὶ τὸν λεκτικὸν τύπον. Καὶ ἴσως τὴν γνώμην ξυμφέρει σωφρονεῖν ὑπὸ σθένει ἀλλόθεν ἀρυσάμενος ὁ Αἰσχύλος καὶ εἰς ὠρισμένον μέτρον ἐντείνας, τοσοῦτον μόνον μετέβαλε τῆς λεξέως ὅσον πρὸς τὸν ῥυθμὸν συντελεῖ. Aber wer wird ihm Gehör geben? Dazu kommt, daß *σθένος* keinesweges so gut zu dem Gedanken paßt als *στένος* nach der gewöhnlichen Auffassung. Hr Dekonomides irrt, wenn er meint: *ὁ ποιητῆς μόνον τὸ δίκαιον κράτος νομίζει λυσιτελὲς ὡς μάλιστα συντεῖνον εἰς τὸν σῶφρονα βίον. Er hätte doch die unmittelbar folgenden Worte des Dichters gehörig beachten sollen, in Betreff deren es mir sicher zu stehen scheint, daß für *ἐν φάει* zu schreiben ist: *ἐν τάφει*. Endlich ist nach meiner Ueberzeugung Hrn Dekonomides' Ansicht, daß *στένος* eine dialektische Nebenform von *σθένος* sei, irrthümlich. Sie beruht auf den Glossen des Hesychios: *ἀστηνεῖ, ἀδυνατεῖ*, und *ἐνοστηνές, ἰσχυρόν, ἢ σαφές* (*ἀσφαλές* nach Hrn Dekonomides' Vermuthung). *Ἀστηνεῖν* soll nichts Anderes als *ἀσθενεῖν, ἐνοστηνές* gleich *ἐνοθενές*, d. i. *εὐσθενές*,**

sein. Allein ich möchte den zweiten Theil jener beiden Wörter lieber auf den Namen ΣΤΑ (*ιστημι*) zurückführen, zu welchem mir auch der zweite Theil des Wortes *δύστηνος* zu gehören scheint. Das Wort *ἄστηνος* oder *ἄστην*, mit welchem *ἀστηνεῖν* doch wohl ohne Zweifel zusammenhängt, existirte ja neben *δύστηνος*. —

Durch die Herausgabe des an dritter Stelle aufgeführten Werks hat Hr Rosß den Alterthumsforschern einen sehr großen Dienst erwiesen und sich zugleich ein Denkmal gesetzt, welches auch noch der Nachwelt bekrunden wird, wie belangreich sein Aufenthalt in Griechenland und zumeist in Athen für die Wissenschaft geworden ist. Wie viel diese an dem vorliegenden Werke hat, darf im Allgemeinen als denen bekannt vorausgesetzt werden, welche die Rosß'schen Aufsätze des auf dem Titel bezeichneten Inhalts im Tübingischen Kunstblatte und in andern deutschen und fremdländischen Zeitschriften gelesen haben. Allein, ganz abgesehen davon, daß durch die jetzige Zusammenstellung manche derselben nicht Wenigen überhaupt erst zugänglich geworden sein werden und in Folge zweckmäßiger Auslassungen und Ergänzungen umfassende und übersichtliche Behandlungen ganzer Partien hergestellt sind, hat Herr Rosß den schon früher herausgegebenen Aufsätzen mehrere neue hinzugefügt, im Texte und in den Anmerkungen manche Bemerkungen und Notizen jetzt erst bekannt gemacht und Ansichten neuerer Gelehrten berücksichtigt. So finden wir auf S. 45 ff., 52 ff., 55 ff. bis dahin noch nicht gedruckte Aufsätze über Gräber auf Aegina, über vorgriechische Gräber, über griechische Gräber und ihren Inhalt im Allgemeinen; S. 77 ff. und S. 126 ff. einen Aufsatz über die Reste der vorpersischen Propyläen

(nebst einem Plane der Propyläen des Perikles und der Ueberreste des Enneapylon Pelasgikon) und einen andern auf den alten und neuen Parthenon bezüglichen, in dem Herr Roß im Zusammenhange die Ansicht vorlegt, welche sein Freund Schaubert und er sich im weiteren Verlaufe der Arbeiten über den Unterbau und die mit ihm im Alterthume vorgenommenen auffälligen Veränderungen, so wie über das Verhältniß des alten und neuen Tempels gebildet haben; nebst Bemerkungen über die Reste des vorpersischen Hekatompedos und näheren Angaben über einige in den Ausgrabungen gefundene Gegenstände. Selbst die im Jahre 1852 in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft erschienene, auf S. 230 ff. wiederholte Abhandlung über die Höhe der Mauern des Peiräeus ist nicht ohne Zusätze geblieben, in denen besonders die Behandlung der Frage, ob diese Mauer aus Lehmziegeln oder aus behauenen Steinen bestanden, interessant ist. In einer Anmerkung zu dem aus dem Kunstblatt, Jahrg. 1837, entlehnten Aufsätze über den Tempel der Athena zu Megina, erfahren wir, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der jetzt verstorbene Consul Gropius als der Urheber der viel besprochenen Inschrift *Διὶ Πανελληνίῳ* zu betrachten ist, vgl. auch S. XXI. — Auch für die Gebiete der Malerei und der Sculptur ist in den hinzugekommenen Bemerkungen Neues enthalten. In der Anmerkung auf S. 119 erklärt sich Hr Roß in Betreff der Streitfrage, ob in dem Gemäldezimmer der Propyläen zu Athen Tafel- oder Wandgemälde gewesen seien, entschieden für Malereien unmittelbar auf den Stein. Holztafeln seien hier ganz unmöglich; denn an den in ihrer ganzen Höhe erhaltenen Innenwänden sei auch nicht eine Fuge, nicht ein

Bohrloch zu entdecken, in welchem metallene Nägel oder Krampen hätten angebracht sein können, um die vorausgesetzten Holztafeln zu befestigen. Für Wandmalerei in den Gräbern ist besonders wichtig der Aufsatz über die Gräber auf Megina, dem auf Taf. II der Grundriß und Durchschnitt einer Grabkammer mit den Farben und auf Taf. III eine Abbildung der schon von Andern besprochenen zwei Paare von Figuren beigegeben ist, welche Hr. Rosß in dem Eingange einer anderen Grabkammer an der Felswand mit schwarzer Kohle flüchtig, aber geistvoll hingeworfen fand. Es ist dies die einzige ihm bekannt gewordene Zeichnung in einem griechischen Grabe; doch zweifelt er nicht daran, daß wenn einmal auf griechischem Boden mit umfassenden Mitteln und durch geübte und erfahrene Scavatori nach Gräbern gesucht werden werde, auch hier, wie auf Sicilien, in Großgriechenland und Etrurien, sich größere Wandgemälde in den unterirdischen oder Felskammern finden werden. Jene Zeichnung stellt dar einen bärtigen Satyr, der auf eine tanzende Bakchantin (nicht „Nymphe“, da die Figur ja mit einem Thyrsos versehen ist) einen lüsternen Angriff macht, und — noch flüchtiger hingeworfen — ein paar Ringer in der Handlung des ἀποχειριζέσθαι, über oder neben deren Haupte ΗΜΗΤΗΡ und ΑΠΥΡΟΣ geschrieben steht. Da sich die erstere dieser Inschriften auch etwa in der Mitte zwischen der Bakchantin und dem Satyr, die andere unten links von dem Satyr befindet, stellt Hr. Rosß die Vermuthung auf, jene könnten ΔΗΜΗΤΗΡ und ΣΑΤΥΡΟΣ heißen und eigentlich zu der ersten Gruppe gehören sollen, indem er die Möglichkeit äußert, daß Schaubert, von dem die Skizze herrührt, sie nicht richtig ge-

stellt habe. Allein jene Ansicht ist ohne Zweifel durchaus irrig. Eher möglich, daß die Inschriften in die Kategorie jenes „Gefirkels“ gehören, über welches Herr Rosß anderswo gesprochen hat („Inselreisen“ I, S. 63). Für Lithochromie bietet der diesem Fache eigens gewidmete, nebst den dazu gehörigen farbigen Zeichnungen aus dem Tüb. Kunstblatt wiederholte Aufsatz über farbige Grabstelen aus dem Peiräeus auf S. 40 ff. wenigstens einige kleine Zusätze, in denen namentlich Schriftsteller zur Erläuterung beigebracht und nicht weniger selbst erläutert werden; S. 82 und S. 137 ff. Auskunft über die Befärbung der Architekturstücke der alten Propyläen und des alten Parthenon. Besonders reichlich ist die Vasenmalerei bedacht. Zuvörderst in der Vorrede, welche eine ausführliche und beachtenswerthe Polemik gegen die von D. Zahn in der Einleitung zu der Beschreibung der Vasensammlung König Ludwigs zu München enthält, dann auch in dem Aufsatz über griechische Gräber und ihren Inhalt im Allgemeinen und auf S. 139 ff., wo drei auf Taf. IX und X in farbigen Abbildungen mitgetheilte Monumente behandelt werden, welche für die Geschichte der Vasenmalerei außerordentlich wichtig sind, indem sie zeigen, „daß zur Zeit der Einäscherung des alten Parthenon, also um die Perserkriege, die Keramographie mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde in Uebung war und welchen Schwung die Zeichnung erlangt hatte.“ — Endlich enthalten die Nachträge auch manche interessante und lehrreiche Notizen und Ansichten bezüglich der Bildnerei in gebranntem Thon, Bronze und Marmor. Ueber Geräthe und Gefäße verschiedenen Materials sowohl als über Thonfiguren ist namentlich in dem eben erwähnten Aufsatz die

Rede; von kunsthistorischer Wichtigkeit ist das auf Taf. VIII mit der wohl erhaltenen Färbung abgebildete Gorgoneion eines Stirnziegels und namentlich der auf Taf. XI wiedergegebene weibliche Kopf aus Terracotta, ohne Spur von Bemalung, beide aus den vorparthenonischen Trümmerschichten stammend. Nicht geringeren kunsthistorischen und auch antiquarischen Belanges sind die auf Taf. VI und VII in der Größe und Farbe des Originals abbildlich mitgetheilten Bronzefigürchen aus demselben Fundorte: der schon in meinen Denkm. der a. Kunst Bd II, Taf. XLVII, N. 592, aber nach einer anderen Zeichnung und in Verkleinerung, gegebene Kentaur, und die noch durch keine Abbildung bekannte Athene „im steif gefalteten Peplos über dem langen Chiton, die Aegis über die Schultern geworfen, so daß sie vorn die Brust, hinten lang herabwallend den Rücken bedeckt; sie schreitet mit dem linken Fuße vor, der rechte, gehobene Arm hat den geschwungenen Speer gehalten, an dem vorgeworfenen linken Arm haftet noch die Handhabe des abgebrochenen Schildes. Auf dem Haupt trägt sie statt eines Helmes eine Art von hohem Diadem, von welchem eine Art Kopfbedeckung bis in den Nacken hinunterhängt.“

— Das Gebiet der Marmorbildnerei anlangend, so äußert Hr. Kofß in einer Anmerkung zu dem aus den Abhandlungen der K. Bayerischen Akademie entlehnten Aufsätze über Gräber auf Anaphe auf S. 50 fl. mit Berufung auf Babrius' Fabel 30 (wo zwei Männer eine Hermesstatue kaufen wollen, der eine als Grabdenkmal seines jüngstverstorbenen Sohns, der andere, um sie als Cultusbild des Gottes zu benutzen) die unzweifelhaft richtige Bemerkung, daß vielleicht manche Statue, die unter dem Namen eines Gottes oder

Heros in unsern Museen stehe, nur ein idealisirter Verstorbenen sei. Dahin zieht er mit Recht die von ihm schon in den Inselr. Th. II, S. 17 und Inscr. Gr. ined. II, n. 89 besprochene, auf Andros gefundene und im Theseion zu Athen aufbewahrte Statue; aber er irrt, wenn er, Boeckh's Ansicht (Corp. Inscr. Gr. n. 2349 i) annehmend, meint, die Statue habe einen P. Gantius (Cantius) Gallus darstellen sollen. Ihm muß Stephani's Abhandlung in den Mélanges gréco-romains der Petersburger Akademie, T. I, p. 295 ff., unbekannt geblieben sein, wo gründlich dargethan ist, daß die Inschrift sich auf den auch durch eine lateinische Inschrift und Tacitus (Annal. XV, 56 u. 71) bekannten P. Glitius (Γλείτιος) Gallus bezieht, aber mit der Statue nichts zu schaffen hat. Hier ist auch eine bessere Abbildung mitgetheilt als in der von Hn Roß angezogenen *Εφημ. ἀρχ.* Mit den alterthümlichen Marmorfiguren, die namentlich in den Gräbern der griechischen Inseln gefunden und mehrfach für vorhellenisch und zwar karisch gehalten werden, beschäftigt sich der Aufsatz über vorhellenische Gräber. Hr Roß (der Thonfiguren dieser Art bezweifelt, wohl aber einige aus Blei gesehen hat), meint, es sei noch nicht hinlänglich aufgeklärt, ob nicht jene Figuren vielmehr einer spätem Zeit, der Zeit der vollendeten Bildhauerkunst in Griechenland angehören. Diese Ansicht ist genauerer Prüfung anheimzustellen, wenn wir auch mit nichten glauben, daß durch ihre Bestätigung „die ganze Ueberzeugung, daß man nach dem Charakter des Stils und der Arbeit der Sculpturen annäherungsweise, wenigstens nach Jahrhunderten, ihr Alter bestimmen könne, über den Haufen zu fallen drohen oder doch mächtig erschüttert werden würde.“ Beachtenswerth ist

auch die Deutung der im Kunstbl. 1838, Nr. 59, und in Schöll's Arch. Mittheilungen Taf. I, N. 2, abgebildeten, auf der Akropolis zu Athen gefundenen Marmorstatue, die man zunächst als Karyatide, dann als Athena faßte, auf eine Arrephore, S. 86 fl., Anm. 7, vgl. auch S. XXI. (Den Namen ἀρρηφόρος leitet Hr Kosß von ἀρρη, ἀρρη, das sich nur in der Deminutivform ἀρρηχός, ἀρρηχος erhalten habe und so viel bedeute als *καροῖν*, Korb, ab). Dagegen hat Hr Kosß auf S. 97 sich in Betreff des aus Schöll's Arch. Mittheil. Taf. V, Nr. 12 in meine Denkm. d. a. K. Bd II, Taf. XLIII, N. 545 (544) aufgenommenen Reliefs auf die bloße Anführung der Müller'schen und Schöll'schen Erklärung beschränkt. Meine Deutung der dunklen weiblichen Figur, welche mir noch jetzt wahrscheinlicher ist, scheint ihm ganz entgangen zu sein. Ein Zusatz zu dem aus dem Kunstblatte 1837, N. 93 ff. entlehnten Aufsatz über das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos auf S. 149 fl. belehrt uns dahin, daß zwei bei der Ausgrabung dieses Monuments gefundene Marmorbruchstücke, ein weiblicher Colossalkopf, welchen man gleich als den einer Athena erkannte, und ein weiblicher Torso, von dem man meinte, daß er einer Muse angehöre, doch zusammengehören und wahrscheinlich die Athena Päonia darstellen. Eine Abbildung der zusammengesetzten Bruchstücke von der Vorder- und von der Hinterseite ist auf Taf. XII und XIII gegeben.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 17. November 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Archäologische Aufsätze von Ludwig Rosß.“

Sie zeigt die Göttin mit einem Helm, das Gesicht nach rechts gewandt und etwas nach oben gerichtet, in gegürtetem Chiton; die Aegis war auf den Rücken zurückgeworfen, so zwar, daß der Streifen mit dem Gorgoneion vorne um den Hals geschlungen war. Auch der aus Band XIII der Annalen des arch. Instituts zu Rom in deutscher Sprache wiedergegebene Aufsatz über Votivsäulen mit heiligen Thieren hat auf S. 207 ff. einen Nachtrag erhalten, in welchem Beispiele heiliger geweihter Thiere auf der Akropolis und in anderen Heiligthümern zusammengestellt werden. Besonders interessant war mir die am Schluß mitgetheilte, eigentlich nicht ganz hieher gehörende Notiz über „mehr als ein Duzend kleine weibliche Thonköpfe, auf denen eine Gule sitzt“, welche Hn Rosß aus Theben zukamen und die er geneigt ist auf Athene Dnga zu beziehen. Daß es in Grie-

chenland Bilder einheimischer Gottheiten gab, denen das heilige Thier auf dem Kopfe stand, geht aus der bis jetzt nicht beachteten Stelle in Aristophanes' Vögeln Vs 514 ff. hervor:

ὁ δὲ δεινότατόν γ' ἐστὶν ἀπάντων, ὁ Ζεὺς
 γὰρ ὁ νῦν βασιλεύων
 αἰετὸν ὄρονιν ἔστηκεν ἔχων ἐπὶ τῆς κεφαλῆς,
 βασιλεὺς ὢν.
 ἢ δ' αὖ θυγάτηρ γλαῦχ' ὁ δ' Ἀπόλλων ὡσπερ
 θεράπων ἰέρακα.

Aus Griechenland selbst ist, so viel mir bekannt, kein derartiges Götterbild auf uns gekommen; auch von der Athena nicht: denn Aristophanes dachte doch gewißlich nicht an bildliche Darstellungen, in welchen die Gule auf dem Helme der Göttin saß. Dagegen gehören hieher zwei etruskische Idole, die Venus in Gerhard's akademischer Abhandlung über Venusidole Taf. I, Nr. 2, und die Artemis von Grächwyl in Gerhard's Denkm. u. Forsch. 1854, Taf. LXIII, N. 1; man vergleiche auch die etruskischen Kanoben in Micali's Monum. ined., Firenze 1844, Taf. XXIX, N. 3 u. XXXI, N. 1. Daran reiht sich eine Anzahl von Götterfiguren, wie es scheint auch italischen Fundorts, aus späterer Zeit, auf deren Kopf ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln liegt, so daß dieselben eine Art von Kopfbedeckung bilden. Das angesehenste Beispiel dieser Art ist die Bronzefigur in den Specimens of ant. sculpt. II, 23, welche in demselben Werke als Dione gefaßt wird, eine Deutung, der Müller im Handb. der Arch. § 353, Anm. 4 sich angeschlossen hat, wenn auch mit Hinzufügung eines Fragezeichens. Allein wie man an Dione überall nur denken konnte, ist mir unbegreiflich. Der Umstand, daß der Vogel eine numidische Henne ist, hätte auf Isis führen sollen,

der man nach Pausanias X, 32, 9 zu Lithorea in Phokis unter Anderem auch ὄρνιθας τὰς μελαγροῖδας opferte. Den besten Beleg für die Richtigkeit dieser Deutung gibt ein anderes hieher gehörendes Monument, das Bronzebruchstück in Zannoni's R. Galler. di Firenze, Ser. IV, t. 141, ein unzweifelhaftes Iffsbild, welches die numidische Henne in ganz ähnlicher Weise auf dem Kopfe trägt. Ein drittes Beispiel ist der auf derselben Tafel der R. Gall. abgebildete Bronzekopf, auf welchem man eine Gule in ähnlicher Lage gewahrt. Dieses wäre also, was den Vogel anbelangt, zunächst mit den von Hrn Roß bezeichneten Terracotten zusammenzustellen. Auch hat Zannoni R. Gall. Ser. IV, Vol. 3, p. 144 fl. diesen Bronzekopf wegen der Gule auf Athena bezogen. Dieser Gelehrte vergleicht mit den letztgenannten, von ihm behandelten Monumenten den Hermes mit einer Schildkröte statt des Petasos auf dem von Winckelmann (Descript. des pierres grav. du feu Baron de Stosch, p. 97) beschriebenen geschnittenen Steine, der in Winckelmann's Monum. ined. n. 39 und daraus in Müller's Denkm. der a. R. Bd II, Taf. XXX, N. 331 abgebildet ist. Winckelmann hat nachzuweisen versucht, daß jene auch sonst (aber doch nicht ganz so) vorkommende Darstellung des Hermes auf Aegypten zurückzuführen sei. Die Iffs ist den Griechen und Römern notorisch aus Aegypten gekommen. Der Bronzekopf mit der Gule hat so wenig Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Darstellungen der Athena, daß wir auch aus diesem Grunde an die Richtigkeit der Deutung auf diese nicht leicht glauben können. Sollte man nicht auch hier eine aus Aegypten oder Asien in späterer Zeit nach dem Occident übertragene Göttin, etwa der Finsterniß

oder der Unterwelt (wofür die Gule gut passen würde*) anzuerkennen haben? Läßt sich dasselbe von jenen thebaischen Terracottaköpfen in Rosß's Besitze annehmen? Oder ist die von Herrn Rosß in Betreff der Terracottaköpfe gemuthmaßte Deutung nicht allein für diese, sondern auch für den Bronzekopf die wahrscheinlichere? In diesem uns wenig glaubhaften Falle hätten wir freilich eine Athena, aber jedenfalls eine aus dem Auslande nach Griechenland übertragene; denn die Athena Dnga galt bekanntlich wenigstens bei späteren Schriftstellern für phönikisch. Schade, daß Herr Rosß nicht angedeutet hat, ob die Köpfe alterthümlich sind oder nicht. Eine Abbildung, etwa in Gerhard's Denkm. u. Forsch., würde gewiß von Vielen dankbar entgegengenommen werden. Wenn wir hienach bezüglich der einschlägigen Monumente aus späterer Zeit sehen, daß der Vogel auf dem Kopfe mit der ausländischen Herkunft der betreffenden Gottheiten auf das Engste zusammenhängt, so läßt sich dasselbe für die beiden an ersterer Stelle aufgeführten Denkmäler früheren Datums noch leichter nachweisen. Das erste bezieht sich anerkanntermaßen auf die orientalische Artemis. Aphrodite, auf welche das zweite gewiß mit Recht gedeutet ist, war bekanntlich von Haus aus eine orientalische Gottheit. Das Flügelpaar, mit dem die Figur ausgestattet ist, wird kein Besonnener anstehen auf den Orient zurückzuführen. Der Vogel auf ihrem Kopfe ist gerade die Taube, das aus dem Orient stammende Attribut der Aphrodite. Sollten nun die in der Stelle des Aristo-

*) Auf einer Münze aus der Kaiserzeit erscheint die Astarte oder Venus-Urania von Ascalon mit Nordfischel auf dem Haupte und Gule auf der Hand (Guigniaut Relig. de l'Antiq. pl. LIV, n. 203).

phanes gemeinten Götterbilder auch nur ausländischen Formen des Cults des Zeus, der Athena, des Apollon, angehören? Gewiß nicht; und aller Wahrscheinlichkeit nach waren diese drei Gottheiten nicht die einzigen, bei denen der Umstand vorkam, daß das Kultusbild das heilige Thier auf dem Kopfe trug. Dieses hatte einst in Griechenland in weiterer Ausdehnung Statt, auch bei Gottheiten, die eigentlich nationale waren, ganz ähnlich wie in früheren Zeiten auch das ebenfalls ursprünglich orientalische Flügelattribut weiter verbreitet war. Vermuthlich fanden sich davon in Aristophanes' Zeit nur noch vereinzelte Spuren. In späterer Zeit finden wir diese Darstellungsweise oder doch eine ganz ähnliche im hellenisch-römischen Occident wieder, aber nur bei Gottheiten, die neu aus dem Orient herübergekommen waren. Irrren wir uns nicht, so haben wir in dem Dargelegten einen Pendant zu dem längst bekannten Umstande, daß die Griechen, wie sie in der Kunst überall für die Gottheiten anstatt der Thiergestalt die Menschengestalt liebten, so bei den aus der vollen Thiergestalt hervorgegangenen Mischgestalten dem menschlichen Kopf den Vorzug gaben. Das Verfahren, der menschlich dargestellten Gottheit das Thier, in welchem dieselbe ursprünglich angeschaut wurde, auf den Kopf zu stellen, ist, meinen wir, das erste Stadium in dem Prozesse, vermittelt dessen das stellvertretende Symbol als Attribut beigegeben ward. Mit der Zeit wurde das Thier von dem wichtigsten Theile der menschlich dargestellten Gottheit entfernt, derselben in die Hand gegeben, zur Seite gestellt, an ihrem Sitz, ihrer Rüstung angebracht (zu welchem letzten Falle namentlich auch die so häufige Verzierung des Helmes mit dem heiligen Thiere gehört, wo

bei dasselbe auch auf den Kopf der Gottheit kommt, aber in einer von der besprochenen wesentlich zu unterscheidenden Weise) u. Besonders charakteristisch ist es, daß, wie in früherer Zeit das Thier der menschlichen Göttergestalt, so in späterer diese dem Thiere den Fuß auf den Kopf setzt. Man vergleiche als in dieser Beziehung besonders interessant das Relief in Millin's Gal. mythol. pl. XXV, N. 78, wo jenes nicht allein von dem Apollon in Bezug auf den Greif, sondern auch von der Athena in Bezug auf die Eule geschieht.
Friedrich Wieseler.

D r f o r d

1855. The Anglo-Saxon Poems of Beowulf, the Scóp or Gleeman's Tale and the Fight at Finnesburg, with a literal translation, notes, glossary etc. by Benjamin Thorpe. In Oct.

Der auch in Deutschland rühmlichst bekannte Name des Herausgebers bürgt dafür, daß seine neueste Arbeit bei den Freunden germanischer Sprache und Litteratur gebührende Anerkennung finden wird. Thorpe hat in der That den vielen Erzeugnissen seines sorgfältigen Fleißes noch eines hinzugefügt, das den übrigen würdig an die Seite tritt. Es verlohnt sich daher, zumal nachdem Leo und Ettmüller für die Verbreitung der Kenntniß des Beowulfliedes Sorge getragen haben, mit wenigen Worten auf die wesentlichsten Punkte hinzuweisen, in welchen sich diese neue Ausgabe von den früheren unterscheidet.

Schon vor mehr als zwanzig Jahren war Thorpe mit dem Plane umgegangen, das Gedicht zu ediren, als nicht ohne seine Theilnahme Kemble's erste, und bald darauf die zweite Ausgabe nebst

Uebersetzung erschienen. Beide sind seit mehreren Jahren vergriffen, wodurch allein schon eine Wiederholung nothwendig geworden ist. Es kommt hinzu, daß Thorpe noch vor Kemble, bereits im Jahre 1830, sich eine Abschrift des Originals besorgt hatte, zu einer Zeit, als dieses noch keineswegs durch Einband und schlechte Behandlung seine jüngste Beschädigung erfahren. Bekanntlich existirt nur eine Handschrift, Ms. Cotton. Vitellius A. 15, wie die meisten ags. Poesien sehr ungenau und nachlässig geschrieben; sie hat sodann bei dem Brande der Cottonschen Bibliothek im Jahre 1731 bedeutend gelitten. Aber es sind selbst seitdem noch viele Stellen verwischt oder verbleicht, denn Manches, was Thorkelin im Jahre 1786 noch zu lesen vermochte, konnte Thorpe nicht mehr entziffern. Er hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, was zu retten war zu sichern, an den vielen schwierigen und lückenhaften Stellen aber mit seiner gründlichen Kenntniß der poetischen Sprache der Angelsachsen zu Hülfe zu kommen. Schließt er sich nun dabei auch häufig an Kemble an, so hat er doch viele neue Ansichten vorzubringen.

Schon in Betreff des muthmaßlichen Ursprungs der Dichtung weicht er bedeutend von seinen Vorgängern ab. Kemble nimmt bekanntlich an, das Beowulflied stamme in seiner ältesten Form aus dem Lande Angeln und sei bereits im fünften oder sechsten Jahrhunderte, vielleicht mit den Genossen Gerdics und Cynrics, nach England herübergekommen; die vielen christlichen Anschauungen sollen Interpolation und eine Uebearbeitung bezeugen, die nicht älter sein könne als das Ende des sechsten Jahrhunderts. Ettmüller wagt die Entstehung des Liedes nicht über das Jahr 600 hinauszurücken und erklärt die von ihm eingerück-

ten Stellen christlicher Betrachtungsweise für spätere Zudichtung; er irrt jedoch ohne Frage, wenn er das Ms. im neunten Jahrhunderte geschrieben sein läßt. Nach Thorpes Meinung dagegen ist das Lied die christliche ags. Paraphrase einer heidnischen, dem Südwesten Schwedens angehörigen und daher in altscandinavischer Sprache abgefaßten Saga, die erst mit der dänischen Dynastie, also mit Svend oder Knut, nach England kam. Er stützt sich dabei auf das Alter der Handschrift, die nicht vor der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts geschrieben sein kann, und auf die Unmöglichkeit, daß ein in England einheimischer Dichter so genaue Kenntniß der nordischen Geographie und Ethnographie und so viel Mitgefühl für die Thaten seiner bittersten Feinde, der Nordmänner, besessen habe, als sie der ganzen Schöpfung zu Grunde liegen. Aus eben diesem Gesichtspunkte bemüht sich der Herausgeber die geographischen Verhältnisse zu fixiren. Die ganz deutlichen Namen von Schonen, Schweden und Gothen, die höchst wahrscheinliche Erwähnung des Mälar-Sees (v. 4937 von Thorpes Ausgabe), die Wederas (Wetter-See) haben längst keinen Zweifel gelassen, daß vom skandinavischen Festlande, und zwar dem südwestlichen Theile desselben, die Rede ist. Dann wird zwischen Ost- und Westdänen unterschieden; die letzteren wurden bisher auf den Inseln gesucht, Thorpe aber versetzt das Königreich Hrothgars in den Norden von Jütland, wo die Bezeichnung seiner Burg Heort noch in Ortsnamen wie Hirtshals, Hiörring u. a. erkennbar sein soll. Die Hrethmen, seine Unterthanen, sind daher nicht im schwedischen Gothland zu suchen, sondern sind niemand anders als die Jüten. Der Ort, wo Beowulf landet, soll das sandige Ufer an der Nordspitze Jütlands bei Skagen sein.

Der Herausgeber glaubt auch sprachliche Spuren jener Umdichtung aus dem Skandinavischen entdecken zu können. B. 4008 ergänzt und erklärt er:

hwylce [orleg] — hwil
uncer Grendles,

„welcher Kampf zwischen mir und Grendel“, die duale Verbindung ohne and als eine dem altn. besonders geläufige Construction, obgleich er auch Beispiele aus Cædmon und dem Codex Exoniensis nicht verschweigt. B. 5978 und 5986 steht im Ms. Jofore, wofür die Texte richtig Eofore setzen; es ist also zu vermuthen, daß der ags. Paraphrast die Orthographie seines skandinavischen Originals bewahrt habe. Die häufig vorkommende Form dógor für dæg wird mit dem altn. dægur zusammengestellt. Sie ist aber wiederum der ags. Poesie überhaupt eigen. Endlich soll þol, die Fichte, in Swio-dole, B. 6281 (bei Kemble svicdole) unmittelbar skandinavisch sein, altn. þöll, norw. toll, schwed. tall, indem der Paraphrast, der den Baum nicht kannte, den Ausdruck selbst aus dem Original herübernahm und ihm nur eine angelsächs. Form gab.

Auch für den Namen des Helden Beowulf wird statt Grimms Bienenwolf und Kembles Ableitung des Beaw von bau, messis, eine neue Erklärung versucht. Er soll eine Contraction von Beadowulf, altn. Bödulfr, sein, und verglichen wird Beadohild des Codex Exoniensis und Bödvildr der Völund. Saga. Möglich, daß das vermuthete skandinavische Original in Uebereinstimmung mit erhaltenen altn. Genealogien Biar und Bavr gelesen und daß Beowulf wieder nur die sächsische Form des Paraphrasten ist.

Von anderen, wie es uns scheint glücklichen Auslegungen wollen wir nur noch einige wenige

anführen. Das räthselhafte Neutrum *umbor*, das zweimal in der Verbindung *umbor wesende* erscheint, womit Grimm D. G. II, 589 und Kemble in seinem Glossar zu *Beowulf* nichts anzufangen wußten, wird mit dem B. 750 stehenden *cniht wesende* zusammengestellt und durch *Kind* übersetzt; die Wurzel wird in dem altengl. *ympe*, dem heutigen *imp*, *Knirps*, *kleiner Wicht*, aufgefunden, die Form mit *lambor* und *halor* verglichen. Es erscheint nur noch einmal im *Codex Exoniensis* p. 335, wo *Thorpe* bereits früher das Richtige erkannte. B. 3611 wird supplirt:

[Scealcas] onetton,
wæron æþelingas
eft to leóðum
fúse tó farenne.

B. 4723 wird statt:

ofer-swam dá
sióleda bi-gong
sunu Ecgðeówes etc.

vermuthet *siol-édel*, das Reich der Robben, nämlich das Meer, wozu *bigong* nur als eine Glosse des Copisten in den Text gerathen. B. 5147, wo die Handschrift *incge láfe* hat, was man durch: „mit dem alten Erbschwerte“ übersetzt, wird einfach *Incges láfe*, „mit Inges Erbe“, verändert, wodurch der Name eines Heros gewonnen wird, der auch in dem ags. Runengedicht bei den Ost-dänen vorkommt.

Dem *Beowulf* sind, wie schon von *Kemble* und *Anderen*, das Lied vom fahrenden Sänger und das Fragment, welches man die Schlacht von *Finnesburg* betitelt, hinzugefügt, denen es der Herausgeber bei den vielfachen Dunkelheiten, die sie bieten, ebenfalls nicht an Vorschlägen zur Verbesserung und Erklärung ermangeln läßt. Dem

sehr zweckmäßig ausgestatteten und durch die möglichst eng angepasste Uebersetzung besonders schätzenswerthen Bande sind noch reichhaltige Glossare in der bekannten sorgfältigen Weise Thorpes beigegeben, unter denen besonders die Verzeichnisse der Personen und geographischen Namen in mehr als einer Beziehung Beachtung verdienen.

Bonn

R. Pauli.

L o n d o n

John Churchill 1855. Notes on some of the developmental and functional relations of certain portions of the cranium. Selected by Frederick William Pavy, M. D. London. from the lectures on Anatomy delivered at Guy's Hospital by John Hilton, F. R. S. 93 S. in Octav. Mit IX lithogr. Tafeln.

Von dem Inhalte dieser kleinen Schrift, welche unter Hilton's Aufsicht erschienen ist, läßt sich im Allgemeinen nur sagen, daß sie eine Reihe verschiedenartiger Reflexionen enthält, wie sie ein Lehrer der Anatomie zur Belebung und Befruchtung des Materiales, welches er vorzutragen hat, anwenden mag. Leider aber können wir dieser Publication nur einen untergeordneten Werth zusprechen, da so gar Vieles darin sich theils unrichtig, theils nicht bewiesen, theils auch schief ausgedrückt findet.

Wie leicht es der Verf. mit seinen nützlichen Bemerkungen nimmt, finden wir zuerst, nachdem einiges Allgemeineres über Zweck und Entwicklung der Schädelknochen vorausgegangen ist, bei seiner Besprechung der Stirnhöhlen. Sie sollen in Zusammenhang mit der Geruchsfuction stehen; in welchem, das verräth uns leider der Hr Vf. nicht. Zum Beweise wird die späte Entwicklung angeführt; sie sollen erst im 14. oder 15. Jahre, oft noch

später erscheinen; ist es denn aber irgend begründet, daß sich in diesen Lebensjahren eine merkliche Zunahme der Sinnesschärfe des Geruches bemerken läßt? Bei einem Afrikanerschädel finden sie sich sehr groß, sie sollen das häufig sein; und das soll mit der großen Entwicklung des Sinnes bei Wilden zusammenhängen!?

Auch die hie und da angeknüpften Angriffe gegen die Phrenologie sind nicht der Art, daß sie eine Veröffentlichung auf diesem Wege verdient hätten. Oft Gesagtes wiederholt, ohne alle Kenntniß der von den Phrenologen erhobenen Einwendungen, mehr finden wir hier nicht. — Wir müssen dem Wf., welcher an die *emissaria Santorini* mehrere Reflexionen knüpft, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er über das Verhältniß des Blutdruckes zu den Bewegungen der Cerebrospinalflüssigkeit gesündere Vorstellungen hat, als verschiedene deutsche (und französische) Schriftsteller. Wenn der Blutdruck im Schädel zunimmt, so entweicht die Cerebrospinalflüssigkeit in den Spinalcanal auf Kosten der dort gelegenen Venen. Dies ist wenigstens möglich; freilich wird in der Regel der Druck innerhalb dieser Venen gleichzeitig vermehrt sein, so daß der zu schaffende Raum wohl mehr durch Ausbauchung der *ligamenta flava* &c. wird gewonnen werden müssen. Doch ist offenbar viel weniger gegen die Auffassung Hilton's zu sagen, als gegen die völlig absurde, welche bei gleichzeitiger Drucksteigerung in den Venen des Schädels und Spinalcanals die Cerebrospinalflüssigkeit in den Schädel steigen läßt! (Dieses bedauernswerthe Mißverständniß hat sich seit Eckers Schrift über die Bewegung von Gehirn und Rückenmark in Deutschland besonders verbreitet. Wir finden es in neuester Zeit z. B. bei Huschke (Schädel, Hirn

und Seele) und bei Ruskka (die Adergeflechte). — Zwei Gedanken sind es besonders, um welche sich ein größerer Theil des Inhaltes der Schrift gruppiren läßt: 1. Die Vertheilungsweise dickerer und dünnerer Stellen des Schädels soll eigenthümliche Vortheile für die Abhaltung von Erschütterungen vom Gehirn haben. 2. Das Keilbein wirkt durch seine Entwicklung bestimmend auf den größten Theil des übrigen Schädels ein und führt dessen definitive Gestaltung herbei. — Der erste dieser beiden Gedanken kehrt an sehr vielen Stellen der Schrift wieder, ohne irgendwo gründlich erörtert zu sein. Wir wollen versuchen mitzutheilen, was wir darüber gefunden haben: der Schädel hat an verschiedenen Stellen sehr verschiedene Dicke; die dickern Theile, wie z. B. die Umgebungen der sinus venosi, bilden zusammenhängende Linien, welche sämmtlich zu den processus clinoidi ant. und post. führen: die hintern theils durch die pars basilaris oss. occ. ic., theils durch die Felsenbeine zu den procc. clin. post., die vordern durch die alae minores zu den procc. clin. ant. — Diese verdickten Stellen des Schädels sollen fähiger, als die dünnern sein, Erschütterungen (vibrations) zu leiten; es sollen deshalb diese Erschütterungen theils in dem Knorpel zwischen Felsenbein und Grundbein abgeschwächt werden, theils sollen sie durch die procc. clin. in die Hirnflüssigkeit übergehen und sich in dieser verlieren. Ref. muß gestehen, daß ihm die mechanischen Principien, auf welche Verf. sich hier stützt, völlig fremd sind, erlaubt sich deshalb auch zunächst nur, einen leisen Zweifel auszudrücken, ob den Schülern des Hrn Hilton diese Sache wohl recht begreiflich geworden ist. Was übrigens den Thatbestand betrifft, so trauen wir unsern Augen so viel, es offen zu sa-

gen, daß ein Zusammenhang von Linien dickerer Theile im vorderen Abschnitte des Schädels, welche zu den *alae minores* convergiren, gar nicht existirt und daß außerdem kein Mensch mit gesunden Sinnen die *alae minores* für verdickte und besonders starke Theile des Schädels ansehen wird, was sie doch sein müßten, um im Sinne des Vfs geeignet zu sein, Erschütterungen zu leiten. Mit dieser Erschütterungstheorie verknüpft sich noch eine seltsame Speculation über die Beförderung, welche dem venösen Blute daraus zufließen müßte, daß die *sinus* entlang den verdickten Theilen des Schädels laufen, also durch diese besonders den Erschütterungen ausgesetzt sind. Es sei eine solche Hülfe hier besonders angebracht, da hier nicht die Venen neben Arterien liegen, welche in andern Körpertheilen dem Venenblute durch ihre Stöße nachhelfen! Diese entsetzliche Abgeschmacktheit ist Ref. nicht ganz neu vorgekommen, darum verlohnt es sich wohl, noch zwei Worte darüber zu sagen. Abgesehen davon, daß die Erschütterung, welche von den Arterien auf benachbarte Venen übergehen kann, gar nicht in Betracht kommen könnte, gegen die rasche Bewegung des Venenblutes, würden ja diese Stöße gar keine vortheilhafte Richtung haben. Freilich hat daran der Verf. gedacht, der Ausweg, welchen er hier ergreift, ist aber die Krone des Unsinns. Er sagt nämlich: Die Venenklappen hindern, daß eine von außen her wirkende Kraft das Blut in anderer Richtung als zum Herzen hin treibt. Daß zu diesem Ende eine solche Kraftwirkung umfänglich genug sein muß, erst die Klappen zu schließen, wird nicht bedacht. Oder hat sich Verf. wirklich vorgestellt, daß bei jedem Pulschlage alle Venenklappen sich schließen? Der daraus resultirende Vortheil dürfte sehr zweifelhaft sein.

Von der Kraft der Pulsbewegungen hat Verf. besondere Vorstellungen. Die procc. clin. antt. sollen u. a. auch verhüten, daß die beiden Hirncarotiden nicht die A. communic. anter. bei ihren Pulsationen zerreißen! — Ansprechender ist die im Schlusse der Schrift ausgeführte Verfolgung mancher mit der Entwicklung des Schädels verbundenen Formänderungen und Verschiebungen einzelner Knochen. Auch könnten wir es nur billigen, daß dabei ein Knochen von so vielseitigen Beziehungen wie das Keilbein zum Grunde gelegt würde. Ja wir wollten es als einen brauchbaren bildlichen Ausdruck gelten lassen, wenn man alle die Veränderungen in Lage und Form anderer Knochen, welche mit der Entwicklung des Keilbeins nothwendig zusammenhängen, als Wirkungen des Keilbeins bezeichnete, wenn man also z. B. sagte: der sich ausbildende Körper des Keilbeins schiebt den Bomer nach ab- und vorwärts, dieser seinerseits die Oberkieferbeine u. dgl. Störend aber ist es, zu finden, daß der Verf. ganz ernstlich an eine solche Macht des Keilbeins glaubt. Nicht nur verwahrt er sich nirgends gegen eine solche Auffassung, sondern er führt sie allzu entschieden aus, um einen Zweifel zu lassen. Als Beleg kann folgende Stelle dienen, welche darlegt, wie das vom Keilbein zurückgeschobene Schläfenbein weiter wirkt (S. 76. 77): *The temporal bone, on being thrust backwards, carries with it the parietal — — —. The union between the temporal and the parietal is exceedingly secure; — — —. Were it not for such a provision of security, the temporal bone, on being thrust backwards, through the agency of the spinous process of the sphenoid, would glide underneath, or be displaced from the parietal, instead of carrying this bone*

backward with it!— Unbegreiflich ist es, wie man annehmen kann, ein Knochen des Schädels wisse gleichsam besser, was zu geschehen habe, als die übrigen, unbegreiflich, wie man sich vorstellen kann, daß er die Macht habe, die übrigen zu schieben. Wäre Letzteres der Fall, so würde aus einer solchen Entwicklung des Keilbeins unzweifelhaft nichts Anderes hervorgehen als — ein gesprengter Schädel! — Die Angst des Verfs, Alles vom Keilbein abzuleiten, verführt ihn auch gelegentlich zu ganz sonderbaren Versehen, z. B. soll das Zurückrücken der *fossae glenoidae* den Erfolg haben, daß der Mund größer in der Richtung von hinten nach vorn werde. Doch könnte höchstens das Gegentheil Statt finden, wenn nicht der Unterkiefer selbst durch sein Wachstum dafür sorgte. — Wir glauben genug aus dem Schriftchen angeführt zu haben, um unser Urtheil zu begründen, daß Vieles darin enthalten ist, was die Veröffentlichung durch den Druck nicht verdient hätte, Manches auch, was ein gewissenhafter Lehrer, bei gehörigem Bewußtsein dessen, was er versteht und was nicht, überhaupt nicht sagen würde. Ja wir hätten für die Besprechung des Büchleins kaum so vielen Raum in diesen Blättern in Anspruch nehmen mögen, wenn nicht das Uebel, welches hier in dem anatomischen Unterrichte zu Tage tritt, ein ziemlich verbreitetes wäre, so daß man wohl einmal darauf hinweisen mag. Jeder anatomische Lehrer hat das Bedürfnis, manches Material aus Physiologie, vergleichender Anatomie, Entwicklungsgeschichte in seinen Vortrag zu verweben; darum soll aber auch der anatomische Lehrer hier überall wirklich zu Hause sein und nicht seinen Schülern halb wahre Begriffe beibringen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 19. November 1855.

G ö t t i n g e n

In der Dieterichschen Buchhandlung 1856. Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Sechster Band. Von den Jahren 1853—1855. Mit der Vorrede und der Anlage derselben 73 $\frac{3}{4}$ Bogen in Quart. Mit zwei Kupfer- und drei Steindruck-Tafeln.

In diesem sechsten Bande der Schriften der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen sind die Abhandlungen enthalten, welche in dem Zeitraume von Michaelis 1852 bis dahin 1855 theils in den Versammlungen der Societät vorgelesen, theils derselben vorgelegt worden. Kleinere, in jenem Zeitabschnitte der königlichen Societät mitgetheilte Aufsätze, finden sich in den Nachrichten von der G. A. Universität und der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen von den Jahren 1852 bis 1855, entweder vollständig, oder im Auszuge abgedruckt.

Die von dem Secretair der Societät, Geh. Hofr. Hausmann, verfaßte Vorrede liefert eine

kurze Uebersicht der Geschichte der Gesellschaft in dem bemerkten Zeitabschnitte. Angehängt ist das Verzeichniß der Mitglieder der Societät am Schlusse des Jahres 1855, in welchem S. XXXV. 3. 9 v. o. statt Gießen, München zu setzen ist.

Da über den Inhalt der einzelnen Abhandlungen in dem Beiblatte der gel. Anzeigen bereits berichtet worden, so wird hier die Anzeige ihrer Ueberschriften genügen.

Abhandlungen der physikalischen Classe. Ueber das Telluräthyl; von F. Wöhler. S. 3. (Nachrichten 1852. S. 165). Bemerkungen über die gastrischen Fieber von Dr. Joh. Wilh. Heinr. Conradi. S. 15. (Nachr. 1853. S. 225). Der Heerwurm gebildet von Larven der Thomas = Trauermücke (*Sciara Thomaë*). Von Arnold Adolph Berthold. S. 39. (Nachr. 1854. S. 1). Systematische Bemerkungen über die beiden ersten Pflanzensammlungen Philippi's und Vechler's im südlichen Chile und an der Maghellan's = Straße. Von Dr. A. Grisebach. S. 89. (Nachr. 1854. S. 193). Ueber die durch Molecularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen. Von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann. Erste Abhandlung. S. 139. (Nachr. 1855. S. 143).

Abhandlungen der mathematischen Classe. Bestimmung der rechtwinkligen Componenten der erdmagnetischen Kraft in Göttingen in dem Zeitraume von 1834—1853. Von Wilhelm Weber. S. 3. (Nachr. 1854. S. 217).

Abhandlungen der historisch = philologischen Classe. F. G. Schneidewini de Hypothesibus Tragoediarum graecarum Aristophani Byzantio vindicandis Commentatio. S. 3. (Nachr. 1852. S. 243). Erläuterung der ba-

blyonischen Keilinschriften aus Behistun von Georg Friedrich Grotefend. S. 39. Erläuterung zweier Aufschreiben des Königes Nebukadnezar in einfacher babylonischer Keilschrift mit einigen Zugaben von Georg Friedrich Grotefend. S. 65. Abhandlung über des äthiopischen Buches Henókh Entstehung, Sinn und Zusammensetzung. Von Heinrich Ewald. S. 107. (Nachr. 1854. S. 46). Ueber die altdeutsche Hufe. Von Georg Waik. S. 179. (Nachr. 1854. S. 116). Ueber die Trachinierinnen des Sophokles. Von Fr. W. Schneidewin. S. 229. (Nachr. 1854. S. 156). Ueber Grundsätze und Anwendung des Strafrechts im griechischen Alterthume. Von Karl Friedrich Hermann. S. 267. (Nachr. 1854. S. 201).

Sämmtliche Abhandlungen, mit Ausnahme der letzten der physikalischen Classe, sind auch einzeln in der Dieterich'schen Buchhandlung erschienen. Da der ersten Abhandlung über die durch Molecularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen, bald eine zweite, für den nächsten Band der Societäts-Schriften bestimmte, nachfolgen wird, so bleibt die Herausgabe derselben in einzelnen Abdrücken bis zum Erscheinen dieser zweiten Abhandlung verschoben.

L e i p z i g

Berlag von W. Engelmann 1855. Lehrbuch der Geburtshülfe mit Einschluß der geburtshülfl. Operationen und der gerichtlichen Geburtshülfe von Dr. A. Fr. Hohl, Professor u. zu Halle. Mit 76 Original-Holzchnitten. XLIV u. 1139 S. in Octav.

Bei den großen Fortschritten, welche die Medicin überhaupt in den letzten Decennien erfahren,

bei dem gewaltigen Einflusse, welchen die in ihrer Entwicklung so weit vorwärts gebrachten Naturwissenschaften auf jene ausübten, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Geburtshülfe in ihrer wissenschaftlichen Darstellung neuen Bearbeitungen unterzogen wurde, durch welche sie sich würdig an die beiden andern praktischen Hauptfächer der gesammten Heilkunde anschließen konnte. Sie mußte um so mehr an der Entwicklung der verschiedenen Zweige der ärztlichen Wissenschaft Theil nehmen, als sie so manche ihrer Lehren aus anderweitigen Fächern zu entlehnen hat, die Gestaltung dieser aber auf die praktische Seite der Geburtshülfe von dem größten Einflusse ist. Die Zahl der Lehrbücher, welche die neueste Zeit in diesem Sinne geschaffen, ist durch vorstehendes auf eine würdige Weise vermehrt worden: ja es ist gewiß ein nicht gering anzuschlagender Vorzug desselben, daß den Verf. die Ueberzeugung geleitet hat, ein Lehrbuch dürfe nicht der Anfang einer litterarischen Thätigkeit, sondern müsse erst der Schlußstein derselben und des praktischen Lebens überhaupt sein, weil der Verf. auf eigene Erfahrung gestützt und durch diese zu einem kritischen Urtheile berechtigt sein soll. Dabei hat der Verf. auch die schätzbaren Leistungen der Vorzeit nicht gering geschätzt, sie sind überall mit Achtung genannt, und dadurch ist jene hochmüthige Anmaßung gegen jene Zeit und selbst gegen zeitige verdiente Fachgenossen, wie sie heutigen Tags nicht selten ist, vermieden worden. Es ist auf diese Weise eine gewählte Litteratur in dem Buche mit aufgenommen, was jedem gebildeten Leser nur höchst willkommen sein muß, und nebenbei auch des Verfs. tiefes Studium, welches er auf die Ausarbeitung seines Werkes verwendete, beurkundet. Daß der Verf. der

gerichtlichen Geburtshülfe in besonderen an gehörigen Orten eingeschalteten Bemerkungen einen Platz eingeräumt, wollen wir der Wichtigkeit der Sache wegen gerne dankbar anerkennen, obgleich sich wohl darüber rechten ließe, ob diese Darstellung in einem Lehrbuche der Geburtshülfe den passendsten Platz gefunden, was übrigens der Verf. selbst anerkannt zu haben scheint. Möchte es ihm gefallen, in einem eigenen Werke eine gerichtl. Geburtshülfe zu schreiben, da wir seit *Knebel* (1801) und *Jörg* (1814) eine Bearbeitung der Geburtshülfe in gedachtem Sinne entbehren: das von ihm in seinem Lehrbuche Geleistete wird ihm als treffliche Vorarbeit dienen können. Die dem Buche beigegebenen Holzschnitte sind vortrefflich, und reichen demselben zur besonderen Zierde. — Das Werk selbst beginnt mit einem Hinblick auf Umfang, Unterricht und Studium der Geburtshülfe. Der Verf. unterscheidet Geburtshülfelehre und Geburtshülfekunst: erst nach der vollen Erreichung des Wissens, welche in der Geburtshülfelehre enthalten ist, kann die praktische Anweisung (geb. Klinik) und Ausübung, die Geburtshülfekunst, wie man beide, weil üblich, in der Benennung Geburtshülfe zusammenfaßt, folgen. Er hebt hervor, daß der Lehrer das Gebiet der Geburtshülfe nicht in zu enge Grenzen einzwänge, daß er sie aber auf fremdes Gebiet nicht zu weit ausdehne. Letzteres findet Statt, wenn z. B. die Anatomie des Beckens und der Geschlechtstheile, die ganze Zoologie und Embryologie gelehrt wird; man könnte dann mit demselben Rechte pathologische Anatomie, Heilmittellehre u. zu Lehrgegenständen der Geburtshülfe machen, die man doch voraussetzen muß. Dagegen darf in den mündlichen Vorträgen und besonders in der Klinik der Lehrer in

keiner Weise beschränkt sein. Die Vorträge betreffend, so hält der Verf. es für zweckmäßig, Theorie und Praxis nicht zu streng zu sondern; auch wird es gut sein, wenn auf die gerichtliche Medicin gehörig Bedacht genommen wird. — Unter II. handelt der Verf. die psychischen und physischen Eigenthümlichkeiten des Weibes in Rücksicht der Geburtshülfe ab. Es wird hier besonders der Unterschied des weiblichen Skelets vom männlichen berücksichtigt, welches auf die Form des ganzen Körpers so großen Einfluß übt: dann geht der Verf. die einzelnen Systeme, Haut, Zellgewebe, Muskeln 2c. durch. Eine besondere Berücksichtigung läßt der Verf. den Geschlechtstheilen angedeihen, wobei er die anatomischen Kenntnisse voraussetzt. Hervorgehoben wird die Faltenbildung und Entwicklung der Muskelfasern, besonders an der schwangern Gebärmutter. Die Pathologie der Geschlechtstheile berührt der Verf. insofern der Einfluß der krankhaften Zustände bei der Conception, Schwangerschaft und Geburt sich geltend macht: sie können angeboren und erworben sein. Hinsichtlich des Falls bei Morgagni, wonach eine Frau die Scheidenmündung über dem Nabel gehabt haben soll, wollen wir bemerken, daß derselbe bei dem genannten Schriftsteller (epist. 67. 7) nur nach Hörensagen erzählt ist: M. selbst sah ihn nicht, sondern berichtet nach den Erzählungen eines Arztes, der davon eine Abbildung gesehen hatte. In Bezug auf den Vorfall der Gebärmutter bemerkt der Verf., daß er die eigene Lebenskraft (*Turgor vitalis*) dieses Organs für seine Tragkraft hält: das momentane oder bleibende Größchen derselben bildet die Ursache seines Sinkens und Vorfallens. — Hierauf geht der Verf. zum regelmäßigen und fehlerhaften Becken über.

Bei der angegebenen Geschlechtsverschiedenheit hinsichtlich des Beckens bemerkt der Verf., daß noch zu Anfang der Pubertät die Ausbreitung und Entfaltung des weibl. Beckens nicht erfolgt ist: sie beginnt und bildet sich erst allmählig heraus, und erreicht dann nicht selten erst die wahre weibliche Form in der ersten Schwangerschaft. Für das fehlerhafte Becken setzt der Verf. folgende Eintheilung fest: Die Anomalien können angeboren, in der Kindheit entstanden sein, ihren Ursprung einer zurückgehaltenen Entwicklung in den Jahren der Pubertät verdanken, als Folgen von Krankheiten bestehen, aus primitiven Fehlern der Wirbelsäule hervorgegangen sein, von äußeren gewaltsamen Eindrücken herrühren. Nicht gleich verhält sich dabei die Knochensubstanz, insofern sie gesund sein, aber auch pathologische Veränderungen in höherem und geringerem Grad erkennen lassen kann. Endlich kann nur ein Theil, eine Gegend, auch das ganze Becken Anomalien zeigen, und dabei das Größenverhältniß allein, oder dieses und die Form, aber auch keine von beiden verletzt sein. Der Verf. ordnet daher die fehlerhaften Becken in zwei Hauptreihen, und zwar umfaßt die erste diejenigen Anomalien, wobei die Knochensubstanz selbst gesund ist, die andere jene, wobei diese eine pathologische Beschaffenheit zeigt. Bei jeder dieser zwei Reihen nimmt der Verf. Unterabtheilungen an, je nachdem nur das Größenverhältniß oder dieses und die Form oder auch keines von beiden verletzt ist. I. Fehlerhaftes Becken mit gesunder Knochensubstanz. 1. Mit Verletzung der Höhen- und Größenverhältnisse allein. Hierher gehören: a. Das zu hohe, b. das zu niedrige, c. das allgemein zu weite, d. das allgemein zu enge Becken, e. das Becken mit starker Einwärtsbie-

gung der Sitzbeinknollen, f. das Becken mit Verknöcherung der Sitzbeinbänder. 2. Mit Verletzung der Größenverhältnisse und der Form. a. Theilweise zu große, theilweise zu enge Becken bei sonst gutem Körperbaue. b. Anomalien des Eingangs, bedingt durch ein stärkeres Hervortreten des Vorbergs. Dergleichen Becken kommen in verschiedenen Graden bei schlanken in der Kreuzgegend ungewöhnlich eingebogenen Frauen vor, bei welchen in der Schwangerschaft der Bauch sich früher als gewöhnlich wölbt. c. Anomalien der Höhle, gewöhnlich vom Kreuzbeine bedingt, seltener von der vorderen Wand. d. Anomalien des Ausgangs: der Grund in zu starker Biegung des sonst gesunden Kreuzbeins, auch in zu nahem Aneinanderliegen der Sitzbeinhöcker. e. Anomalien des ganzen Beckens, dabei Unterabtheilung α . Schiefheit des Beckens durch Rückgratskrümmungen aus anderer als rhachitischer Ursache. β . Schiefheit des Beckens durch angeborene mangelhafte Bildung eines oder beider Seitentheile vom Kreuzbein bedingt: dahin das schräg verengte Becken und das querverengte. Der Verf. hält den Fehler für angeboren, glaubt, daß er auch in der ersten Kindheit, z. B. durch Rhachitis entstehen kann, und daß die Synostose nicht nothwendig angeboren sein muß, sondern wo sie sich findet, hinzugekommen ist. Doch kann auch Entzündung mit ihren Folgen zu der ursprünglichen Deformität kommen, wo sich dann auch die Spuren der Entzündung deutlich genug zeigen werden. Selbst bei dem einseitigen coralgischen Proceß kann eine dem angeborenen schräg-ovalen Becken ähnliche, ungleiche Gestaltung vorkommen.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. 187. Stück.

Den 22. November 1855.

L e i p z i g

Fortsetzung der Anzeige: „Lehrbuch der Geburtshülfe mit Einschluß der geburtshülfl. Operationen und der gerichtl. Geburtshülfe v. Dr. A. Fr. Hohl.“

3. Ohne Verletzung der Größenverhältnisse und der Form zu starke und zu schwache Neigung des Beckens. Hierauf betrachtet der Verf. die fehlerhaften Becken bei pathologischer Beschaffenheit der Knochensubstanz: 1. mit Verletzung der Größenverhältnisse: a. durch Exostose, b. durch Fibroide, Osteosarcome, Osteosteatome und Krebs. 2. Mit Verletzung der Größenverhältnisse und der Form: a. durch Hyperostose, b. durch Atrophie, welche gewöhnlich nur eine Beckenhälfte einnimmt: c. durch Erweichung der Knochen, Rhachitis infant. und Osteomalacia adultorum, Krankheiten, welche beide identisch sind. Die durch Erweichung der Knochen deformen Becken haben 5 verschiedene Arten: das querelliptische, das nierenförmige, das schiefe, das dreiwinklige und das kartenherzförmige Becken. Noch gedenkt der Verf. der von Kilian

in neuester Zeit beschriebenen Spondylolisthesis, so wie er die Fehler der Knochenverbindungen, die durch Coxalgie, Brüche und Luxationen abnorm gewordenen Becken durchgeht. Unter C. gibt der Verf. einige Winke zur Diagnose des Beckens im Allgemeinen, wobei er besonders die Beschaffenheit der äußeren Körperform berücksichtigt: die eigentliche Untersuchung des Beckens folgt dann unter III., in welchem Abschnitte die Exploratio obstetricia in ihrer weitesten Ausdehnung abgehandelt ist. Mit der Erklärung einiger geburtsh. Operationen, damit der Anfänger ihre Bedeutung kennen lerne, schließt der Verf. diesen ersten Abschnitt, und beginnt dann den zweiten, die Schwangerschaft umfassend. Die erste Abtheilung ist der Physiologie und Diätetik der Schwangerchaft gewidmet, das erste Kapitel den Bedingungen der Schw. und ihres ungestörten Verlaufes. Reife und Menstruation betrachtet der Verf. zuerst: letztere ist Bedingung und Zeichen der Conceptionsfähigkeit, während sie zur Erhaltung der Plastizität im Uterus dient, ihn für seine höheren Functionen vorbereitet und ihm eine gewisse Periodicität einimpft. Hier beginnt der Verf. zuerst seine Erörterungen zur gerichtlichen Geburtshülfe, indem er 1. Jungfrauschaft und Defloration, 2. Menstruation, Menstrualblut, und 3. Einfluß der Pubertätszeit auf Geist und Gemüth in Hinsicht auf gerichtliche Praxis näher betrachtet. Dann fährt der Verf. mit der Begattungs- und Conceptionsfähigkeit fort, welche er auch in gerichtlicher Hinsicht mit ein paar Worten begleitet. In Bezug auf die Decidua kann sich der Verf. nicht zu der Annahme entschließen, die Decidua sei die Schleimhaut des Uterus selbst: er nimmt an, die Decidua sei eine aus dieser Haut hervorgehende Neubildung,

ein Product der Glandulae utriculares. Sub 5. Begattung und Befruchtung in gerichtlicher Beziehung. Die Möglichkeit einer Ueberfruchtung widerlegt der Verf. mit gewichtigen Gründen. Hierauf spricht der Verf. von dem Eintritte des Eies in den Uterus und seinem Verhältnisse zu der Decidua. Wenn das Ei, sagt der Verf., aus der Tubenmündung tritt, so stößt es gegen die Decidua und schiebt den berührenden Theil in Folge seines Wachsthumes und der Erweiterung der Uterinhöhle in diese hinein, so daß sie sich nach Art der serösen Häute umschlägt und das Ei an seiner äußeren Fläche als Decidua reflexa umgibt und trägt. An dem oberen Theil des Eies bildet sich dann in Folge eines Exsudates eine neue Haut, die Decidua reflexa. Hierauf läßt der Verf. die nöthigen Lehren von den Eihäuten, dem Fruchtwasser, dem Mutterkuchen mit der Nabelschnur und dem Embryo folgen. Der letztere wird nach den verschiedenen Monaten geschildert, und ganz besonders werden noch die Zeichen des zu früh geborenen unreifen Fötus angegeben. Der Angabe d' Dutrepoint's und Chaussier's, daß der Nabel bei dem reifen Kinde gerade in der Mitte des Körpers liege, tritt der Verf. bei. In dem Abschnitte über die Lage des Fötus bekämpft der Verf. die neuerdings von Scanzoni wieder in Anregung gebrachte alte Lehre von dem Stürzen der Kinder im siebenten Monate (Culbute). Zur gerichtlichen Geburtshülfe folgt die Bestimmung des Alters des ganzen Eies und des Fötus nach der Beschaffenheit einiger innerer Theile. Der Vf. geht hier die Beschaffenheit des Eies in den verschiedenen Monaten durch. Das zweite Kapitel bringt den Begriff, die Eintheilung, Dauer und Zeitbestimmung der Schwangerschaft. Hinsichtlich

der Dauer bemerkt der Verf., daß bei dem menschl. Weibe eine bestimmte Zeit nicht wohl denkbar sei. Man kann nur aus der Mehrzahl der Fälle eine gewöhnliche Dauer annehmen, ohne aber eine kürzere oder längere Dauer irgendwie abweisen zu können. Die gewöhnliche Dauer ist auf 275 bis 287 Tage festzustellen. Zur gerichtlichen Geburtshilfe: Dauer der Schwangerschaft und Lebensfähigkeit des Kindes. Das dritte Kap. handelt von der Einwirkung der Schwangerschaft auf den weibl. Organismus, der Schwängern auf den Fötus und des Fötus auf die Schwängeren. Der Verf. betrachtet hier: das Blut der Schwängern, welches reich an Wasser und Faserstoff wird, während sich die Blutkörperchen vermindern: die Respirationsorgane, das Nervensystem: hier hebt der Verf. besonders Harnbeschwerden und Beckenschmerzen hervor; die Verdauungsorgane: die Koliken, welche öfters in der Schwangerschaft vorkommen, finden theils in der erhöhten Reizbarkeit des Darmkanals, theils in der Verstopfung, theils in den Affectionen der Leber und der fehlerhaften Gallenbereitung ihre Erklärung. Dann betrachtet der Verf. das Harnsystem, wobei er nachweist, daß das Kieselstein kein besonderer Stoff im Harn der Schwängern sei, also auch kein Zeichen der Schw. abgeben könne. Das Drüsen- und Lymphsystem zeigt ein regeres Leben, was sich nicht selten in Nodemen ausspricht: die Haut zeigt eine größere Thätigkeit (schwärzliche Flecken); im Knochen- und Bändersystem zeigt sich Auslockerung der Beckensymphysen: dagegen stehen die Osteophyten (auf der inneren Fläche der Stirn- und Seitenwandbeine) mit der Schw. in keiner Verbindung. Hierauf geht der Verf. zu den Brüsten und Geschlechtstheilen über. Die auf dem Warzenhose sich bil-

denden Papillen hat der Verf. auch bei Jungfrauen gefunden, und da sie, wenn wirklich in der ersten Schw. entstanden, nicht wieder verschwinden, so haben sie bei wiederholter Schw. gar keine Bedeutung. Auch die dunkel-violette oder weinhefenartige Färbung der Scheide kann als Schwangerschaftszeichen nicht gelten: die Veränderungen des Uterus sind dagegen die bedeutendsten und diese geht der Verf. ausführlich durch. Der Vf. schildert hierauf die Gestalt, Haltung und das Ansehen der Schwangern, geht dann die besondern Erscheinungen an Schwangern durch und berücksichtigt dann den Einfluß der Schwangerschaft auf Krankheiten. Hinsichtlich der Einwirkung der Mutter auf den Fötus weist der Verf. das Richtige der Annahme eines sogen. Versehens nach. Einige diätetische Verhaltensregeln reiht der Vf. an. Zur gerichtlichen Geburtshülfe Gelüste der Schw., Versehen, und die Ähnlichkeit des Kindes mit den Eltern, besonders mit dem Erzeuger. Mit der Betrachtung der Einwirkung des Fötus auf die Mutter schließt dieses Kapitel. Das darauf folgende vierte Kapitel handelt die Diagnose der Schw. ab, und zwar 1. Eintheilung und Kritik der Schwangerschaftszeichen: die Eintheilung in ungewisse, wahrscheinliche und gewisse verwirft der Verf., da die ungewissen Zeichen in der Mehrzahl einen weit sicherern diagnostischen Anhalt als unter Umständen die gewissen geben 2c. 2. Krankheiten, die den Schein einer Schwangerschaft bedingen können. 3. die geburtsh. Exploration: das einfache Geräusch, bei der Auscultation vernehmbar, lehrt der Verf., rührt von der Entwicklung der Gefäße an der Placentarstelle her. 4. Diagnose des Lebens und Todes vom Fötus. (Zur gerichtl. Geb. Vagitus uterinus). Das 5te Kap.

ist der mehrfachen Schw. gewidmet. Die 2te Abtheilung: Pathologie und Therapie der Schwangerschaft enthält in ihrem ersten Kapitel die pathologischen Zustände, welche die Schw. verhindern können. Der Verf. betrachtet hier 1. die fehlenden Bedingungen der Reife und Anomalien der Menstruation; 2. die Unfähigkeit zur Begattung und 3. das Conceptionsunvermögen. Zur gerichtl. Geburtshülfe folgen die Unfruchtbarkeit des Weibes und Zwitterbildung. Das 2te Kap. bringt die Krankheiten der Schw. Zuerst wendet sich der Verf. zu dem Respirations- und Gefäßsystem. Asthma, Plethora und Congestionen, Hyperämien, Hämorrhoiden und Varicositäten finden die gebührende Berücksichtigung, dagegen kann der Vf. das von Kiwisch bezeichnete Schwangerschaftsfieber nicht zugeben. Dagegen sind die Frostanfalle, welche Schwangere befallen, von Bedeutung, die chlorotischen Zufälle aber, auf welche Kiwisch, Gazeaur und Scanzoni ein besonderes Gewicht legen, möchten aus anderen Ursachen zu erklären sein. Von der Annahme der Abweichungen in den gewöhnlichen eigenthümlichen Verhältnissen der Beschaffenheit des Blutes Schwangerer werden neben der Chlorose und Plethora hergeleitet die Albuminose, bei abnormer Verminderung des Faserstoffes, die Hyperinose bei abnormer Vermehrung desselben, die seröse Crase, bei gesteigerter Abnahme aller festen Bestandtheile und Zunahme des Wassergehaltes. Alle diese Lehren erklärt der Verf. für ganz willkürlich, auf nichts gestützt, indem kaum noch die Beschaffenheit des Blutes der Schwangeren durch Analysen im Allgemeinen unbezweifelbar festgestellt ist, noch viel weniger aber die pathologischen Steigerungen der einzelnen Bestandtheile auf irgend welche sichere Untersuchung basirt

sind. Hierauf folgen die Beschwerden, welche vom Nervensysteme ausgehen: unter diesen sind die wichtigsten die Convulsionen, Eclampsia gravidarum. Der Verf. unterscheidet eine leichtere Species von der schwereren. Diese äußert sich in den einzelnen Muskeln, diese besteht in allgemeinen Krämpfen. Die Ursache sucht der Verf. in einer über die Regel gesteigerten qualitativen Veränderung des Blutes einer Schwangeren, durch welches das Leben der Nerven und ihre Beziehung zum Gehirn alterirt und das Gleichgewicht der ruhigen harmonischen Thätigkeit aufgehoben wird, dessen Störung in den reizbaren Muskeln hervorbricht, dazu die der Schwangerschaft eigenthümliche Steigerung der Receptivität der Nerven verbunden mit Venenturgor: krankhafte Venosität führt aber Anlage zu Krämpfen mit sich. Die Behandlung der Eklampsie während der Schwangerschaft ist vorzugsweise auf äußere Mittel beschränkt: kein Chloroform, aber Venäsection, Schröpfköpfe, kalte Umschläge auf den Kopf, warme Bäder. Noch berührt der Verf. die Melancholie und Manie der Schw. und geht dann zu den Störungen in den Verdauungsorganen über. Erbrechen und Hernien werden hier vorzüglich berücksichtigt. In dem Folgenden, die Affectionen des Harnsystems, handelt der Verf. zuerst von dem Morb. Brightii, dann von der Harnverhaltung und der Incontinentia. Unter dem Abschnitte Knochen- und Bändersystem betrachtet der Verf. besonders die Knochenerweichung, läßt aber auch die fehlerhaften Becken in Hinblick auf ihren Einfluß auf die Schw. nicht ganz unbeachtet. Dann geht der Verf. zu den Geschlechtstheilen über, und verbreitet sich ausführlich über die pathologischen Zustände der äußeren Geschlechtstheile, dann über die krankhaften Ver-

hältnisse der Gebärmutter, ihre Formfehler, fehlerhafte Lage, besonders genau wird die Retroversio abgehandelt; den Rheumatismus der Geb. hat der Verf. nie beobachtet, wenn' ihn auch fast alle Schriftsteller beschreiben. Der Verf. schreibt die angegebene Symptomengruppe einer gesteigerten Sensibilität, einer Entzündung des Peritonäalüberzuges, des Parenchyms oder der Schleimhaut des Uterus zu. Der Verf. geht ferner durch: die Entzündung des schwangern Uterus, seine Wassersucht (an Windsucht des Uterus glaubt der Verf. nicht) die Geschwülste, partielle Hypertrophie, die Polypen und Scirrhus und Carcinom. Mit der Betrachtung der Wunden und Zerreißung der Gebärmutter schließt dieses Kapitel. Zur gerichtlichen Geburtshülfe betrachtet der Verf. in diesem Kap. die Verletzungen des Uterus in der Schwangerschaft und die gewaltsame Zerreißung desselben. Das dritte Kap. handelt von der Unterbrechung und der zu langen Dauer der Schw. Genau ist der Abortus durchgegangen, die dabei Statt findenden Indicationen sind ausführlich erörtert, auch die Frühgeburt in gerichtlicher Beziehung näher betrachtet. Hierauf folgt die Unterbrechung der Schw. durch Plac. praevia. Die Ursache dieses abnormen Sitzes sucht der Verf. in einer fehlerhaften Beschaffenheit und Zerreißung der Decidua reflexa. Eine Plac. praevia auf dem ursprünglich innern Muttermunde kann es im 7., 8. u. 9. Monat der Schw. überhaupt nicht geben, da zu dieser Zeit der eigentlich innere Muttermund längst nicht mehr besteht, sondern mit dem ihm angrenzenden Körper und obern Theile des Mutterhalses zur Vergrößerung der Uterinhöhle verbraucht ist. Hier ist nur die innere, mit der Verkürzung des Kanals wandelbare Öffnung vorhanden. Als

einzige Hülfe bei *Plac. praev.* erkennt der Verf. das *Accouch. forcé*, und verwirft alle anderen Mittel, Tampons, Injectionen *z.* Die Unterbrechung der Schw. durch Entartung des Eies (*Mole*) folgt. Der Verf. erkennt nur die Trauben- und Blutmole an, von welchen er ein paar sehr schöne Abbildungen beigelegt hat. Dann Unterbrechung der Schw. durch den Tod der Mutter mit der Untersuchung über den Kaiserschnitt an Todten in forensischer Hinsicht. Endlich schließt dieses reichhaltige Kapitel mit der zu langen Dauer der Schw. Der Verf. glaubt in Hinblick auf fremde und auf eigene Erfahrung, daß die längere Dauer der Schwangerschaft gewöhnlich 21 oder 28 Tage, 301 oder 308 umfaßt, in sehr seltenen Fällen 2mal 21 oder 28 Tage beträgt, und ein Ueberschreiten dieser Zeit zu den großen Seltenheiten gehört, einen pathologischen Zustand voraussetzen läßt, der den Begriff der Schw. aufhebt. Dazu die gerichtl. Frage über Spätgeburt. Das vierte Kap. ist der Extrauterinschwangerschaft gewidmet. Der Verf. will die Benennung „fehlerhafte Verbindung des Eies mit dem mütterlichen Organismus“ gewählt wissen. Die Eierstockschw. nimmt er gegen *M. Mayer* an. Die Abdominalschw. unterscheidet man in eine primäre und secundäre: der *Wf.* eifert aber mit Recht gegen diese letzte Bezeichnung, da die Zerreißen der *Tuba z.*, wo das Ei ursprünglich war, den Tod der Schw. meist nach sich zieht, die Bauchhöhle nicht die ursprüngliche Anheftungsstelle des Eies ist, und dies auch eine neue Verbindung mit einem Organe in der Bauchhöhle nicht eingehen kann. Noch erwähnt der *Wf.* die Gebärmutter-Tuben-Bauchhöhlenschw. und die Schw. in einem rudimentären Gebärmutterhorn, welche er aber nicht zu der Extr.schw.

rechnet, da das Ei in jedem der beobachteten Fälle (Canestrini, Rokitansky, Scanzoni) sich im Uterus befand, und zwar in einem zweigehörnten und zweigetheilten. Der Verf. geht dann die Erscheinungen durch, welche sich am Uterus und an den Theilen, mit welchen sich das Ei verbindet, und an diesem selbst zeigen. Dauer, Ausgang und Prognose, Erscheinungen und Diagnose, und endlich die Behandlung werden weiter besprochen. Das fünfte Kapitel enthält die Pathologie des Eies: die Fehler der Eihäute, des Fruchtwassers, der Nabelschnur und der Placenta. Sehr lehrreich sind hier die Abbildungen über Nabelschnurabnormitäten, Um- und Verschlingungen etc. Endlich berücksichtigt der Verf. die Pathologie des Fötus, und zwar die Mißbildungen, Verletzungen, die Krankheiten und den Tod des Fötus. Hinsichtlich der Mißbildungen hält es der Verf. für gerechtfertigt, wenn der Geburtshelfer nur Rücksicht nimmt auf die Verbindungen des Fötus mit accessorischen Theilen, auf die Verbindungen vollständiger Individuen mit einander und auf die Verschmelzungen einzelner Theile und zweier Individuen an sich entsprechenden Körpertheilen. In dieser Beziehung setzt der Verf. seine Eintheilung fest, die er dann weiter auseinandersetzt. — Nun folgt der dritte Abschnitt, die Geburt. Die erste Abtheilung, Physiologie der Geburt. Das erste Kapitel, Allgemeines über dieselbe. Die einzelnen Unterabtheilungen sind: Begriff der Geburt: die Geburt des Thieres und des Menschen, Eintheilung derselben, Kraft und Widerstand bei der Geburt. Die erste Wehe, der letzte Anstoß zu der Geburt, Wirkungsart der Wehen, Eintheilung derselben, Dauer und Tageszeit der Geburt, Erscheinungen und Vorgänge bei derselben, wobei der

Verf. nur die Zeit der Vorbereitung und die der Vorbewegung des Kindes annimmt und näher erörtert. In gerichtlicher Hinsicht handelt der Vf. besonders von der Ueberraschung von der Geburt und schließt das Kap. mit der Nachgeburtsperiode. Das 2te Kap. hat das Specielle von der gesundheitsgemäßen Geburt in Rücksicht der Durchgangsweise des Kindes durch das Becken, Mechanismus der Geburt. Die Eintheilung des Vfs, welche er den regelmäßigen Kindeslagen unterbreitet, ist: 1. Klasse: Kopflagen. 1. Ordn. Schädellagen, 1. u. 2. Art derselben. 2. Ordn. Gesichtslagen mit denselben Ordnungen. 2. Klasse. Steißlagen. 1. Ordn. Einfache Steißlagen. 2. Ordn. Complic. Steißlagen: Fuß-, Knielagen. Diese Klassen u. werden dann näher durchgegangen, dann aber auch die Abweichungen im Mechanismus gesundheitsgemäßer Geburten näher gewürdigt. Das dritte Kap. ist der Behandlung der gesundheitsgemäßen Geburten gewidmet, das vierte Kap. der Geburt mehrerer Kinder und ihrer Behandlung. In gerichtlicher Beziehung schaltet der Verf. hier ein: das Gebären im Stehen, in kniender und hockender, kauender Stellung, Versuche, Zerreißen der Nabelschnur dabei und die Rißenden. Dem von Manchen bei allen Geburten empfohlenen Chloroform redet der Verf. das Wort nicht: bei den gesundheitsgemäßen Geburten weist es der Vf. von der Hand, und braucht es nur bei einigen geburtshülfl. Operationen. Dem Anfänger gibt er, wenn dieser das Mittel auch bei gesundheitsgemäßer Geburt brauchen will, nach seiner Erfahrung folgenden Rath: er bediene sich der Dämpfe nicht, wenn die Gebärende kurz vorher gegessen hat, die Geburt eine leichte ist und auch früher die Frau immer leicht und glücklich geboren hat, oder wenn

die Gebärende gegen die Anwendung eingenommen ist, oder an einem organischen Uebel des Herzens oder der Lunge leidet. Er vermeide das Mittel in allen Fällen, wo eine ungestörte Wirkung des Uterus und eine gleichmäßige Kraft desselben zur Beendigung der Geburt nothwendig und daher wünschenswerth ist. Es ist demnach fehlerhaft, bei engem Becken, bei Feststand des Kopfes im Becken das Chloroform anzuwenden. Ist die Gebärende durch sehr schmerzhaftes, rasch sich folgende Wehen in der ersten oder zweiten Hälfte der Geburt in einem hohen Grade aufgeregt, und will man ihr einige Ruhe verschaffen, oder will man die Treibwehen bei enger Schamspalte und noch nicht gehörig vorbereitetem und ausgedehntem Mittelfleisch für den allmäligen Durchgang des Kopfes Grenzen setzen, so kann das Chloroform in Anwendung kommen. Er bediene sich jedoch immer nur kleiner Quantitäten, Sorge dafür, daß zugleich Luft eingeathmet werde, setze den Gebrauch nicht anhaltend fort, so daß die Gebärende weder fortwährend noch überhaupt in einen Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit versetzt und in ihm erhalten wird. Uebrigens hat sich der Verf. des Chloroforms auch bei einigen ungezogenen Gebärenden bedient, die auf gute Worte durchaus nicht hörten, sich ohne Noth hin- und herwarfen, oder bei einer Operation sich ungebührlich benahmen. Das Einzelne zur Behandlung der gesundheitsgemäßen Geburt folgt: einen eigenen Abschnitt widmet der Verf. der Behandlung der Abweichungen im Mechanismus gesundheitsgemäßer Geburten. Das vierte Kapitel handelt von der Geburt mehrerer Kinder und ihrer Behandlung, womit die erste Abtheilung geschlossen ist. — Die 2te Abtheilung enthält die Patholo-

gie und Therapie der Geburt. Die Dystokien sind bedingt: 1. durch die Geburtskräfte: 2. durch den Widerstand, und zwar a. durch die weichen Geburtswege, b. durch das Becken, c. durch den Fötus und seine Hüllen, und zwar in Rücksicht seiner Größe und Kleinheit, seiner Mißbildungen, Krankheit und Tod, seiner Stellung und Lage. Nach diesem Schema geht der Verf. das Einzelne durch und beginnt mit den Dystok. durch die Geburtskräfte. 1. Kap. Dystok. bedingt durch die Kraft des Uterus. Dahin die fehlerhaften Wehen und die fehlerhafte Beschaffenheit der Hülfskräfte. Die 2te Unterabtheilung, Dystokien durch den Widerstand, bringt im 3ten Kapitel die Fehler der weichen Geburtswege, zuerst der äußern, dann der Scheide, des Uterus und der Eierstöcke. Im 4ten Kap. folgen dann die Fehler des Beckens (Mogostokia pelvica). Das 5te Kap. handelt von den Fehlern, welche vom Fötus und von den Eihüllen ausgehen. Zuerst die ungewöhnliche Größe des Kindes. Diese müßte nach den vielen Geschichten von enormem Gewichte zc. zu den häufigen Erscheinungen gehören. Die Erfahrung bestätigt es aber nicht, und sehr beschäftigte Geburtshelfer können die ihnen vorgekommenen Fehler nur als einzelne bezeichnen. Auch das Hinderniß, welches der ungewöhnlich große Kindeskörper darbietet, ist nicht von so großem Einflusse, indem der Uterus sich eng an denselben anschließen und mit ihm den regelmäßigen Widerstand um so kräftiger überwinden kann. Die Behandlung der Geburt eines Kindes mit zu großem Kopfe ist nicht abweichend von dem Curverfahren bei Beckenenge. Es folgen hierauf die Mißbildungen, welche der Verf. unter 3 Klassen betrachtet: 1. Monstrosität durch gehemmten Vegetations- und

Bildungsproceß, dahin Acephalie, Hemicephalie, Acormus (Kopf im rudimentären Zustande, Amorphus, eine unförmliche, aus Haut, Zellgewebe, Fett und einigen Knochen bestehende Masse. 2. Mißbildungen durch abnorme Verbindung und Verschmelzung. Hinsichtlich der Behandlung bemerkt der Verf., daß die Wendung ganz geeignet ist, den schneidenden und bohrenden Instrumenten, der Decapitation und der Zerstückelung auch bei Doppelmißgeburten ein Ende zu machen. 3. Ver- bildungen und Folgen mechanischer Einflüsse. Dann spricht der Verf. von den Krankheiten des Fötus, vom Wasserkopf, der Bauch- und Brustwassersucht, den Wassersäcken und Geschwülsten, den vergrößerten inneren Organen, der Haut- und allgemeinen Wassersucht und der Hypertrophie. Endlich vom todten Fötus. Dann folgt die fehlerhafte Stellung und Haltung des Fötus. Zuerst die fehlerhafte Stellung des Kopfes: 1. Der Kopf ist nach einer Seite hin so weit abgewichen, daß er sich auf dem Hüftbeine aufstemmt; 2. er steht auf der hintern Wand des Beckens auf; 3. er steht auf der vordern Wand des Beckens. Dann der Vorfall eines oder beider Arme neben dem Kopfe: zuweilen eines oder beider Füße, die fehlerhafte Stellung des Steißes, der Schultern und die fehlerhafte Stellung der Köpfe von Zwillingen. Hier- auf die fehlerhafte Lage des Fötus; die Schulter- lagen, welche als primäre vorkommen, Brust- und Rückenlagen bilden sich secundär. Auf 150—160 zählt der Verf. schon eine Schulterlage. Die Lehre von der Selbstwendung und Selbstentwicklung wird hier abgehandelt. Endlich spricht der Verf. noch von der fehlerhaften Beschaffenheit der Ei- häute, der fehlerhaften Menge des Fruchtwassers und den Fehlern der Nabelschnur. Hierauf folgen

in 3ter Unterabtheilung die Dystokien zufolge pathologischer Einflüsse der Geburt auf die Mutter. Der Verf. handelt zuerst von den pathologischen Einflüssen der Geburt auf das Seelen- und Gemüthsleben des Weibes, und geht dann zu denen auf das Körperleben des Weibes über. Zuerst: örtliche Schmerzen, Rücken- und Beckenschmerzen, dann Ohnmachten. Klampfsie der Gebärenden: hinsichtlich der operativen Eingriffe sagt der Verf.: nie sollen diese unternommen werden, so lange irgend ein mechanisches Hinderniß im Muttermunde liegt, sei er nun noch nicht vollständig erweitert, oder befinde er sich in einem krankhaften Zustande; auch beginne man keine die Entfernung des Kindes erzielende Operation, wenn man nicht bestimmt voraussieht, daß der Erfolg ein mild zu erreichender, sicherer und schneller sein wird. Noch bespricht der Verf. das Erbrechen und Aufstoßen, das Fieber und entzündliche Erscheinungen, Zerreißen der Beckenverbindungen und geht dann zu den Blutungen über. Hier Nasenbluten, Bluthusten und Blutungen aus dem Magen und Darmkanal, Blutungen aus zerrissenen Organen. Dann die Blutungen aus den Geschlechtstheilen: Verletzung eines Varix: Zerreißen der Geburtswege, und zwar der Schamlippen, des Mittelfleisches, der Mutterscheide und des Uterus. Letztere Ruptur wird auch in forensischer Beziehung abgehandelt und dabei der Entstehung einer Blasenscheidelfistel gedacht. Dann bespricht der Verfasser die Blutungen in Folge zu früher Lösung der Placenta. Noch folgt ein Kapitel von der Umstülpung des Uterus und dem Tode der Mutter während der Geburt. Dieser kann erfolgen vor und nach der vollständigen Erweiterung des Muttermundes, also auch vor und nach dem Abgange

des Fruchtwassers. Im ersten Falle und vor dem Abgange des Fruchtwassers steht dem Geburtshelfer zur schnellen Rettung des lebenden Kindes die Wendung und Extraction desselben an den Füßen zu Gebote. Der Muttermund, wenn auch noch nicht vollständig erweitert, bietet in seiner Erschlaffung der eindringenden Hand kein Hinderniß dar, und würde der Erweiterung desselben durch Einschnitte nichts entgegenstehen, falls die Hand nicht durchgeleitet werden könnte. Ist aber bei vollständiger Erweiterung des Muttermundes und abgessenem Fruchtwasser der Kopf bereits so weit in das Becken durchgetreten, daß die Extraction desselben mit der Zange ausgeführt werden kann, so kommt sie in Anwendung. Dies kann auch bei tiefem Stande des Kopfes geschehen, wenn auch noch ein größerer Saum des Muttermundes vorhanden ist, indem er nachgibt. Auch in diesem Falle kann eine Vergrößerung desselben durch Einschnitte vorgenommen werden. Ist es nicht möglich, das lebende Kind schnell und sicher auf den natürlichen Geburtswegen zu Tage zu fördern, so ist der Kaiserschnitt indicirt. Die 4te Unterabthl. enthält die Dystökiën zufolge pathologischer Einflüsse der Geburt auf das Kind. Durchgegangen werden: 1. die Verletzungen des Kindes während der Geburt, diese auch in forensischer Beziehung; 2. der Vorfall der Nabelschnur; 3. die Umschlingung derselben (forensische Erläuterungen über die Sugillation und Strangrinne bei Umschlingung der Nabelschnur um den Hals); 4. Zerreißen der Nabelschnur, und 5. Vorfall der Placenta.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 24. November 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Lehrbuch der Geburtshülfe u. von Dr. H. Fr. Hohl.“

Die fünfte Unterabtheilung hat die Pathologie und Therapie der Nachgeburtsperiode zum Gegenstande. 1. Collapsus nach der Geburt. 2. Fehlerhafte Lösung und Austreibung der Placenta. Hinsichtlich der Behandlung der fehlerhaften Lösung der Placenta stellt sich der Verf. auf die Seite derjenigen Partei, welche dem activen Verfahren huldigt, auf ein unschädliches Zurückbleiben der Plac. oder auf ihre Resorption nicht rechnet. 3. Blutung aus Atonie des Uterus. Eingeschaltet zur gerichtlichen Geburtshülfe sind die Fehler der Hebamme und des Geburtshelfers in der Behandlung der Nachgeburtsperiode. — Die dritte Abtheilung bildet die Lehre von den geburtshülfl. Operationen, welcher der Verf. einige einleitende §§ voraussendet. Die Operationen selbst trägt er nach folgendem Schema vor: 1. die vorbereitenden Operationen: a. Die künstliche Eröffnung

und Erweiterung des Muttermundes. b. Das Öffnen des Eies während der Geburt am rechtzeitigen Ende der Schwangerschaft. c. Die Einleitung der Geburt vor dem rechtzeitigen Ende der Schwangerschaft, die künstliche Frühgeburt. d. Die Wendung und e. die Verkleinerung des Kopfes (Perforation und Cephalotripsie). 2. Die entbindenden Operationen: c. Die Extraction des Kindes am Kopfe, Zangenoperation. b. Die Extraction des Kindes an dem Steiße. c. Die Extraction des Kindes an den Füßen. d. Die Extraction des Kindes an dem verkleinerten (perforirten) Kopfe. e. Die Extraction des Kopfes nach abgerissenem Kopfe. f. Die Verkleinerung des Kindeskörpers. g. Die gewaltsame Entbindung, Accouchement forcé. h. Den Bauchschnitt, i. den Kaiserschnitt. Mehr in geschichtlicher Beziehung wird noch des Schamsugenschnittes gedacht. In ausführlicher Darstellung hat der Verf. diesen Abschnitt abgehandelt: die langjährige Erfahrung desselben leuchtet überall hervor, er hat diese oben angestellt, und an ihr mußte manche neuere Lehre, wie sie Nachdenken am Pulse und die Sucht, eben nur Neues zu schaffen, hervorrief, in Nichts zerfallen. Dabei ist die wissenschaftliche Anordnung des ganzen Abschnittes nicht vernachlässigt, faßlich sind die einzelnen Lehren vorgetragen, jeder Operation ist eine kurze Geschichte derselben vorausgeschickt, gerade so viel enthaltend, als dem Schüler für den ersten Anfang zu wissen Noth thut. Für die gerichtliche Geburtshülfe sind in der Operationslehre folgende Kapitel eingewoben (41): Zerreißung des Uterus nach der instrumentellen Erweiterung des Muttermundes; über die Frage, ob der künstliche Abortus zu gestatten. Der Verf. hält übrigens diesen nur bei absoluter Beckenenge

dann für indicirt, wenn nicht einmal die Lebensfähigkeit des Kindes abgewartet werden darf, und sich voraussehen läßt, daß zur Zeit der Geburt des reifen Kindes Gegenanzeigen der Ausführung des Kaiserschnittes entgegentreten werden. Ferner erörtert der Verf. die Sätze: Darf die Hebamme wenden, und was hat sie zu thun, wenn sie nicht wenden darf? Bei der Perforation: Kann ein Geburtshelfer in die Lage kommen, ein lebendes Kind zu perforiren? Bei der Zange spricht der Verf. von den Verletzungen der Mutter mit diesem Instrumente; bei der Embryotomie erörtert der Verf. die 3 Vorwürfe, welche den G. treffen können: 1. Daß er die Verkleinerung des Kindes überhaupt nicht nöthig gehabt hätte zu unternehmen und speciell nicht in der ausgeführten Ausdehnung, 2. daß er sie nicht kunstgerecht gemacht und 3. die Mutter dabei verletzt habe. Noch gibt ihm der Kaiserschnitt Gelegenheit, einige kurze Bemerkungen in gerichtlicher Hinsicht zu machen, so über die Einwilligung zu dieser Operation Seitens der Mutter u. — Der vierte Abschnitt enthält die Physiologie des Wochenbettes und die Pflege der Wöchnerin und des Neugeborenen. Zuerst schildert der Verf. die Vorgänge im Wochenbette (Rückbildung der Genitalien und Eröffnung der Quelle behufs der Ernährung des Kindes); das Neugeborene wird ebenfalls hinsichtlich der an ihm vorgehenden Veränderungen betrachtet und hier in gerichtlicher Hinsicht eingeschaltet: „In wie weit sind die Erscheinungen an der Außenfläche des Neugeborenen, nämlich die Vernix caseosa, die Färbungen der Haut, die Abschuppung derselben, der am Kinde gebliebene Nabelschnurrest und der Nabel selbst, die milchartige Secretion in den Brustdrüsen für den Gerichtsarzt von reellem Werthe?“

— Im zweiten Kap. erörtert der Verf. die Pflichten und Pflege der Wöchn., im dritten die Pflege des neugeborenen Kindes, wo zuerst der Scheintod seine gehörige Würdigung findet, dann das Stillen des Kindes durch eine Amme und dann das künstliche Ernähren (Auffüttern) des Kindes berücksichtigt werden, womit das Lehrbuch sein Ende erreicht hat. — Schließlich möge noch bemerkt werden, daß Druck und Papier nichts zu wünschen übrig lassen. Nur hätte die Correctur etwas sorgfältiger sein können, denn die vom Verf. am Ende seiner Vorrede angegebenen und verbesserten Fehler reichen noch lange nicht aus, das Buch gänzlich von diesen zu reinigen. Wir wollen noch einige solcher Fehler hinzufügen und uns dabei auch ein paar Berichtigungen gestatten, die wohl nicht den Setzer angehen. S. 11 l. Pockels statt Pockel, S. 23 Clocquet statt Clouquet. S. 24 wird des Falls von Morgagni erwähnt, der sich auf eine abnorme Lage der Vaginalmündung bezieht. M. beschreibt ihn nur nach dem Reserate eines Arztes, der ihn wieder nur nach einer Abbildung kannte. S. Morgagni de sed. et caus. morb. l. v. epist. 67. art. 7. Des Vfs Ausrufungszeichen ist demnach vollkommen gerechtfertigt. S. 28 ist die Jahrzahl von Kölpin's Schrift nicht 1675, sondern 1764; ein zweiter Abdruck ist Berol. 1765 besorgt. Vermißt haben wir hier die treffliche Abhandlung von Ath. Joannides, welche noch dazu in Halle erschienen ist: *Physiologiae mammarum muliebrium specimen*. Hal. 1801. 4. mit vorzüglichen Abbild. S. 33 st. sacro-tyloideae l. sacro-cotyloideae. S. 48 st. Riblin l. Ribbin. Der S. 80 angeführte Chirometer von Osiander hat mit der Messung der Finger zc. nichts zu thun, sondern ist nur zu der Prüfung der Tauglichkeit

und zu der künstlichen Schmälerung der Hände eines sich der Geburtshülfe Widmenden angegeben. S. Osiander's Denkwürdigk. 2. B. Gött. 1795. S. 341 und Gl. v. Siebold's Lucina I, S. 102. S. 92 unt. ft. Asdrubati l. Asdrubali. S. 96 Wellenberg's Abhandl. ist nicht in Prag, sondern im Haag erschienen. S. 112 unt. statt F. B. Osiander l. J. Fr. Os. Die Abhandl. ist von dem kürzlich verstorbenen Sohne. S. 418 l. Hasselfach ft. Hesselbach. S. 489 ft. Friedrich lies Friedreich. S. 523 ist das Citat aus Dvids Metamorph. die Alcmena betreffend, falsch: ft. l. IV. v. 399 l. lib. IX, v. 299. S. 571 ist die richtige Jahrzahl Rößlin's 1513, nicht 1543. S. 894 ft. Régin l. Bégin. S. 923 Reifinger's Schrift über die künstl. Frühgeburt ist nicht 1830, sondern nach der Vorrede 1819 erschienen (auf dem Titel steht keine Jahrzahl). S. 926 statt Benivieri l. Benivieni. S. 971 ft. Maibaum l. Walbaum. S. 1070 hätte der Verf. bei Gelegenheit des Scheidenschnitts die beiden im Vaterlande unternommenen Operationen von Grimme (Horn's Arch. 1816. 3. St. S. 556) und Gl. v. Siebold (deff. Journ. 4. B. 1824. S. 220) anführen können. S. 1105 l. Tiemann ft. Niemann. v. S.

P a r i s

J. B. Baillière 1854. Étude de l'appareil reproducteur dans les cinq classes d'animaux vertébrés, au point de vue anatomique, physiologique et zoologique par G. J. Martin-Saint-Ange Docteur en méd. etc. etc. Mémoire couronné par l'Institut (Acad. d. Sc.). Avec 17 pll. gravées, en partie coloriées. 234 Qu.=S.

Die Schrift des Hrn Martin-Saint-Ange ist die Beantwortung einer schon 1844 von der Ac.

d. sc. gestellten Preisfrage. Sie besteht aus drei Abtheilungen, von welchen die erste, bei weitem stärkste, in 11 monographischen Darstellungen die Geschlechtstheile des Kaninchens, des *Didelphis cancrivorus*, der Monotremen, der Taube, grünen Eidechse, Ringelnatter, des *Triton cristatus*, Karpfen, *Mustelus laevis* (*Squale emissale*) Flußneunauges und eine *Myxine* abhandelt. Die 2te Abtheilung gibt in drei Paragraphen eine Vergleichung, erstlich aller männlichen, dann aller weiblichen Apparate untereinander und vergleicht dann die männlichen und weiblichen Theile je einer Thierart. Die dritte Abtheilung soll anatomische, physiologische und zoologische Folgerungen geben. Auf 16 sehr sauber ausgeführten Tafeln sind die beschriebenen Verhältnisse illustriert; eine letzte Tafel gibt schematische Figuren.

Eine Anzeige dieses Buches kann nicht umhin, vor Allem als einen Uebelstand zu erwähnen, daß Verf. sich sehr wenig in der Litteratur umgesehen zu haben scheint; daneben möchten sich auch seine Ansichten mehrfach anders gestaltet haben, wenn er seine Untersuchungen etwas mehr ausgedehnt hätte. Die Schrift macht einigermaßen den Eindruck, als wenn ihr Verf. auf Veranlassung der Preisfrage sich mit einem ihm bis dahin ziemlich fremden Gebiete eingelassen hätte. Es ist dies um so überraschender, als doch unzweifelhaft in der langen Zeit von Ertheilung des Preises bis zum Erscheinen der Schrift noch Vieles hätte nachgetragen werden können.

Es ist unter diesen Umständen natürlich, wenn man Verschiedenes, was der Verf. für neu gehalten haben mag, auf anderem Wege schon ebenso gut, zum Theil besser kennt, und wenn man da, wo er in Ansichten oder Beschreibung von andern

Schriftstellern abweicht, nicht viel Vertrauen zu den seinigen faßt. Gleich anfangs finden wir z. B. in der Beschreibung der männlichen Theile des Kaninchens das Organ, welches als vesicula prostatica nun seit einer Reihe von Jahren bezeichnet worden ist, ohne eine Ahnung seiner Bedeutung als die Samenblasen aufgefaßt. Daß man hiedurch andererseits ein doppeltes System prostaticher Drüsen erhält, stört den Verf. um so weniger, als er in den Secreten desselben keine Verschiedenheiten wahrnimmt. Darauf freilich hat Verf. nicht Ursache Gewicht zu legen, denn auch das Secret der Cooperschen Drüsen findet er dem der eben genannten gleich. Hätte Hr M.-Saint-Ange sich etwas mehr mit den Geschlechtstheilen anderer Säugthiere bekannt gemacht, so würde er sich in seiner fehlerhaften Auffassung nicht so sicher gefühlt haben.

Auffallend verkehrt sind auch des Vfs Behauptungen in der Beschreibung des Säugethiereierstockes. Woher mag er wohl wissen, daß sich im Innern des Graasschen Balges eine Gefäßschicht befindet? woher, daß das Ei in der Tiefe des Graasschen Balges entsteht und später gegen dessen hervorragendsten Punkt aufsteigt? Ob diese Phantasiegebilde des Verfs eigne sind, oder nicht, wollen wir nicht untersuchen; Autoritäten führt er nicht für dieselben an, verräth aber den Mangel der Autopsie überall. Wem, der z. B. den Keimfleck des Kaninchens gesehen hat, könnte es wohl einfallen, denselben als eine »espèce d'ombre« zu bezeichnen?

Bei einem solchen Charakter dieser Schrift dürfen wir nur kurz und theilweise mit Mißtrauen Einiges aus dessen Inhalt ausheben.

Bei *Didelphis cancrivora*. leugnet der Vf. das

Vorkommen von *Corpora cavernosa penis*. — Beim weiblichen *Ornithorhynchus*, einem vermuthlich jungen Exemplare, fand er den Eierstock ganz schlicht. Beim Männchen spaltet sich der in die Ruthe führende Canal und jeder der beiden Aeste theilt sich wieder vierfach, auf den vier Dornen einer Penishälfte mündend. — Bei *Echidna* finden sich endlich 16 Oeffnungen, welche auf den vier Sichel ausmünden, an der Basis von Papillen. Ein entsprechender Canal beim Weibchen bleibt einfach.

Die Beschreibung der männlichen Geschlechtstheile am *Triton cristatus* weicht von der Bidder'schen wesentlich ab, enthält aber nichts, was ein vorzügliches Zutrauen erwecken könnte. Injectionen hat auch Bidder gemacht und zwar, wie es scheint, mit großer Sorgfalt; er hat daneben auch den ganzen Apparat mikroskopisch untersucht. Der Mangel einer eingehenden Kritik erweckt den Zweifel, ob unser Verf. die Bidder'sche Schrift überhaupt selbst gekannt. Freilich führt er dieselbe an, schreibt dabei den Namen auch gelegentlich Ridder. Aber genannt werden manche Schriftsteller, ohne daß Hr M.-Saint-Ange sie genauer zu kennen scheint. Diesen Verdacht erregt schon der äußere Umstand, daß in einem sonst so correcten Drucke gerade die Schriftstellernamen orthographisch so übel bedacht sind; so schreibt Vf. stets Hygmore st. Highmore, Tiedmann, Ratké, Lannimberg, Kengger, Gärtner (Garthner), B. (statt R.) Dwen, statt Hallmann öfter Hillmann; der Namen selbst des berühmten Wolff ist stets entweder vorn oder hinten beschnitten Wolff oder Wolf. Beiläufig sei hier auch die fehlerhafte Orthographie céreux, cébacé, Célaciens statt séreux

u. s. w., erwähnt, welche besonders in einer Preisschrift anstößig erscheint.

Wenn der Verf. bei Gelegenheit der Tritonen sich für eine äußere Befruchtung erklärt, so dürfen wir uns freilich eben nicht wundern, daß ihm die Diss. inaug. de tritonum genitalibus von Finger (Marb. 1841) entgangen ist, aus welcher er sich wesentlich hätte belehren können. Uebersaschend aber ist es, bei dieser Gelegenheit auch Spallanzani und Rusconi nicht erwähnt zu finden. Ist Rusconi's Behauptung richtig, daß die Eier in der Cloake befruchtet werden, so erklärt sich auch ohne äußere Befruchtung, weshalb der Verf. fand, daß die aus dem Eileiter genommenen Eier sich nicht entwickeln. Jedenfalls hätte M. St. A. aus diesen Schriftstellern oder der Natur selbst leicht lernen können, daß die Männchen dieser Thiere sich um das Eierlegen und die gelegten Eier durchaus nicht kümmern. Finger gibt an, einen Moment des wirklichen Coitus beobachtet zu haben, welcher den frühern Beobachtern entgangen war.

Bemerkenswerth könnte erscheinen, was Verf. von den männlichen Geschlechtstheilen von *Galeus laevis* beibringt. Es soll nämlich ein Theil der Harnkanäle in das vas deferens ausmünden. Der Theil der Niere aber, aus welchem diese Canäle kommen, könnte nach der beigefügten Abbildung wohl durch seine Lage an Nebenhoden und vas deferens an ein von der Niere verschiedenes Organ erinnern, von welchem eine solche Verbindung mit Nebenhoden und Samenleiter schon bekannt ist. — Nach der unvollkommenen Notiz, welche bei Gelegenheit der Myxine über deren Harnorgane gegeben wird, glauben wir annehmen zu müssen, daß dem Verf. selbst J. Müller's Be-

schreibung dieses Apparates nicht bekannt gewesen ist.

Daß man in den allgemeinen Betrachtungen des Verfs nicht viel Erbauliches zu suchen haben wird, mag nach unsern Mittheilungen wohl vermuthet werden. Wir führen nur an, daß hier ohne Scrupel die Eileiter und Samenleiter der höhern Thiere für morphologische Aequivalente genommen werden; daß der Verf. S. 186 sagt: *que ces nymphes qui entourent le méat urinaire et l'entrée du vagin sont les analogues du gland de la verge*; — diese Beispiele werden dem deutschen Morphologen alle Lust nach Weiterem benehmen.

Daß dem Verf. bei einer Vergleichung durch die Thierreihe aller Maßstab für die »dégradation« der Organe fehlt, da er hiebei keine Entwicklungsgeschichte berücksichtigt, ist eben auch natürlich.

L e i p z i g

Otto Wigand 1855. Die Hämophilie oder die Bluterkrankheit. Nach eigenen und fremden Beobachtungen bearbeitet von Dr. L. Granddier. IV u. 158 S. in Octav.

An die Beschreibung einer Anzahl neuer, von ihm selbst oder befreundeten Collegen beobachteter Fälle von Hämophilie reiht der Verf. eine compilatorische, monographische Darstellung dieser Krankheit in allen ihren Beziehungen, enthaltend: Literatur, Geschichte, geographische Verbreitung, Symptomatologie mit Einschluß des chemischen Verhaltens des Blutes und der Sectionsbefunde, Aetiologie und Nosogenie, Verlauf, Diagnose, Prognose und Therapie. Unter den neuen Fällen

Grandidier, Hämophilie od. Bluterkrankh 1875

sind vom größten Interesse die Bluterfamilien im Dorf Zenna im Canton Graubünden, in demselben, 5000' über dem Meeresspiegel gelegen, von kräftigen, blühenden Hirten bewohnt, kamen im Jahre 1854 auf die 165 Einwohner 16 Bluter; die Bluterkrankheit herrscht in den einzelnen Familien seit vielen Jahren, in Beziehung auf die erbliche Fortpflanzung herrscht in Zenna das Gesetz, daß die weiblichen Glieder der Bluterfamilien nicht selbst an Blutungen leiden, dagegen die Diathese fortpflanzen, während es sich bei den männlichen Blutern gerade umgekehrt verhält; die Knaben allein sind der Krankheit unterworfen, verheirathen sie sich aber mit gesunden Mädchen, so zeugen sie gesunde Kinder; die Töchter hingegen sind von der Krankheit frei, bringen aber an der Bluterkrankheit leidende Kinder zur Welt. Man glaubt daher in Zenna, daß die Krankheit bald ihr Ende finden werde, da unter den noch jetzt lebenden 5 weiblichen Gliedern der Bluterfamilien 4 bejahrt und unverheirathet sind und eine Frau bisher nur Knaben erzeugt hat. In einer israelitischen Bluterfamilie starben 4 Knaben an Verblutung in Folge der Beschneidung, ein Umstand, der mit zum Uebertritt dieser Familie zum Christenthum beitrug. Aus den Zusammenstellungen des Verfs über die geographische Verbreitung geht hervor, daß unter den bisher beschriebenen Fällen die meisten auf Deutschland kommen, dann folgen in absteigender Reihe: Großbritannien, Nordamerika, Frankreich, Schweiz, Rußland, Scandinavien und Holland; aus Afrika und Asien fehlen alle Nachrichten von Blutern. Was das Verhältniß des Geschlechtes betrifft, so kamen unter allen vom Verf. zusammengetragenen Fällen die Krankheit bei 452 männlichen und 32 weiblichen

Individuen vor. Die Krankheit tritt meist in der Kindheit auf, wenn nicht gleich in den ersten Monaten, doch bei der Dentition, später vorzugsweise in der Pubertätsperiode, das späteste Alter, wo die Krankheit zuerst sichtbar wurde, ist das 22te Lebensjahr; aus der gesammten Litteratur ist kein Fall bekannt, wo Blutungen schon während der Geburt vorgekommen wären. Allgemeine und bestimmte Kennzeichen, wodurch es möglich wäre, bei jüngeren oder älteren Blutern die hämorrhagische Diathese aus dem äußeren Habitus der Individuen zu erkennen, gibt es nicht. Einen bestimmten Einfluß von Stand, Beschäftigung, Wohnort u. auf das Entstehen der Bluterkrankheit gibt es nicht. Nicht alle Mitglieder einer Bluterfamilie müssen wirkliche Bluter sein. Die Krankheit ist entweder congenital oder hereditär, ob sie auch erworben werden kann, ist sehr zweifelhaft. Was die congenitale Entstehung betrifft, so waren in 15 Fällen beide Eltern und Vorfahren gesund, in 26 litten sie an chronischen, organischen Krankheiten des Herzens, der Lunge, an Syphilis, Scrofulosis u. Die erbliche Uebertragung erstreckt sich zuweilen auf 4—5 Generationen und wird meist durch die anscheinend gesunden Mütter vermittelt. Die Krankheit tödtet meist schon während der Kinderjahre, doch kann sie sich auch bis zum höheren Alter hinziehen und selbst spontan verlöschen. Die Blutungen sind theils spontane, theils traumatische, die ersteren treten zu gewissen Zeiten auf, wenn lange keine Blutungen erfolgt sind, und sind von stürmischen Congestionserscheinungen begleitet, am häufigsten erfolgen sie aus der Schleimhaut der Nase, übrigens auch aus allen anderen Schleimhäuten, aus serösen Häuten, Zellgewebe und der Haut; sie sind wie die traumatischen stets

capillare oder parenchymatöse. Ueber die Beschaffenheit des Blutes existiren nach den Zusammenstellungen so verschiedene Angaben, daß aus denselben keine bestimmten Anhaltspunkte hervorgehen. Verminderung des Faserstoffgehaltes und der rothen Blutkörperchen sind nicht immer primitiv vorhanden, können sich aber nach wiederholten Blutungen entwickeln. Sehr häufig kommen bei Blutern schmerzhaftes Gelenksanschwellungen nach Art der rheumatischen Gelenkentzündungen vor, wechseln mit den Blutungen ab oder treten erst recht auf, wenn sich die Blutungen allmählig verlieren. Sectionen von Blutern wurden nur wenig gemacht, bald fand man die Dicke der Gefäßwände normal, bald soll sie abnorm dünn gewesen sein, einigemal wurden Klappenleiden des Herzens und Anschwellungen der Milz gefunden. Was die Theorie des Vfs über die Hämophilie betrifft, so hält er es für am wahrscheinlichsten, daß Blut und Capillaren betheiligt seien, das Blut wegen des Mangels an Faserstoff oder seiner Gerinnbarkeit, die Capillaren wegen ihrer Düntheit, Weichheit, leichten Zerreißbarkeit und krankhaft mangelnden Contractionsfähigkeit. Alle diese Veränderungen der Capillaren vermuthet der Verf. übrigens nur und geht dabei von sehr irrigen Ansichten über ihre Natur aus, er behauptet ohne allen Grund, es sei durch Schwann nachgewiesen, daß die Capillaren das nämliche fibröse Gewebe hätten, als die großen Gefäße, er hält es durch physiologische Untersuchungen für festgestellt, daß die Capillaren eine contractile Kraft ebenso gut und vielleicht in noch höherem Grade als die großen Arterien besitzen; er meint, daß die Capillaren im gesunden Zustand vermöge dieser Contractilität ihr Caliber so einrichten, wie es der Zustand der Circulation

in ihnen verlangt, aber bei Mangel dieser Contractilität seien sie nur passive Röhren und befänden sich in einem lähmungsartigen Zustande, auch meint er, daß Blutungen durch Contraction der Capillaren nebst Thrombusbildung in ihnen gestillt würde. Da ihm nun bei Hämophilie diese Contractilität zu mangeln „scheint“, und die Wandungen dünn, weich und leicht zerreißbar zu sein „scheinen“, so hält er es für leicht erklärlich, daß sie durch vermehrten Impuls leicht zerreißen können, und da das Blut nicht coagulirt und die Capillaren sich nicht contrahiren, so hält er es für ebenso leicht erklärlich, daß die Blutung so schwer zu stillen ist. Abgesehen von diesen, auf mangelhafter Kenntniß des Bau's und der Functionen der Capillaren beruhenden Hypothesen, bewegt sich die Darstellung im ganzen übrigen Werke durchaus auf dem Boden der gesunden Beobachtung und Erfahrung, und es nimmt dieses Buch seinen Platz mit Recht unter den besseren Monographien ein, wenn auch das Verdienst des Wfs mehr in der fördernden Zusammenstellung des in der Litteratur gegebenen Materiales, als in Aufstellung neuer fördernder Thatsachen und Ansichten liegt. Fr.

P a r i s

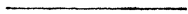
Victor Masson 1854. Bulletin de la Société de Chirurgie de Paris pendant l'année 1853—54. Tome IV. 604 S. in Oct.

Unter den in dem Bulletin der Sitzungen der Gesellschaft für Chirurgie in Paris vom 6. Juli 1853 bis 28. Juni 1854 abgedruckten Vorträgen, Discussionen, Demonstrationen und Referaten finden sich wie gewöhnlich eine große Zahl für die

praktische Chirurgie interessanter Einzelheiten, während größere wissenschaftliche Abhandlungen fehlen. Die ausführlichsten Vorträge und Discussionen erstrecken sich über die Anwendung des Chloroforms zur Anästhesirung bei Operationen, welche sich an den schon früher mitgetheilten Bericht Robert's anschließen und am Ende des Bandes zu einem vorläufigen Abschluß kommen. Von Interesse sind ferner die der Gesellschaft an den Kranken selbst, oder nach Operationen und Sectionen vorgezeigten Geschwülste, hierher gehören: ein Lipom mit Verkalkung im Innern, eine sublinguale Cyste, mehrere Rachenpolypen, eine 5mal recidive fibroplastische Geschwulst des Rumpfes, ein Carcinom des Unterkiefers und Zungenbeins, nach dessen Exstirpation der Tod am 4ten Tage folgte, ein auf die Kniescheibe beschränktes Carcinom, ein Carcinom des Gaumens, ein Carcinom des Halses, bei dessen Exstirpation des Vagus mit in die Ligatur der linken Carotis communis gefaßt wurde, worauf nach kurzer Zeit die Respirationsbewegungen aufhörten, und obgleich nach kaltem Bespritzen des Gesichts Respiration und Puls sich wieder belebten und die Ligatur gelöst wurde, nach einer halben Stunde der Tod eintrat; eine von den Beugesehnen des linken Zeigefingers eines 61jährigen Greises ausgehende fibroplastische Geschwulst, eine solche vom Rectum, mit glücklicher Abtragung des unteren Theiles des letzteren, ein intraorbitales, vom Siebbein ausgehendes Encephaloid, Carcinom der Mamma und latente, Fracturen verursachende, Carcinome der Knochen; ein recidiver fibröser Rachenpolyp, eine Cyste in der Clavicula, interstitieller Uteruspolyp, Carcinom des Humerus, mehrere capillare, venöse und arterielle erectile Geschwülste, hühnereigroße Geschwulst zwischen klei-

nen Schamlippen und Urethra eines 18monatlichen Mädchens; polypöse, fibroplastische vom submucösen Zellgewebe der Scheide ausgehende Geschwulst eines 13monatlichen Mädchens, Carcinom des Hodens bei einem 18monatlichen Knaben und andere Hodenkrebs; Lipom mit partieller Verknocherng von der fossa zygomatica ausgehend und Formveränderung des Ober- und Unterkiefers und Fochbeins bewirkend; Carcinom des Uteruskörpers ohne Affection des Halses, großes Fibroid mit centraler Cyste im Zellgewebe des linken Oberschenkels, Fibroid des Oberkiefers. Von Operationen kamen eine große Zahl zur Besprechung, u. A. über Iodeinspritzungen bei Hydrocele und anderen Wasserergüssen, von Chloreiseneinspritzungen zur Heilung von Aneurysmen und Varicen, Resectionen und Amputationen verschiedener Art. Eine ausführliche Besprechung und Kritik der Einzelheiten ist bei der großen Mannichfaltigkeit der Gegenstände nicht möglich und für die meisten Materien auch deshalb nicht passend, weil ihre Darstellung meist nur protocollarisch, den mündlichen Discussionen entnommen ist.

Fr.



G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 26. November 1855.

E d i n b u r g h

Adam and Charles Black 1853. Norway and its Glaciers visited in 1851; followed by Journals of Excursions in the High Alps of Dauphiné, Berne and Savoy. By James D. Forbes, D. C. L., F. R. S., Sec. R. S. Ed. etc. XXIV und 349 S. in Octav. Mit zahlreichen Holzschnitten und Lithographien, und einer Charte von Norwegen.

Das vorliegende lehrreiche und schön ausgestattete Reisewerk schließt sich in würdiger Weise der früheren schätzbaren Schrift des Herrn James D. Forbes, »Travels through the Alps of Savoy«, an, und dient derselben in manchem Betrachte zur Ergänzung. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste die Beschreibung einer im Sommer 1851 unternommenen Reise durch Norwegen enthält, und deren zweite die Erzählung von verschiedenen Excursionen in den Dauphinéer, Berner und Savoyen'schen Alpen liefert. Wenn gleich die von dem Verf. gegebenen Schilderungen

der Natur, der landschaftlichen Eigenthümlichkeiten und des Lebens der Menschen in den durchreisten Gegenden schon allein dem obigen Buche Werth verleihen, und ihm zahlreiche Leser sichern, so ist doch sein wissenschaftlicher Inhalt von größerer Bedeutung, in welcher Hinsicht die Untersuchungen des Verfs über die Glätscher die erste Stelle einnehmen. Von geringerem Belange sind seine Mittheilungen über andere physikalische, namentlich über geognostische und Vegetations-Verhältnisse.

Hr Forbes trat die Reise von England nach Norwegen in der Nacht vom 21. Junius 1851 in dem Courier=Dampfschiff an, welches ihn nach Christiania brachte, nachdem es ihm einen Eindruck von der Südküste des Landes verschafft hatte. Nach einem kurzen Aufenthalte in der Hauptstadt reiste er mit zwei englischen Freunden, in der in Norwegen üblichen Weise, in einer Carriole, auf dem gewöhnlichen Wege nach Drontheim. Das starke Zerfallen der festesten Gebirgsmassen erregte die Aufmerksamkeit des Verfs. Es schien ihm weit stärker als in den Alpen zu sein, und er glaubt diese Erscheinung theils der strengen Winterkälte, theils dem großen Schnee- und Regenfalle in den gebirgigen Gegenden von Norwegen zuschreiben zu dürfen.— Zu Drontheim ging der Verf. an Bord des nach Hammerfest bestimmten Dampfschiffes, Prinz Gustav. Durch die Dampfschiffahrt ist die vormals so langwierige und beschwerliche Reise nach jener, etwa 700 engl. Meilen von Drontheim entfernten, nördlichsten Stadt der Welt, ungemein abgekürzt und erleichtert. Es geht aber mit der Dampfschiffahrt wie mit der Beförderung auf Eisenbahnen: in demselben Grade, in welchem die Geschwindigkeit des Reisens dadurch vergrößert wird, vermindert sich

die Möglichkeit der genauen Auffassung der Gegenstände, die sich der Anschauung darbieten. Sowohl hierdurch als auch durch das seltene und kurze Verweilen an einzelnen Orten, wurde es dem Verf. schwer, die Fahrt zu genaueren Beobachtungen zu benutzen. Der wissenschaftliche Gewinn, den dieser Theil der Reise darbot, war daher von keinem großen Belange. Schon in Tronhiems-Fiord, und von da an überall, zeigten sich die charakteristischen Formen der sogenannten roches moutonnées Saussure's, die gerundeten Dome, wovon der Berg Torghatten auf der Insel Torget oder Torfue, ein besonders ausgezeichnetes Beispiel darbietet. In der Bucht von Rödøe sah der Verf. die ersten Glätscher, welche bis zum Meere sich hinabsenkten; und obgleich es ihm nicht vergönnt war, sie zu untersuchen, so konnte er doch aus der Ferne mittelst eines guten Teleskopes erkennen, daß sie im Wesentlichen mit den Glätschern der Schweiz übereinstimmen. Aus den im Fjorden-Fiord und an anderen Orten gemachten Beobachtungen erlangte der Vf. das allgemeine Resultat, daß die Gletscherflächen, mögen sie durch Glätscher oder auf andere Weise bewirkt sein, wie in den Alpen eine bestimmte obere Grenze haben, nur mit dem Unterschiede, daß solche in Norwegen etwa 1500—2000, in der Schweiz dagegen 7000 oder 8000 Fuß über dem Meere liegt. Am Fjorden-Fiord zeigen sich Felsennadeln, die den Aiguilles des Montblanc vollkommen gleichen. Die bedeutendsten Glätscher sind nächst denen im Berg-Fiord, die im Nus-Fiord, welche vom Jökuls-Fjeld sich herabsenkten. Sie haben einen wahrhaft alpinischen Charakter, indem sie von Schneefeldern ausgehen, die sich über 2000 Fuß über das Meer erheben. Jökuls

Field, eine wilde, 3500 Fuß hohe Bergmasse, ist wahrscheinlich die nördlichste auf dem alten Continente, welche Glätscher führt.

Der Verf. setzte die Fahrt bis zum Alten-Fiord fort, und machte dann nach einigem Aufenthalte in dortiger Gegend, mit dem von Hammerfest zurückkehrenden Dampfer Prinz Gustav, die Reise nach Bergen, wo er am 28sten Juli die totale Sonnensfinsterniß zu beobachten wünschte. Dieser Wunsch wurde indessen nur sehr unvollkommen erfüllt, wie die für solche Beobachtungen, wegen der häufigen Bewölkung des Himmels höchst ungünstige Lage von Bergen, auch schon im Voraus befürchten ließ. Am Tage nach der Sonnensfinsterniß verließ der Verf. Bergen, um die durch ihre Glätscher besonders ausgezeichneten Gegenden der Westküste von Norwegen zu besuchen, und dann nach Christiania zurückzukehren. Zuerst wandte sich Hr Forbes zum Hardanger-Fiord. Es wurde der ausgezeichnete Glätscher von Bondhuus (Bondhuus=Brä), der sich von den Schneefeldern des Folgefonden herabsenkt, und bei welchem sich alle Erscheinungen, namentlich hinsichtlich der Moränen, zeigen, welche den Glätschern der Alpen eigenthümlich sind. Die Reise wurde über das Plateau des Folgefonden nach Utne, und von hier über den Hardanger-Fiord nach Eide und Bof fortgesetzt, wodurch der Verf. auf die große Straße gelangte, welche von Bergen nach Christiania führt. Zunächst besuchte er die Glätscher von Fiärland und Justedal. Von Justedal wurde dann die Reise über das Fille-Field nach Christiania fortgesetzt, von wo Hr Forbes nach England zurückkehrte.

Die beiden letzten Kapitel der ersten Abtheilung, unstreitig die lehrreichsten des Buches, sind einigen

Gegenständen der physikalischen Geographie von Norwegen, welche sich besonders auf die dortigen Schneefelder und Glätscher beziehen, gewidmet. Zuerst über die Configuration von Norwegen. In der allgemeinen Anordnung der Bergmassen findet nach dem Verf. eine vollkommene Analogie mit den westlichen Küsten von Großbritannien, und ebenso mit denen von Nord- und Südamerika Statt. Die norwegischen Gebirge bestehen nicht, wie solches gewöhnlich angenommen worden, aus einer ununterbrochenen Kette mit einem Kamme; auch stellen sie keine Reihe von bestimmt gesonderten Erhöhungen dar; sondern sie bilden, und zwar besonders in den südlichen Theilen des Landes, Plateaus von großer Breite, die im Ganzen mehr oder weniger unter einander zusammenhängen, wiewohl sie dann und wann von tiefen und engen Thälern durchschnitten werden. Diese Gebirge mit abgeplatteten Gipfeln sind die norwegischen Fjelds oder Fjelds, deren besonders hervorragende Theile eigene Namen führen, wie Dovre-Fjeld, Lange-Fjeld, Sogne-Fjeld, Fille-Fjeld, Hardanger-Fjeld. Der Verf. berührt bei dieser Gelegenheit auch die früher durch die Geographen verbreitete irrige Vorstellung von dem Rjölen-Gebirge, welche doch aber schon längst, wenigstens in deutschen Schriften, berichtigt worden.

Ein zweiter Paragraph handelt von gewissen Eigenthümlichkeiten des norwegischen Klima's. Ueber die auffallende Verschiedenheit in dem Klima der beiden Seiten der skandinavischen Halbinsel, von welchen die östliche Seite zu einem continentalen, die westliche zu einem oceanischen hinneigt, haben bekanntlich norwegische, schwedische, dänische und deutsche Naturforscher bereits genaue und umfassende Untersuchungen geliefert.

Der 3te § enthält Bemerkungen über die Lage der Schneelinie in Norwegen. Der Verf. leitet aus den von anderen Naturforschern und von ihm selbst angestellten Beobachtungen, folgende angenäherte Resultate über die Höhe der Schneelinie und die Grenze der gemeinen Birke (*Betula alba*) in Norwegen ab:

Nördliche Breite	Schneelinie			Birkegränze		
	im Innern	an der Küste	Unterschied	im Innern	an der Küste	Unterschied
	Engl. Fuß	Engl. Fuß	Engl. Fuß	Engl. Fuß	Engl. Fuß	Engl. Fuß
60°	5500	4450	1050	3600	2650	950
62°	5200	4150	1050	3350	2450	900
64°	4200	3650	550	2300	1900	400
66°	3700	3250	450	1750	1450	300
68°	3450	3000	450	1500	1150	350
70°	3350	2900	450	1350	950	400

Im 4ten § liefert der Verf. den Versuch einer Aufzählung der vornehmsten Schneefelder und Glätscher in Norwegen. Eine schätzbare Zugabe ist eine von dem Professor Munch zu Christiania dem Verf. mitgetheilte Charte von den Glätschern des Jmesfeld, des höchsten, zu 8450 Fuß sich erhebenden Gebirges in Norwegen.

Von besonderem Interesse ist der 5te §, welcher eine Vergleichung der norwegischen Glätscher mit denen der Schweiz enthält. Alles was der Verf. in Norwegen sah, bestätigte die von ihm einige Jahre vorher aufgestellte Theorie von der Bewegung der Glätscher. Seine in den Alpen gemachten Beobachtungen hatten ihn nämlich zu folgenden allgemeinen Resultaten geführt: 1. Daß die Hinabbewegung des Eises von den Bergen in die Thäler eine ununterbrochene und regelmäßige ist,

welche Tag und Nacht unausgesetzt fortschreitet. 2. Daß die Bewegung so gut im Winter als im Sommer Statt findet, wiewohl in jener Jahreszeit in geringerem Maaße. 3. Daß sie nach der Temperatur beständig abändert, indem sie bei kalter Witterung geringer ist als bei warmer. 4. Daß Regen und schmelzender Schnee die Bewegung der Glätscher beschleunigen. 5. Daß die mittleren Theile des Glätschers sich schneller bewegen als die Seitentheile, wie solches auch bei einem Flusse der Fall ist. 6. Daß die oberen Theile des Glätschers sich rascher bewegen als die unteren, welches auf gleiche Weise bei einem Flusse sich zeigt. 7. Daß die Glätscher unter übrigens gleichen Umständen, auf steil geneigten Ebenen sich am schnellsten bewegen. 8. Daß die Bewegung eines Glätschers weder durch Verengerung des Felsenbettes, in welchem derselbe fortschreitet, noch durch die Unebenheiten des Felsenbodens gehindert oder unterbrochen wird. 9. Daß der größte Theil der Spalten sich in jedem Jahre neu bildet, indem die alten durch das Zusammenfallen des Eises während und nach der warmen Jahreszeit verschwinden. Die diesen Thatsachen entsprechenden Eigenthümlichkeiten der Form und des ganzen Erscheinens der Glätscher, hat der Verf. auch in Norwegen wahrgenommen, daher er dafür hält, daß die hier befindlichen von denen im mittleren Europa sich nicht wesentlich unterscheiden. Die Theorie der Bewegung der Glätscher, welche der Verf. von jenen Thatsachen abgeleitet hat, besteht darin: daß ein Glätscher eine plastische, durch die Schwere fortgetriebene Masse ist, welche hinreichende Tenacität besitzt, um sich selbst nach dem was sich ihr entgegenstellt, zu formen, und in welcher ein Theil nach dem anderen fortgleiten kann,

ohne daß ein Bruch entsteht, wenn nicht etwa die Kräfte, welche den Zusammenhang aufzuheben streben, überwiegend sind, so daß Zerspaltungen, oder allgemeine Zerquetschungen entstehen; daß mithin die Bewegung der Glätschermasse Aehnlichkeit mit der eines Flusses hat, obwohl ihr eine ungleich größere Viscosität eigen ist, von welcher die Verzögerung auf dem Grunde und an den Seiten herrührt; endlich, daß durch Erniedrigung der Temperatur, welche die Plasticität des Eises vermindert, und auch durch den hydrostatischen Druck des Wassers, welches im Sommer alle Poren erfüllt, die Bewegung vergrößert wird, während Wärme und Masse das Entgegengesetzte bewirken.

Im 6ten § ist von der früheren Ausdehnung der Glätscher in Norwegen die Rede. Es werden Bemerkungen von dem verstorbenen Es mark, einem überaus scharfsichtigen Beobachter, mitgetheilt, welche aus einem norwegischen periodischen Localblatte den Weg in den 3ten Band vom Edinburgh New philosophical Journal gefunden haben, aber wenig bekannt geworden zu sein scheinen, und aus denen hervorgeht, daß der Verf. große Anhäufungen von Blöcken in der Gegend von Christiansand, welche nicht von dort anstehenden Gebirgsmassen abstammen, sondern von sehr entlegenen Orten dorthin geführt sein müssen, der Wirkung von Eis zuschreibt; so wie derselbe zwischen Fossand und Basbotten an der norwegischen Westküste Spuren von Moränen ehemaliger Glätscher erkannte, und mithin eine Ansicht aussprach, welche man in viel späterer Zeit als eine neue geltend zu machen gesucht hat.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. Stück.

Den 29. November 1855.

E d i n b u r g h

Schluß der Anzeige: »Norway and its Glaciers visited in 1851; followed by Journals of Excursions in the High Alps of Dauphiné, Berne and Savoy. By James D. Forbes.«

Hr Forbes hält eine frühere, sehr viel ausgedehntere Schnee- und Eisdecke in Skandinavien, wie in anderen Ländern, vor allen aber in Norwegen, für höchst wahrscheinlich, wodurch ein von dem jetzigen gänzlich abweichendes Klima bewirkt werden mußte. Der Verf. bemerkt am Schlusse des Paragraphen: »It is one result of the progress of science to show the nice adjustments upon which the stability of the existing order of events depends. It is no longer necessary to invoce violent displacements of the earth's axis, or the atmosphere of a comets tail, to alter our climates, and desolate our continents. The submergence of Europe to a small extent in the ocean, a diversion of the great oceanic currents, or an alteration in the mean damp-

ness of the air, would alter all the conditions of life on our continents, and clothe them with abundant snows, such as we find in the southern hemisphere.«

Im 7ten § bezeichnet der Verf. die Beobachtungen über die Glätscher in Norwegen, deren künftige Anstellung wünschenswerth sein dürfte. Der 8te § handelt von den Eigenthümlichkeiten der Scenerie der norwegischen Wasserfälle. Schwerlich gibt es ein Land, welches eine größere Anzahl ausgezeichneteter Wasserfälle besitzt, als Norwegen, wovon die Ursache zum Theil in der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Felsstructur liegt. Der Verf. theilt auch über diesen Gegenstand einige treffende Bemerkungen mit, wiewohl seine Reise durch Norwegen ihn nicht zu den bedeutendsten und sehenswerthesten Wasserfällen führte.

Die zweite Abtheilung des vorliegenden Buches, welche Nachrichten von Excursionen in den Dauphinéer, Berner und Savoyen'schen Hochalpen enthält, ist die kleinere. Die ersten beiden Kapitel liefern die Erzählung von in den Jahren 1839 und 1841 in den Dauphinéer Alpen unternommenen Wanderungen. Die beschriebene Gegend begreift eine granitische Gebirgsgruppe von keiner großen Ausdehnung, welche von der Hauptkette der Alpen, die vom Mont Genis zum Monte Viso sich erstreckt, durch das große Thal der Durance getrennt ist. Die Form der Gruppe nähert sich dem Kreisförmigen, und ist durch die Erhebung von granitischen und talkigen Gebirgsmassen aus den vorherrschenden Lias- und Kreideschichten bezeichnet, welche für jenen Theil von Frankreich charakteristisch sind. In dem Thale von St. Christophe-Venos fand der Verf. eine Kalksteinmasse, welche in das Herz der Granitmasse eindringt, und

eine merkwürdige Structur besitzt, welche nach seiner Meinung der Einwirkung des Granites zuzuschreiben ist. Der Kalkstein hat nämlich das Ansehen eines schwarzen Dachschiefers, und liefert daher, vorausgesetzt, daß die Annahme des Verfs richtig ist, ein auffallendes Beispiel der Bildung von Spaltungsflächen durch Metamorphose. Oberhalb des Col von Lautaret, wo Kalkstein und Gneus einander berühren, erscheinen beide bis auf eine Entfernung von ein paar Fuß, umgeändert. Zugleich sieht man den Kalkstein unter den Gneus mit einer Neigung von $65-70^{\circ}$ einschließen, so daß hier, wie der Verf. bemerkt, unzweifelhaft die Grundgebirgsmasse auf der secundären liegt, auf ähnliche Weise wie so oft Basaltkuppen auf stratificirten Unterlagen ruhen. Ob dieser Vergleich richtig ist, dürfte doch wohl erst durch eine genauere Untersuchung auszumachen sein; denn es können wohl plutonische oder Grundgebirgsmassen secundäre Schichten bedecken, ohne, wie der Basalt, im flüssigen oder teigigen Zustande sich über die geschichteten Massen verbreitet zu haben, wie z. B. die zu Hohenstein in Sachsen sich zeigende Ueberlagerung von Schichten der Dolithformation durch Granit, ohne Zweifel durch eine Erhebung des letzteren im starren Zustande bewirkt worden.

Das 3te Kapitel enthält den Bericht über eine Glätscher-Excursion in den Berner Alpen, woran sich im 4ten Kapitel die Beschreibung der in Gesellschaft des Hrn Agassiz in den letzten Tagen des Augusts 1841 unternommenen Erstbesteigung der Jungfrau reiht. Diese mit den größten Mühen und Gefahren verknüpfte, aber glücklich ausgeführte Expedition, an welcher 6 Reisende und 6 Führer Theil nahmen, hat die Wissenschaft mit keinen neuen Erfahrungen bereichert, daher man woh

fragen möchte, ob es sich rechtfertigen lasse, auf solche Weise, ohne Aussicht auf bedeutenden wissenschaftlichen Gewinn, nicht bloß das eigene Leben, sondern auch das Leben Anderer auf das Spiel zu setzen, nur um sagen zu können, den bis jetzt von wenigen Personen betretenen, vormals für unersteiglich gehaltenen Gipfel erreicht, und eine Fahne auf demselben aufgepflanzt zu haben.

In dem 5ten Kapitel wird der Uebergang über den Col de Salena vom Chamouni-Thale zum Thale von Ferret i. J. 1850 beschrieben. Der Verf. bestimmte durch Barometermessung die Höhe der granitischen Achse an dem niedrigsten Punkte zwischen den Glätschern von La Tour und Salena zu 11,284 engl. Fuß über dem Meere, so daß die Höhe 140 Fuß mehr als die des Col du Géant, und beinahe 1200 Fuß mehr als die des Buet beträgt. Es gibt nach dem Verf. wenige Punkte von gleicher Höhe, welche so leicht zu erreichen sind, als jener noch nie beschriebene, und nur von einem oder zwei Bewohnern des Chamouni-Thales gekannte Paß.

Der Werth des hier angezeigten Werkes wird durch die in demselben enthaltenen, nach den Skizzen des Vfs, theils in Holzschnitt, theils in farbigem Steindruck ausgeführten, zahlreichen Zeichnungen, und durch die beigefügte Charte von Norwegen, bedeutend erhöht. H.

Wir schließen dieser Anzeige des Forbes'schen Werkes einige Bemerkungen über die deutsche Uebersetzung an, welche von demselben bereits unter dem Titel:

Norwegen und seine Gletscher. Nebst Reisen in den Hochalpen der Dauphiné, von Bern

und Savoyen, von James D. Forbes.

Aus dem Englischen von Ernst A. Zuchold, zu Leipzig im Verlage von Ambrosius Abel (312 S. Octav, mit in den Text eingedruckten Holzschnitten, zwei Tafeln und einer Karte) erschienen ist.

Nach der vorstehenden Anzeige des Forbes'schen Werks braucht eine Uebersetzung desselben ins Deutsche nicht erst gerechtfertigt zu werden, und da die vorliegende Uebersetzung in der That eine wirkliche vollständige Uebersetzung des Original's, nicht eine sogenannte deutsche Bearbeitung, unter welchem Titel wir in der Regel nur planlose Verstümmelungen fremder Werke erhalten, sein will, so muß sie als solche gewiß als eine willkommene Erscheinung aufgenommen werden. Was nun die Arbeit des Uebersetzers betrifft, so können wir dieselbe insofern nur loben als Hr Z. sich hinreichend erfahren in der Geographie und den Naturwissenschaften zeigt, um die wissenschaftlichen Ausdrücke des Originals deutsch richtig wiedergeben zu können, was freilich nur deshalb besonders hervorzuheben ist, weil die gewöhnlichen Lohnarbeiter der deutschen Uebersetzungsfabriken in dieser Beziehung in der Regel große Unwissenheit zeigen. Die vorliegende Uebersetzung gibt, wenn auch einzelne Irrthümer (wie z. B. S. 15 Ziegel statt Thonschiefer für clay-slate) vorkommen, im Ganzen das Original in dieser Beziehung treu wieder. Dagegen muß aber sehr bedauert werden, daß der Uebersetzer offenbar der englischen Sprache überhaupt viel zu wenig mächtig gewesen ist, um eine Uebersetzung zu liefern, die für den, dem es auf genauere Kenntniß der Forbes'schen Darstellung ankommt, das Original auch nur einigermaßen ersetzen könnte. Denn fast auf jeder Seite zeigt

es sich, daß Hr Z. den Verf. nicht völlig verstanden hat und oft ist durch solche Mißverständnisse nicht allein die klare Darstellung des Originals, sondern auch der richtige Sinn desselben verloren gegangen. Zur Begründung dieser Behauptung halten wir es für unsere Pflicht, einige Beweise vorzubringen, und stellen wir deshalb allein aus dem ersten Kapitel einige Sätze des Originals mit der Uebersetzung des Hrn Z. hier zusammen.

Original.

Uebersetzung.

P. 2. — they have been subjected for ages to the action of the most tremendous seas which wash any part of Europe*). S. 8 — sie sind seit Jahrtausenden den brandenden Wogen ausgesetzt, welche diese Theile Europa's bespülen.

P. 3. the entrance of the Christianiafiord is marked by a lighthouse on the island of Faerder — but the short night had set in long before we reached the capital**). S. 8. Die Einfahrt nach Christiania ist durch einen Leuchtthurm auf der Insel Faerder bezeichnet — der Kürze der Nacht wegen war er unseren Blicken längst entschwunden, ehe wir die Hauptstadt erreichten.

P. 3 where the fiord expands into an exceedingly irregular basin, the coasts are steeper S. 8 wo sich das Fjord zu einem weiten unregelmäßigen Becken ausdehnt, die Küsten steiler

*) sie sind seit Jahrtausenden den Wirkungen der furchtbarsten Brandung ausgesetzt gewesen, die irgendwo Europa bespült.

**) Die Einfahrt zum Christianiafiord ist zc. — doch war die kurze Nacht längst eingetreten, ehe wir die Hauptstadt erreichten (d. h. der Verf. bekam der eingetretenen Nacht wegen nicht den ganzen Fjord zu Gesicht).

Original.

Uebersetzung.

and at the same time werden und zugleich cul-
varied by the aspect of tivirtes Land dem An-
cultivation and deci- blick Wechsel verleiht.
duous trees *).

P. 3 The traveller who
is acquainted with the
aspects of middle and
southern Europe finds
himself at a loss to draw
a comparison. The clear-
ness of the air, the
warmth of the sun, and
a certain intensity of
colour which clothes the
landscape, involuntary
recall southern latitu-
des, and even the
shores of the Mediterra-
nean. But the impres-
sion is counteracted by
the background of pine
forest etc. **).

S. 9 Der Reisende,
welchem die Gegenden des
mittlern und südlichen Eu-
ropa bekannt sind, fühlt
sich unwillkürlich zu Ver-
gleichen hingezogen. Die
Reinheit der Luft, die
Wärme der Sonne und
eine gewisse Intensität der
Farben, welche der Land-
schaft aufgeprägt ist, er-
innern an südlichere Ge-
genden, ja selbst an die
Küste des Mittelmeers.
Den Eindruck stört jedoch
sogleich der Hintergrund
des Kiefernwaldes.

Wherever the tra-
veller may choose to
fancy himself, his last
idea would probably

Will man wieder zu
sich selbst kommen, so
wird gewiß der letzte Ge-
danke sein — wie es auch

*) wo der Fjord sich zu einem überaus unregelmäßigen
Becken ausdehnt, die Küsten steiler werden und zugleich
Mannichfaltigkeit erhalten durch den Anblick von cultivir-
tem Lande und Laubhölzern (im Gegensatz zu den vorher
als monoton bezeichneten Nadelholzwaldungen).

**) Der Reisende — fühlt sich wegen eines Vergleiches
in Verlegenheit. Die Reinheit der Luft — erinnern an
südliche Breiten, und selbst an die Küsten des Mittelmeers.
Gegen diesen Eindruck streitet jedoch wieder der Hinter-
grund des Kiefernwaldes.

Original.

be (what is really the fact) that he is here in the latitude of the Shetland Islands *).

P. 4 the only point of superiority of Kirkwall, its noble cathedral — being quite incapable of concealing the manifest inferiority in every other quality of beauty, greatness, or convenience, granted by nature or attained by art **).

P. 6 These peculiarities and these contrasts are due to conditions of climate and situation now tolerably well understood yet far too striking not to create a pleasing surprise, even when the causes are known and the results anticipated ***).

Uebersetzung.

in der Wirklichkeit der Fall ist — daß man sich in gleicher Breite mit den Shetland-Inseln befindet.

S. 9 Der einzige Vorzug von Kirkwall, seine prachtvolle Kathedrale — ist allein unfähig jene Stadt in den Hintergrund zu drängen, der in jeder Beziehung Schönheit, Größe und Annehmlichkeit von Natur und durch Kunst verliehen sind.

S. 11 Diese Eigenthümlichkeiten und Widersprüche sind durch die Verhältnisse des Klima's und der leidlichen Lage bedingt. Sie können nicht überraschen, wenn die Ursachen und die muthmaßlichen Wirkungen derselben bekannt sind.

*) Wohin aber auch der Reisende sich in seiner Phantasie versetzen möge, gewiß am letzten wird er auf den Gedanken kommen, daß er sich (was in Wirklichkeit der Fall ist) in der Breite der Shetland-Inseln befindet.

**) Der einzige Vorzug von Kirkwall, seine prachtvolle Kathedrale, ist völlig unfähig, dessen augenscheinliches Zurückstehen in Allem, was sonst Natur oder Kunst für Schönheit, Großartigkeit oder Annehmlichkeit gethan haben, zu verbergen.

***) Diese Eigenthümlichkeiten und Contraste rühren von

Original.

Uebersetzung.

P. 13 It gives at first a dreary interminable aspect to a journey, like that of a book unrelied by the customary subdivision into chapters, where we are at least invited to halt though we are at liberty to proceed — in striking contrast with Switzerland, where the village and the village spire offer a continual landmark to the traveller in all the more populous valleys *).

S. 17 Es wird dadurch (den Mangel an Dörfern) von Anfang an einer Reise der traurige Eindruck der Endlosigkeit aufgeprägt, wie bei einem Buche, welches nicht in der gewohnten Weise in Abschnitte getheilt ist, mit welchem wir zwar auch erst am Ende schließen, obgleich es uns frei gestellt ist, es zu thun oder nicht — — im gerade den Gegensatz mit der Schweiz, wo Dorf an Dorf dem Reisenden in den bevölkertsten Thälern einen sichereren Wegweiser darbieten.

P. 17 I am afraid something is to be attributed here, as elsewhere, to the recent influx of

Ich befürchtete sogar, hier wie überall dem Einflusse unterworfen zu sein, welchen die englischen Rei-

Verhältnissen des Klima's und der Lage her, die gegenwärtig hinreichend verständlich, dennoch aber bei weitem zu auffallend sind, um nicht ein frohes Erstaunen zu erzeugen, selbst wenn die Ursachen bekannt und die Wirkungen vorauszusehen sind.

*) Das Reisen erhält dadurch den trüben Ausdruck des Unübersichtlichen wie ein Buch, welches nicht nach der hergebrachten Weise in Kapitel eingetheilt ist, die uns wenigstens einladen, Halt zu machen, obgleich es uns auch frei steht weiter fortzufahren — — im schlagenden Gegensatz mit der Schweiz, wo das Dorf und der Dorfkirchthurm dem Reisenden in allen mehr bevölkerten Thälern einen beständigen Wegweiser darbieten.

Original.

English visitors who usually pass the night at Jerkind, and sometimes remain for a time in pursuit of game. — Nor can I let this opportunity pass of expressing strongly a hope, felt by all I believe who have travelled in Norway, that our countrymen will take a lesson from the effects visible on the continental thoroughfares, of too frequent instances of English selfishness, arrogance and belief in the unlimited powers of gold; and that they will display in this comparatively new country a degree of considerate moderation in their expectations and their actions, which may preserve to Great Britain the *prestige* of attachment and regard commonly found amongst all ranks of this free, intelligent and fine-hearted people*).

Uebersetzung

senden hinterlassen und der immer für einige Zeit die Ausbeuteluft rege erhält, denn jene bringen gewöhnlich die Nacht in Jerkind zu —. Hier kann ich nicht umhin, lebhaft die Hoffnung auszudrücken, welche von allen Norwegen besuchenden Reisenden gehegt wird, daß sich unsere Landsleute auf den Touristenstraßen des Continents die nur zu häufigen Fälle von englischem Egoismus, von Arroganz und Vertrauen auf die unbegrenzte Macht des Goldes mögen zur Lehre dienen lassen, daß sie in dieser vergleichsweise neuen Gegend in ihren Ansprüchen und Handlungen eine vorsichtige Mäßigung beobachten möchten, wodurch sich Großbritannien den Schein der Anhänglichkeit und Achtung bewahren wird, welchen alle Classen des freien, intelligenten und hochherzigen Volks jenes Landes genießen.

*) Ich fürchte, daß etwas (d. h. von den Mängeln des Gasthauses zu Jerkind) hier wie anderswo, dem neueren

Solche Beispiele ließen sich allein aus dem ersten Kapitel, auf das wir uns hier beschränkt haben, noch sehr viele beibringen. Treuer als die Uebersetzung sind die copirten Holzschnitte, die vollständig gegeben sind und nichts zu wünschen übrig lassen. Die große Charte von Norwegen, so wie die schönen farbigen Lithographien des Originals sind dagegen, wohl aus billiger Rücksicht auf den Preis, weggelassen. W.

Paris

Librairie de Dumoulin 1855. Notice sur M. Daunou par M. B. Guérard suivie d'une notice sur M. Guérard par M. N. de Wailly. III und 365 S. in Octav.

Zwei der bedeutendsten Geschichtsforscher, welche Frankreich in den letzten Jahrzehnten gesehen hat, erhalten in dieser Schrift ein verdientes biographisches Denkmal. Frankreich ist dankbar gegen seine Gelehrten: wie es ihnen im Leben eine äußere Stellung anweist, der es regelmäßig weder

Hereinströmen englischer Besucher zuzuschreiben ist, welche gewöhnlich die Nacht in Ferind zubringen und zuweilen der Jagd wegen einige Zeit bleiben — — Auch kann ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, eine gewiß von Allen, die in Norwegen gereist sind, getheilte Hoffnung lebhaft auszudrücken, daß unsere Landsleute sich die auf den großen Heerstraßen des Continentes sichtbaren Wirkungen zur Lehre dienen lassen werden, welche zu häufige Beispiele englischer Selbstsucht, Arroganz und Glaubens an unbegrenzte Macht des Goldes hervorgebracht haben und daß sie in diesem verhältnißmäßig neuen Lande hinreichend bescheidene Rücksicht in ihren Ansprüchen und Handlungen zeigen werden, um für Großbritannien das Prästigium der Zuneigung und Auszeichnung zu bewahren, welches sich unter allen Klassen dieses freien, intelligenten und hochherzigen Volkes verbreitet findet.

an Vortheil noch an Ehre fehlt, so bewahrt und feiert es ihr Andenken auch nach dem Tode. Das Institut, die Bibliothek, denen Guérard angehörte, haben sich beeilt schon an seinem Grabe ihre Theilnahme an dem Verlust des seltenen Mannes zu bezeugen; die Gesellschaft für Französische Geschichte, um die er die größten Verdienste hatte, hat durch den Mund ihres berühmten Präsidenten Barante ihre Verehrung aussprechen lassen (Bulletin de la société de l'histoire de France 1854 N. 5, Rede in der Generalversammlung des Jahres), in der oben genannten Schrift bringt die Ecole des chartes, die durch Guérard zu der hohen Stufe wissenschaftlicher Bedeutung erhoben ist, die sie jetzt einnimmt, durch einen der ausgezeichnetsten seiner Schüler und Freunde den Tribut ihres Dankes dar. Es geschieht in der Weise, daß der Darstellung seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit eine ähnliche Arbeit vorausgeschickt wird, welche er früher dem Andenken Daunou widmete und welche bisher nur unvollständig zur Veröffentlichung gekommen war.

Die beiden Männer, welche dergestalt hier neben einander gestellt werden, und die beide, den älteren freilich nur flüchtig, den andern dagegen in genauerem freundschaftlichen Verkehr, gekannt zu haben, mir zur besonderen Freude gereicht, haben freilich sehr verschiedene Lebensschicksale gehabt, wie nahe sie auch zuletzt in ihren öffentlichen Stellungen einander gerückt wurden. Beide Mitglieder der Académie des inscriptions et des belles lettres, Daunou Vorsteher des Staatsarchivs, Guérard zuletzt Conservator der Handschriften an der großen Bibliothek, aber jener erst im höchsten Alter (er ward 79 Jahr) gestorben, dieser noch in voller Manneskraft (57 Jahr alt) dahingerafft,

Daunou nach einem viel bewegten Leben, das ihn mehr als einmal in die engsten Beziehungen zu den politischen Wandelungen und Kämpfen seines Vaterlandes brachte, Guérard seine Tage in der stillen Abgeschiedenheit eines Gelehrten verbringend, jener bis zuletzt ein begeisterter Anhänger politischer Freiheit und jener Philosophie des 18ten Jahrhunderts, als deren »produit le plus glorieux, l'expression la plus pure et la plus élevée«, wie die Notice sagt, er erscheint, Guérard freilich auf dem Gebiete der Religion von seinem Vorgänger nicht eben weit getrennt, aber in der Politik, wie sein Biograph bemerkt, von nichts weniger als republikanischen Gesinnungen. Auch persönlich waren sie sich fremd oder vielmehr entfremdet: der Grund wird von Hrn Wailly nicht angegeben; ich meine mich zu erinnern, daß ein Zwiespalt in der Akademie die beiden Männer auseinander gebracht hatte. Dies aber hat Guérard nicht abgehalten, mit der größten Sorgfalt, ja mit wahrer Pietät das Andenken des vor ihm dahingegangenen berühmten Collegen zu ehren, und wenn man seine Schilderung liest, so kann man sich kaum verbergen, daß er in den Eigenschaften und Vorzügen desselben Manches heraushebt, was doch auch ihm angehörte, daß eine gewisse innere Verwandtschaft doch wieder diese Männer verband: die Klarheit und Präcision der Forschung, die Bestimmtheit und doch zugleich Mäßigkeit, ja fast möchte man sagen Zurückhaltung des Urtheils, die Verehrung vor den Werken der klassischen Periode französischer Litteratur und die damit verbundene Abneigung gegen den Romanticismus, die Liebe und Begeisterung für das klassische Alterthum, der eine Ungunst und selbst Widerwille gegen das Mittelalter entsprach, obgleich diesem ihre Arbei-

ten größtentheils angehörten. Dazu kam auch eine gewisse Aehnlichkeit des äußeren Lebens: beide unverheirathet, zurückgezogen von dem großen Verkehr der Hauptstadt, zuletzt wenigstens auch Daunou auf den Umgang weniger Freunde beschränkt; doch mag dieser in früheren Jahren auch die Freuden der Welt mehr genossen haben, als der stille und kränkliche Guérard es jemals konnte oder Neigung dazu empfand.

Daunou war Geistlicher, Mitglied der Genossenschaft des Oratoriums zu Paris, seit dem Jahre 1787 Priester; aber wie viele seiner Standesgenossen hielt ihn das nicht ab, sich der naturalistischen Philosophie des 18ten Jahrhunderts in die Arme zu werfen und sich zugleich für die politischen Ideen zu begeistern, welche die Revolution zu verwirklichen gedachte. Im J. 1792 ward er zum Mitglied des Convents gewählt und spielte in den nächsten Jahren eine bedeutende Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs. Allerdings gehörte er in jener Versammlung zu den Gemäßigten, stimmte nicht für den Tod Ludwig XVI., widerstand den eigentlichen Schreckensmännern, gehörte zu den 63, welche gegen die Ausstoßung und den Tod der Girondisten ihre Stimme erhoben, dann aber selbst aus dem Convent ausgeschlossen, gefangen gesetzt und nur durch Robespierres Sturz gerettet wurden. In der nächst folgenden Zeit gelangt er dann zu bedeutendem Einfluß, hat wesentlichen Antheil an der Verfassung des Jahres III (der Directorialverfassung), bei deren Verhandlung er als Berichterstatter der Commission fungirt, wird nach Rom geschickt, um auch hier die Verfassung der Republik einzurichten, ist Mitglied im Rath der 500, im Tribunat, auch zu einem der beiden Consuln bestimmt, die nach dem

18. Brumaire neben Napoleon Bonaparte die Leitung des Staates übernehmen sollten. Aber den Versuchen des glücklichen Feldherrn, ihn für seine Interessen zu gewinnen, setzt Daunou jetzt und später einen hartnäckigen Widerstand entgegen; er versteht wo und wie er kann die republikanischen Grundsätze gegen den neuen Dictator und muß deshalb zuletzt von der Bühne des öffentlichen Lebens abtreten: Napoleon verhindert auch seine Ernennung zum Senator, veranlaßt die Entfernung aus dem Tribunat. — Sonderbar genug sind diese beiden Männer sich früher schon als Nebenbuhler begegnet. Mitten in den Stürmen der Revolution bewarben sich der Priester und der junge Artillerieofficier um einen Preis der Lyoner Akademie über die Aufgabe: *Quelles vérités et quels sentiments importe-t-il le plus d'inculquer aux hommes pour leur bonheur?* Jener trug im J. 1793 den Sieg davon. Vorher hat er ein Accessit von der Berliner Akademie erhalten. In der nächsten Zeit sind es dann freilich nur politische Schriften, zum Theil bestimmt unmittelbar auf die Ereignisse einzuwirken, welche seiner Feder den Ursprung verdanken. Doch behauptet er die Stellung eines Gelehrten, ist Mitglied des Instituts seit 1795, Lehrer der allgemeinen Grammatik an der Centralschule des Departement der Seine seit 1796, Vorsteher der Bibliothek des Pantheon seit 1797, ein Platz, den er im J. 1804 mit der Leitung des Staatsarchivs vertauschte. Und es waren das nicht Aemter, welche nur die äußere Stellung und Versorgung gaben; im Gegentheil Daunou widmete sich ihnen mit voller Hingebung und Liebe. Es wäre schwer gewesen, sagt sein Biograph, ihm ein Amt zu verschaffen mehr seinem Geschmack entsprechend

als das eines Bibliothekars: »car non-seulement il aimait les livres pour les lire, mais c'était encore pour lui un travail plein de charmes, que d'en faire le catalogue et de les ranger«. Und mit welchem Eifer und Erfolg er sich der Leitung und Ordnung des französischen Archivwesens hingegeben hat, ist bekannt genug. Er behauptete sich in seiner Stellung bis zur Restauration; aber nicht lange nach der zweiten Rückkehr der Bourbons verlor er sie wegen seiner politischen Antecedentien, um dann nach der Julirevolution wiederhergestellt zu werden. In der Zwischenzeit bekleidete er die Stelle eines Professors der Geschichte am Collège de France, die ihn aber nicht abhielt, sich in den 20er Jahren noch einmal lebhaft an den politischen Kämpfen seines Vaterlandes zu betheiligen: er gehörte als Mitglied der Deputirtenkammer zur entschiedenen Opposition, zu jenen 221, welche die wiederholte Auflösung der Kammer und die Ordonnanzen veranlaßten; und auch nach der Julirevolution vertrat er einige Jahre Brest in der Kammer, bis sein hohes Alter ihn veranlaßte, sich von der politischen Laufbahn zurückzuziehen, der ihn auch die spätere Ernennung zum Pair, ein halbes Jahr vor seinem Tode, nicht zurückgegeben hat. Ein anderes Staatsamt hat Daunou nie bekleidet: wiederholte Anträge Napoleons und seines Ministers Talleyrand lehnte er entschieden ab; später scheinen ihm solche nicht gekommen zu sein, hätten aber wohl kaum mehr Eingang gefunden. »Il a sacrifié, sagt Guérard, aux lettres une très-belle carrière politique, par opposition à ceux qui, pour la politique, désertent la science et la littérature. C'est qu'il était sérieusement et essentiellement homme des lettres«.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 1. December 1855.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Notice sur M. Daunou par M. B. Guérard suivie d'une notice sur M. Guérard par M. N. de Wailly.«

Daunous litterarische Thätigkeit war eine sehr umfassende und bewegte sich auf sehr verschiedenen Gebieten. Als Philosoph, Kritiker, Publicist, Biograph, war er in den verschiedenen Perioden seines Lebens thätig. Seinen Ruhm hat er, der eigentlich eine Abneigung gegen die Gelehrsamkeit als solche hatte, aber als gelehrter Historiker und Litterarhistoriker begründet, und bei aller Geringschätzung des Mittelalters, wesentlich durch Arbeiten, welche diesem Gebiete angehören. Sein Hauptwerk, Cours d'études historiques, die nach seinem Tode veröffentlichten Vorlesungen, die er am Collège de France gehalten, ist freilich allgemeinerer Art, eine Theorie und Geschichte der historischen Wissenschaften in großem Detail, wie sie an unsern deutschen Universitäten schwerlich gelehrt werden könnten, d. h. keine Zuhörer fänden.

Da das Werk in Deutschland wenig bekannt, auch von Guérard, der es bei Abfassung seiner Schrift noch nicht vollständig vor Augen hatte, nur kürzer besprochen ist, füge ich ein Wort über dasselbe hinzu. Es beginnt mit dem was Daunou nennt *Examen et choix des faits*, und zwar mit der historischen Kritik, wo, nachdem die allgemeinen Grundsätze derselben dargelegt sind, eine Uebersicht über die verschiedenen Arten der Quellen gegeben wird. Daran reiht sich unter der Bezeichnung *Usages de l'histoire* eine Erörterung über den Zusammenhang der Geschichte mit der Moral und Politik, sowie eine Auseinandersetzung darüber, welche Lehren beide Disciplinen aus der Geschichte zu schöpfen haben. Dann folgt als zweiter Haupttheil unter der Bezeichnung *Classification des faits* zuerst ein Abschnitt über die Geographie oder vielmehr die Geschichte dieser Wissenschaft, dann eine Darstellung und Geschichte der Chronologie: von der Ausführlichkeit dieser Arbeit wird es eine Idee geben, wenn ich bemerke, daß dieser Theil allein 4 Bände füllt, von denen 2 die Chronologie *technique*, 1 die Chronologie *litigieuse* und der vierte die Chronologie *positive* behandelt. Dann kommt der Autor auf die Kunst der Geschichtschreibung und gibt hier eine ausführliche Charakteristik der bedeutendsten Historiker zunächst des Alterthums. Soweit war es gelangt, allerdings in dem langen Zeitraum von 15 Jahren, indem er nach französischer Weise stetig aber langsam in seinen Vorlesungen fortschritt, als die Julirevolution diese Thätigkeit unterbrach. Daß diese Vorträge zur Beförderung eines gründlichen und ernstesten Studiums der Geschichte wesentlich beigetragen haben und auch gedruckt einen ehrenvollen Platz in der Litteratur einnehmen, wird

man gerne anerkennen, wenn man auch das Lob Guérards etwas übertrieben finden mag, wenn er sagt: »Ce cours . . . est sans doute un des meilleurs qu'on ait jamais professés au Collège de France, outre qu'il en est sorti l'une des compositions historiques les plus recommandables de notre siècle par la richesse de l'érudition réunie à la beauté du style«. Neben dieser Arbeit aber kommt vorzüglich in Betracht die Theilnahme Daunous an der Herausgabe der großen Sammlung der Quellen der französischen Geschichte des Mittelalters und an der Fortsetzung der *Histoire littéraire de France*. Beide von den Benedictinern begonnene, von der Académie des inscriptions aufgenommene und weiter geführte Unternehmungen waren größtentheils ihm anvertraut, und mit der Arbeitsamkeit und dem Eifer, die ihn auszeichneten, hat er sich diesen Gegenständen hingegeben, so fremdartig sie seinen Studien und Neigungen auch anfangs sein mochten. Kann man nun auch von dem was in den beiden unter seiner Theilnahme erschienenen Bänden (dem XIX. und XX) des *Recueil des historiens de France* nicht eben Sonderliches rühmen, so ist dagegen gewiß mit dem Biographen anzuerkennen, daß die *Histoire littéraire* ihm sehr viel verdankt, sowohl durch zahlreiche Artikel über einzelne Schriftsteller und zwar mit die bedeutendsten in der gerade behandelten Zeit, einen Bernhard von Clairvaur, Otto von Freisingen, Gottfried von Billehardouin, Vincenz von Beauvais, Thomas von Aquino, Albertus Magnus, Roger Bacon und Andere, wie durch die Schilderung des allgemeinen Zustandes der Wissenschaft und Bildung im 13. Jahrhundert, welche in den 16. Band aufgenommen ist. Es muß freilich als wun-

derlich, ja in mancher Beziehung als unglücklich erscheinen, daß ein Mann, von dem sein Biograph sagen muß, er habe das Mittelalter nur für eine Zeit der Barbarei gehalten, die altfranzösische Litteratur gering geachtet, gegen die Scholastik eine unüberwindliche Abneigung gehabt, nun eben die Koryphäen der scholastischen Philosophie, die ersten Dichter und Prosaisken Frankreichs in heimischer Sprache besprechen und beurtheilen soll. Er ist objectiv genug, um jenen Ansichten wenig Einfluß auf seine Arbeit zu gestatten, und widmet sich seiner Aufgabe wenigstens mit größter Treue: nirgends läßt er es an Sorgfalt und Gelehrsamkeit fehlen; »au caractère sévère de la composition, au ton simple et réservé de l'auteur, à sa methode, à sa conscience, à l'exactitude des faits et des citations, sagt Guérard, les lecteurs pourraient se croire encore avec les bénédictins«; wenn er dann hinzufügt, im Stil sei der Fortsetzer den Begründern des Werks überlegen gewesen, er habe sich als den geschickten Schriftsteller gezeigt, »qui sait mettre dans l'érudition tout ce qu'elle peut réclamer de la littérature«, so kann man auch dem wohl beistimmen, auch der Billigkeit seines Urtheils volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, dabei aber doch meinen, daß ihm Wesentliches gefehlt habe und auch seinen Arbeiten fehle, um die Aufgabe zu lösen, welche die Behandlung der französischen Litteratur des Mittelalters stellte: man wird wenigstens ebenso gern den einfachen und trocknen Benedictiner wie den wenn auch noch so gemäßigten Mann der Aufklärung und modernen Bildung über sie sprechen hören.

Die innere Abneigung aber, welche Daunou gegen das Mittelalter hatte, finden wir, wie ich

schon oben bemerkte, wenigstens theilweise bei Guérard wieder, d. h. bei dem Manne, der doch der eigentliche Wiederhersteller gründlicher Studien des Mittelalters in seinem Vaterlande geworden ist, der sich die größten Verdienste um die Geschichte, Geographie, rechtlichen und kirchlichen Alterthümer desselben erworben hat, seine Litteratur wie seine Institutionen gründlicher kannte als irgend jemand sonst in Frankreich. Er selbst, erzählt sein Biograph, habe, nach manchen Schwankungen über die Wahl seines Berufs, gedacht, sich dem Studium des klassischen Alterthumes zuzuwenden, aber durch den Rath eines Mannes, den er besonders hoch verehrte und dem er das dankbarste Andenken sein ganzes Leben hindurch bewahrte, des berühmten Sinologen Abel-Remusat, sei er bewogen worden, schon angefangene Studien liegen zu lassen und sich ganz den Denkmälern der französischen Geschichte des Mittelalters zuzuwenden. Ich gebe Hn de Wailly dabei gern Recht, wenn er meint, daß eben die gründliche Beschäftigung mit der alten, namentlich der lateinischen Litteratur Guérard befähigt habe, nun auch auf jenem später gewählten Gebiete mit solchem Erfolg, und namentlich mit solcher Genauigkeit und kritischen Schärfe zu arbeiten, wie man es bis dahin wenigstens in Frankreich nicht gewohnt war. Auf der andern Seite kann es aber wohl auch keinem Zweifel unterliegen, daß eben daher der in Guérards Arbeiten hervortretende Mangel an wahren Verständniß der Geschichte des Mittelalters und namentlich des germanischen Elementes stammt, der vor Jahren schon von mir in diesen Blättern (1841 Stück 78. 79) gerügt werden mußte und der Anderen (z. B. Hegel, Geschichte der italienischen Städteverfassung II, S. 343) zu

herbem Tadel Anlaß gegeben hat. Ich habe über den Gegenstand mit dem verstorbenen Freund häufig mündlich und schriftlich verkehrt; aber hier war keine Verständigung möglich. »Quant à l'organisation primitive des Germains, schrieb er mir im J. 1847, à leurs institutions, à leurs moeurs et au rôle qu'ils ont joué dans la civilisation, je continue de faire sur toutes ces questions mes anciennes réserves, et je persiste à croire que vos ancêtres, si vous tenez à cette descendance, quoique vous n'ayez aucune ressemblance morale avec eux, n'ont rien apporté de bon dans la société nouvelle, et que ce fut seulement en se dénationalisant qu'ils parvinrent à s'élever au niveau où les Romains étaient descendus«. Desto größer, muß ich aber hinzufügen, war seine Achtung vor der deutschen Wissenschaft, die er bei jeder Gelegenheit kundgab, die ihn zu einem ernstern Studium unserer historischen und rechtsgeschichtlichen Litteratur veranlaßte, und der er gerne die Entscheidung schwieriger Fragen übertrug. Als in den letzten Jahren das Buch von Roth über die Geschichte des Beneficialwesens sich mit allen bisherigen Annahmen und vorzüglich auch seinen eigenen Ausführungen in Widerspruch setzte, nahm das seine Theilnahme aufs lebhafteste in Anspruch. Nachdem er in einem Brief mehrere Zweifel und Fragen darüber aufgeworfen hatte, fährt er fort: »Je ne vois ici personne capable de les approfondir et de les résoudre. Nous avons, à la vérité, des historiens et des jurisconsultes d'un grand mérite; mais, si j'ose le dire, nos jurisconsultes ne sont pas assez historiens, et nos historiens pas assez jurisconsultes; ajoutez que les uns et les autres n'ont peut-être pas assez d'aptitude pour

la discussion des textes. Il nous faut donc attendre, sur cette matière difficile, le jugement de la docte Allemagne«. Ich mag auch anführen, daß er sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, nach seiner Ernennung zum Correspondenten der hiesigen Societät der Wissenschaften seinen Dank in einem deutschen Briefe auszusprechen.

Nur sehr kurze Zeit hat er derselben angehört. In verhältnißmäßig frühen Jahren ist er der Wissenschaft entrisen worden, nachdem er eben die Stellung an der kaiserlichen Bibliothek zu Paris, als einer der beiden Conservatoren der Handschriften, erhalten hatte, die er als gerechte Belohnung seiner Verdienste ansehen konnte. Im Jahr 1821 ist er als Supernumerär hier eingetreten, und nachdem er es vorher mit sehr verschiedenen seinen Neigungen wenig entsprechenden Beschäftigungen, als Elementarlehrer, auf einem kaufmännischen Comptoir, versucht hatte, ist er jetzt unwandelbar demselben Berufe treu geblieben, hat auch den Schauplatz seiner Thätigkeit nie gewechselt, sondern ist, erst langsam, dann rascher, zur obersten Stelle emporgestiegen, durch nichts von seinem stillen Gelehrtenleben abgelenkt, im Gegensatz gegen Andere, die er im Auge hat, wo er in der oben angeführten Stelle von solchen spricht, die um der Politik willen die Wissenschaft und Litteratur verlassen haben.

Ich kann nicht unbemerkt lassen, um so weniger, da Hr Bailly davon schweigt, daß Guérard sich offenbar stets in einer gewissen stillen Opposition namentlich zu Guizot gefühlt hat, zunächst natürlich auf litterarischem und historischem Gebiete. Er liebte die Arbeiten des berühmten Zeitgenossen nicht sonderlich; er fand sie ungründlich,

in Manchem geradezu irreführend, wie er es mündlich aussprach und auch öffentlich wohl kundgab. Es ist interessant zu erfahren, daß eine der ersten Arbeiten Guérards die im Universal von 1829 anonym erschienene Beurtheilung der *Histoire de la civilisation Guizots* war; eine seiner letzten, die Abhandlung *De la formation de l'état social, politique et administratif de la France*, welche dem Institut vorgelegt und in der *Bibliothèque de l'école des chartes* im J. 1849 gedruckt ward, war offenbar zunächst bestimmt, um die Resultate seiner eigenen Untersuchungen kurz und übersichtlich anderen und vornehmlich Guizots Ansichten entgegenzustellen. Auch politisch harmonirten sie nicht. Guérard hatte, wie schon bemerkt, nichts weniger als republikanische Grundsätze; ohne Legitimist zu sein, war er auch voll Abneigung gegen die Julirevolution, ihre Urheber und die, welche durch sie ans Ruder gekommen waren. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich einen Theil der scharfen Urtheile über Guizots Verhalten, die Perz im letzten Bande von Steins Leben ausspricht, auf Guérards Mittheilungen zurückführe.

Sonst beschäftigte er sich allerdings wenig mit Politik; wo er ihrer in seinen Briefen erwähnt, geschieht es in mehr ironischer oder doch in skeptischer Weise: er findet an allen Richtungen und Parteien etwas auszusehen, und er zieht sich am Ende auf einen Standpunkt stiller Beobachtung und Reflexion zurück. Darum konnte er, als Andere abtraten, auch unbedenklich die obere Stelle an der Bibliothek aus den Händen Napoleon II. annehmen.

Wenn der Biograph über diese Verhältnisse mit Stillschweigen hinweggeht, so verweilt er um so

länger bei den persönlichen so liebenswürdigen Eigenschaften Guérards. Jeder, der ihn näher kennen gelernt, hat den Ernst und die Tüchtigkeit seines Strebens, die Reinheit und den Adel seiner Gesinnung, den Eifer und die Gefälligkeit für alle, denen er bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten nützen konnte, die Herzlichkeit und Innigkeit seiner Freundschaft hochachten und verehren müssen. Auf den ersten Anblick hatte er wohl, wie es auch hier heißt, etwas Strenges und Zurückhaltendes; aber wo er einmal Vertrauen gefaßt und gefunden hatte, schloß er sich mit ganzer Seele an; seine ernstesten bei seiner Kränklichkeit immer etwas leidenvollen Züge erhielten einen Ausdruck von Wohlwollen und Liebe, den man nicht wieder vergißt. Ich kann aus eigener Erfahrung ganz bestätigen, was einer seiner Schüler Hr Lardif S. 243 über sein Verhalten im Allgemeinen sagt (*» il cherchait l'homme encore plus que le savant, les qualités morales plus encore que les qualités de l'esprit; et du jour où il s'était démontré qu'il pouvait accorder son estime à quelqu'un, sa réserve habituelle faisait place à un empressement affectueux qui étonnait parfois celui qui en était l'objet*), oder was Hr Wailly von der liebenswürdigen Weise zu erzählen weiß, mit der Guérard in einzelnen seltenen Fällen seine Freunde zu empfangen pflegte (*» Tout entier à ses hôtes et au bonheur de les posséder, il oubliait ses maux, et parvenait presque à en effacer les traces de sa physiognomie devenue alors ouverte et riante*). Nichts hat mir die 9 Monate meines Aufenthaltes zu Paris angenehmer gemacht als der Verkehr mit Guérard, der seine Freundschaft für Perz bald auf mich, den so viel jüngeren Mann übertrug; die einmal

angeknüpfte Verbindung ist auch nicht wieder gelöst worden, und ich bewahre als Andenken derselben eine Reihe von Briefen, von denen jeder ein Beweis zugleich seiner Theilnahme an allen wissenschaftlichen Angelegenheiten wie seiner herzlichen Zuneigung war.

Ueber Guérards Verdienste als Gelehrter brauche ich hier nichts hinzuzufügen. Seine Arbeit sur le système des divisions territoriales de la Gaule, die ihm die Pforten des Instituts in verhältnißmäßig jungen Jahren eröffnete, sein Commentar zum Polypiticum des Irmino, das Werk funfzehnjährigen Fleißes, welches seinen Ruhm auch außerhalb Frankreichs begründete, und dem sich später die Ausgabe und Erläuterung des Polypiticum S. Remigii Remensis ergänzend anschloß, die 7 Quartbände der Collection des cartulaires de France mit den ausführlichen Einleitungen zum ersten und vierten Bande, zu denen noch zwei weitere aus seinem Nachlaß kommen werden, zuletzt die gelehrte Erläuterung des Capitulare de villis, sichern seinem Namen ein unvergängliches Andenken neben den Koryphäen mittelalterlicher Studien in Frankreich aus dem 17ten Jahrhundert. Ueber einige dieser Werke habe ich mich früher in eben diesen Blättern ausgelassen (1852, St. 93 — 95. 1853, St. 106. 107), und darf um so mehr darauf verweisen, da auch Hr Wailly den Weg eingeschlagen hat, ein paar früher im Journal des Savants veröffentlichte Anzeigen der beiden Polypitica im Anhang seines Buches abdrucken zu lassen. Guérard hinterließ auch einen bedeutenden handschriftlichen Nachlaß, theils eine überaus reiche Sammlung von Auszügen aus den Quellen des Mittelalters und andern Büchern, für den Handgebrauch methodisch geordnet, theils

die sorgfältig ausgearbeiteten Hefte seiner an der Ecole des chartes gehaltenen Vorlesungen über Paläographie, mittelalttrige Geographie und Geschichte. Er hat befohlen, Alles zu zerstören, und Hr Bailly als Vollstrecker seines letzten Willens hat, wenn auch mit Bedauern und Widerstreben, dem nachkommen müssen. Dafür theilt er uns mit, daß eine Schrift des auch schon verstorbenen jüngeren Gelehrten Géraud, *Essai sur les livres dans l'antiquité et particulièrement chez les Romains*, sich hauptsächlich auf eine Vorlesung von Guérard stützt, und daß auch die übrigen aus den Nachschriften seiner Zuhörer unter Leitung des durch die wichtige Arbeit, *Etudes sur la condition de la classe agricole et l'état de l'agriculture en Normandie au moyen age*, auß vortheilhafteste bekannt gewordenen Herrn L. Delisle veröffentlicht werden sollen. Gewiß darf da noch manche Belehrung und Aufklärung erwartet werden.

Die beste Ehre aber, die man seinem Namen erzeigen kann, wird die Fortsetzung der von Guérard angefangenen Arbeiten in gleichem Geiste und mit gleicher Gründlichkeit durch seine Schüler sein, wie denn sich mehrere bereits einen ehrenvollen Namen auf dem Gebiet gelehrter Forschung gemacht haben, Hr Bailly selbst, Teulet, Maslatrie, Quicherat, Rozière, Delisle, Bordier und Andere. Der letzte war Guérard bei der beabsichtigten Herausgabe der Karolingischen Urkunden beigeordnet, deren Leitung jetzt an Bailly übergegangen ist. Guérard wie Bordier (s. über dessen besondere Schrift über diesen Gegenstand diese Blätter 1851. St. 71—74) waren mit mir einig in dem Urtheil über die Mangelhaftigkeit der neuen Ausgabe der Merovingischen Diplome durch

Pardessus. Jetzt, wo die beiden Collegen im Grabe ruhen, ist es wohl keine Indiscretion und wenigstens für die Nachfolger und Freunde Guérards von Interesse, wenn ich die Worte mittheile, die er mir in Folge meiner Beurtheilung jener Sammlung schrieb: »Les observations que vous faites sur l'édition des Diplomata, publiée par M. Pardessus, ont produit ici une grande sensation elles seront cause que l'Académie se décidera probablement à la recommencer une seconde fois Toutes vos critiques sont, je crois, très justes et très solides, et, de plus, présentées avec beaucoup de mesure et convenance. Mais, quoiqu'on en puisse penser ailleurs, je trouve que vous avez été fort indulgent, et que sauf l'amélioration apportée inévitablement au texte, revu par M. Teulet, cette publication est véritablement déplorable et bien au-dessous de celle de Bréquigny. Au surplus la seule part que l'Académie y ait prise, est d'avoir bien voulu y mettre son nom. J'espère que l'édition des chartes carlovingiennes ne méritera pas les mêmes reproches«. Gewiß war Niemand mehr geeignet als Guérard eine solche Unternehmung zu leiten und dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend hinauszuführen; ich zweifle auch nicht, daß er den Gedanken aufgegeben hätte, den er aussprach, die Sammlung ohne durchgehende chronologische Ordnung zu publiciren. Ist ihm nun nicht vergönnt worden, seinen Namen hier einer der großen Unternehmungen der Académie des inscriptions vorzusetzen, so wird das Werk, von anderen Händen fortgeführt, doch auch sein Andenken bewahren, gewissermaßen als ein Denkmal für ihn erscheinen.

G. Waiz.

G ö t t i n g e n

G. Wigand 1855. Die Aerzte in der Concurrenz und was da Noth thut. Von Dr. L. Besser. VII und 100 S. in Octav.

Die Schattenseiten der ärztlichen Praxis überhaupt und der in kleinen Städten und Dörfern insbesondere sind schon oft Gegenstand der Klage und Darstellung geworden, aber selten mit so viel Feuer und Leben geschildert als in diesem Werkchen, dessen Verf. aus eigener Erfahrung volles Material zu schöpfen Gelegenheit gehabt hat. Der Verf. führt uns die Leiden des Arztes vor Augen, welche entspringen aus der Unfähigkeit des Publicums, die Hülfe des Arztes richtig verwerthen und beurtheilen zu können, aus der Beschränktheit und Zerrissenheit der Zeit des Arztes, welche ihn behindern an den wissenschaftlichen Arbeiten seines Jahrhunderts Theil zu nehmen, aus seiner geringen Einnahme, die ihm Entbehrungen auflegt, die mit voller Erfüllung seines Berufes unverträglich sind. Alle diese Leiden finden aber nach dem Verf. ihren letzten Grund oder wenigstens ihre Spitze in der Concurrenz der Aerzte. Der Verf. hat hier zunächst nur eine kleine Landstadt oder ein Dorf im Auge, wo der Lage der Dinge nach nur ein Arzt leben kann, aber dennoch ein zweiter oder selbst dritter aus eignem Antriebe oder auf Anordnung der Regierung placirt wird. Daß in einem solchen Falle die Stellung des einen oder anderen Arztes oder beider eine klägliche werden muß, ist klar; bei gleich großer Praxis hat keiner sein hinreichendes Auskommen und wenn einer gut gedeiht muß der andere verkümmern, ist der eine ein kluger Weltmann, so wird der ehrliche Mann am Hungertuche nagen müssen und

im Fall er zugleich der bessere Arzt ist, wird gleichzeitig auch das Publicum zu Schaden kommen müssen. Mit den lebhaftesten Farben schildert der Verf. das Verkommen eines braven und wissenschaftlich tüchtigen Mannes in diesem Land und kommt endlich auf das Mittel, welches er gegen diese unberechtigte Concurrnz vorschlägt, es soll nämlich ferner über die Vertheilung der Aerzte auf dem Lande die ärztliche Corporation als Gesamtheit oder in einem dieselbe vertretenden Senat die einzige Entscheidung haben. In diesem Vorschlag liegt eine große Wahrheit und er steht in engster Beziehung zu allen organisch = reformatorischen Vorschlägen unserer Neuzeit, welche dahin gehen die von der abstracten Philosophie, stubegelehrten Demokratie und maschinenbeseelten Bureaokratie glücklich fertig gebrachte Auflösung der natürlichen Stände und Berufskreise des Staates in künstliche, als Staatsbürger getaufte, Atome von bestimmter Zahl, Größe und Gewicht, wieder aufzuheben und eine natürliche Organisation einzuführen. Diesem Vorschlag liegt das Bewußtsein zu Grunde, daß alle Verfassungen, Gesetze, Polizeizwang zc. völlig impotent sind, eine Regeneration socialer Verhältnisse zu bewirken, und daß diese ihren Anfang haben muß in einer Regeneration der Stände und der Standesehre. Ist diese möglich, so ist dann die Concurrnz in allen Berufskreisen nicht mehr gefährlich, ist sie nicht möglich, so sind alle anderen Mittel vergeblich und wir empfehlen daher den Vorschlag des Verfs von ganzem Herzen der Aufmerksamkeit und Beachtung.

Fr.

K i e l

Schröder 1854. Beiträge zur pathologischen

Anatomie der Neugeborenen von Dr. F. Weber
 Prof. der path. Anat. in Kiel. 1 Liefg. VI und
 74, 2. Liefg. VI u. 85, 3. Liefg. 78 S. in Oct.

Die im Jahre 1851 begonnenen Mittheilungen des Verf. über seine Beobachtungen in der pathologischen Anatomie der Neugeborenen liegen nun vollendet vor uns. Wir finden in denselben eine wesentliche Bereicherung dieses Gebietes der Pathologie der Neugeborenen überhaupt und müssen daher dem Verf. unsern Dank für dieselben abstatten. Werfen wir einen Blick auf die hauptsächlichsten vom Verf. hervorgehobenen Thatsachen, so finden wir zunächst mit großer Sorgfalt und Gründlichkeit behandelt: die während der Geburt durch Mißverhältnisse des Beckens und der Größe oder Lage des Kindes bewirkten mechanischen Hyperämien und Hämorrhagien. Von besonderer Wichtigkeit sind hier die Befunde dieser Veränderungen in den venösen Plexus und Gefäßen des Rückenmarks und seiner Häute bei unter den Zeichen des Trismus gestorbenen Kindern, der Befund von Zerreißungen des Längssinus des Schädels durch starke Verschiebungen der Schädelknochen bei der Geburt, die Hämorrhagien der Pleura und des Peritonäums. Interessante Fälle werden mitgetheilt von Pleuritis und Pericarditis des Fötus und Neugeborenen bei Puerperalfieber der Mutter, ausführlich werden behandelt die verschiedenen Krankheiten des Nabels: Blutungen aus der Nabelvene und Granulationen, Entzündungen des umgebenden Zellgewebes und der Vene zc. Bei einem todtgeborenen Zwillinge fand der Verf. eine ausgebildete Lebercirrhose und gleichzeitig Petechien der Haut, des Peritoneum, Pericardium, der Pleura und der Schleimhäute und glaubt alle diese Blutungen von der durch die

Entartung der Leber bewirkten Beeinträchtigung des Blutraums ableiten zu können. Das gleichzeitige Vorkommen von Lebercirrhose und Morbus maculosus wurde vom Verf. auch noch bei einem 18jährigen Knaben und einem älteren Manne beobachtet, doch läßt er es hier dahingestellt, ob die Beeinträchtigung des Blutraums allein die Veranlassung der Blutungen war, während ihm nicht zweifelhaft erscheint, daß die Leberkrankheit das primäre Leiden war. Des Verfs. Erfahrungen über den harnsauren Infarct der Harnkanälchen gehen dahin, daß derselbe nicht als Zeichen Statt gehabten Athems verwerthet werden kann, da in einzelnen Fällen derselbe auch bei Kindern gefunden wird, die während der Geburt starben, eine Beobachtung, die auch von Martin gemacht wurde. Am Schluß erwähnt der Verf., daß er in drei Fällen bei Neugeborenen, deren Mütter chlorotisch waren, Hemmungsbildungen der Herzscheidewand fand und fordert zu weiteren Beobachtungen über diese Veränderung und über Zusammenhang der Hemmungsbildungen überhaupt und der Chlorose der Mütter auf. In Betreff der zahlreichen anderen interessanten Einzelheiten dieser werthvollen Beiträge verweisen wir auf das Buch selbst.

Fr.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

Den 3. December 1855.

B e r l i n

Druck und Verlag von Georg Reimer 1855.
Die Adergeflechte des menschlichen Gehirnes. Eine
Monographie von Dr. Hubert Luschka. Mit 4
Tafeln Abbildungen. VI u. 174 S. in Quart.

Der sorgsam forschende Hr Verf. gibt uns in
dieser Schrift die Frucht von Untersuchungen, welche
sich in mehreren Punkten an seine eignen frühern
Arbeiten, namentlich über die serösen Häute, über
deren Zottengebilde und Epithelien anknüpfen.

In dem ersten Abschnitte werden die Höhlen
des Gehirns beschrieben. Der Canalis medullae,
auf welchen hier natürlich die Rede kommt, wurde
immer wenigstens spurweise wahrgenommen; ge-
wöhnlich ist er (S. 21) „an den meisten Stellen
in der Art obliterirt, daß er durch Bindegewebe,
Epithelialtrümmer und Corpp. amylacea erfüllt
ist.“ Das Interesse dieser Nachweisung, welcher
wohl nur Wenige jetzt widersprechen möchten, be-
ruht besonders darin, daß die, welche ihn geleug-
net haben, ihn nicht etwa übersehen, sondern

für etwas Anderes, für einen nervösen Theil, ansahen und ausgaben. — Beim Pferde ist der Canal besonders vollkommen; Flimmerhaare an seinen Epithelzellen. —

Von Gehirnthteilen werden bei Gelegenheit der Höhlen die am Eingange des 4. Ventrikels gelegenen zarten, an die pia mater sich eng anschließenden Theile (*ligula* s. *taenia*) besonders erwähnt. — Mit dem Namen des Nestes haben verschiedene Verfasser Verschiedenes bezeichnet. — Die *stria cornea* ist eine Ependymbildung, welche pathologisch mächtiger wird. Von der *taenia semicirc.* aus wurden seine Fasern zur oberflächlichen grauen Schicht des Streifenhügels verfolgt; es sei dies Bergmanns *flabellum*. Die *eminentia collateralis* Meck. hat Verf. einmal sehr ausgezeichnet beobachtet. Sie erwies sich als eine Erhabenheit, welche dem Boden eines Sulcus entsprach. Das oft mehr oder weniger obliterirte Hinterhorn hinterläßt dann doch Spuren von Ependymbildung. Das vordere Horn reicht ursprünglich in den *tractus olfactorius* und gewisse in diesem vorkommende Gewebtheile möchten vielleicht auch Reste von Epithel des Ependyms sein. — Das *foramen Monroi* ist nur pathologisch verschlossen, während dies für den *Ventric. septi pellucidi* die Regel bildet.

Wo die *pia mater* sich über den 4. Ventrikel spannt, stülpt sie sich auch in denselben ein, und zwar nicht bloß am untern Winkel des Ventrikels (Magendie'sche Oeffnung), sondern auch an beiden Seitenwinkeln (S. 27 ff. u. 134), so daß hier die Gefäßhaut und das Ependym in einander übergehen und die Hirnhöhlen mit dem Subarachnoidalraume zusammenhängen. Beim Pferde sei

der 4te Ventrikel unten geschlossen durch ein besonderes Blatt der pia mater. —

Die Arachnoidea geht in das Innere des Gehirns nicht weiter ein, als daß sie zwischen den (der pia mater angehörigen) Blättern der tela chorioidea superior Scheiden für die Vena magna Galeni und deren Aeste bildet. Diese liegen den größern Gefäßen nur locker an, so daß man, wie schon Bichat wußte, gewöhnlich neben der vena magna eine Sonde einschieben kann. Eine Öffnung aus dieser Scheide in die Hirnhöhlen gibt es aber nicht, sondern die Scheiden schließen sich weiterhin enger an die Venen und verschmelzen mit ihnen. —

II. Abschn. Subarachnoidalraum. Der Verf. hält den Begriff der Arachnoidea als eines Sackes fest: d. h. er erkennt auch ein parietales, nicht bloß durch Epithel an der dura mater repräsentirtes, Blatt (nach des Ref. Erfahrungen mit vollem Rechte) an. Wo Verbindungen beider Blätter durch Nervenaustritte vermittelt werden, geht ein Theil des innern Blattes auch in die Nervenscheide über. —

Die verschiedenen Abtheilungen des subarachnoidalen Raumes, welche speciell besprochen werden, hängen durchaus so untereinander zusammen, daß Flüssigkeit leicht in ihnen den Ort wechselt. Namentlich ist auch auf den Hirnwindungen die Verbindung der Arachnoidea mit der pia mater keineswegs so fest, daß nicht leicht Flüssigkeit aus einem Sulcus in den andern ginge. Dies zu beweisen hat Verf. sich auf die bedeutenden Mengen von Flüssigkeit (bis 5 Unzen) berufen, welche bei Schädelbrüchen ausfließen können, außerdem aber auch mehrere Versuche angestellt, theils mit Injection tropfbarer gefärbter Flüssigkeiten, theils

mit Luft, theils auch, indem nur die Dislocation der Cerebrospinalflüssigkeit selbst bei Leichen untersucht wurde, von welchen man die einen an den Beinen aufgehängt hatte, während die andern in der umgekehrten Stellung aufbewahrt waren. Wahrscheinlich würden diese Erfolge ebenso deutlich gewesen sein, wenn man die genannten Stellungen auch weniger lange hätte Statt finden lassen. Der Hr Verf. hat nicht angegeben, in welcher Weise, namentlich in welcher Lage der Leiche, die Oeffnung des Schädels beschafft wurde und ob nicht die Bewegung der Flüssigkeit größtentheils erst nach diesem Acte eintrat. Die physikalischen Verhältnisse, welche hier in Frage kommen, sind leider dem Hrn Verf. nicht klar gewesen, wie sich noch im fünften Abschn. zeigen wird, wie sich aber auch hier schon offenbart, indem er (S. 68) das Vorkommen des elastischen Gewebes in der visceralen Arachnoidea auf die Volumschwankungen ihres Inhaltes bezieht! Was sollte denn wohl den Raum zwischen den beiden Blättern der Arachnoidea füllen, wenn das Innere sich zusammenzöge?

Epithel findet sich nicht nur auf den einander zugewandten Seiten beider Blätter der Spinnwebhaut, sondern auch auf der Innenseite des visceralen Blattes. Vergehen der Epithelzellen: Verhältniß zur Secretion der Flüssigkeit. — Zotten auf beiden Blättern der Arachnoidea. Am parietalen Blatte auch beim Pferde beobachtet.

III. Abschn. Auskleidung der Hirnhöhlen. Das Epithel ist in den ersten Lebensjahren flimmernd, wird allmählig durch Plattenepithelium ersetzt. Selbst beim Erwachsenen finden sich, namentlich im 4ten Ventrikel, wohl noch einzelne Reste von Flimmerepithel. Ersatz von Flimmerepithel durch Flim-

merloses kommt nach Remak und Corti auch im Darms z. bei Froschlarven vor. — Die Epithelzellen findet man in verschiedenen Entwicklungsstufen und im Vergehen. Sie lassen, auch während man sie in Cerebrospinalflüssigkeit untersucht, helle Tropfen austreten, wie sie regelmäßig auch in dieser Flüssigkeit vorkommen. — Unter den Epithelzellen war oft eine helle, Kernkörperchen enthaltende Lamelle nachweisbar, vielleicht aus verschmolzenen Zellen, oder auch zur Bildung von Zellen bestimmt. Später, in Beziehung auf das Epithel der Adergeflechte (S. 125), äußert Verf. sich bestimmt dahin, daß Kerne in einer feinkörnigen Grundmasse Zellen bilden, indem sie sich mit einem Ballen dieser Masse bekleiden, an dessen Peripherie schließlich eine Haut sich verdichtet.

Das Ependym hat aber auch eine faserige Grundlage, sehr sparsam Bindegewebe enthaltend, außerdem bestehend aus den serösen Fasern des Verf., als deren ersten Entdecker er jetzt Valentin anerkennt (S. 140). Auch will er sie, seit den Aufschlüssen, welche v. Hefling über sie gegeben, nunmehr „Blastemfasern des Zellstoffes“ nennen. Außerdem bemerkte Verf. noch knottige unregelmäßig verästigte Stränge, vermuthlich Faserstoffstränge, an verschiedenen Stellen.

Die sog. Corpp. amylacea fehlen im Ependym des Erwachsenen nie gänzlich. Sie sind nicht immer concentrisch geschichtet, oft deutlich radiär gestreift. Verf. neigt sich zu der Ansicht, daß sie fettartig seien, und fühlt sich nicht veranlaßt, den Gedanken zu verfolgen: „daß der Kartoffelbrei als solcher zu Kopfe steige“ (gegen Busk).

Beim Forschen nach Blutgefäßen, welche jedoch dem Ependym kaum zukommen, hat Verf. öfte

äußerst feine Capillaren bemerkt, welche zum Theil gar keine Blutkörperchen durchlassen möchten.

IV. Abschn. Die Adergeflechte. Ihre Zotten und deren Histologie. Man unterscheidet faserigen und homogenen Zellstoff. Der letztere sei vielleicht der Membrana propria der Drüsen am meisten verwandt. Er setzt sich in das structurlose Blättchen des Ependyma fort.

Die Blutgefäße biegen innerhalb der Geflechte meist nicht durch feine einfache Capillaren, sondern durch gröbere Gefäße von zusammengesetztem Bau um. Gefäßzusammenhang mit dem Gehirn findet vielfach an den Stielen der Zotten Statt, wo feine Arterien in das Hirn eingehen und Venen aus demselben kommen. Hier ist denn auch der Zusammenhang zwischen den Geweben der Zotten und dem Ependyma.

Die so eigenthümlichen Elemente des Epithels haben nur lockern Zusammenhang untereinander. Man findet viele helle rundliche Zellen, oft mit hellem, oft ohne Kern. Helle Tropfen in und neben den Zellen. Beim Erwachsenen enthalten die Zellen meist neben dem Kerne ein dunkles glänzendes Körperchen, in welchem sehr starke Vergrößerungen noch ein oder zwei Körnchen zeigen. Manche Zellen enthalten Ringe und Stäbchen, welche sich aus diesen Körperchen zu entwickeln scheinen.

Die stachelartigen Fortsätze, welche man an vielen Zellen beobachtet, ragen zum Theil frei hervor. Andere sah Verf. zwischen die benachbarten Zellen eingefeilt.

Die Zellen sind sehr empfindlich, schon in Wasser veränderlich. Ihr Lebenslauf scheint zu sein, daß ihr Inhalt einen Schmelzungsproceß erleidet, in ihm sich die erwähnten Tropfen bilden. Dann

scheint die Zelle eine Zeit lang secretorisch fortzuwirken, endlich sich aufzulösen.

Bei der Betrachtung der einzelnen Adergeflechte finden wir noch, daß Verf. überall auf der pia mater des Rückenmarkes ein Epithel nachweist, welches auch am Gehirne nicht fehlt, wo größere Räume unter der Arachnoidea sich finden. Mehrfach hat er die Quellen der reichlichen Nervenfasern der Gefäßhaut, aus cerebrospinalen und sympathischen Ursprüngen gemischt, nachgewiesen. — Von Lymphgefäßen der pia mater hat Verf. nichts erkannt und meint, wer diese zarte Haut mikroskopisch untersucht habe, werde „die Angaben von übereinanderliegenden gröbern und feinem Lymphgefäßnetzen — wohl auf sich beruhen lassen.“ — Zwischen die beiden Blätter der tela chorioidea superior gelang es zuweilen Luft einzutreiben. — Was Bergmann in dem Wenzelschen Glomus für eine Nervenmarkmasse gehalten, sei Bindesubstanz. — Ueber den Gefäßbezirk der Vena magna Galeni wird eine vollständige Uebersicht gegeben.

An pathologischen, aber sehr gewöhnlichen Bildungen finden sich außer den Corpp. amylacea auch concentrisch geschichtete Körper von andern Reactionen, wie es scheint Colloidmasse. Diese sind oft größer, bilden auch größere Concremente. Mit Kalksalzen imprägnirt stellen sie den Hirnsand dar. Die Hydatiden sind gewöhnlich „hohle wassersüchtige Adergeflechtzotten“ oder Ansammlungen zwischen beiden Blättern der tela chor. superior.

V. Abschn. Cerebrospinalflüssigkeit. Leider wiederholt sich hier die ganz verkehrte Ansicht, daß diese Flüssigkeit bei der Expiration in den Schädel sich bewege. Man darf nicht müde werden, einer solchen Annahme zu widersprechen, bis jeder Studirende der Medicin sicher ist, daß ihm nicht

mehr solche physikalisch widersinnige Dinge vorge-
tragen werden. Bei der Expiration steigt der
Blutdruck im Schädel ebenso, wie im Spinalka-
nale, und wenn eine Bewegung der Cerebrospinal-
flüssigkeit Statt findet, so kann sie durchaus ihre
Richtung in diesem Momente nur gegen den Spi-
nalkanal haben, da dieser wenigstens in den Zwi-
schenwirbelräumen theilweise einer Erweiterung fä-
hig ist. Zeigen Experimente das Gegentheil, so
taugen sie nichts — oder es wären noch ganz
neue physikalische Bedingungen zu ermitteln. —

Die Quantität der Flüssigkeit betreffend wurden
aus dem ganzen Subarachnoidalraume einmal $2\frac{1}{2}$
Unzen gewonnen. In einer hart gefrorenen Leiche
eines in der Kälte Gestorbenen enthielten die
Ventrikel 3 Drachmen Eis. — Das Mikroskop
weist die oben erwähnten Tropfen in der Flüssig-
keit nach. Sie sind etwas elastisch zusammen-
haltend und sollen (bei Schädelbrüchen) zur Dia-
gnose der Flüssigkeit dienen. — Die Bildung
der Flüssigkeit leitet Verf., wie bekannt, nur von
dem Lebensproceß der Epithelien ab. Wir be-
zweifeln deren Theilnahme nicht, finden aber un-
genügend, was der Verf. gegen die Annahme ei-
ner Transsudation hier und an andern Orten
vorgebracht hat.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

194. 195. Stück.

Den 6. December 1855.

G ö r l i g

Heyn'sche Buchhandlung (G. Remer) 1855.
Johann Hus Predigten über die Sonn- und Fest-
tagsevangelien des Kirchenjahrs. Aus der böhmischen in die deutsche Sprache übersetzt von Dr.
Johannes Nowotny, Pastor zu Petershain bei
Niesky. Erste Abtheilung. 253 S. in Octav.

Diese Predigten, welche aus dem Munde des
gewaltigen böhmischen Volksredners Johann Hus
in der Bethlehemskapelle zu Prag erschallten, sind
aus einer alten böhmischen Postille entnommen,
welche die böhmisch-mährischen Brüder nach Herrnhut
gebracht haben, und welche der Herausg. sich
von da geborgt hat. Diese erste Abtheilung (die
zweite soll binnen Jahresfrist erscheinen) enthält
Predigten über die Sonntags-Evangelien nach der
Geburt und Erscheinung des Herrn; — über die
Sonntags-Evangelien Septuagesimä, Sexagesimä,
Quinquagesimä und in den Fasten; — über die
Evangelien am Auferstehungsfeste des Herrn und
den Sonntagen nach Ostern. Die Predigten be-

schäftigen sich mit einer praktischen Erörterung des Textes unter steter Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und sind 1412—13, also gerade zu der Zeit gehalten, wo das Schicksal von Hus seiner Entscheidung entgegeneilte.

Die Predigten sind sowohl für die Geschichte, als auch für das kirchliche System von Hus nicht ohne Wichtigkeit, und wir wollen daher über beide Punkte einige der wichtigsten Stellen ausheben. Der Papst Alexander V. hat eine Geldbulle (fürs Geld nämlich) herausgegeben, wodurch er die Predigt des Wortes Gottes in den Kapellen verbietet, mögen sie auch dazu errichtet und von Päpsten bestätigt worden sein, und dieser Bulle nach soll das Wort Gottes nur in Pfarr- und Klosterkirchen gesetzlich gepredigt werden dürfen. Diese Bulle setzte guten Andenkens der Priester und Prager Erzbischof Zbinuk mit andern Prälaten und der Mönch Jaroslav bei dem Papste durch. Sonst haben Bischöfe Kapellen errichtet, damit man darin predige, und der Priester und Prager Erzbischof Johannes hat mit eigener Hand den Grundstein zu der Kapelle Bethlehem gelegt und sie bestätigt. Aber der verstorbene Priester und Erzbischof Zbinuk hat sich gradezu gegen Bethlehem verschworen, und dazu wurde er von seinen Domherrn, von den Prager Pfarrern und Mönchen angeführt, die sich zum Untergange Bethlehems mit den Pfarrern vereinigten, damit so das Wort Gottes aufhöre, und ihm überhaupt das Predigtamt entzogen würde. Denn sie faßten auch den Beschluß, Hus in keiner Pfarr- oder Klosterkirche zum Predigen zuzulassen, wenn einmal die Kapelle Bethlehem nach dem Befehle des Papstes geschlossen sein würde. Deshalb berief er sich zuerst auf den gegenwärtigen Papst Johann XXIII;

aber sein Streit greift auch diesen Papst an, und so findet auch bei ihm die Wahrheit keine Aufnahme. Auf die Vorladung dieses Papstes an Husz nach Rom hat er sich aus folgenden Gründen nicht gestellt. Er hat drei Jahre hindurch seine Bertheidiger daselbst gestellt, die jedoch nie zum Verhöre vorgelesen wurden; ja man hielt sie fest, und warf sie ins Gefängniß, weil sie um ein gerechtes Gericht und Urtheil baten. Man findet an des Papstes Hofe wenig Wahrheit, die der Lehre der Schrift gemäß wäre. Er hätte durch eine solche Reise viel von der Predigt des Evangeliums versäumt, und was hätte er unterwegs Gutes thun können? An des Papstes Hofe hätte er keine Heiligkeit gefunden, sondern nur Streit und Zank und die beste Gelegenheit zur Simonie. Er hätte unnützer Weise viel Almosen verbraucht, und so die Armen darum gebracht. Der Streit, den er führt, ist gegen des Papstes Gebräuche gerichtet, nämlich gegen seine Gewalt, die ihm nicht etwa von Gott verliehen ist, sondern die er sich von Teufels wegen anmaßt. Endlich hat er überall Feinde, sowohl Böhmen wie Deutsche, die seinen Tod suchen; der Papst ist sein Feind und auch die Cardinäle sind seine Feinde, wie sich's aus ihren Briefen herausstellt, worin sie ihn einen Ketzer nennen, wiewohl sie ihn weder je gehört noch gesehen haben. Ein gerechtes Gericht kann er am wenigsten jetzt erwarten, wo so viele falsche Zeugen gegen ihn auftreten, und ihr Zeugniß, das sie in Prag über ihn abgaben, nach Rom schicken. Darunter zeugt einer, daß er predige, es wäre kein Leib Christi da, wenn ein Priester die Messe ließt. Ein anderer zeugt wieder, daß nach seiner Lehre der Priester, der in einer Todssünde befangen ist, das Brot bei der Messe wohl segnen, aber solches

nicht consecriren oder weihen könne, damit es Christi Leib werde. Ein dritter sagt aus, er hätte gepredigt, daß ein altes Weib würdiger sei, denn der Papst, und viele andere Stücke noch, die sie ihm zur Last legen. Darum ist es auch kein Wunder, daß er in den Rundschreiben, die ein Cardinal als erster Richter gegen ihn herausgegeben hat, bereits ein Verführer des Volks und Erfinder allerhand Irrthümer genannt werde. — Hussens Gegner erwirkten beim Papste Johann XXII. (soll heißen: XXIII.) eine Bulle, worin dieser befiehlt, daß man die guten und schlechten Bücher des Magisters Johannes Wiclef verbrenne, denn diese Bücher ärgern sie sehr, weil sie darin wegen ihrer Simonie, Hochmuth, Unzucht, Geiz und wegen anderer Laster gestraft werden. Auch das schneidet tief in ihre Seele, daß sie darin Armenprediger und Bettlerbeamte heißen; denn sie herrschen am liebsten gleich weltlichen Herrn. Das aber brennt sie am meisten, daß die weltlichen Obrigkeiten nach Recht und in guter Absicht ihre weltlichen Güter ihnen nehmen können, und man auch keinen Zehnt zu geben braucht, wenn sie ein ärgerliches Leben führen. Und darum ist es kein Wunder, daß einige Doctoren und Domherrn mit etlichen Pfarrern und Mönchen in einer Versammlung auf dem Prager Rathhause, wobei sie in deutscher Sprache gemeinschaftlich verhandelten, diese Sätze als keßerisch verwarfen. Die meisten Magister und die ganze Schaar der Lehrer und Studenten traten jedoch diesem Urtheile nicht bei, sondern kamen im Collegium in der gewöhnlichen Schule zusammen, und wiesen da aus der heil. Schrift nach, daß gedachte Doctoren mit ihrem Anhange die Wahrheit gradezu für Irrthum erklärten hätten. Sie luden sie deshalb in das Col-

legium zu einer Unterredung ein, auf daß sie da mit der Schrift ihr Urtheil begründen möchten, was sie jedoch nicht eingingen; denn sie hatten keine Stellen der h. Schrift für sich, womit sie ihr Urtheil gegen die Wahrheit hätten rechtfertigen können. Und an alle dem war der Doctor Stephan Palec schuld, ehemals, da er die Wahrheit liebte, Hufßens treuer Freund und zweiter Stanislaus. Und sie alle erhoben sich gegen Hufß und seine Freunde, weil dieselben die Bulle des Papstes mit dem Kreuzzuge gegen den König Ladislaus von Neapel nicht gutheißten wollten. Denn in der Bulle fordert der Papst alle, die Lust haben, Priester, Mönche und Nonnen zur Vernichtung des genannten Königs und zum Untergange aller derjenigen auf, die ihm unterthan sind, oder sich zu ihm halten. Ueberdies hat er ihn darin bis ins vierte Geschlecht seiner Nachkommenschaft verdammt, und trägt noch viele gotteslästerliche Dinge vor, sowie er Allen die Vergebung ihrer Sünden und der ewigen Strafen ertheilt, die an dem Kreuzzuge Theil nehmen oder Geld dazu geben. Der barmherzige Heiland ließ aber viele Magister, Priester und Laien diesen Trug der Sünde erkennen, weshalb sie aus vielfachen Beweggründen die gedachte Bulle nicht billigen wollten. Einige haben sogar ihr Leben daran gesetzt, indem sie den Priestern widersprachen, welche öffentlich über die Bulle predigten, daß der Papst der Gott dieser Welt sei, daß er die Sünden mit allen ihren Strafen nachlassen könne, wann und wie er nur wolle, und daß er auch mit eisernem Schwerte kämpfen könne, wie jeder andere, weltliche Fürst und König. Und darum wurden die treuen Bekenner der göttlichen Wahrheit, Martin, Johannes und Stanislaus enthauptet, und in Got-

tes Namen in Bethlehem begraben. Mehrere wurden noch eingezogen, gefoltert und eingekerkert. Bei diesem Berichte ist zu bemerken, daß Hus auch damals noch unter guten und schlechten Büchern Wiclef's unterscheidet, also gewiß nie in seinem Leben alle Sätze Wiclef's schlechthin gutgeheißen hat. Von der Versammlung seiner Anhänger im Carolinum und der Gegenpartei auf dem Prager Rathhause in Folge der Verdammung von Wiclef's Schriften durch Johann XXIII. am 2. Februar 1413 kommt sonst nichts vor. In der Predigt am Sonntage Invocavit redet Hus von einem Vorfalle, der einem treuen Freunde, Nikolaus Faulfisch, (der Name ist versehen und es ist Hieronymus Faulfisch gemeint) bei seinem Aufenthalte in England begegnete. Hieronymus verließ 1411 Prag, indem ihn der König Wladislaus II. von Polen zur Einrichtung der neugestifteten Universität zu Krakau berief, und im Mai 1412 kam der päpstliche Legat mit der Kreuzbulle in Böhmen an; wenn nun Hus von Hieronymus sagt, er sei noch in gutem Andenken bei ihm, so kann derselbe während der durch die Kreuzbulle in Prag verursachten Auftritte nicht in Prag gewesen sein, und die Excesse, deren er bei dieser Gelegenheit von den Carmelitermönchen, die als seine Kläger nach Costnitz gereist waren, beschuldigt wurde, erscheinen als böswillige Erdichtung.

In der Lehre spricht sich Hus trefflich über die wahre Buße aus. Die stolzen Priester sagen, ohne zu wissen, was sie sprechen, wenn Menschen Sünden nicht erlassen können, so ist es Lüge, was Christus der Herr sagt: Was ihr löset auf Erden, wird auch im Himmel gelöst sein. Sie wissen freilich nicht, warum das gesagt ist. Christus sollte den Menschen den h. Geist geben, und von

dem h. Geiste sollten seinen Getreuen ihre Sünden erlassen werden. Denn was bist du, o Mensch? Du bist krank und bedarfst der Gesundheit; solltest du mir also Arzt sein? Suche vielmehr selbst die heilsame Arznei, und das nach ausdrücklicher Weisung des Herrn Christi beim h. Geiste, den er seinen Jüngern gegeben hat, damit durch ihn und nicht durch menschliches Verdienst uns die Sünden erlassen würden. Es kann Jemand Sünden erlassen mittelst eigener Macht, die er von keinem Andern bekommen hat. Und auf solche Weise kann nur Gott der Vater, Sohn und h. Geist die Sünden vergeben, und sonst kein Anderer, und diese Sündenvergebung wird die allerhöchste genannt. Zum zweiten kann Jemand dem zunächst und auf würdige Weise die Sünden erlassen, wenn er durch eigenes Verdienst jene Macht erlangt hat. Und demnach ist Christus als Mensch der heiligste Priester durch sein Verdienst; er hat sich abgemühet und einen schrecklichen und schimpflichen Tod für der Menschen Erlösung gelitten. Und daher hat er von seiner göttlichen Natur die Macht, die Sünden zu vergeben, wem er will; aber kein anderer Mensch oder Priester hat sonst diese Gewalt. Zum dritten kann Jemand Sünden vergeben, indem er nämlich die Sünden eines Andern unterscheidet, seine Absicht ausforscht und erkennt, und nach seinem heiligen Begehren ihm die Vergebung der Sünden auf diese Weise verkündigt: Siehe, lieber Bruder, wenn du deine Sünden herzlich bereuest, und nicht mehr sündigen, sondern Gottes Gebote eifrig erfüllen willst, so sage ich dir, daß dir deine Sünden vergeben werden. Und so vergibt zuerst Gott die Sünden nach seiner höchsten Macht und Gewalt; zum zweiten vergibt Christus uns unsere Sünden, als höchster Mensch

nach Gott durch sein Verdienst; er vergibt Allen, die selig werden, ihre Sünden. Und zu allerlezt vergeben die Priester die Sünden, indem sie nach der ihnen gegebenen Macht richten und verkündigen, wem Gott die Sünden erlasse. Gott behält aber auch die Sünden demjenigen, dem er sie nicht vergeben will, und das gilt von jedem Menschen, der nicht Buße thut. Auch Christus behält die Sünden, wenn sie sein heiliges Leiden nicht tilgt. Die Priester können aber die Sünden anders nicht behalten, als daß sie verkündigen, wem Gott nach seinem heiligen Worte die Sünden behalte. Und das thun sie, indem sie also sprechen: Siehe, lieber Bruder, du willst zwar des Ehebruchs wegen Buße thun, aber Gott vergibt dir nicht, bis du auch wirklich darüber Buße thuest, und ich kann dich davon nicht lossprechen. Und aus alle dem ersiehst du, lieber Christ, daß der Mensch nur durch Gottes Macht und Christi Verdienst Bergebung seiner Sünden empfangen könne. — Ueber das Verhältniß des Wortes zum Sacramente lehrt Hus: Die Predigt und das Anhören des Wortes ist darum ehrwürdig, weil der Sohn Gottes selbst den Samen der göttlichen Wahrheit austreute, und unter Anderm im Predigen vorzüglich eifrig war. Er selbst taufte wenig, hielt auch nur ein einziges Abendmahl, als er sich für uns opfern wollte am Kreuze; aber er fing schon in seinem zwölften Jahre an zu predigen, und trat dann in seinem dreißigsten Jahre sein Lehramt an, und predigte bis zu seinem heiligen Tode über drei volle Jahre. Die Feier des heil. Abendmahls ist die Segnung des Brotes, damit es Christi Leib werde; die Messe wirkt also, daß das Brot der göttliche Leib werde, und das dauert nicht ewig. Aber die evangelische Predigt wirkt, daß die Seele

gleichsam die göttliche Natur annimmt, indem sie mit Christo eins wird in seiner heiligen Gnade, und das bleibt in Ewigkeit. Holzhausen.

L o n d o n

John Churchill 1855. The Pathology and Treatment of Leucorrhoea, by W. Tyler Smith, M. D. Physician—Accoucheur to St. Mary's Hospital. X u. 217 S. in Octav.

Nachdem Verf. die Grundzüge vorliegender Abhandlung schon im Jahre 1852 der Royal Medical and Surgical Society vorgelegt hatte und dieselben im 35. Bande der Med.-Chirurg. Transactions erschienen waren, hat er dem Gegenstande weitere Aufmerksamkeit geschenkt, bis daß er glaubte, denselben so weit abgeschlossen zu haben, um ihn in vorliegender Form dem größern Publicum zu übergeben. — Wer mit den Arbeiten über Leucorrhoea bekannt ist, weiß, daß die meisten nur gehaltlose Compilationen oder am Schreibtische erfundene Dinge enthalten, die kurze Zeit nach ihrem Entstehen der Vergessenheit anheimfallen, während sie nie praktischen Nutzen gebracht; in diesem Werke jedoch begegnen wir dem energischen Denker, dem mit den neuesten Fortschritten vertrauten Arzte, der es verstanden, die der Medicin in neuerer Zeit gebotenen diagnostischen Hülfsmittel auf ein Feld auszudehnen, in dem sie die reichste Ausbeute geben und der die Resultate seiner Untersuchungen am Krankenbette geprüft und ihre Wahrheit erkannt hat, ehe er sie in die Doffentlichkeit schickte. Was ist nicht Alles über Leucorrhoe geredet und geschrieben und wie wenig ist unser Wissen über dieses häufigste aller Frauenleiden dadurch weiter gebracht; über die meisten

diagnostischen und pathologischen Punkte herrscht die größte Unsicherheit, die sich auch auf die Behandlung ausdehnt und sich jeden Augenblick in der Praxis zeigt; die verschiedensten Folgezustände wie Entzündung, Ulceration zc. werden für die Hauptkrankheiten, für die Ursachen der Ausflüsse erklärt und jede Ansicht mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigt; und während die Einen in der Behandlung Alles mit Instrumenten zwingen wollen, verfallen die Andern in den entgegengesetzten Fehler und verdammen sie ganz und lassen so den Praktiker, welcher einen sichern Weg sucht, irre und unsicher, welchen er einschlagen soll.

Im vorliegenden Buche jedoch finden wir die ganze Lehre auf genaue wissenschaftliche Untersuchungen basirt, und da dieselben immer genau angegeben, durch schöne Zeichnungen versinnlicht und durch genau erzählte Krankengeschichten begründet sind, so haben alle Ansichten das Gepräge der Wahrheit an der Stirn. Das Buch ist eins von den wenigen, dessen Inhalt seinem Volumen gleich kommt. Vielleicht werden Manche einen Anstoß daran finden, daß der Verf. ein so veraltetes, eigentlich nichts sagendes Wort, wie *Leucorrhoe*, zur Bezeichnung einer bestimmten Krankheitsgruppe gebraucht. Er entschuldigt sich jedoch selbst (S. 3): „Es ist allerdings wahr, daß der Ausfluß nur ein Symptom von oft sehr verschiedenen, bisweilen sich gerade entgegengesetzten Zuständen des Uterus und der Vagina ist; jedoch ist er das hauptsächlichste Symptom in der Mehrzahl der Fälle und in der Hauptform, der cervikalen *Leucorrh.*, nicht mehr Symptom, sondern Krankheit selbst. Wenn wir *Leuc.* als eine bestimmte, abgegrenzte Krankheitsform nehmen, so verfallen wir in einen Fehler; ignoriren wir jedoch die Ausflüsse ganz

oder theilweise und gebrauchen die Worte: Entzündung, Verschwärung, Verhärtung, Hypertrophie u., so machen wir denselben Fehler, denn auch diese sind nur Symptome. Würden wir alle Zustände, bei denen Leuc. vorkommt, einzeln definieren und abhandeln wollen, so würden wir es mit einer unendlichen Masse von Namen zu thun haben, wir müßten von Epithelialvaginitis, Papillavaginitis, Eruptionen des os und cervix uter., von Entzündung der Innenfläche des Cervix, von folliculären Affectionen desselben u. handeln, und obgleich diese Zustände oft ganz ohne Complication und für sich allein vorkommen, so laufen sie doch oft so sehr ineinander, daß eine genaue Trennung unmöglich erscheint. Viele andere von Leuc. begleiteten Zustände würden dann doch auch übergegangen, wie Syphilis, Geschwülste, Lagenabweichungen — und deshalb faßt die Bezeichnung Leucorrhoe eine große Zahl verschiedener Zustände passender, als jede andere zusammen, und indem wir von den Ausflüssen und ihren Ursachen bei der Untersuchung ausgehen, können wir allein hoffen, eine genaue Kenntniß einer wichtigen Klasse von Uterinkrankheiten zu erlangen. Es ist klar, daß dadurch auch die Behandlung wesentlich erleichtert wird.“

Wer hiemit nicht einverstanden sein sollte, den verweist Ref. auf das Buch selbst; er wird nach aufmerksamem Studium desselben sich zu des Vfs Ansichten bekennen.

Smith beginnt seine Abhandlung mit einer genauen anatom. Untersuchung der Vagina, des Os und Cervix uteri; er betrachtet sie nur so weit, als sie bei der Leucorrh. theiligt sind, also nur ihre Schleimhaut. Die Schleimfollikel fand er gegen Huschke's Ansicht

zahlreicher im untern Theile der Vagina um die Harnröhrenmündung herum, als im oberen, wo sie feltner werden; das Epithel dagegen ist im obern Theile dicker. Die Papillen, die einen Hauptantheil bei den Erkrankungen der vaginal-schleimhaut haben, sind zahlreich, meist einfach, bisweilen aber doppelt und dreifach getheilt. — An der port. vaginal. unterscheidet sich die äußere Fläche bestimmt von der innern; erstere ist wie die Mucosa der Vagina gebaut und ihre Krankheiten dieselben; jedoch findet man keine Drüsen in ihr und was hin und wieder so erscheint, sind nichts als Papillen mit Blutgefäßen an der Spitze, die des Epithelialüberzuges halber so dunkel erscheinen. Beim Uebergange in den Cervicalkanal wird die Schleimhaut feiner und wo die Falten beginnen, enthält sie Schleimdrüsen und Cylinder-, statt Pflasterepithel, welches höher hinauf gewimpert wird. Die Papillen sind groß, enthalten oft doppelte Gefäßschlingen. Nerven sah Verf. nie in ihnen, weshalb er auch nicht der Ansicht von Franz Kilian ist, daß die Papillen der Empfindung bevorstehen, zumal die betreffenden Theile im normalen Zustande ziemlich unempfindlich sind. Vielleicht sind die Papillen des Cervix nur sogen. Gefäßpapillen Wagner's. Nur im unterliegenden Gewebe fand der Verfasser Nerven.

Das 2. Kapitel ist der Schilderung des Cervicalkanals und besonders seiner drüsigen Structur gewidmet. Die bisherigen Beschreibungen sind sehr mangelhaft, durchaus nicht in Uebereinstimmung mit der physiolog. und patholog. Wichtigkeit der Theile, was aber gewiß nur dadurch kommt, daß man der äußern Fläche des Cervix und dem Os uter. zu viel Aufmerksamkeit zuge-

wandt hat, die der Innenfläche des Canals viel mehr gebührt.

Die Resultate aus des Verfs Untersuchungen stellen sich wie folgt dar: Man findet im Canalis cervicis 4 Längsfurchen oder Erhabenheiten, zwischen denen 4 Säulen querverlaufender Falten liegen, die Zwischenstellen erscheinen bei geringer Vergrößerung ebenfalls faltig, und man findet in ihnen mit bloßem Auge Schleimcrypten, die offen stehen und oft 1''' tief sind; in manchen Fällen laufen die Querfalten unregelmäßig strahlenförmig vom os ut. aus, in andern Fällen stehen sie so dicht an einander und sind so dünn, daß zwischen ihnen nur ganz schmale tiefe Einschnitte bleiben. Während der Schwangerschaft und bei Hypertrophien des Uterus werden die Falten stärker, verschwinden während der Geburt ganz, bilden sich nachher aber wieder aus, aber nicht so regelmäßig, wie sie im jungfräulichen Zustande waren. Bei Kindern sind sie besonders deutlich. — Bei nur 9facher Vergrößerung erscheinen die kleinen Falten netzförmig arrangirt und zwischen ihnen sowohl als in den Längsfurchen findet man Schleimdrüschchen, deren Zahl sich auf 2—3000 schätzen läßt, während bei 18facher Vergrößerung man auch die kleinen Fältchen mit Krypten besetzt findet und an wenigstens 10000 zählen kann. Die ganze Mucosa des Kanals erscheint demnach von einer großen Ausdehnung und nichts als einen großen Drüsenapparat darzustellen; sie verhält sich den übrigen Schleimhäuten innerer Gebilde ähnlich, während die der Vagina und der port. vag. in physiolog. und patholog. Hinsicht mehr der äußern Haut gleicht. Verf. vergleicht den drüsenreichen Scheideneingang passend als Cervix vaginae mit dem Cervix uteri. — Die Schleim-

haut der eigentlichen Uterinhöhle hat er nicht in seine Untersuchungen hineingezogen, da sie, wie er später zeigt, bei der Leuc. nicht in Betracht kommt.

Es folgt nun im 3. Kapitel eine genaue Untersuchung und Würdigung der Secrete des Uterovaginalkanals im gesunden Zustande. Die Talgfollikel der Vulva haben keine Bedeutung, als die Theile vor Beleidigung zu schützen, und kommen weniger bei Leuc. als bei Eruptionskrankheiten der äußern Genitalien in Betracht; ebenso haben bei der Leuc. die Schleimdrüsen des Introit. vag. wenig Bedeutung, und ihre Absonderung findet man nur momentan bei sexuellen Erregungen verstärkt. Alle diese Secrete, so wie der aus Plasma und Pflasterepithel bestehende Vaginalschleim reagiren stark sauer, was in der Schwangerschaft noch verstärkt wird.

Mehr Bedeutung ist dem Secrete des Cervix beizulegen. Es besteht aus einem alkalisch reagirenden, viscidem hellen Plasma, das mit Schleimkörperchen reichlich gemischt ist; sind Pflasterepithelien beigemischt, so rühren sie von der port. vag. oder dem os ut. her. Die Absonderung findet im ungeschwängerten Zustande nur periodisch Statt, indem vor jeder Menstruationsperiode nur so viel Secret geliefert wird, als zur Verschließung des Kanals nöthig ist, was aber bei der folgenden Blutung weggeschwemmt wird, um sich nachher von neuem zu bilden. Den Nutzen dieser Secretion stellt Verf. als den dar, den Uterus zu schließen und gegen äußere Einflüsse zu schützen, so wie ein passendes Medium für den Durchgang der Spermatozoën zum Uterus zu bilden.

In der Schwangerschaft bleibt der Pfropf, wird er durch stärkere Secretion entfernt, so wird er gleich wieder gebildet; sein unteres Ende erscheint

weißlich, mit Epithel gemischt in Folge der Berührung mit dem sauren, Epithel enthaltenden Vaginalschleim; wenn aber Verf. dieses Verhalten nur in der Schwangerschaft gesehen haben will und es als ein Zeichen derselben betrachtet, so ist nicht einzusehen, warum im nicht schwangern Zustande sich nicht dieselbe Erscheinung in Folge der Einwirkung der Vaginalsecrete bilden soll (Ref.). Während der Geburt wird durch stärkere Secretion der Pfropf entfernt, die Vagina durch den Cervicalsehim schlüpfrig erhalten; man betrachtete diese Absonderung bisher als aus der Vagina kommend; Verf. hat jedoch Recht, wenn er bemerkt, daß die Bag. in diesem Falle ganz ihres Epithels beraubt und sehr schmerzhaft und wund werden müßte, was nicht der Fall ist. Auch zeigt die alkal. Reaction und mikroskopische Beschaffenheit des Schleimes seine Quelle zur Genüge. — Eine interessante Erscheinung ist die Thatsache, daß Saugen des Kindes immer einen stärkern Ausfluß aus den Genitalien hervorruft, der während der Lactationsperiode entweder anhaltend ist, oder nur zur Zeit der catamenialen Aufregung eintritt.

Hinsichtlich einer genauen Schilderung der Secrete, die die Grundlage von des Verfs. praktischen Schlüssen bildet, muß das Buch nachgesehen werden, in dem auch die Meinungsverschiedenheiten der Auctoren hinsichtlich der Quantität und Qualität jener angegeben und dadurch treffend erklärt werden, daß bis jetzt dem Cervix beim Zustandekommen der Ausflüsse zu wenig Wichtigkeit beigelegt wurde, indem man die ihm eigene Absonderung in den Ausflüssen nicht fand; der Vf. führt dies aber sehr einfach und wahr darauf zurück, daß der Schleim des Cervicalkanals durch Berührung mit dem der Scheide sauer wird, seine

Durchsichtigkeit verliert und durch Vermischung mit ersterem auch mikroskopisch keinen Unterschied von ihm mehr darbietet, weshalb man alle Ausflüsse für aus der Vagina kommend hielt (S. 49. 50).

Nachdem Verf. so einen festen Boden für seine pathologischen Anschauungen gewonnen, geht er im 4. Kapitel zur Schilderung der Leucorrhoe selbst über. Der Nachweis zweier ganz verschieden gebauter und verschiedene Secrete liefernder Oberflächen in der Vagina und im Cervicalkanal führt zur Unterscheidung von 2 Hauptformen der Leuc., der mukösen oder cervicalen und der epithelialen oder vaginalen; obgleich oft mit einander verbunden bildet die erstere doch die häufigste. Sie stellt sich anfangs als einfache Hypersecretion dar, indem das normal nur periodisch gelieferte Secret constant fließt; dieses erscheint durch Berührung mit den sauren vaginalen Secreten weißlich, seifenähnlich, wird es direct aus dem Cervix genommen, heller und durchsichtiger; es reagirt alkalisch, ist wie das normale Secret zusammengesetzt, nur in heftigen Fällen ist ihm Eiter, auch Blut beigemischt. Diese Form hat, wenn sie profus wird, einen nachtheiligen Einfluß auf die Constitution. — Die epitheliale Leuc., gewöhnlich im Verein mit der mukösen vorkommend, hat ihren Sitz auf der äußeren Fläche des Cervix und auf der Vagina; auch hier verhält sich das Secret wie das normale, nur sind die Epithelien jung, unentwickelt, und in höhern Graden mit Blut- und Eiterkügelchen vermischt.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 8. December 1855.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »The Pathology and Treatment of Leucorrhoea by W. T. Smith.«

Diese Form wäre von der ersten schwer zu unterscheiden, wenn nicht die Beschaffenheit der vaginalen Wände gleich auf die Diagnose leitete. Die milde Art der vaginalen Leuc. nennt Verf. auch epitheliale, die heftigere villöse Vaginitis, weil bei ihr die Papillen mit ergriffen sind. Bei letzterer kommt bisweilen eine Abstoßung des Epithels in Form von Lappen und Fetzen vor, ähnlich der Desquamation in gewissen Hautkrankheiten, welche besonders heftig in der Schwangerschaft auftritt — membranöse Leuc. genannt.

Die am Scheideneingang gelegenen Drüsen sind nur bei der Leuc. der Kinder afficirt, und Verf. sah auch nie einen schleimigen Ausfluß aus der Uterinhöhle selbst; Letzteres ist um so wichtiger, als bekanntlich unsere neuesten deutschen Autoren,

und unter ihnen besonders Kirwisch, jener den Hauptantheil bei der Leuc. zuschrieben, und nach Smith's Erfahrungen somit auch die von Jenen empfohlenen und so gefährlichen Injectionen und Cauterisationen der Uterushöhle überflüssig werden (Ref.).

Berf. bemerkt an dieser Stelle mit Recht, daß man seinen Ansichten den Einwurf machen könne, es bedürfe, um im einzelnen Falle die Quelle des Ausflusses zu erkennen, immer einer mikroskopischen Untersuchung, wodurch ihr praktischer Werth natürlich sehr geschmälert würde; doch ist dies nicht der Fall, da sich das unveränderte, wie das durch Berührung mit der Vagina veränderte Cervicalsecret leicht von dem milch- oder rahmähnlichen der Scheide unterscheidet, die membran. Form der vaginalen Leuc. gar nicht zu verwechseln ist und eine genaue Besichtigung des Cervix und der Vagina immer zur sichern Diagnose führt.

Das nächstfolgende Kapitel schildert die Folgezustände der Leuc. Ref. ist in voller Uebereinstimmung mit dem Berf., wenn dieser gegen die Einseitigkeit eifert, mit der man Entzündung des Cervix, Abschürfung, Verschwärung des Muttermundes, Hypertrophie desselben als selbständige Krankheiten aufgestellt; es sind dies in den meisten Fällen nur secundäre, durch die Leuc. bedingte Zustände. Die Reihenfolge, in der sie auftreten, ist: Zuerst zeigt sich meist eine vermehrte Gefäßinjection in Form eines rothen Ringes um das os ut., dann folgt Epithelabstoßung (Abrasion), darauf oberflächliche Verschwärung des os und cerv. ut. und bisweilen Inversion der Schleimhaut des Cervicalkanals. Bei längerer Dauer der Leuc. und des mit ihr einhergehenden Reizungszustan-

des tritt bisweilen Induration und Hypertrophie ein. Natürlich sind hiemit andere Ursachen der angegebenen Zustände nicht ausgeschlossen, jedoch wird diese Anschauung von den unfruchtbaren Theorien der Entzündung des os und cerv. ut., und dem selbständigen Auftreten der Ulceration daselbst die Aerzte zurückbringen und Einseitigkeit auf der einen, wie auf der andern Seite verhüten (Ref.). — Daß auch in der Vag. Epithelverlust und Ulceration nach lange dauernder Leuc. eintreten kann, ist natürlich, so wie Verf. auch passende Bemerkungen über die Wirkung lange dauernder Ausflüsse auf die Constitution, und über die diagnostischen Unterschiede der Ausflüsse von denen bei Carcinoma uter., die übrigens nichts Neues enthalten, hier einfügt.

Das 6. Kapitel enthält eine Darstellung der Beziehungen der Leuc. zu secundärer Syphilis. Verf. erklärt die Zeichen der syphil. Leuc. als an und für sich nicht, sondern nur durch ein Zusammentreffen verschiedener Umstände charakterisirt und bekennt sich auf seine Beobachtungen gestützt und unter Anführung mehrerer hieher bezüglichen Fälle zu den Ansichten Diday's und Dubois', und erklärt, daß 1. die constit. Affection auf nicht gehörig geheilte primäre Syphilis folgen kann, daß aber 2. eine sehr häufige Entstehungsweise die ist, daß eine früher gesunde Mutter dadurch erkrankt, daß sie von einem secundär syphilitischen Manne geschwängert durch das erkrankte Ei die secund. Syphilis bekommt. Von einer directen Uebertragung derselben vom Manne an die Frau oder der Amme an das Kind hat er kein Beispiel gesehen und bezweifelt sie deshalb.

Im 7. Kapitel wird das Verhältniß der vagi-

nalen L. zur Gonorrhoe der Frau, zur Urethritis des Mannes und zur Ophthalm. neonat. geschildert. Die Erscheinungen der Gonorrhoe bei Frauen sind ganz die einer acuten epithelialen Vaginitis; eine einfache, nicht specifische Vaginalleucorrhoe, bei der das Secret sehr reizend ist, kann Tripper und Balanitis beim Manne und Ophthalmie beim Neugeborenen hervorrufen, wofür zahlreiche Krankengeschichten als Belege angeführt werden. Vf. glaubt, die epithel. Leuc. sei das Mittel- und Verbindungsglied zwischen Gonorrhoe und Ophthalm. neon., so wie ihn seine Untersuchungen keinen Unterschied zwischen Gonorrhoe und einer nicht infectuösen Leucorrh., gezeigt haben. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Anatomie und Pathologie der Ovula Nabothi. Man hat diese Gebilde gewöhnlich für verschlossene und ausgedehnte Schleimfollikel erklärt; sie finden sich jedoch auch da, wo Follikel nicht vorhanden sind, wie an der vaginalen Fläche des Cervix. Verf. hält sie für eine Neubildung, für Bläschen, die sich in den tiefern Schichten der Schleimhaut bilden, von einer dünnen Membran bedeckt sind und einen aus Fettzellen, Eiterkörperchen und Cholestearinkrystallen zusammengesetzten Inhalt zeigen, wie er in den Follikeln nie vorkommt. Sie pläzen bisweilen, ulceriren und können dem Muttermund ein krebfiges Ansehen geben; hin und wieder verlängern sie sich zu einem Stiele und bilden allein oder in Bündeln eine Art Blasenpolypen. Refer. ist ganz der Ansicht des Verfs., daß sehr verschiedene Dinge unter dem Namen »ovula Nabothi« begriffen sind und daß ein vollständiges Verschwinden jenes Namens aus der Medicin von großem Nutzen wäre.

Sehr wichtig ist die im 9. Kapitel besprochene Combination von Leuc. mit den verschiedenen Formen der Menstruationsstörungen. Sie findet sich besonders bei der cervicalen Leuc. und kann sowohl Ursache derselben als Folgezustand sein. Die Amenorrhoe ist gewöhnlich Folge allgemeiner Schwäche, bisweilen auch die der Atrophia uteri (letztere ist sehr selten, doch hat Ref. nach lange dauern- der Leuc. in Folge des Puerperium sie einigemal gesehen), häufiger ist Menorrhagie bedingt durch die anhaltende Reizung des Uterus. Interessant sind die vom Verf. geschilderten Blutungen aus dem Cervix zur Zeit der Catamenien statt der aus der Uterinhöhle selbst, so wie die periodische Leucorrhoe, die gleichsam als vicariirende Menstruation auftritt (eigentlich aber nichts weiter als die verstärkte periodische Absonderung aus dem Cervix mit Amenorrhoe ist. Ref.). Auch die Dysmenorrhoe, besonders die membranöse kommt bisweilen bei Leuc., sowohl bei cervicaler als vaginaler vor und ist besonders bei letzterer sehr schmerzhaft. In seltenen Fällen wird nach Verf. die Membran nicht vom Ut., sondern von der Bag. geliefert, die sonst ganz gesund nur zur Menstruationszeit ihr Epithel in großen Fetzen abstößt — vaginale Dysmen. im Gegensatz zur uterinalen genannt. (Einen solchen Fall von Vaginaldysmenorrhoe sah Refer. auf der Abtheilung des Verfs im St. Mary's Hospital während seines Aufenthalts in London).

Das 10. Kapitel schildert die Erfahrungen des Verfs., so weit sie die durch Leuc. bedingte Sterilität und den Abortus betreffen. Es erscheint auf den ersten Blick paradox, daß ein und dasselbe Leiden bald Sterilität, bald häufiges Abortiren her-

vorrufen soll; jedoch führt Verf. eine hinreichende Zahl solcher von ihm gesehenen Fälle an. Die Resultate sind in beiden Fällen dieselben, die Frauen bleiben kinderlos, weshalb die Bezeichnung der Sterilität als *directe, positive*, und die des häufigen Abortus als *indirecte Unfruchtbarkeit* sehr passend gewählt ist. — Die Sterilität kann auf zwei Wegen zu Stande kommen; es ist nämlich entweder die Uterushöhle für die Fixirung und Ernährung des Eies untauglich, besonders bei den verschiedenen in Verbindung mit Leuc. einhergehenden Menstruationsanomalien und vor allem der membranösen Dysmenorrhoe, oder es sind die Absonderungen der Vagina und Cervix von einer solchen physikalischen oder chemischen Beschaffenheit, daß sie die Fortbewegung der Spermatozoen hindern oder ihr Leben *direct* zerstören. Bestätigt sich Letzteres, so wäre damit ein Anhaltspunkt für die erfolgreiche Behandlung mancher Fälle von Sterilität gegeben (Ref.). — Der Abortus kommt dadurch zu Stande, daß entweder durch die anhaltende Reizung des unteren Uterinsegments frühzeitige Contractionen eintreten oder der Uterus und die ganze Constitution durch den anhaltenden Säfteverlust zur Fortbildung des Eies zu schwach sind; einen Hauptantheil jedoch schreibt Verf. der secundären Syphilis zu, die von einem kranken Vater auf das Ei übertragen, das Absterben dieses und somit die Fehlgeburt verursacht. Die Fälle aber, in denen die Syph. *directe* Unfruchtbarkeit beim Weibe und auch beim Manne verursacht und von denen Verf. spricht, gehören gewiß zu den größten Seltenheiten.

Im 11. Kapitel werden die Ursachen der Leuc. besprochen. Es ist ein ebenso großer Fehler, solche

nur in localen, wie in allgemeinen Verhältnissen zu suchen, da beide meist Hand in Hand gehen. Als allgemeine Ursachen werden angeführt: Plethora wie sie besonders bei Weibern in den klimakterischen Jahren vorkommt; große Schwächezustände, zu langes Stillen, scrophulöser Habitus, Hautkrankheiten; einen großen Einfluß schreibt Vf. dem Klima zu, der besonders dann eintritt, wenn die Frauen aus einem kältern in ein heißes Land kommen, in welchem „das Uterinsystem fast dieselbe Wichtigkeit bei Frauen annimmt, wie die Leber beim Manne.“ Zu den localen Ursachen gehören anhaltende Reizungszustände des Rectum, der Blase und Harnröhre (wenn aber Gefäßtumoren der letzteren als Ursache von Leuc. angeführt werden, so muß Ref. bemerken, daß hier wohl gerade das umgekehrte Verhältniß Statt findet); ebenso eine große Menge von Uterin- und Vaginalkrankheiten, auch Selbstbefleckung, die oft zur Atrophia uteri führt; ferner die verschiedenen Phasen des Fortpflanzungsgeschäftes, die Schwangerschaft, Geburt und das Puerperium. — Bei Kindern erscheint die Leuc. häufig im Gefolge von Ascariiden, von Unreinlichkeit, aber auch von Skrofeln und von acuten Exanthemen. Die Ursachen der Vaginalleuc. sind fast dieselben, wie die der cervikalen, nur ist die Scheide natürlich noch mehr äußeren Schädlichkeiten ausgesetzt; interessant ist es zu erfahren, daß sich eine eiterige Vaginalleuc. bisweilen bei Krankheiten der Lunge, besonders Phthisis, zeigt.

Das 12. und letzte Kapitel bespricht die Behandlung der Leucorrhoe. Verf. hat auch hier das Richtige getroffen, indem er der örtlichen wie der allgemeinen Behandlung ihren passenden Ort

anweist. Die Grundzüge der Cur lassen sich folgendermaßen zusammenfassen. Man beseitige die übermäßige Absonderung, entferne die örtlichen mit ihr verbundenen Störungen und behebe alle constitutionellen Leiden, mit denen die Leuc. als Ursache oder Wirkung vereint ist. — In der allgemeinen Behandlung ist ein Hauptaugenmerk auf ein passendes Verhalten zu legen und Ruhe abwechselnd mit mäßiger Bewegung sehr zu empfehlen; immer jedoch muß man bei der Wahl der Diät genau individualisiren. Verf. empfiehlt besonders Tonica und Adstringentia, besonders Eisen in Verbindung mit schwefelsaurem Kali oder Ammoniak, als sog. Eisenalaun; „diejenigen Tonica sind die besten, die zugleich stark adstringirend sind“, das ist das Resultat seiner Erfahrungen. Was er über Injectionen, Cauterisationen, die passende Wahl und Anwendung der letzteren, ihren Mißbrauch, über den Gebrauch von Pessarien, so wie über die Behandlung der vaginalen Leuc., über das Maß des Geschlechtsgenusses sagt, hat er in einer ausgebreiteten Praxis erprobt, und es werden seine Bemerkungen Niemand da im Stiche lassen, wo überhaupt Hülfe möglich ist. — Zum Schlusse macht Verf. noch auf die Wichtigkeit der Digital- und Specularuntersuchung aufmerksam und gibt die hiezu nöthigen Vorschriften.

Ref. hat das Buch mit voller Befriedigung aus der Hand gelegt; die Wichtigkeit seines Inhalts wird den gegebenen längern Auszug rechtfertigen. Jedermann wird durch das Studium dieses Werkes eine tiefere Einsicht in ein so lästiges Uebel erhalten. Für die Richtigkeit der darin niedergelegten Ansichten spricht ihre getreue, auf chemische,

Simon, Ludwig IV. gen. d. Heilige zc. 1953

mikroskopische und klinische Beobachtung gegründete Darstellung und die Persönlichkeit des Verfs., eines der ersten Gynäkologen London's, wie Ref. sich selbst überzeugte. Das beste Urtheil, das über das Buch zu fällen ist, besteht in dem Wunsche, daß es durch eine Uebersetzung unserm ärztlichen Publicum allgemein zugänglich gemacht werde.

Dr. Spiegelberg.

Frankfurt a. M.

Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner 1854. Ludwig IV. genannt der Heilige, Landgraf von Thüringen und Hessen, und seine Gemahlin, die heilige Elisabeth von Ungarn. Ein geschichtliches Lebensbild aus dem Zeitalter Kaiser Friedrichs II. Von G. Simon, ev. luth. Oberpfarrer zu Michelstadt. 275 S. in Octav.

Daß die Landgräfin Elisabeth so oft Prosaiskern und Dichtern zum Gegenstande ihrer Bearbeitungen gedient hat, davon liegt, nach dem Verf., die Ursache in den eigenthümlichen Lebensschicksalen dieser Fürstin, welche von jeher die allgemeine Theilnahme erregt haben. Als kaum vierjähriges Kind aus dem, damals fernen und unbekanntem Osten von Europa, aus Ungarn nach Deutschland gebracht, hat sie hier schon in ihrer Kindheit manches Schwere zu erdulden, bis sie durch die treue Liebe ihres jugendlichen Bräutigams am Ziele ihrer Wünsche anlangt und Gattin und Mutter wird, um nach wenigen Jahren der glücklichsten Ehe ihren Gemahl im fernen Apulien auf dem Wege zum heiligen Lande zu verlieren. Dann muß sie als Verstoßene in der Hauptstadt ihres Landes ihr Leben mit ihrer Hände Arbeit durch

Spinnen fristen, wird in der Kälte des Winters von allen Thüren gewiesen, muß den Hohn frecher Bettler erdulden, die sie vorher mit Wohlthaten überhäuft hatte, und findet endlich in Franken bei theilnehmenden Verwandten eine Zuflucht, welche sie jedoch nicht verstehen. Mit den Gebeinen ihres geliebten Gemahls und in Begleitung seiner treuen Begleiter und Mitpilger kehrt sie dann nach Thüringen zurück, und wird durch deren furchtloses Auftreten in ihre fürstlichen Rechte wieder eingesetzt. Nun aber entsagt sie freiwillig aller Ehre und allem Glücke der Welt, sucht sich ein stilles Asyl in ihrem entlegenen Witwensitze, und stirbt dort im 24. Jahre ihres Lebens, nachdem sie ihre letzten Tage mit einer Aufopferung und Hingebung, die ihres Gleichen nicht findet, im Dienste der leidenden Menschheit zugebracht hat. Außer diesem allgemeinen Grunde hat der Verf. noch einen besondern, warum er sich diesen Gegenstand zur Behandlung gewählt hat. Eine Heilige im römischen Sinne darf und will er die Elisabeth nicht nennen, aber er nennt sie die heilige Elisabeth in dem Sinne, in welchem das Wort Gottes alle gläubigen Glieder am Leibe Christi Heilige Gottes nennt, sie, deren Seele sich hinauf zu den ewigen Höhen sehnte, die nichts nach irdischer Ehre und Freude fragte, die der Hohn und der Schmach der Menschen nichts anging, die, um Christum zu gewinnen, das Liebste hingab, das Schwerste auf sich nahm, die dieses Lebens höchstes Glück und tiefstes Wehe empfunden hatte, und deren fromme Seele nun nur noch dem Himmel zueilte. Aus diesem Grunde hat er das Leben des edeln, frommen Fürstenpaares nach den zuverlässigsten Nachrich-

ten, die aus ihrer Zeit auf uns gekommen sind, so viel als möglich gereinigt von den spätern Zusätzen ihrer Anbeter und Vergötterer, dargestellt. Montalembert hat aus allen möglichen, ältern und spätern Nachrichten, Legendensammeln und Geschichtsforschern einen Teig zusammengeknetet, und ein Bild von der heiligen Elisabeth daraus geformt, das man zwar bewundern kann, das aber nur in seiner Phantasie, nicht in der Wirklichkeit gelebt hat. Er wollte keine Geschichte schreiben, sondern das Bild der heiligen Elisabeth wiedergeben, wie es sich im Laufe der Zeit in der katholischen Kirche entwickelt hatte. Nicht die Elisabeth, wie sie auf der Wartburg gelebt und gelitten hat und in Marburg 1231 gestorben ist, wollte er zeichnen, sondern die Heilige mit allem Puz und Schimmer der Farbenpracht, womit die Mönche der spätern Jahrhunderte sie ausgeschmückt, wollte er abmalen. Dazu mußte ihm aber nicht allein die Geschichte, sondern auch die Legende ihre Farben leihen, und aus dieser Composition ist sein „Leben der heiligen Elisabeth“ hervorgegangen. Man könnte nun dem Urheber dieser Elisabeth, wie seinen Bewunderern, die Freude an dem eigenen Gebilde schon gönnen, wenn er nur nicht zugleich seine Giftpfeile auf die Reformation, auf Luther und die evangelische Kirche abgeschossen hätte. Aus allen diesen Ursachen konnte Verfnicht umhin, es als ein Bedürfnis für unsere Zeit zu erkennen, den trivialen Anschauungen Justi's wie den Bestrebungen Montalembert's gegenüber, das Leben der heiligen Elisabeth und ihres Gemahls aufs Neue einer genauen Prüfung zu unterwerfen, und das Bild des from-

men fürstlichen Paares klar und wahr, wie es ist, und soviel als möglich von den spätern Zusätzen der Sage gereinigt, der Gegenwart zu übergeben.

Mag der Verf. sich seines Zweckes bei dieser Schrift klar bewußt gewesen sein, oder nicht, er spricht wenigstens nicht bestimmt davon. Bei der allgemeinen Theilnahme, welche die Gedächtnißfeier des heiligen Bonifazius, so wie des Augsburger Religionsfriedens gefunden hat, ist klarer hervorgetreten, was schon lange im Geiste der deutschen Nation gelegen hat, daß man nämlich Männer und Ereignisse, welche für die kirchlichen Angelegenheiten Deutschland's einen maßgebenden Einfluß gehabt haben, nicht mehr nach dem confessionellen, sondern nach dem deutschen Standpunkte betrachtet haben will. Bei der Bonifaziusfeier fragte sich der Protestant, warum er den heiligen Bonifazius nicht auch als seinen Apostel ansehen solle, so wie sich die Katholiken bei der Feier des Augsburger Religionsfriedens fragten, ob nicht auch ihrer Kirche eine Reformation noth thue. In demselben Sinne will auch der Protestant gegenwärtig die heilige Elisabeth nebst ihrem Gemahle als ein deutsches Fürstenpaar ansehen, das ihn so nahe angeht, wie den deutschen Katholiken. Dieses Bedürfniß ist es eigentlich, welchem der Verf. entgegenkommen will, da dasselbe von dem bisherigen protestantischen Geschichtschreiber der heiligen Elisabeth, Justi, unbefriedigt gelassen ist. Die Lösung dieser Aufgabe ist aber gerade bei einer Person, wie der heiligen Elisabeth, besondern Schwierigkeiten unterworfen. Die heilige Elisabeth stellt einen geschichtlichen Charakter dar, wie irgend eine an-

dere geschichtliche Persönlichkeit. Sie lebte zu der Zeit, wo der Staat sich von der Hierarchie, die Religion, Wissenschaft und Litteratur von der Scholastik sich zu emancipiren strebten, und wo, im Gegensatze gegen die Richtung der Zeit, eine Reform der Kirche angestrebt wurde, welche Hierarchie und Scholastik von neuem festzustellen suchte. Die Repräsentanten dieser Reform sind der Papst Innocenz III. und sein Lateranconcil, welches das Inquisitionsgericht ins Dasein rief, und die Bettelorden, namentlich der Orden des heiligen Franz, welche die menschliche Selbstgerechtigkeit durch Werke auf den höchsten Gipfel trieben. Diese kirchliche Reform wird von der heiligen Elisabeth, so weit es von einem weiblichen Individuum geschehen konnte, vertreten. Sie wird, wie die römische Kirche, allgemein gehaßt, aber desto mehr nicht nur von ihrem irdischen, sondern auch von ihrem himmlischen Gemahle geliebt, der sie in ihrem Leben und nach ihrem Tode durch Wunder verherrlicht; sie treibt die Werkgerechtigkeit bis zur Selbstaufreibung, und wählt den Inquisitor Conrad von Marburg (gräulichen Andenkens) zu ihrem Beichtvater, um ihr den Weg zum Himmel zu weisen. Das ist der geschichtliche Charakter der heiligen Elisabeth, und deshalb sind von jeher Franciskaner und Jesuiten ihre eigentlichen Biographen gewesen. Ihre Stelle vertritt zu unserer Zeit der Graf von Montalembert, und wer sich für die Heilige interessirt, wird gewiß nach seinem und keinem andern Buche greifen. Wir wollen damit nicht leugnen, daß das Leben der heiligen Elisabeth auch für den protestantischen Geschichtschreiber einen Gegenstand geschichtlicher Forschung abgeben

kann und soll, aber das leugnen wir schlechthin, daß ihre und ihres Gemahles Lebensgeschichte für ein protestantisches Fürstenhaus als Muster aufgestellt werden kann. Wollte Verf. Sr. Hoheit dem regierenden Herzoge Ernst II. zu Sachsen-Coburg und Gotha ein Werk zu diesem Zwecke widmen, so würde er nach unserer Ansicht zweckmäßiger gehandelt haben, wenn er in Ernst dem Frommen das Muster eines evangelischen Fürsten aufgestellt hätte.

Die wichtigsten Lebensumstände der heiligen Elisabeth und ihres Gemahls sind folgende. Die heilige Elisabeth, die Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, ward 1207 auf dem Schlosse zu Preßburg geboren, und wurde 1221 mit dem Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, einem Sohne des Landgrafen Hermann I., eines Urenkels Ludwig des Saliers, des Erbauers der Wartburg, der Neuenburg über Freiburg an der Unstrut und des Klosters Reinhardsbrunn, vermählt, welchem sie drei Kinder, am 12. December 1222 einen Sohn, welcher nach seinem Großvater den Namen Hermann empfing, 1224 in den Fasten eine Tochter, Sophie genannt, und am 29. September 1227 eine Tochter Namens Gertrud (die irrige Angabe von drei Töchtern wird durch den Verf. berichtigt) gebar. Beide gründeten gemeinschaftlich das Maria-Magdalenen-Hospital zu Gotha, welches von Gregor IX. 1229 die Erlaubniß zur Erbauung einer eigenen Capelle, zur Anlegung eines eigenen Kirchhofs und zur Unterhaltung eines besondern Geistlichen erhielt, gegenwärtig unter dem Magistrate der Stadt Gotha und der dasigen Armen-Commission steht, und gegen 50 alten Leuten beiderlei Geschlechts

ein Unterkommen gewährt. Am Tage St. Johannes des Täufers 1227 zog der Landgraf Ludwig von Schalkalden aus, um bei dem Kreuzzuge, welchen der Kaiser Friedrich II. dem Papste in dem Vertrage von St. Germain versprochen hatte, den Oberbefehl der Deutschen zu übernehmen, starb aber zu Otranto am 11. September 1227. Unter den Thüringern befand sich auch der bekannte Graf Ludwig von Gleichen, der nach des Landgrafen Tode mit den andern Pilgern nach dem heiligen Lande ging, dort wacker wider die Ungläubigen kämpfte, aber bei einem Streifzuge bei Ptolemais von den Saracenen gefangen, und als Sclave des Sultans von Aegypten nach Cairo geführt wurde. Hier sah die Tochter des Sultan den schönen Fremdling, der mit schwerer Sclavenarbeit belastet war, verliebte sich in ihn, war ihm zur Flucht behülflich, und entfloh selbst mit ihm. Zu Rom angekommen, ließ sie sich taufen, und der Graf heirathete, nachdem er sich die päpstliche Erlaubniß dazu erwirkt hatte, seine Retterin, obgleich er bereits zu Hause eine Gattin und Kinder hatte. Als er mit ihr in der Heimath angelangt war, wurde er von seiner ersten Gemahlin, einer Gräfin von Kevenburg, mit seiner Retterin aufs freudigste und herzlichste empfangen, und alle drei lebten in einträchtiger, glücklicher Ehe bis an ihren Tod. — Da die heilige Elisabeth in ihrer Mildthätigkeit gegen die Armen keine Grenzen kannte, und die fürstlichen Gelder lediglich für mildthätige Zwecke verwendete, so wurde sie nach dem Tode ihres Gemahls von ihrem Schwager Heinrich Raspe, welcher von seinem Bruder zum Vormunde des unmündigen Hermann eingesetzt worden war, von der Wart-

burg vertrieben, und nahm ihre Wohnung zunächst in Eisenach, wo sie schon 1226 bei einer Hungersnoth ein Hospital für arme Kranke, wahrscheinlich das jetzt geheißene Hospital zu St. Anna, stiftete, darauf aber, nachdem sie an mehreren Orten umhergezogen war, in ihrem Witwenfize zu Marburg, wo sie ebenfalls ein Hospital gründete, das später das „Deutsch=Ordens=Hospital“ hieß, seit 1811 in das Universitätsklinikum umgewandelt wurde, und seit 1827 auch zum Landkrankenhaus für die Provinz Oberhessen dient, und wo sie bis an ihren am 19. November 1231 erfolgten Tod blieb. Ihre Tochter Gertrud starb als Aebtissin zu Altenberg am 13. August 1297. Im Jahre 1235 erfolgte die Heiligsprechung der heiligen Elisabeth durch Gregor IX., und der 19. November, als der Tag ihres Heimgang's in die ewige Freude, wurde zugleich als derjenige Tag bestimmt, an welchem ihr Gedächtniß in der Kirche feierlich zu begehen sei. Ihre Leiche wurde zunächst in der dem heiligen Franciscus geweihten Hospitalkapelle beigesezt; später versetzte man sie in die ihr zu Ehren erbaute Elisabethenkirche, und zwar in das kostbare Grabdenkmal, das im nördlichen Chore dieser Kirche in einer kleinen Kapelle seinen Standpunkt hatte. Jetzt befindet sich dasselbe in einer Nebensacristei oder der sogenannten Custorei.

Holzhausen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 10. December 1855.

B e r l i n

bei W. Herz 1855. Catulli Liber carminum recognitus et emendatus a Theodoro Heyse. XII u. 299 S. in fl. Quart.— Auch unter dem Titel: Catull's Buch der Lieder in deutscher Nachbildung von Theodor Heyse. Ferner:

L e i p z i g

bei B. G. Teubner 1854. Q. Valerii Catulli Veronensis liber. Recognovit Augustus Rossbach. XXII u. 76 S. in fl. Octav.

Seit Lachmann's Epoche machender Ausgabe des Catull ist ein lebhafteres Interesse als früher für diesen Dichter bei den Philologen bemerkbar: Fröhlich, Haupt, Hand, Glumper, A. suchten auf der von Lachmann gegebenen Grundlage weiter zu bauen und namentlich durch Conjectural-Kritik dem uns in so trauriger Gestalt überlieferten Texte ein besseres Aussehen zu verschaffen. Refer. ist diesen Bestrebungen immer mit Theilnahme gefolgt: wie er denn auch seine Liebe zu Catull

schon Thes. Sexag. XLV ausgesprochen: *Catullus omnium poetarum Latinorum optimus*: er meinte damit, daß bei keinem lateinischen Dichter der innere Trieb, das Bedürfniß zum Dichten so kräftig und stark hervorgetreten, da Catull offenbar nicht eher ruhig ward, als bis er das, was ihn ergriffen, in schönen Versen ausgesprochen hatte, daß ferner, wenigstens in einer Gattung der Poesie, kein Lateiner die Lehren der Theorie und die Muster aus früherer Zeit mit der eignen Anlage so zu vereinigen vermocht, daß er einerseits eine so ganz selbständige und originelle, andererseits eine so kunstvoll-griechische Poesie wie Catull hätte schaffen können. Daher sind dem Ref. die beiden oben angezeigten Ausgaben von vorn herein willkommen gewesen, und sind es noch, da nähere Betrachtung gezeigt, wie die Herausgeber beide sich nicht mit den Resultaten Lachmann's ohne Weiteres begnügt, sondern vielmehr das handschriftliche Material aufzuklären, zu ordnen, zu erweitern gestrebt, so wie auch selbständig die Kritik zu üben sich eifrigst haben angelegen sein lassen. Freilich war es Beiden nach der Art ihrer Ausgaben nicht verstattet, das, was sie eigentlich wollten und konnten, dem Publicum vollständig vorzulegen: Hr. K. ist durch die bekannte Art der Teubnerschen Ausgaben in der Mittheilung seines Apparats wie seiner Ansichten beschränkt gewesen: H. H. hat, wie die Uebersetzung schon zeigt, ein größeres Publicum vor Augen und hat sich deshalb nur in einem Anhange (S. 277) skizzenartig über seinen Apparat und die darauf gegründeten Urtheile ausgesprochen, dabei aber (S. 297) eine *Mantissa critica* in Aussicht gestellt, die, wir wünschen es sehr, nicht zu lange auf sich warten lassen möge: — doch sind beide

Ausgaben trotz dieser ihrer Kürze von Bedeutung und verdienen der Aufmerksamkeit des philologischen Publicums empfohlen zu werden.

Zunächst haben beide Ausgaben ein kritisches Interesse: für die Kritik im Catull ist aber die erste, noch immer nicht völlig gelöste Frage: wann sind Catull's Gedichte im XIV. Jahrhundert aufgefunden? Hr R. geht hierauf nicht ein: Einiges gibt Hr H. S. 278: es ist für die Beantwortung nothwendig, auf die Zeit Catull's selbst zurückzugehen. Catull, der sehr jung (c. 68, 15) zu dichten begonnen, hat zuerst seine Gedichte einzeln edirt: in Rom bald als trefflich anerkannt und vielfach (c. 16. 40) berücksichtigt, von Cornelius Nepos in den *Chronica* (Catull. 1, 3 sqq.) laut belobt, hat er sie nach der auch im Augusteischen Zeitalter herrschenden Sitte in eine Sammlung vereinigt, wahrscheinlich kurz vor seinem Tode, so daß sie Alles, was Catull gedichtet, enthielt und eine zweite, vollständigere nie veranstaltet worden. Wie viel diese in der zunächst folgenden Zeit und überhaupt im ersten Jahrhundert n. Chr. gelesen und studirt, welche Vertrautheit mit ihr in Rom für diese Periode vorausgesetzt werden darf, lassen weniger die directen Erwähnungen des Dichters bei den Schriftstellern schließen, als vielmehr die Anspielungen und Nachahmungen: so in Virgils *Aeneis* (Aen. XI, 581), in desselben kleinern Gedichten, indem nach Mar. Victor. III, 17, 11 p. 2586 P. mit Wagner (ad Verg. Aen. IX, 335) diesem Catal. IV. V. zuzuschreiben sind; so ferner in der *Ciris*, im *Doid* (z. B. *Metam.* III, 351), bei Seneca. Dasselbe zeigt sich auch bei den Grammatikern: es ist dafür an Verrius Flaccus, an den ältern Plinius (*Charis.* I, p. 108 P.), vor Allen an die Metriker zu erinnern: denn da wir

bei Terentianus Maurus, Atilius Fortunatianus, Marius Victorinus aus Catull so ziemlich dieselben Beispiele finden, so haben sie diese ohne Zweifel aus Cäsius Bassus genommen, welcher sowohl überhaupt dem Atilius und Terentianus zu Grunde liegt (Lachm. ad Terent. Maur. praef. p. XV, Haupt. Obs. Critic. p. 43), als auch grade für die Beispiele (Terent. Maur. 2358 sq.) von diesen benutzt worden. So hat denn Catull das ganze erste Jahrhundert hindurch viele Leser gefunden: er ist dann weiter um 100 n. Chr. zu besonderer Wichtigkeit gelangt, wo Martial sich nach ihm gebildet hatte und eine Reihe weniger bedeutender Lyriker, wie Sentiug Augustinus, Pompeius Saturninus (Plin. Sec. Epist. IV, 27, 3. I, 16, 5). Allein daneben tritt doch schon eine mehr nüchterne Ansicht über ihn hervor, und zwar zuerst im Quintilian: während die Früheren Catull unbedingt zu den ersten Dichtern Roms zählen und von Tadel gegen ihn nichts verlautet, rechnet dieser ihn nicht mehr zu den eminentissimi (Inst. Or. X, 1, 45), führt ihn daher genau genommen nicht unter denen, die dem Redner zu studiren seien, auf, sondern nennt ihn (l. c. 96) nur der Jamben wegen, die von den Römern eigentlich nicht cultivirt seien, und auch da nur um einer Seite willen, der acerbitas (IX, 4, 141): er macht sich daher auch kein Gewissen daraus, einzelne Gedanken bei Catull gradezu als abgeschmackt (XI, 1, 38) zu bezeichnen und ihn zu den ältern Dichtern zu zählen, bei denen Fehler gegen die feinem Regeln der Composition selbstverständlich (I, 5, 8. IX, 3, 16) und nur einzelne Productionen als unbedingt gelungene anzusehen (I, 5, 20) sind. Doch ist dies Urtheil nicht sofort das allgemeine geworden, wenn schon der Beifall, den

Martial fand, Quintilian's Ansicht förderlich sein mußte: denn wir finden Catull, wie mit Wenigem hier angedeutet werden mag, im zweiten Jahrhundert trotz Fronto's Richtung noch in der frühern Geltung: er gilt als *elegantissimus poetarum* (Gell. N. Att. VI, 20, 6), den man vorzugsweise dem Anakreon gegenüberstellen könne (Gell. XIX, 9, 7): er gibt Stoff zu gelehrten Disputationen (Gell. VII, 16, 2): man las und studirte ihn wegen der Sprache, wie Nonius Marcellus, der Werke dieser Zeit für sein Lexikon benutzt hat, noch beweisen dürfte. Also in weiten Kreisen war Catull noch bekannt und so spielt denn Apuleius (de Magia c. 6) auf ihn an: denn als Anspielung, nicht wie Lachmann und Hildebrand wollen, als Citat aus Catull ist diese Stelle zu betrachten: *sua sibi urina* gibt den Sinn von Catull. 29, 18 wieder, *pumicare* ist geschrieben, weil es dem Apuleius nur auf den Sinn, nicht auf die Worte Catull's ankam, der, wie c. 37, 20 zeigt, nur *defricare* geschrieben haben kann: eine Interpolation, wie, wenn Apuleius Worte Lesarten enthielten, angenommen werden müßte, ist bei Catull nicht nachweisbar. Aber eine Aenderung in der Stellung Catull's ist im dritten Jahrh. eingetreten: gelesen wird er zwar von den Gelehrten, wie den Erklärern des Virgil: auch von Dichtern in einzelnen Gattungen nachgeahmt, wie von Verfassern von Epithalamien: das zeigt Anth. Lat. III, 259 Burm., was wohl nicht dem Alci-mus Avitus, sondern dem Alsius Avitus zuzuschreiben sein möchte, ferner *ibid.* III, 260, wo Vs 4 entweder Catull. 64, 96 oder 36, 12 entlehnt ist; aber einen bedeutenden Einfluß auf die Litteratur hat er nicht mehr: er konnte ihn auch nicht mehr haben, da seine natürliche Anmuth

und einfache Eleganz bei dem nunmehr hervortretenden Ungeschmack nicht mehr anziehen konnte, weshalb Profaiker, die gern mit Dichtern sich schmückten, wie z. B. Mamertinus, aus Ovid, Virgil, nie aber aus Catull Floskeln entnahmen, Dichter aber, auch wenn sie in verwandten Gattungen arbeiteten, sich ganz von ihm abwandten. Dies beweist vor Allen Septimius Serenus: dieser hätte in seinen *opuscula ruralia*, kleinern lyrischen Gedichten, deren Stoff dem Landleben vorzugsweise entnommen, grade an Catull sich halten sollen: allein davon findet sich keine Spur. Denn beachtet man, wie bei Dichtern, von denen uns nur Fragmente erhalten, immer das Sicherste ist, das Metrum, so findet sich, daß Septimius der Richtung des Fronto sich angeschlossen und diese auf die Poesie übertragen hat. Schon im Annianus tritt dies hervor, dem ältern Zeitgenossen des Gellius (Gell. N. A. XX, 8: D. Müller Strußf. II, 285, Lachm. ad Terent. Maur. praef. p. XIII) und einem der Führer des Serenus: hier verlangte man so viel als möglich von der Augusteischen Zeit abzuweichen und sah als Vorbild den Neatiner Varro an, ohne jedoch Zurückgehen auf Aelteres auszuschließen: also Metra, welche Varro, den die Metriker immer sehr hoch gestellt haben (z. B. Diomed. III, 34, 65, p. 517 P.), bis dahin allein von den Lateinern gebraucht, ferner solche, welche nur in Volksliedern der Griechen oder Lateiner sich fanden, wurden hervorge sucht, dazu auch neue erfunden, alle aber nach den Grundsätzen der vorzugsweise auf Heliodor fußenden neuern Metriker, unter denen Cäsus Bassus, der Verpflanzer des *Archebulium* nach Rom, eine der ersten Stellen einnahm (Grundriß d. Met. p. 135 coll. § 34), behandelt und da-

durch Geschmacklosigkeiten aller Art herbeigeführt. In Einklang hiermit ward der Sprache ein alterthümlicher Anstrich gegeben, der durch alte Wortformen und Worte, wie *Deminutiva*, besonders aber durch häufige Zulassung der *Elision* hervor gebracht wurde. Für *Serenus* bestätigt dies sofort *Diomed. III, 34, 64, p. 516 P*: *Serenus mirum comma huiusmodi fecit in his versiculis* (ich schreibe sie nach *Scioppius*):

Pusioni meo

Septuennes cadunt:

*dimetra haec ex epitricto sunt, epitritus autem pes constat ex longa et brevi et duabus longis. Posterior aut iambus est aut pariambus: nun sind aber die Epitriten als unrhythmisch von der alten Lyrik und Theorie verworfen und weiß Serenus also nicht, was ein rhythmisches Metrum ist: da er aber in seinen Poesien die dichterischen Interessen den grammatischen hintansetzt so hat er gemeint, es sei gut, wenn für jedes Maß, was irgend einmal vorgekommen, die Metriker für ihre Handbücher Beispiele aus neuen Gedichten nehmen könnten: wie denn *Terent. Maur. 1973* auch ausführt, daß er am liebsten aus neuern Dichtern Beispiele nähme: *Serenus*, sieht man, kennt seine Zeit. Ganz gleich steht ihm aber in dieser Hinsicht sein Vorbild *Annianus*, wie zunächst die daktylischen Verse beweisen. Dieser hatte für seine *carmina ludicra* die stichische Composition des sog. *metrum Faliscum* erfunden und ist ihm *Serenus* darin gefolgt: s. *Terent. Maur. 1990. Mar. Victor. III, 14, 9. p.2578 P., Serv. ad Verg. Aen. IV, 291: auch Serv. Centim. 9, 1, p.374 Gsf. coll. Ruhnk. ad Flav. Mall. Theod. 4, 4. p. 538 Gsf.: beide sehen es als einen trim. dactyl. acat. an mit folgendem Sambus, — 0 0 — 0 0 — 0 0 0 —, ge=**

bracht darauf nach Mar. Vict. I. c. und III, 15, 6, p. 2580 P. durch Volkslieder der Hirten in Calabrien: es mag das sein: doch war schon in der *Ino* des Livius Andronicus ein ganz analoges Maß, ein pentam. acatal. c. iambo nämlich, den freilich (vgl. Grundr. der Met. p. 113) Livius und sein Führer vielmehr so gemessen haben: $\text{—} \circ \circ \text{—} \circ \circ \text{—} \circ \circ \text{—} \circ \circ \text{—} \overset{\frown}{\circ} \circ \text{—}$: die Metriker haben aber auch hier im Sinne des Annianus gemessen, wie aus Mar. Vict. I, 21, 6, p. 2512 P. folgt, sobald § 6 geschrieben: *novam potius speciem hunc versum aestimant, quem μείουρον et teliambon* (ein Name, der in Steph. Thes. L. Gr. übersehen) appellant, und § 7 nach *miscuisse* das Zeichen einer Lücke gesetzt wird, weil da die Beschreibung der *nova species* ausgefallen ist. So hat Annianus und nach ihm Serenus Altes mit Neuem auf verkehrte Weise verbunden. Falsche Ansichten der Art zeigen sich ferner in den andern daktylischen Versen des Serenus: so in den aus einem trim. dactyl. catal. in syll. und einem dimet. dactyl. acatal. zusammengesetzten Versen: Mall. Theod. IV, 4:

Et nihil est quod amem, Flaminia, minus:
die vollendete Lyrik hatte am Schlusse der Verse akatalektische daktylische Reihen als allen Schlusses entbehrend vermieden, das Drama sie nur unter einer Bedingung (Grundr. d. Met. p. 99) zugelassen: doch mögen die Lesbier Aehnliches gehabt haben (Grundr. d. M. p. 88, c): schwerlich hatten sie aber einen derartigen Vers stichisch.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. Stück.

Den 13. December 1855.

Berlin, Leipzig

Fortsetzung der Anzeigen: »Catulli Liber carminum recognitus et emendatus a Th. Heyse; Q. Valerii Catulli Veronensis liber. Recognovit Augustus Rossbach.«

Aus derselben Richtung stammt auch die stichische Anwendung des tetram. dactyl. catal. in syll.: Terent Maur. 1975: Non. Marcell. 467, 23:

rure puella vagat viridi,

der sich auch Anth. Palat. XV, 23 findet: an Einwirkung des Pomponius Secundus erinnert hier nichts: dagegen ist mit diesem Verse der heptam. dactyl. cat. in syll. zu verbinden, den Serenus ebenfalls angewandt: Diom. III, 34, 62, p. 516 P.: die spätern Griechen haben ihn auch. Zweierlei fällt hierbei besonders auf: einmal die Neigung zur catalexis in syll.: sie tritt schon bei Varro hervor, wie der Vers bei Non. Marc. 342, 32 coll. Meinek. in Bergk u. Gäs. Ztsch. f. Alterth.

1845, p. 739 darthut: — o — — o o — o o — :
zweitens der Hang, Verse, die zur stichischen Com-

position völlig unbrauchbar sind, in ihr zu brauchen. Dieselben Resultate ergeben sich auch aus der Betrachtung der Anapäste. Auch hier erscheint Annianus zunächst als Vorbild des Serenus: er hat nämlich stichisch den paroemiacus verwandt (Terent. Maur. 1828. Mar. Victor. III, 15, 4, p. 2579 P., wo die Elision sehr hervortritt), den Serenus auch gebraucht: Diom. III, 34, 48, p. 513 P:

culicellus amasio Tulle:

add. fr. 15. 16 bei Wernsd. P. Lat. Min. II, 287: vielleicht ist auch fr. ap. Diomed. I, 372 P. hierher zu ziehen, wenn schon das auch dem Annianus gegeben werden kann. Der Parömiacus war stichisch mit Ausnahme der ganz eigenthümlichen Poesie des Tyrtaus in der Lyrik nicht gebraucht: Anstoß dazu mochte jedoch in der Volkspoesie sein (Corp. Inscr. Gr. T. I, nr. 38), woher er in die Komödie, aber selten, gekommen (Epilyc. ap. Athen. IV, 140 A coll. Ahrens. de Dial. Dor. 482. Schneidew. im Philol. III, 262), später dann auch in die hellenische Hymnenpoesie (Clem. Alex. Stromm. V, 8, 49, p. 243 Sylb., Anon. hymn. in Philol. III, 262): daher wäre Annianus auf ihn durch die Späteren gekommen, wenn nicht vielleicht Varro, der Eigenthümliches im anapästischen Metrum hat — Refer. erinnert nur an die tetram. anap. acat. —, vorangegangen. Von Annianus hat Serenus auch hier wohl den versus Calabrius (Mar. Vict. III, 15, 25, p. 2583 P.), nämlich eine heptapod. anapaest. acatal., von welcher Diom. l. c. als Beispiel anführt:

quodsi tibi virgo ferens referet cita claustra
puerperii:

auf dasselbe Metrum dürfte auch der Vers bei Diom. III, 34, 29, p. 511 P. zurückzuführen sein. Ebenso neu und ebenso geschmacklos ist, daß Se-

renus aus dimet. anap. acatal., deren erste drei Füße stets aus Proceleusmatikern bestanden, ganze Gedichte machte: wenn auch diese Verse die lateinischen Metriker nach Vorgang einzelner Griechen, wie des Philoxenos, als proceleusmatische ansehen (Terent. Maur. 1463 sq. Mar. Victor. I, 12, 41 p. 2497, II, 3, 28 p. 2523, IV, 1, 45 p. 2595 P.), so tritt doch die eben ausgesprochene richtige Ansicht auch ab und an bei ihnen hervor (Mar. Vict. II, 11, 3 p. 2546 P.: vergl. Grundr. d. Met. § 59): die falsche stammt wahrscheinlich von Cäsius Bassus, dem der Vers bei Mar. Vict. II. cc. gehört:

nemus ave reticuit, ager homine silet,

den Wernsd. l. c. p. 290 ohne Grund dem Serenus zugeschrieben: es ist dies das Gegenstück zu der geschmacklosen Erfindung des Cäsius, Verse aus Molossen zu bilden (Diom. III, 34, 43 p. 513 P.), Verse, die, obgleich sie bei den Alten zu den Unmöglichkeiten gehören, doch von W. Dindorf (Ann. ad Soph. Oed. Col. 1561) ihnen zugeschrieben worden. Aus solchen Versen ein Gedicht zu machen, war weiter nichts als ein metrisches Kunststück, mit dem man vielleicht den Attis des Catull, das gelungenste Capriccio, was die lateinische Kunst aufzuweisen hat, überbieten wollte: man sieht wieder, wohin der Blick des Serenus gerichtet war. Aber deutlicher zeigen die Choriamben und Jamben das Anschließen an Varro: soll auch nach Terentianus (Ws 1888) zuerst Serenus bei den Lateinern tetram. chor. catal. aus dem *γένος ἐπίμικτον* componirt haben, so finden wir doch trimet. acat. dieser Art bei Varro (Non. Marc. 460, 7 coll. Roeper. in Philol. IX, 235), die dem Serenus auch darin verwandt, daß, wie in Galliamben und andern ionischen Versen, dieselbe Versform nicht das ganze Gedicht durch

(Terent. Maur. l. c., Mar. Vict. II, 6, 5 p. 2532, III, 16, 5 p. 2589, IV, 1, 44 p. 2594 P.) festgehalten wird: Varro hat außer Callimachus noch Philiskus vor Augen gehabt. Ebenso verhält es sich, wie gesagt, mit den Jamben: Serenus hat *dim. iamb. acat.*, welche Varro nach Vorgang des Lävius viel gebraucht hat: auch hier zeigen sich Elisionen: Non. Marcell. 539, 18, wo zu schreiben ist:

aut zonulam aut ricam aut acum:

add. *ibid.* p. 61, 31. Dazu fügen wir die Kreuze, welche bei Non. Marc. 212, 25: 431, 19 von Sillig* (Virg. T. IV, p. 308 Wagn.) erkannt sind: — $\frac{\circ}{\circ}$ — $\frac{\circ}{\circ}$ — $\frac{\circ}{\circ}$ — :

ad mercatum eo, villice,

ecquid inde vis evehi cett.:

endlich Glykoneen (Terent. Maur. 2627), die Varro ebenfalls nach Vorgang der alten lateinischen Poesie (Meinek. Exercitt. Phil. in Athen. Deipnos. Spec. II, p. 23) gebraucht (Prisc. II, 62, p. 595 P.) hatte. So zeigt diese Uebersicht deutlich, daß gerade die Lyrik in dieser Zeit auf dem Catull ganz fremde Wege gekommen war, wovon denn die natürliche Folge, daß er zurücktrat, zumal da für eine Ausmalung des täglichen Lebens und seiner Beschäftigungen bis in das kleinste Detail, wie es Serenus liebte, seine Poesie kein Vorbild war, da ferner das Princip, was er stets festgehalten und dessen Festhaltung ihn sowohl zu dem erfolgreichen Gegner des Varro als auch zu dem wahren Vorgänger des Horaz macht, nämlich, daß die zu wählenden Metra wie dem Charakter der lateinischen Sprache, so auch dem Inhalte jeglichen Gedichts entsprechen mußten, hier entschieden aufgegeben war. Dies das dritte Jahrhundert. Die auf Septimius folgende Zeit war nicht dazu an-

gethan, in Behandlung der Poesie gesunderen Richtungen Raum zu gönnen: sie stellte ja den Serenus dem Catull gleich! St. Hieron. Epist. LIII, c. 7, T. I, p. 279 Vall. sagt von Daniel: quartus . . . David, Simonides noster, Pindarus et Alcaeus, Flaccus quoque, Catullus et Serenus Christum Iyra personant: add. Sidon. Apoll. Carm. IX, 264: daher begegnen uns saec. IV selten auf Catull Beziehungen: Ausonius Gedichte erinnern (Auson. Epist. 25, 21) an ihn; auch die des Claudianus (in Eutrop. II, 276. Fescen. IV, 28: Catull. 64, 186: 66, 13): den christlichen Schriftstellern liegt er dagegen ganz fern: daraus erklärt sich, daß in Sammlungen von einzelnen Gedichten verschiedener Verfasser so ungemein wenig aus Catull aufgenommen ward. Die Entstehung von Anthologien bei den Lateinern ist noch sehr wenig untersucht und kann genügend nur nach genauerer Erforschung des cod. Salmasii, des Thuanus und einiger anderer erörtert werden: hier genüge, daß, nachdem zu August's Zeit Julius Florus (Scholl. ad Hor. Ep. I, 3 init., Weichert. Poett. Lat. fr. p. 366) mit seinen Electa den Anfang gemacht, man in dieser Thätigkeit fortgefahren: so kam Ausonius auf sein Eclogarium, so entstanden Vergilii Catalecta, Verg. Epigrammata, Priapeia, die alle Gedichte sehr verschiedener Verfasser enthielten (Donat. V. Virg. § 28. Serv. ad Virg. Aen. I init.): so die Catalecta Petronii (Meier. ad Anth. Lat. T. I, praef. XXII), vielleicht auch Epithalamia, wenn Trebell. Poll. Gallien. d. c. 11 zu solchem Schlusse berechtigt: so noch andre Sammlungen, zu deren einer wir (Anth. Lat. II, 182 Burm.) die Vorrede noch besitzen, und von denen drei im cod. Salmas. saec. VII vorliegen (Dübner in Zeitsch. für

Alterthumswiss. 1837, N. 1, S. 7): in keiner ist Etwas von Catull: im Thuan. 8071 aber und im Vindob. 277 s. IX, denen andre Sammlungen zu Grunde liegen, ist ein Gedicht Catull's enthalten, c. LXII: cf. Schneidew. ad Mart. T. I proll. p. LXVIII. LXXXIII: ebenso scheint in andern Sammlungen (Sillig in Zahn Jahrb. VIII, p. 202) sich von ihm nichts zu finden: es ist also klar, die Gedichte Catull's fanden keine Leser mehr: die Art, wie Sidon. Apoll. Carm. IX, 263 ihn nennt, die Uebergehung ibid. XXIII, 160sq. bestätigt das: noch mehr aber der Umstand, daß keine Revision des Textes seiner Gedichte in dieser Zeit Statt fand: aus Citaten der Grammatiker läßt sich das Gegentheil nicht beweisen. Darum waren aber die Gedichte nicht verloren: es ist mehr als wahrscheinlich, daß Apollinaris Sidonius, daß Boethius sie noch gelesen haben. Aber nach diesen beginnen die Anzeichen eigner Lectüre des Catull bei den Schriftstellern zu fehlen: zwar meint Haupt (Quaest. Catull. p. 2: 91), Isidor habe sie noch gehabt: allein aus dessen Origg. VI, 12 läßt sich das nach des Ref. Grachten eben so wenig schließen, als daß Isidor Sinna's Gedichte besaßen, und die Herbeiziehung von Isid. Differ. Verbb. T. V, p. 63 Arev. würde selbst dann, wenn die Lesart in Catull. 71, 1 sicher wäre, nichts beweisen, da nach Vergleichung von Non. Marc. 397 mehr als wahrscheinlich ist, daß trotz der Vorrede Isidor seine Gelehrsamkeit lediglich einem Commentator des Virgil verdankt. Diese Erscheinungen haben aber gewiß nicht allein in der Faulheit, in der Abneigung gegen die profanen Schriftsteller, dem Mangel an Geschmack in dieser Zeit ihren Grund, sondern zugleich auch darin, daß die Handschriften des Catull sehr sel-

ten und daher schwer zugänglich allmählig geworden, daß, was dadurch bestätigt wird, daß erst s. X wir Einen nachzuweisen vermögen, der eine Handschrift des Catull gesehen und gelesen, RATHERIUS nämlich, Bischof von Verona, daß ferner diese Handschrift bis jetzt die einzige alte uns bekannte geblieben. Grade diese Handschrift und ihre Auffindung ist noch von einem gewissen Dunkel umgeben, wenn auch schon mehrfach von ihr die Rede gewesen: Maffei Veron. illust. II, p. 7. Hand. Observv. critt. in Cat. p. 4. Haupt. Quaest. Catull. p. 2 sq.: Letzterer, der zuerst genauer hierüber geforscht, ist aber, weil er RATHER'S Schriften nicht genau benutzen konnte, auf Abwege gerathen. Daß RATHER den Catull gelesen, sagt er selbst in der Predigt de Maria et Martha c. 4, Opp. p. 639 Ball.: quid de me dicere, quid valeo cogitare, (et ut turpia subsilens, honesta solum, prohibita licet, depromam) si in lege Dei, ut debitorem me fore non nescio, die (non) meditor ac nocte; Catullum numquam antea lectum, Plautum quando iam olim lego nec lectum (corr. lego lectum: Haupt l. c. p. 4): musicam quando saepe rogatus expono cett.: diese Predigt ist ohne alle Frage in der Zeit, wo RATHER zum drittenmale in Verona als Bischof lebte und wirkte, 961—968 verfaßt, und zwar am Ende Augusts entweder des Jahrs 966, wie die BALLEVINI annehmen, oder des Jahrs 965, wie BOGEL wahrscheinlicher macht: Baller. Vit. Rath. p. CXLIII coll. Opp. p. 636, Bogel RATHER v. Verona II, p. 87 coll. I, p. 254: also er las den Catull zu Verona und zwar grade zur Zeit dieser Predigt, da er diese Lectüre (vgl. Opp. p. 111) zu seinen jetzt grade begangenen Sünden zählt. Es hatte also RATHER, der griechisch konnte (Baller. l. c. p.

XXXI: Vogel l. c. I, p. 25), der die profane lateinische Litteratur auf eine umfassende und selbst den Italiänern so imponirende Weise trieb, daß er ihr seine ersten Erfolge in Italien (Opp. p. 225: Folcuini Gest. Abb. Lobiens. c. 20 Scriptt. T. IV p. 64 Monum. Pertz.: ib. c. 22: habetur inter palatinos philosophos primus: Vogel l. c. I, p. 25) verdankte, die an Handschriften der Classiker reichen Bibliotheken Verona's durchforscht: sie waren schon am Ende s. VIII bedeutend, als (wo nicht aus ihnen, doch jedenfalls aus Verona) Erzbischof Egino, von dem man freilich sehr wenig weiß (Ughelli Ital. Sacr. T. V, p. 704. Ottolini dei Vescovi di Verona p. 180), Bücher nach Reichenau gebracht hat (Mirac. St. Marci ap. Pertz. l. c. p. 450): noch bedeutender am Ende saec. IX, wie sichere Anzeichen (Blume Iter Ital. I, 254. IV, 187. Mone ad Plin. Sec. Hist. N. II. proll. p. VIII. XX) schließen lassen. Bei dieser Durchforschung war unserm Bischof der seiner Zeit, wie er ja wissen mußte, völlig unbekannte Catull in die Hände gerathen: er hat seinen Fund, da in Verona gelehrte Männer (Rather. Opp. p. 306: Vogel l. c. p. 259) lebten, mit Freuden bekannt gemacht. Allein die Bedrängnisse, in welche Rather gar bald von Neuem kam, sein ununterbrochener Kampf mit den Veronesern, wovon seine dritte und letzte Verjagung aus Verona die Folge, hat ihm den Catull wie überhaupt das Alterthum aus dem Sinne gebracht, und es ist eine ganz haltlose Vermuthung Vogel's (l. c. I, 419), daß Rather Handschriften lateinischer Classiker 968 mit sich genommen habe: seine eignen Schriften und sein Geld fortzuschaffen machte ihm schon Mühe und Sorge genug. Und wie Rather den Catull vergaß, so auch die Veroneser: er ist vergessen

und verborgen geblieben, bis s. XIV von neuem Rather's Handschrift in Verona entdeckt ward. Für diese Entdeckung bilden die Quellen ein Epigramm Campesani's, welches die Ausgaben Catull's zu enthalten (S. 2 Rosb.) pflegen und die subscriptio des cod. S. Germanensis (der bei Hrn R. mit G bezeichnet), zuerst von Sillig in Zahn's Jahrb. f. Phil. XIII, 269, jetzt von Hrn R. praef. p. IV bekannt gemacht: aus ersterem folgt, daß vor 1330, Campesani's wahrscheinlichem Todesjahre, die Entdeckung fällt: das aber, was Hr H. S. 280 sagt: „ein Stadtschreiber, Messer Francesko (so muß er ja wohl heißen) fand sie“, ist unsicher: besser hätte Hr H. nach des Refer. Dafürhalten gethan, hätte er die Notiz des Hermolauß Barbarus zu Campesani's Epigramm aus dem von ihm S. 283 besprochenen cod. Bononiensis mitgetheilt, so viel wir wissen der erste Erklärungsversuch jener dunkeln Zeilen: Francis-
cus a calamis vel a brevibus. Wie ward aber jetzt dieser Fund aufgenommen? Es hat Catull ein eignes Geschick gehabt: auch jetzt zeigt sich keine rechte Theilnahme: selbst Petrarca, dessen Bekanntschaft mit Catull, von Haupt l. c. p. 4 bezweifelt, Hr H. S. 281 aus Petrarca's Briefen nachweist, benutz ihn spärlich: daher denn die wenigen Handschriften aus s. XIV, von denen solche, die aus dem alten Codex selbst abgeschrieben wären, noch gar nicht bekannt sind: erst 1375, nicht 1376, ist G geschrieben, bis jetzt unsre älteste Handschrift: ältere hat auch Hr H. (s. S. 283) nicht aufreiben können, da die in Vicenza aufbewahrte, von Hrn R. (praef. p. V) als 1360 geschrieben angegebene nach Herrn H. S. 282 erst 1460 geschrieben ist. Daher ergibt sich der Zeitraum von ungefähr 1325—1375 als ein für Ca-

tull sehr dunkler: dies offenbar hat Zachmann (ad Lucret. IV, 602 fin., p. 246) zu der Meinung gebracht, vor Ende s. XIV sei der alte Codex Catull's gar nicht abgeschrieben: allein daß das irrig, thut G dar, dessen Abschreiber eine Reihe Conjecturen von verschiedenen Gelehrten mittheilt: es müssen sich also vor G schon Mehrere mit Catull beschäftigt haben: auch zeigen Hand's (Sen. Progr. 1848. 1849) Angaben, daß aus einer besseren Abschrift, als G benutzte, Handschriften geflossen sind und noch existiren. Aber für s. XIV und für den Anfang von s. XV blieb zunächst die durch G vertretene, im Ganzen fahrlässig gemachte Abschrift die allein bekannte: erst später, angeblich 1425, fand Poggius eine bessere, unmittelbare Abschrift des alten c. Veronensis, schwerlich diesen selbst, der wohl nach den ersten Abschriften verloren gegangen war: Poggius, der sich auch mit Catull abgegeben (Heyse S. 290) haben mochte, wußte den Fund bekannter zu machen und ward die Veranlassung, daß namentlich Guarino, mit dem er in vielfachem Verkehre stand, sich mit Catull beschäftigte. So erklärt sich das Aussehen, welches Guarino mit Catull machte: Campesani's Epigramm wird ihm in dieser Zeit auch zugeschrieben (Rossb. ad Catull. p. 2: Fabric. Bibl. Lat. I, 90. Naek. Opusc. I, 152): eben so, daß erst mit saec. XV die Handschriften Catull's häufig werden.

Doch alle diese Folgerungen werden einem ruhig prüfenden Leser unbewiesen und willkürlich vorkommen: es dürfte sich das ändern, sobald wir die Handschriften oder die Handschrift in ihrem Innern betrachten. Daß um 100 n. Chr. wer wollte fehlerfreie Catull-Handschriften sich verschaffen konnte, stellen allein schon die Nachahmer Ca-

tull's außer Zweifel: denn wenn sie auch nicht, wie nach Junius (Animadv. c. 4) irrtümlich Meloveen (ad Quint. Inst. Or. X, 5, 2, p. 940 Burm.) behauptet, um ganz in das Wesen ihres Modells einzudringen, dieses abschrieben, so haben sie doch Unfertigung guter Handschriften veranlaßt. Aber neben diesen guten Abschriften bestanden auch schlechte, die, so wie die Theilnahme sank, bei der Fahrlässigkeit der Abschreiber (s. z. B. Mart. Epigr. II, 8) allmählig überhand nahmen: daher denn schon zu Gellius Zeiten (N. Att. VI [VII], 20) Catull's Gedichte in schlechten Exemplaren verbreitet waren: es war dies damals noch nicht so fühlbar, weil für die Schriften aus der Ciceronianischen Zeit die besten Quellen noch auf den Bibliotheken existirten. Es ist nun für uns höchst wichtig, daß die eine der Corruptelen, welche Gellius (l. c.) aus Catull. c. 27 anführt, ebriosos, dieselbe Art der Verderbniß zeigt, welche in unserer Handschrift hervortritt: z. B. Catull. IV, 17 hat G und gewiß mit ihm viele andre: *tuas imbuisse palmulas in aequore*: — die andre aber sich vielleicht in unserer Handschrift erhalten hat: denn c. 27, 7 hat G mit andern ebriose (d. h. ebriosae) *acino ebriosioris*, Gellius freilich ebrios: aber es ist, so weit Ref. die Sache hat verfolgen können, nicht unwahrscheinlich, daß statt ebrios bei Gellius ebriosae zu schreiben (cf. Is. Voss. ad Catull. l. c., Conrad. ad Gell. l. c.): wie dem aber auch sei, jedenfalls gibt Gellius uns einen Fingerzeig, daß unser Text des Catull auf einer alten und zwar corrupten Handschrift beruhe. Und dieser Verdacht bekommt neue Nahrung durch das im Thuanus (T) stehende 62ste Gedicht des Catull. Die Anthologie dieses Codex, welche Hr. S. S. 280 ohne Angabe eines Grun-

des s. X entstehen läßt, ist ihrem größern Theile nach (vgl. Haupt. ad Ovid. Halieut. cett. praef. p. XII) schwerlich später als s. VI zusammengestellt, wofür schon die von Lachm. ad Catull. LXII, 1 mitgetheilte Ueberschrift des Catullgedichts: *Epithalamium Catulli* sprechen dürfte: es ist also das Gedicht einer spätestens saec. V geschriebenen Handschrift entnommen. Wie war diese nun beschaffen? Es läßt sich aus den Lesarten des T noch erkennen, daß in dieser die Worte nicht von einander getrennt geschrieben waren (cf. vv. ll. ad vs. 35. 36. 37. 50. 53. 55 bei Lachm. ad Catull. und Haupt. Quaest. Catull. p. 28 sq.), eine Bemerkung, die viel wichtiger ist als die von Hn S. 279 ohne Grund gebilligte Vermuthung Scaliger's (ad Catull. I, 1), die Mutterhandschrift sei in longobardischer Schrift verfaßt gewesen: ferner, daß sie nachlässig gemacht, da sie Lücken (vs. 32. 41) hat, von denen unten noch die Rede sein soll: daß einzelne Buchstaben in ihr arg verfehlt (vs 6. 50), auch vielfach ausgefallen (vs. 7. 9. 27. 28. 41. 60. 63), endlich auch entschieden alte Corruptelen in ihr (vs. 20. 26: 45. 46) waren, wobei wohl festzuhalten, daß der Schreiber des T sorgfältig geschrieben: wie er denn, um nichts zu übergehen, Verbesserungen, die zwischen den Zeilen der Handschrift, welche er abschrieb, standen, in den Text hereingenommen: so ist nämlich vs. 37 die Lesart *quem a* im T zu erklären: es war

^a *quem*, vs. 58 *et tua*, es war *et tu* geschrieben: dahin möchte Refer. auch 35 rechnen: *pem* am Ende gehörte zu dem verschriebenen *comperendis*, wodurch Schrader's Eous an Probabilität gewinnt. Darnach weist also T klärlich auf ein verdorbenes, mit einem Worte auf ein von einem nicht

revidirten Codex stammendes Exemplar hin: nur ein solches war s. VI dem Zusammensteller der Anthologie möglich gewesen aufzutreiben: die guten waren vernichtet. Dies Exemplar hat dann RATHERIUS in Verona gelesen: dasselbe ist ebenda selbst s. XIV von neuem entdeckt. Woher aber dies? Nämlich die Lesarten des c. 62 in den codd. s. XIV. XV. stimmen auf eine so auffallende Weise mit T zusammen, daß beide in die engste Beziehung zu einander gesetzt werden müssen. Dagegen kann nur vs. 14, den T allein haben soll, geltend gemacht werden: allein abgesehen davon, daß aus irgend einem Umstande diese Zeile s. XIV im Ur Exemplar nicht mehr zu lesen war, ist mehr als wahrscheinlich, daß der Vers in den jüngern Handschriften gewesen, da Muret und andre alte Editoren ihn kennen (Haupt Q. Catull. 35 sq.), so daß nur die Nachlässigkeit der Abschreiber s. XIV ihn hat ausfallen lassen. Für den Zusammenhang aber des T mit den jüngern codd. spricht vor Allem die Lücke vs 32 und andre: dazu gesellt sich die merkwürdige Uebereinstimmung in Fehlern: vs. 7 T imbres, G imber: 11 TG equalis: 45 TG tum cara: 58 TG cura viro: 59 TG nec pugna: wo sich aber Abweichungen finden, da erklären sie sich einfach daraus, daß s. XIV manche Buchstaben, die zur Zeit des T noch deutlich, völlig verschwunden waren: vs. 7 T Oetaeos, G hoc eos: letzteres war da, so wie ta verschwunden: vs. 8 sic certes T, aber G sic certe: vs 28 T quae, G quo: 60 equom T, G equo: dazu endlich die sichere Beobachtung, daß ein Codex, der die Worte nicht trennt, zu Grunde liegt: vs. 45 hat T suis ÷: daß die Sigle vom Abschreiber des T stammt, ist wohl sicher: daher war suisest im Urcodex: da t, wie

so oft der letzte Buchstabe, ausgefallen, machte man sui. sed, wie G mit andern hat: aus andern Gedichten sind viele analoge Fälle leicht beizubringen. So ist also bewiesen, daß nur eine Handschrift Catulls seit saec. VI in Italien vorhanden gewesen. Wir gehen nun weiter. Die alte Veroneser Handschrift (V) ist im s. XIV wenig copirt: wie oft ist sie aber copirt? Es entsteht die Frage: stammen alle unsere Handschriften von einer Abschrift des V, oder sind mehrere Abschriften des V unabhängig von einander gemacht? Diese Hauptfrage, welche weder durch die geistreich sein sollende, aber oberflächliche Auseinandersetzung des Hn H. S. 284, noch durch das hier ungenügende Stemma des Hn R. praef. p. VII gefördert ist, kann Ref. hier auch nicht zur völligen Entscheidung bringen, zumal da seine Collationen dazu nicht ausreichen: einige Andeutungen müssen also genügen, die wieder auf das so nachtheilige Dunkel in den Jahren c. 1325 — 1375 hinweisen werden. Es ist G, unser bis jetzt ältester Codex, unmittelbar von V nicht copirt, weil die subscriptio dies nicht enthält, im Ganzen schon richtig die Worte getrennt sind, auch viel und gut in ihm (vgl. Lachm. ad Lucret. Comm. p. II) verbessert ist, obschon der Abschreiber kein Gelehrter war, endlich weil die Ueberschriften da sind und vom Abschreiber selbst aus der Handschrift, die er abschrieb, Conjecturen Andre angeführt werden: denn wenn Hr R. praef. p. IV sagt, eine andre, wenn gleich ebenso alte Hand habe die vv. II. beige geschrieben, so ist das nach Hrn Dr Wölfflin's genauer Untersuchung nicht der Fall: Text und Bemerkungen sind von derselben Hand. Es weicht nun G in c. 62 von V öfter ab: da sich aber andre Handschriften finden, die grade da,

wo G von V abweicht, mit letzterm zusammenstimmen, so muß diesen eine andre und treuere Copie des V als dem G vorgelegen haben; dahin rechnet Ref. den c. Palatinus 1652 (κ), geschrieben 1460, den Hr. H. 285 auszuzeichnen scheint, den Vaticanus 1608 (μ), von Hr. H. 288 ein eleganter Spätling genannt: weniger sicher den Ambrosianus H. 46 (β), nach Hr. H. 285 um 1470, und Palatinus 910 (λ) 1467 geschrieben: zum Beweise Folgendes: c. 62, vs. 3 $\beta\lambda$ T pinguis, G pingues: vs. 7 $T\mu$ imbres, G imber: vs. 12 $T\kappa$ meditata requirunt, G meditare quaerunt: 17 $T\mu$ nunc, G non: $\kappa\beta$ T iucundior, G iocundior: 36 lubet κ T, libet G: 37 μ T capiunt, carpunt G: 45 suis et κ , sui sed G: 47 iucunda κ T, iocunda G: 53 equom T, equum κ , aequom μ , equo G: da diese codd. alle dem s. XV angehören, dagegen die von Hr. H. 283 als Führer angegebenen, Medic. 33, 13, Vatic. 1630, Ambros. M. 38 ältere und mit G stimmende sind, so muß s. XV eine neue Quelle zugänglich geworden sein, die jedoch, wie T zeigt, eine sehr verwandte war: darauf also sind die Angaben von des Poggius oder eines Andern Fund zu beziehen: er hatte eine alte Abschrift aufgetrieben und sie veranlaßte B. Guarino, von dessen Studien über Catull nach Hr. H. 283 namentlich der 1411 geschriebene Bononiensis Zeugniß ablegt, und viele Andre mit der Herstellung des Textes sich zu beschäftigen. Werden nun von den jüngern Handschriften nach diesen Angaben noch mehrere genau untersucht, wird Muret's Handschrift (Spengel im Seeb. Arch. f. Phil. u. Päd. 1828, Hft 4, S. 95. Hand Progr. 1849, S. 1) wieder gefunden, die von Hand benutzten bekannt gemacht, so wird noch manche jetzt scheinbar uner-

klárliche Differenz (z. B. vs 51 T *perfectens*, G *deflectens*) zwischen T und G nebst seiner Sippschaft klar werden: so hat c. 62, 17 G *committite*, T *converlite*, was unvereinbar scheint: da aber *z comicitite*, so war im V das Wort nicht deutlich zu lesen: wahrscheinlich ergeben *codd.*, wie *Memmianus*, *Colbertinus* noch andre Mittelglieder. Hier ist auch vs. 40 zu erwáhlen, wo T und nach *Sillig. ad h. l.* ein *Memmianus contusus* haben, wáhrend G *convolsus* gibt.

Hiernach ist deutlich, daß die Scheidung in interpolirte und nichtinterpolirte Handschriften, bei der die Herausgeber sich bis jetzt beruhigt haben, für sorgfáltige Kritik nicht ausreicht, daß überhaupt ein größerer kritischer Apparat und eine genauere Durchforschung auch der *codd. s. XV* nöthig, um eine sichere Grundlage für unsre so unsichre Ueberslieferung zu erhalten, daß endlich *Lachmann's* Angaben, wie *Hr H. S. 295* schon angedeutet, nicht ausreichen. Hoffentlich gibt *Hn H. Appendix* einen bedeutenden Beitrag zur richtigern und sicherern Handhabung der Kritik: auch *Hr R.* hat aus *Sillig's* Apparat, der ihm zur Benutzung überlassen war, manches Beachtenswerthe beigebracht: hoffen wir, daß auch *Hand's* und *Andrer's* *Collationen* bald benutzt werden können.

Wenden wir uns nun zu dem, was *Hr R.* und *H.* mit ihren Mitteln für den Text geleistet haben, so ist zuvörderst auf die Verschiedenheit ihrer Zwecke hinzuweisen: *Herr R.* beabsichtigte eine rein kritische Ausgabe, *Hr H.* mehr (*Vorr. S. XI*) was man eine lesbare nennt.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1855.

Berlin, Leipzig

Fortsetzung der Anzeigen: »Catulli Liber carminum recognitus et emendatus a Th. Heyse; Q. Valerii Catulli Veronensis liber. Recognovit Augustus Rossbach.«

Es tritt dieser Unterschied schon im Außern hervor: Hr H. hat über den einzelnen Gedichten Ueberschriften, Hr K. läßt sie weg: mit Recht: denn lassen sich auch dergleichen Titel bei einzelnen lateinischen Schriftstellern bis über Priscian hinaus (Lachm. ad Terent. M. praef. p. VIII, ad Lucret. IV, 126) verfolgen, so gilt doch für diese im Catull fast dasselbe, was Scriverius von den in Martial's Handschriften vorhandenen geurtheilt (Schneidew. ad Mart. Ep. T. I praef. p. VII) hat, sie sind von den Abschreibern s. XIV erfunden und ohne Werth. Daß im V sie fehlten, folgt daraus, daß in unsern codd. nach c. 68 die Titel so gut wie verschwinden, daß sie auch bei den frühern Gedichten gar oft fehlen, ferner ihre Fassung den spätem Ursprung verräth, wie

wenn der Name dessen, an den das Gedicht gerichtet, im Texte verderbt ist, nie in der Ueberschrift ein richtiger erscheint: so hat G zu c. 36 den Titel: Adlusi cacalam. Ferner hat Hr R. nach den codd. die cc. 18. 19. 20 weggelassen, wie sich von selbst versteht, und c. 18 als fr. II mit Lachmann aufgeführt: Hr R. hat 18. 20 behalten. Beide Herausgeber haben aber Lachmann's Paginirung aufgegeben: Hr R. schweigt darüber: Hr H. sagt S. 279: „Lachmann hat die Anzahl ihrer Seiten“ (des V) „auf 76, die Zeilenzahl der Seiten durchweg auf 30 angesetzt. Er hat sich übereilt und vorliegende Indicien nur theilweise benutzend, mitstimmende Gesichtspunkte vernachlässigend, mit gewaltthätigem Eigensinn eine Halbwahrheit durchführen wollen. Für die erste Hälfte des Buchs bin ich im Fall, die wirkliche Paginirung und wirkliche Seitenzahl (es ist nicht die Lachmannische) auf sicherem Grunde genau nachzuweisen: für die zweite, wo die Frage verwickelter und Spuren von zwei verschiedenen, einander kreuzenden Paginirungen auf eine ältere schon dem Urcodex angeerbte Blattverwirrung schließen lassen, darf ich . . . zunächst nur versichern, daß Lachmann mehrfach geirrt.“ Refer. muß das Nähere darüber abwarten: er zweifelt jedoch, daß Mittel vorliegen, Hn H. oder Lachmann's Ansicht zur Gewißheit zu bringen.

Dies sind noch mehr oder weniger Aeußerlichkeiten: hinsichtlich des Textes selbst ist bei Hn R. wie Hn H. auffallend, daß sie die Leistungen ihrer Vorgänger so wenig kennen und daher manche schon geheilte Stelle in corrupter Gestalt geben. Bei Hn H., der im Auslande lebt, ist das erklärlich; bei Hrn R. aber um so auffallender, da er eine *adnotatio critica* schrieb. Mit dieser adno-

tatio ist Ref. übrigens überhaupt nicht recht einverstanden: er meint, Herr R. hätte mehr geben und keine corrupte Stelle ohne Erwähnung der handschriftlichen Lesart oder einer probablen Conjectur vorüberlassen müssen: ging das auch von der Regel der Teubner'schen Ausgaben ab, so durfte Catull um so eher eine Ausnahme machen, da durch ein paar Seiten mehr der Werth der Ausgabe bedeutend erhöht wäre. Vor Allem aber mußte Hr R. suchen, einem Jeden das Seine zu geben und zu c. 21, 11 nicht sagen: *Mi meus conieci*, ohne zu erwähnen, daß Meinek. Vindic. Strab. 64 *meus mi conijicirt* habe: c. 61, 149 ni als Emendation Lachmanns, c. 66, 27 *adapta's* als die desselben angeben: Lachm. ad Lucr. III, 734. I, 993: zu c. 64, 23 Orelli (Eclog. p. 94), zu c. 110, 3 nicht Bergk, sondern Haupt Q. Catull. p. 32 als Verbesserer nennen. Um aber den vorher gemachten Vorwurf zu begründen, c. 11, 5 war der Verbesserung von Wagn. ad Verg. Aen. VII, 603 *Arabesve* und *sagittiferosve* zu gedenken: Hr R. und Hr H. haben noch *que*: in demselben Gedicht hat Hr R. ohne ein Wort zu sagen die *vulgata* im Texte, Hr H. aber Haupt's Conjectur: diese mußte doch Hr R. in der *adnot.* wenigstens erwähnen: c. 107 ist von Kloß in Zahn und Kl. N. Jahrb. f. Phil. XLIX, S. 42 so einfach wie überzeugend hergestellt und unsre Herausgeber haben es in unverständlicher Fassung: c. 62, 28 haben beide *quae pepigere viri*, während ein V. D. in Zimmerm. Ztsch. f. Alterth. 1834, S. 979 *quoi* verbessert: bei c. 64, 309 erwähnt Hr R. Volpi's Conjectur *ambrosio* und *andre*: aber vor Allen war Näge (ad Valer. Cat. p. 287: add. Lachm. ad Lucr. p. 408) zu citiren: Verweisung auf Näge (l. c p. 307) vermißt Refer.

auch zu c. 67, 78, da der die Art angibt, wie die *U* der *codd.* geschückt werden kann. Ein recht deutliches Beispiel, wie die Herren durch diese Unkenntniß ihren Ausgaben geschadet, gibt c. 55: denn, um nur kurz zu erwähnen, daß daselbst vs. 8 *video* mit *Hand* (*Gen. Progr.* 1848, S. 12), vs. 11 mit demselben: *quaedam* inquit, »tu *nudulum* reduce herzustellen, daß *ibid.* vs. 9, wo Hr *R.* an *Lachmann* sich angeschlossen, Hr *H.* nach eigener *Conjectur* unrichtig »*Aulum*«, te sic ipse *flagitabam*, geschrieben, *Döderlein* so sinnreich (*Lectt. variar. hebdom. p.* 9): *Aullistis* — sic ipse *flagitabam* vorgeschlagen, haben sie auch aus Verkennen der Kunst in der metrischen Composition des Gedichts, die *Hand* l. c. so scharffsinnig gefunden, das Verhältniß zwischen c. 55 und c. 58b: *non custos si ego cett.* nicht erkannt und daher beide Gedichte falsch behandelt. Denn in c. 55 herrscht eine distichische Form, indem zwei Formen des *phalaeceus* so mit einander wechseln:

$$\begin{array}{cccccccc} _ & _ & _ & _ & _ & _ & _ & _ \\ & x & & ' & & & & & \\ _ & _ & _ & _ & _ & _ & _ & _ \\ & x & & ' & & & & & \end{array}$$

dieser Wechsel ist vs. 13. 14 verkehrt: da ist, wie der Sinn zeigt, ein Vers etwa des Sinns „und machst die größte Last“ ausgefallen, was ja öfter bei *Catull* geschehen: der Dichter wies damit auf vs. 1 zurück, wie wegen vs. 14 auch durchaus nöthig. So geht das Gedicht dann ohne Aufenthalt bis ans Ende, wo abermals ein Vers ausgefallen, des Sinnes: „den ich dann preisen will“: vgl. VI, 16. Aber c. 58b hängt mit c. 55 nun gar nicht zusammen, da das *Metrum* in beiden verschieden behandelt und hat sonach auch *Hand* von seiner Entdeckung einen verkehrten Gebrauch

gemacht: Hr R. fügt nun mit Lachmann c. 58 nach c. 55, 13 ein und stellt selbständig vs. 24. 25 = 2. 3 um — ganz irrig, da vss. 3. 4 zu vss. 1. 2 einen Nachtrag, so zu sagen, bilden —, Hr H. hat c. 58 nach Früheren unmittelbar dem Ende von c. 55 angehängt. Daß dies falsch, lehrt außer dem Metrum noch der Sinn: es ist c. 58b aus einem zweiten Gedichte an Camerius, das auf c. 55 Bezug nahm, übrig: daß Catull auf eine Situation nicht habe zwei Gedichte machen können oder mögen, ist eine beinah lächerliche Behauptung. Dasselbe zeigt sich auch bei c. 63: denn vs. 62 hat Hr R. ohne ein Wort zu sagen die matte Conjectur Scaliger's ego non quod habuerim im Texte, während, da im G ego non quid abierim steht, Hand. ad Tursell. IV, 264 richtig: ego nunc quod obierim geändert hat: Hr H. ist Sillig da gefolgt: Ref. will nur bemerken, daß grade non und nunc öfter im Catull verwechselt worden: c. 6, 13. 62, 17. Ferner findet bei beiden Herausgebern sich *ibid.* vs. 75 noch: geminas *Deorum* ad aures nova nuntia referens, da doch Lachmann (ad Lucret. I, 824) geminas matris ad cett. emendirt: aber Lachmann! Der zwingt Ref. zu dem auffallendsten Vorwurfe, den er hier machen muß: Lachmann's Lucrez ist für diese Ausgaben so gut wie gar nicht benützt! So hat Lachmann (ad Lucret. III, 628) in c. 4, 20 vocaret in vagaret, *ib.* IV, 544 das sinnlose tubam Cybebes c. 63, 9 in typanum tuom, Cybebe, tua cett. entschieden richtig verändert, ohne Nachfolge bei H. und R. zu finden: c. 114, 6 hat Hr H. einmal nach Lachm. ad Lucr. III, 954, wenn nicht nach eigner Conjectur domo, Hr R. aber, ohne ein Wort zu sagen, das sinnlose modo! Dergleichen ließe sich noch mehr beibrin-

gen: doch mögen nur noch zwei Gedichte zur Charakteristik unserer Editoren besprochen werden, das erste und das hier so viel benutzte c. 62. In c. 1 ist vs. 2 Streit, ob arido mit den codd. und allen Alten, die die Stelle citiren — denn in Atil. Fortun., den Lachmann für arida anführt, hat Gaisford aus seinen Quellen arido hergestellt —, oder arida zu schreiben, wie unsere Herausgeber mit den Itali nach Servius thun. Den langen Streit entscheidet Mart. Ep. VIII, 72, 1:

nondum murice cultus asperoque

morsu pumicis aridi politus

arcanum properas sequi, libelle:

das ist doch eine ganz bestimmte Nachahmung, aus der, daß Martial nur arido im Catull gekannt hat, sicher folgt! Servius ist entweder durch eine schlechte Handschrift getäuscht, oder hat, wie wahrscheinlicher ist, für das Femininum eine ganz andre Stelle im Sinne, wie schon Spengel (l. c. p. 102: add. Michaelis de stylo et sap. Catull. cett. p. 143. Unger. de Valg. Ruf. 484) wollte. Schwieriger ist aber das Ende des Gedichts: Hr H. schreibt:

quare habe tibi, quidquid hoc libelli,

qualecunque: quod o patrona virgo cett.:

Hr N. dagegen schließt sich an Lachmann an, aber in der Ann. crit. p. VIII, will er vs. 9 qualecunque: quod (en patrona virgo) geschrieben wissen, wo Ref. ebensowenig en versteht, als vorher qualecunque, da man ohne Copula das nicht auf quidquid, wie hier, folgen lassen kann. Vielleicht wäre anders geurtheilt, hätten die Herren Hand's Programm (Zen. 1849) gekannt: denn ist dieser auch in Behandlung unsrer Stelle sehr unglücklich, so gibt er doch sehr beachtenswerthe Fingerzeige. Zuerst fragt es sich nach der Ueberliefe-

rung: wie Ref. in seinen Vorlesungen auch schon
 gethan, legt Hand allein auf die Handschrift Mu-
 ret's Gewicht, die nach quaecunq̄ue quidem eine
 Lücke hat und somit von patrona virgo nichts
 weiß: daß dasselbe noch in andern codd. sich finde,
 beweist außer einer Notiz bei Fruterius, Pонта-
 nus Conjectur ora per virorum: von den jetzt
 bekannten Handschriften scheint keine die Lücke zu
 haben. So ist denn patrona virgo als Conjectur
 der Italer vor 1375 anzusehen und haben die
 Worte gar keinen Werth: es ist also zu schreiben:
 quare habe tibi quidquid hoc libelli

* * *

quaecunq̄ue quidem * *

plus uno maneat perenne saeclo.

Zu fragen ist aber, was war in der Lücke ausge-
 führt? Die ganze Stelle war eine Nachahmung
 von Callim. fr. CXXI Bentl.:

*ἔλλατε νῦν, ἐλέγοισι δ' ἐνιπήσασθε λιπώσας
 χεῖρας ἵνα . . . μοι πολὺ μένωσιν ἔτος:*
 einer Stelle aus dem Proömium der *Αἴτια* (He-
 cker Comm. Callim. p. 53), welche im Kreise des
 Catull berühmt war, wie Cinna (Sueton. de Gramm.
 illustr. c. 11) vermuthen läßt: saecula perma-
 neat nostri Diana Catonis: vgl. Lucret. I, 117.
 Horat. Carm. III, 30, 1. Damit ist zugleich die
 Ansicht, daß von Mönchen diese letzten Verse her-
 rührten (Pfeiffer Symb. Catull. p. 26), widerlegt.

Nun c. 62. Das Gedicht ist gegen die Ansicht
 von Parthenius und A. nicht für eine bestimmte
 Gelegenheit, noch für bestimmte Personen, die doch
 hätten genannt werden müssen, gedichtet, sondern
 es ist, als vorzugsweise aus Sappho übertragen,
 wie der Attis ein Übungsstück: nach Vorgang
 von Jf. Bossius und A. hat dies von Sappho
 Gesagte Haupt. Quaest. Catull. p. 46 näher nach-

gewiesen: es ist noch hinzuzufügen, daß sich entgegenstehende Chöre von Mädchen und Jünglingen eine specifisch griechische Form, daß ferner Sappho sie in ihren Epithalamien angewandt (Bergk in Welck. u. Nöf. Rh. Mus. III, 216), daß Catull die Poesie der Sappho sehr hoch stellte und zu seiner Bildung studirte, wie außer andern Uebersetzungen aus ihr auch die Benennung Lesbica für Clodia zeigt; endlich daß nicht nur bestimmte Eigenthümlichkeiten der Sappho in c. 62 erscheinen, wie die Wiederholungen (vs. 8. 9: 20. 21: 27: vgl. Sapph. fr. 44, 5. 50. 51. 55. 56. 59), die Art einzelner Uebergänge (vs. 44: fr. 44, 5), die Hervorhebung der Jungfrauschaft (fr. 47. 52: vs. 39. 60), sondern daß auch einzelne Verse Catulls auf bestimmte der Sappho (fr. 45 ibiq. Schneidew.) zurückgeführt werden können: die Uebersetzung ist jedoch keine wörtliche, sondern Catull ging darauf aus, sein Gedicht als ein römisches, dem Geschmacke und den Ansichten seiner Zeit entsprechendes hinzustellen: daher die Ersetzung von Gedanken der Sappho durch die des Callimachos (vs. 35 coll. Callim. fr. 52: Naek. Opusc. II, p. 38: vs. 57 coll. Callim. Epigr. I, 16. ann. ad Diogen. Provv. VIII, 46), daher durch echt römische: denn vs. 49 sq. kann nicht von Sappho herrühren, da auf Lesbos der Weinstock gar nicht an Bäumen gezogen ward, sondern auf der Erde liegend sich ausbreitete (Long. Pastor. p. 34 Schaef., Varr. RR. I, 8, 5: Plehn Lesb. 7): dasselbe darf man auch bei vs. 62 annehmen, wo die Fassung stark an Lucilius (ap. Lactant. I. Div. VI, 5, vs. 12) erinnert: in andrer Weise tritt vs. 17 Einfluß des Lucretz (IV, 1064) hervor. In der Form dagegen ist Catull bei Sappho geblieben; über sie ist bekanntlich in neuerer Zeit viel

gestritten; Näke, Spengel, Lachmann, G. Hermann, Fröhlich, Haupt haben sich an ihr versucht, welchen Hr R. mit einer neuen Ansicht zuzugesellen, während Hr H. nichts Eigenthümliches angedeutet hat: die Sache ist grade wegen der Lücken des Gedichts schwierig. Hr R. meint nun, das Gedicht sei aus Strophen von je bald vier, bald fünf Versen zusammengesetzt, welche dadurch entstehen, daß der Refrain nie zur Strophe gerechnet, vs. 33 versetzt und nach vs. 59 eine Lücke von einem Verse statuiert wird. Ref. kann dieser Ansicht nicht beitreten: denn die Annahme, der Refrain sei nicht zur Strophe zu rechnen, scheint ihm ganz willkürlich: schon c. 61 lehrt das Gegentheil, so wie auch seine regelmäßige Wiederkehr: dazu kommt, daß die Nothwendigkeit der oben bezeichneten Veränderungen durchaus nicht dargethan worden, und endlich bleibt ein wesentlicher Uebelstand, nämlich daß nach vs. 58 Hr R. den Refrain weglassen muß, da er doch durchaus nothwendig: er dient da zum Abschluß des Wettgesangs. Dem Ref. ist außer dem oben Entwickelten dies Gedicht auch deshalb so besonders wichtig, weil man an ihm deutlich die antistrophische Behandlungsweise der Lesbier kennen lernt: er will daher seine Ansicht, die der Fröhlich's sehr nahe steht, in der Kürze entwickeln. Die Jünglinge und Jungfrauen beginnen jeder mit einer Strophe von je fünf Versen: antistrophische Composition tritt also sogleich hervor: die nun folgende zweite Strophe der Jünglinge zeigt, wie von den Jungfrauen, wohl dem regelmäßigen Hergang gemäß, der eigentliche Kampf ausgehen werde. Das führen die Jünglinge in neun Versen aus: denn vs. 14 ist aus T beizubehalten, wie auch die Hn R. und H. gethan: nur ist quae in ihm nach

dem Sprachgebrauch Catull's (c. 23, 7. 69, 7) und des Sinnes wegen in nam zu verändern und laborant gegen Hrn R. (Haupt. Q. Catull. p. 35) beizubehalten: auch hat Hr R. irrig vs. 17 conmittite aus G beibehalten: Hr H. hat aus T richtig (Haupt. I. c. p. 28) convertite geschrieben: man muß nur saltem mit dem Verb verbinden. Es beginnt nun vs. 20 der eigentliche Hymenäus: daher fragt sich, wofür hat man vom metrischen Standpunkte aus die vss. 1—19 zu halten? Sie machen ein Ganzes aus und sind also Strophe, Antistrophe und Epodos, weshalb auch vss. 11—19 keine Antistrophe haben: eben so geht bei andern Dichtern (z. B. Aesch. Agam. 104) ein solches Ganze einer Masse von Strophen und Antistropfen voraus: um als Epodos vss. 11—19 recht klar hinzustellen, wird diese Verszahl im Folgenden auch nicht wieder angewandt. Es folgt der eigentliche Hymenäus: die Jungfrauen singen zuerst sechs Verse: eben so viele die Jünglinge: die Jungfrauen beschuldigen den Hesperus, ihre Gegner vertheidigen ihn treffend: die Jünglinge sind also nicht besiegt und so müssen die Mädchen, um zu siegen, einen andern Weg einschlagen; welchen aber, ist für uns schwierig zu bestimmen, da nach vs. 32, dem ersten der zweiten Strophe, mehrere Verse ausgefallen, wie schon Avantius, dem die Neuern richtig beistimmen, erkannt hat, während man früher den Verkehrtheiten von Jf. Vossius das Wort zu reden über sich gewonnen hatte. Eben so schwierig ist aber die Größe der Lücke, worauf hier viel ankommt, zu bestimmen und daher sind hier die Neuern sehr verschiedener Meinung. Ref. meint, welchen Weg die Jungfrauen gewählt, lasse sich zunächst nur aus Vs 32 erkennen: in ihm tritt seiner Ansicht

nach besonders in *aequales* der Ton der Klage hervor, so daß also die Stimmung der Singenden, wie auch Vers 39 der Fall, in der neuen Strophe sich verändert: ist nun in den folgenden Versen der Jünglinge eine Andeutung von dieser der Mädchen Stimmung zu finden? Ganz gewiß: nämlich Vs 36 in *questu*: daraus folgt für Ref. mit voller Sicherheit, daß die vss. 33 — 38 die Antwort auf die Strophe, von der vs. 32 der Anfang, enthalten, so daß, da nach dem, was von der Antwort der Jünglinge gerettet ist, diese schwerlich mehr als zehn Verse umfaßte, dreizehn Verse ausgefallen sind, neun, unter denen der Refrain, von der Strophe der Mädchen, vier von der der Jünglinge. Die letztern haben nämlich in dem ersten ihrer Verse nach Vorgang der Mädchen sich selbst angeredet; vielleicht so: „Hesperus hat wieder ein Mädchen in Sicherheit gebracht: es ist das Deine Art: denn —“: Hr R. hat aber den Vs 33: *namque tuo adventu cett. den Mädchen gegeben* und sagt *annot. crit. p. XIV: vs. 33 ego tribui virginibus, quibus est consentaneus, namque ex oriente Hespero cavendum esse dicunt virgines, ne furta fiant*: allein der Vers enthält, unbefangen betrachtet, deutlich ein Lob und paßt also nicht zur Klage: „grade wenn Du kommst, sind die Schaarwächter auf den Beinen“, ist also Alles sicher. Den Jünglingen erscheinen aber diese ihre Behauptungen so wahr, daß sie übermüthig werden und die Jungfrauen, vor denen sie sich vs. 16 fürchteten, zu verspotten anfangen: daher begreifen die Jungfrauen, daß sie nicht richtig verfahren und greifen die Sache auf andre Weise an: daher vss. 39—48, denen vss. 49—58 entsprechen müssen, es aber nach den *codd.* nicht thun: denn in der Strophe der Mädchen sind

zehn Verse den Refrain eingerechnet, in der der Süngrlinge zehn und kein Refrain: da das nach dem Charakter des Ganzen unmöglich, da ferner in der Strophe der Süngrlinge kein Vers ausgeworfen werden kann, ihr aber der Refrain auch gegen die Handschriften beigegeben werden muß, so ist in der Strophe der Süngrfrauen nothwendig ein Vers ausgefallen, das, was zuerst Spengel l. c. p. 101 gefunden hat: Herr R. nennt freilich Fröhlich und Hr S. nimmt einen Ausfall hier gar nicht an. Richtig aber hat Hr R. die Lücke nach vs. 41 gesetzt, weil so nichts in vs. 39 geändert zu werden braucht: in diesem wollte nämlich Spengel qui in septis schreiben; aber da denn doch wohl vss. 40. 41 umzustellen wären, eine penible Responzion auch unnöthig ist, so bleibt Herrn R.'s Vorschlag der wahrscheinlichste. Jetzt ist genaue Responzion vorhanden: jede Partei singt eilf Verse. Die Mädchen geben aber den Kampf auf: die Süngrlinge sind zu sehr im Vortheil: daher folgt der Schluß, sieben Verse und der Refrain. Da in ihm keine Theilung mit vier oder fünf möglich, so hat Hr R. nach Vs 59 eine Lücke angenommen, nach Ref. ohne Grund, wie auch Haupt am Ende dieser Strophe ohne allen Grund einen Vers ausgefallen sein läßt: es ist Vs 65 die Mahnung vollendet, an welche sich passend der Refrain anschließt. Daß die Masse vss. 59 sq. eine Zahl ausmacht, die vorher noch nicht da gewesen, kommt daher, daß sie eine Epodos ist, welche die Natur der Sache verlangte: daß sie mit vss. 11 sqq. respondire, ist durchaus nicht gegründet: vergleichen kann man Aesch. Pers. 66 sqq., wo zwei Strophenpaare mit Epodos beginnen, dann drei Strophenpaare folgen, welche

mit einer anapästischen Messe schließen. Demnach ist das Schema des Ganzen:

iuven.	puell.	iuven. —	puell.	iuven.
στρο.α.	ἀντιστρο.α.	ἐπωδ.	στρο.β.	ἀντιστρο.β
1—5	6—10	11—19	20—25	26—31
5	5	9	6	6
puell.	iuven.	puell.	iuven. —	iuven.
στρο.γ.	ἀντιστρο.γ.	στρο.δ.	ἀντιστρο.δ.	ἐπωδ.
32—	33—38	39—48	49—58	59—66
10	10	11	11	8

Will man in diesen Zahlen ein Verhältniß suchen, so wird man es leicht finden.

Dies möge genügen: man sieht, wie Hrn R's kurze annot. crit. Eigenthümliches genug enthält: man sieht auch, wie beide Herausgeber einer gelungenen Conjectur eines Früheren ihre Stelle im Texte anzuweisen sich nicht scheuen: sie haben demgemäß auch selbst sich im Conjectiren versucht, sind aber nach des Ref. Ansicht darin eben nicht sehr glücklich gewesen. Hr H. hat z. B. im Attis (c. 63) oft geändert: vs 5. 14. 18. 54. 79. 82: aber nur vs. 18 ist die Aenderung nicht gradezu zu verwerfen. Hr R. ist vorsichtiger: er scheint viel auf Transposition zu geben, worin Ref. ihm nicht beistimmen kann, wenn er gleich zugibt, daß z. B. in c. 68, welches Hr R. nach Vorgang von Fröhlich in zwei Gedichte theilt, vs 155 Hn R.'s Versetzung sehr beachtenswerth sei. Wie unglücklich Hr R. aber zuweilen gewesen, mag c. 62, 7 darthun, wo Hr R. vorschlägt:

nimirum *Orcivas ostendit noctifer umbras,*
und hinzufügt annot. crit. p. XI: oportet enim virgines contraria iis dicant quae dixerunt iuvenes: iuvenibus vesper laeta lumina nuntiat, virginibus caligines, quibus ingruentibus rapitur nova nupta: aber einmal geht das von der über-

lieferten Lesart zu sehr ab: dann ist dem Refer. ganz unbekannt, auf welcher Autorität das adiect. *Orcivus* beruht: *Oetaeos* dagegen ist gelehrt — es wird auf Hesiod zurückzuführen sein —, ist sehr significant und durch den Gebrauch der spätern Lateiner so gesichert, daß davon nicht abgegangen werden kann: die Hauptsache aber ist, daß nach Hn R. der Ausdruck eben so wenig der Art, nach der die Jungfrauen den Hesperus auffassen, entspricht, als dem Hesperus selbst: der verkündet nur den Abend. Hat hier Hr R. eine gute Lesart und eine gute Emendation der Früheren ohne Grund verworfen, so hat er *ibid.* 9 die Corruptel: *quo visere par est* im Texte, ohne ein Wort zu sagen: Herr H. hat sich an Marcellus angeschlossen und liest: *canent, quod vincere par est*: Ref. hat — er sagt das, um auch auf diesem schlüpfrigen Felde Etwas zu riskiren — vermuthet: *canent, quoi fidere par est*: nämlich den Hesperus, so daß also die Jungfrauen eine Vorahnung von ihrer Niederlage aussprechen.

Auf die in den Handschriften enthaltenen Gedichte läßt Hr R. die wenigen Fragmente folgen, welche Hr H. gar nicht hat: fr. IV hätte aber ganz weggelassen werden müssen, da es dem *Septimius Serenus* gehört: fr. IX mußte wegen der Ausführung von Unger de Valg. Ruf. p. 287 sqq. als zweifelhaft bezeichnet, bei fr. VI. VII auf denselben Unger l. c. 483 sq. verwiesen werden.

Es wäre hiernach der Vollständigkeit wegen nur noch übrig, von der Uebersetzung des Hn H., auf die derselbe viel Werth (*Borr. S. XI*) zu legen scheint, ein Wort zu sagen. Catull ist noch wenig übersetzt und hatte seinen Uebersetzern bis jetzt eben keine Vorbeeren verschafft: wie viel sich jedoch leisten lasse, zeigten die wenigen Proben Pfeiffers

in den Symb. Catull. p. 44. 52 und in den Jugendklängen p. 142. Das Schwierige besteht wohl, um Andres, was von jeder Uebersetzung gilt, zu übergehen, besonders in der Mannichfaltigkeit des Tons der verschiedenen Gedichte: bald sind sie erhaben, bald behandeln sie ganz gewöhnliche Dinge höchst einfach: in dem einen findet sich die größte Zartheit, in dem andern ganz rücksichtslose Derbheit: dazu gehen sie alle in ihrer Natürlichkeit von unserer Art zu sprechen gar sehr ab, besonders die Epigramme und Schmahgedichte, auch einzelne Liebeslieder: in allen aber herrscht immer eine Einfachheit des Ausdrucks, die in der Uebersetzung streng durchgeführt, unsere verwöhnten Ohren schwerlich befriedigt. Refer. ging, um offen zu sein, mit keinen großen Erwartungen an die Prüfung dieses Theils der Arbeit des Hn H., da das Gespreizte und das Haschen nach Effect in Vorrede wie Schluß der Hoffnung, in Hrn H. einen Geistesverwandten Catulls zu finden, wenig Raum zu lassen schien: um so mehr freut sich Refer. berichten zu können, daß er sich geirrt und daß seiner Ansicht nach in dieser Uebersetzung ein ganz bedeutender Schritt vorwärts gethan, indem auch namentlich in den kleinern Liedern sich ungemein viel Schönes und Gelungenes findet, daß ferner in den schweren Metris, wie c. 18. 63, Hr H. eine ungewöhnliche Gewandtheit gezeigt, daß endlich in jedem Gedichte immer ein wirklich poetischer Ton herrscht. Freilich muß man in manchen Fällen noch Besseres wünschen: so wird namentlich noch mehr auf die Treue der Uebersetzung und engeres Anschließen an das Original zu sehen, öfter Flickwörter und Umschreibungen, die so leicht gegen Catull's Einfachheit verstoßen, zu vermeiden sein: auch ist der Sinn

ab und an verfehlt und namentlich Unklarheiten im Ausdrucke zugelassen, denen Catull ganz fremd ist, wodurch denn ein dem Dichter nicht entsprechender Eindruck entsteht: auch müßte wohl und zwar namentlich im Hexameter das dem Catull metrisch Eigenthümliche genauer studirt und dann wiedergegeben werden, wofür die von Räte (ad Valer. Caton.) gegebenen trefflichen Winke zu benutzen wären. Zur Bestätigung einige wenige Stellen. Wenn c. 62, 3: *surgere iam tempus, iam pinguis linquere mensas* Hr H. übersetzt:

Zeit nun ist's zu verlassen die triefende Tafel:
im Nu wird —

so ist, das außer ungenau, auch verkehrt, da triefende Tafeln doch wohl nur solche sind, von denen Saucen, Wein &c. herunterfließt: Ref. hat versucht:

Aufstehn müssen wir schon, schon lassen die le-
ckere Mahlzeit.

Ferner übersetzt Hr H. das. Vs 8: *sic certe'st: viden ut pernicious exsiluere:*

Sicher gewahrt ihr wohl, wie in Hast vom
Sitz sie gesprungen:
genauer wäre: „sicher ist dieß: seht sie wie“ &c
Zweideutig ist ebend. Vs 35:

Wohl birgt Schelme die Nacht; doch oftmals
wieder belegend,

Hesperus, ziehest du selbst sie hervor mit ver-
ändertem Namen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 17. December 1855.

Berlin, Leipzig

Schluß der Anzeige: „Catull's Buch der Lieder in deutscher Nachbildung von Theodor Hense.

Hesperus muß bestimmter als der, der den Namen verändert, hervortreten. In c. 63, 6: itaque ut relicta sensit sibi membra sine viro überseht Hr. H.:

Nun er abgethan den Mann fühlt in Verflüchtigung des Geschlechts: was ohne das Lateinische wohl schwerlich Jemand verstehen wird: Ref. meint, es ginge wohl:

Nun er fühlt zurückgelassen sich die Glieder ohne Mann.

Auch gleich das erste Gedicht leidet nach Refer. Meinung vs. 2 an einer Dunkelheit: Hr. H. hat da:

Kaum von trockenem Bims mir ausgeglättet: wer aber von pumex nichts weiß, wird Hr. H.'s Bims schwerlich verstehen. Es lag doch nahe z. B. dieses:

Kaum geglättet genau mit trockenem Bimstein. Zu ähnlichen Ausstellungen geben auch die Schmä-

Im Eingange der Vorrede bemerkt der Verf. in Bezug auf das Object des Calculus of Operations oder the method of separation of symbols of operation from symbols of quantity: »The want of a text-boock on the Calculus of operations has long been felt by mathematicians. The extensive practical bearings of the Differential and Integral Calculus, and the theoretic interest which is associated with the Calculus of Finite Differences, render it desirable that the processes required in these branches of analysis should be reduced and simplified as far as possible. To the student, the Calculus of Operations proposes to facilitate and abbreviate his labours, while, to the advanced mathematician, it offers a method which will enable him not only to arrive at known results with ease, and express them with elegance, but also to extend his investigations with certainty and rapidity —« und die Definition, welche der Verf. Kap. 1 von dem Operationscalcul gibt, lautet: »The Calculus of Operations, in the greatest extension of the phrase, may be regarded as that science which treats of the combinations of symbols of operations, conformably to certain given laws, and of the relations by which these symbols are connected with the subjects on which they operate. —«

Weiter wird hier ausdrücklich bemerkt: daß es besonders zwei Umstände sind, welche die Fortschritte des Operationscalculs sowohl in theoretischer, wie praktischer Hinsicht verzögert haben; nämlich 1. die allgemein unter den Mathematikern verbreitete Ansicht: daß die inversen Operationsymbole — und mithin auch alle inversen Functionen solcher Symbole, ihrer Natur nach unbe-

stimmt seien — wogegen der Verf. zeigt: daß dies ein Grundirrtum sei, und daß jede etwa vorkommende Unbestimmtheit von einer ganz andern Ursache herrührt, nämlich von der Unbestimmtheit des Subjectes der directen Operation, d. h. in der Anwendung, der abhängigen Veränderlichen.

Denn wenn φ ein distributives Operationsymbol ist, und man hat eine lineare Gleichung mit constanten Coefficienten:

$$A\varphi^\alpha \cdot u + B\varphi^\beta \cdot u + \dots + T \cdot u = Q$$

oder: $f(\varphi) \cdot u = Q$;

so ist bekanntlich u im Allgemeinen unbestimmt — und die symbolische Auflösung dieser Gleichung ist im Allgemeinen:

$$u = \frac{1}{f(\varphi)} Q + \frac{1}{f(\varphi)} \cdot 0,$$

deren erster Bestandtheil immer einen völlig bestimmten Werth hat, während der zweite arbiträr oder unbestimmt ist, so daß mithin die Unbestimmtheit von dem Functionaloperator offenbar unabhängig ist.

Der zweite Umstand, welcher die Anwendungen des Operationscalculus beschränkt hat, besteht darin: daß man nicht bemerkt hat, daß nicht bloß die entsprechenden inversen Symbole distributiv sind, sondern daß auch jede inverse Function derselben distributiv ist.

Die erste Bemerkung hat *Murphy* zuerst gemacht (*Philosophical Transactions*, 1837) — und von der zweiten sagt der Verf.: »its establishment and practical application forms a distinctive feature of the present treatise. — «

In Bezug auf die Anwendung des Operationscalculus bei der Integration von linearen totalen Differentialgleichungen bemerkt der Verf. sehr rich-

fig: daß die gewöhnlichen Methoden drei Hauptmängel haben — nämlich: 1. zu gekünstelt sind — 2. sich nicht gehörig verallgemeinern lassen — und 3. Umwege bilden, d. h. Glieder einführen, welche bei spätern Operationen wieder wegfallen. Alle diese Mängel finden bei der Integration durch den Operationscalcul nicht Statt. Hinsichtlich der Integration der partiellen Differentialgleichungen sagt der Verf.: daß der Operationscalcul in der neuesten Zeit wesentlich verbessert, erweitert und besser begründet sei — daß die Methoden und mithin auch die Resultate mehr symmetrisch geworden sind — wodurch sich seine Bearbeitung dieses Gegenstandes vor der von Gregory in dessen *Examples of the Processes of the Differential and Integral Calculus* besonders auszeichnen soll.

Auch die sehr treffende Bemerkung von Boole: »That the great difficulty in the study of the Calculus of Operations, as connected with the Integral Calculus, consists in the interpretation of the symbolic results at which we may have arrived. The farther the relation between these two subjects is prosecuted, wether in the solution of Differential Equations, the extension of Definite Integrals, or the reduction of equations in Finite differences, the more imperative becomes the demand for such interpretation.— In all the cases, so long as the solutions are symbolic and not completely evaluated, they are unsatisfactory to the advanced mathematician, and perhaps calculated to lead the younger student to undervalue the utility of prosecuting these branches of analysis in conjunction«, wird angeführt und bemerkt; daß der Verf. diesem Gegenstande

einen entsprechenden Theil seines Buches gewidmet hat.

Kap. 2 handelt von den Grundsätzen des Operationscalculus. Die beiden Symbole φ, ψ heißen commutativ, wenn $\varphi\psi \cdot u = \psi\varphi \cdot u$ ist — während das Symbol φ distributiv heißt, wenn $\varphi(u+v) = \varphi \cdot u + \varphi \cdot v$ ist — und iterativ, wenn $\varphi^m \cdot \varphi^n \cdot u = \varphi^{m+n} \cdot u = \varphi^n \cdot \varphi^m \cdot u$ ist. — Weiter wird bemerkt: daß wenn irgend ein Theorem für irgend ein Symbol Statt findet, welches diesen Gesetzen genügt, dasselbe Theorem auch für jedes andere Symbol gilt, welches diesen Gesetzen Genüge leistet. Da nun bekanntlich:

$$D_x D_y \cdot u = D_y D_x \cdot u$$

$$D_x (u + v) = D_x u + D_x v$$

und: $D_x^m \cdot D_x^n \cdot u = D_x^{m+n} \cdot u$

ist, so folgt, daß jedem Theoreme in der Algebra, welches von den obigen Gesetzen abhängt, ein analoges Theorem in der Differentialrechnung entspricht.

Wenn ferner $\varphi(u+v) = \varphi \cdot u + \varphi \cdot v$ ist, so ist auch $\varphi^n \cdot (u+v) = \varphi^n \cdot u + \varphi^n \cdot v$ — und als Definition wird angenommen $\varphi^{-1} \varphi \cdot u = \varphi \varphi^{-1} \cdot u = u$, woraus weiter folgt:

$$\varphi^{-1}(u+v) = \varphi^{-1} \cdot u + \varphi^{-1} v$$

und allgemein:

$$\varphi^{-n}(u+v) = \varphi^{-n} \cdot u + \varphi^{-n} v.$$

Wenn F eine algebraische Function bedeutet, so ist auch:

$$F(\varphi) \cdot (u+v) = F(\varphi) \cdot u + F(\varphi) \cdot v,$$

$$\frac{1}{F(\varphi)} \cdot (u+v) = \frac{1}{F(\varphi)} u + \frac{1}{F(\varphi)} v,$$

$$(D_x + a) \cdot (D_x + b) \cdot F(x) = (D_x + b) \cdot (D_x + a) \cdot F(x) \\ = (D_x^2 + (a+b) D_x + ab) F(x),$$

u. s. f.

In Kap. 3 werden diese Principien auf die Integration linearer totaler Differentialgleichungen angewandt — und zwar werden zunächst Gleichheiten wie folgende:

$$\begin{aligned} (xD_x)^p \cdot x^n &= np \cdot x^n, \\ F(xD_x) \cdot x^n &= F(n) \cdot x^n, \text{ \textit{z.}} \end{aligned}$$

abgeleitet und auf Beispiele angewandt.

Kap. 4 handelt von der Integration partieller linearer Differentialgleichungen, indem zuerst die Gleichheiten:

$$\begin{aligned} \nabla^p \cdot u_m &= mp \cdot u_m, \\ F(\nabla) \cdot u_m &= F(m) \cdot u_m, \text{ \textit{z.}} \end{aligned}$$

hergeleitet werden, wo u_m eine homogene Function des m ten Grades von x, y, z, \dots bedeutet, und das Operationsymbol:

$$\nabla = xD_x + yD_y + zD_z + \dots$$

ist. Hierauf folgen viele Anwendungsbeispiele.

Kap. 5 handelt ebenso elegant als ausführlich von der Integration anderer Klassen totaler und partieller Differentialgleichungen. Wenn die Coefficienten nicht constant und die Gleichungen von der zweiten oder einer höhern Ordnung sind, so lassen sie sich nur in sehr seltenen Fällen integrieren, wovon der Grund auch leicht einzusehen ist. Wenn nämlich eine solche Gleichung integrabel sein soll, so muß sich die abhängige Veränderliche durch eine endliche Anzahl von Functionen der unabhängigen Veränderlichen ausdrücken lassen — und da schon die einfachsten Differentialgleichungen auf die höchsten uns bekannten transcendenten Functionen: e^{ax} , $\cos ax$, etc. führen, so ist zu präsumiren: daß complicirtere Formen von Differentialgleichungen auf höhere, noch unbekanntere transcendente Functionen führen werden. So kommt z. B. in dem Integrale der Gleichung:

$$xD^2y + Dy + y = 0$$

die transcendente Function:

$$\begin{aligned}\psi(x) &= 1 - \frac{x}{1^2} + \frac{x^2}{1^2 \cdot 2^2} - \frac{x^3}{1^2 \cdot 2^2 \cdot 3^2} + \dots \\ &= \frac{1}{\pi} \int_0^\pi \cos(2 \sin \Theta x^{\frac{1}{2}}) d\Theta\end{aligned}$$

vor — und es müssen deshalb zuvor solche höhere transcendente Functionen gebildet und ihre Eigenschaften untersucht werden, ehe man zur Integration complicierter Differentialgleichungen übergehen kann — und es ist nicht zu leugnen; daß in unserm Jahrhundert in dieser Beziehung die mathematische Analysis große Fortschritte gemacht hat — obgleich noch Vieles zu thun übrig bleibt.

In gleicher Weise handelt Kap. 6 von der Integration von Systemen simultaner Differentialgleichungen — und es wird auch Einiges über Bestimmung und Verallgemeinerung bestimmter, besonders vielfacher Integrale gesagt. Operirt man z. B. auf beiden Seiten der Gleichheit:

$$\int_0^\infty e^{-rx} \sin mx \, dx = \frac{m}{m^2 + r^2}$$

mit: $\varphi(-D_r) \cdot \psi(-r),$

so erhält man:

$$\int_0^\infty \sin mx \cdot \psi(D_x) \cdot \varphi(x) e^{-rx} \, dx = \varphi(-D_r) \frac{m\psi(-r)}{m^2 + r^2}$$

u. s. w. Ebenso ergibt sich aus dem Integrale:

$$f dx / dy / dz \dots \Omega(x, y, z, \dots) \cdot a \varphi b \chi c \psi \dots$$

durch Operation mit der symbolischen Form $F(V)$ das Integral:

$$f dx / dy / dz \dots \Omega(x, y, z, \dots) \cdot F(\varphi, \chi, \psi, \dots) \cdot a \varphi b \chi c \psi \dots$$

und es werden nach diesen allgemeinen Transformationen auch mehrere specielle Beispiele gut behandelt.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. 203. Stück.

Den 20. December 1855.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »A Treatise on the Calculus of Operations: Designed to facilitate the Processes of the Differential and Integral Calculus and the Calculus of Finite Differences. By the Rev. Robert Carmichael.«

In Kap. 7 handelt der Verf. sehr klar und hinreichend ausführlich von der Interpretation der Operationsymbole — d. h. von der Bestimmung des wirklichen algebraischen oder analytischen Ausdruckes symbolischer Formen.

Nicht minder interessant sind die geometrischen Anwendungen des Operationscalculus in Kap. 8. Wenn eine Curve durch die Gleichung $f(x, y) = 0$ ausgedrückt wird, und man verrückt sie in ihrer Ebene, so wird ihre Gleichung:

$$f(x + a, y + b) = eaD_x + bD_y . f(x, y) = 0,$$

woraus sich leicht die Durchschnittspunkte der ursprünglichen mit der verrückten Curve ergeben. — Ist z. B. die ursprüngliche Curve vom dritten Grade, so liegen die fraglichen Durchschnittspunkte

auf einer Curve des zweiten Grades. Wäre die Curve durch eine Polargleichung $f(r, \Theta) = 0$ gegeben, so wäre die Gleichung der um den Winkel ω gedrehten Curve:

$$f(r, \Theta + \omega) = e^{\omega D \Theta} \cdot f(r, \Theta) = 0.$$

Wird z. B. ein Kegelschnitt um einen sehr kleinen Winkel gedreht, so ergibt sich nach diesen Sätzen leicht: daß die erwähnten Durchschnittspunkte auf einer durch den Anfangspunkt gehenden gleichseitigen Hyperbel liegen — und Ähnliches gilt von Flächen. Andere ebenfalls interessante Resultate können hier nicht weiter angeführt werden.

Kap. 9 enthält verschiedene Anwendungen des Operationscalculus auf Differential- und Integralrechnung, welche jedoch ebenfalls hier nicht näher erörtert werden können.

Ebenso elegant sind die Anwendungen, welche der Verf. in Kap. 10 von dem Operationscalculus auf endliche Differenzenrechnung macht. Man findet leicht, daß:

$$e^{hD} \cdot f(x) = f(x + h),$$

also: $e^D \cdot f(x) = f(x + 1)$

$$(e^D - 1)^n \cdot f(x) = \Delta^n f(x)$$

und allgemein:

$$F(\Delta) \cdot u_x = F(e^D - 1) \cdot u_x,$$

wo F irgend eine algebraische Function bedeutet.

Aus $e^D = 1 + \Delta$ folgt ferner:

$$e^{nD} \cdot u_x = (1 + \Delta)^n \cdot u_x,$$

d. h.:

$$u_{x+n} = u_x + \frac{n}{1} \Delta u_x + \frac{n(n-1)}{1 \cdot 2} \Delta^2 u_x + \dots$$

und allgemein:

$$F(e^D) \cdot u_x = F(1 + \Delta) \cdot u_x$$

u. f. f. Aus:

$$\Delta = e^D - 1$$

folgt weiter:

$$D = \log(1 + \Delta),$$

mithin ist auch:

$$D^n \cdot u_x = \log^n(1 + \Delta) \cdot u_x,$$

und allgemein:

$$F(D) \cdot u_x = F[\log(1 + \Delta)] \cdot u_x.$$

Alle diese Relationen gelten offenbar auch für negative Werthe von n , weil Δ^{-1} distributiv ist, und D , Δ commutativ sind. — Aus:

$$\Delta^n = (e^D - 1)^n$$

ergibt sich ferner sehr leicht die bekannte Entwicklung für $\Delta^n \cdot u_x$, so wie überhaupt mehrere höchst elegante Entwicklungen, z. B. für $F(\Delta) \cdot u_x v_x$, $u_x F(\Delta) v_x$. —

Endlich folgt aus $\Delta \cdot a^x = (a - 1) \cdot a^x$ sofort: $\Delta^p \cdot a^x = (a - 1)^p \cdot a^x$, und wenn F wieder eine algebraische Function bedeutet:

$$F(\Delta) \cdot a^x = F(a - 1) \cdot a^x,$$

oder allgemeiner:

$$F(\Delta) \cdot Ca^x = F(a - 1) \cdot Ca^x.$$

Da dieses letzte Theorem offenbar auch auf inverse Functionen anwendbar ist, so erhellet auf der Stelle, daß es zur Integration gewisser endlicher Differenzgleichungen benutzt werden kann — und von dem Verf. auch wirklich mehrfach dazu benutzt wird.

Zuletzt folgen noch drei Anhänge über interessante Punkte der Variationsrechnung, Attractionslehre, Anwendung von Polarcoordinaten bei Quadraturen zc.

Aus dem Obigen erhellet hinreichend, von welchem Werthe das Werkchen für angehende Mathematiker ist — und es braucht bloß noch hinzugefügt werden: daß die Darstellung des Verfs ebenso elegant ist, wie die äußere Ausstattung des Buches, welches als eine ebenso nöthige, wie schätz-

bare „Ergänzung“ zu allen deutschen Lehrbüchern der höhern Analysis mit Recht empfohlen werden kann — denn kaum eins derselben (Franké's Lehrbuch der höhern Mathematik — vgl. d. Bl. Jahrg. 1852, S. 244 ff.) enthält etwas von dem Calculus of Operations — obgleich schon Lagrange die so treffende Bemerkung gemacht hat: »A mesure que l'analyse s'étend et s'enrichit de nouvelles méthodes, elle devient plus compliquée, et l'on ne peut la simplifier qu'en généralisant et en réduisant, tout à la fois, les méthodes qui peuvent être susceptibles de ces avantages. —«

Dr. Schnuse.

Prag

Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung 1855. Klinische Vorträge über spezielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Von F. A. Kiwisch, Ritter von Rotterau; nach dessen Tode fortgesetzt von F. W. Scanzoni. III. Band. 3. u. 4. Heft.

Ref. ist erfreut, hiemit den Schluß dieses Werkes, dessen 1. und 2. Heft er in St. 192. 1854 anzeigte, dem ärztlichen Publicum vorführen zu können. Es enthalten diese beiden letzten Hefte eine Schilderung der dem Weibe eigenthümlich zukommenden Krankheiten des Nervensystems und ebenfalls die ihm eigenen Geisteskrankheiten; und es sind somit in dem ganzen 3 Bände umfassenden Werke die Frauenkrankheiten in weitester Ausdehnung geschildert und eine Arbeit geliefert, die auf der jetzigen Höhe der Wissenschaft sich haltend als ein Beispiel deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit dasteht. Ref. verweist auf seine frühere Anzeige und begnügt sich, hier eine kurze

Andeutung des Inhalts der vorliegenden letzten Hefte zu geben.

C. Die dem Weibe eigenthümlich zukommenden Krankheiten des Nervensystems. Verf. betrachtet zunächst die Hysterie; er schildert zuerst die Symptome dieser proteusartigen Krankheit und hat passend die anatomische Anordnung als Grundlage der Schilderung gewählt. Es werden nach einander die Erscheinungen im Bereiche des Verdauungsapparates, sowohl die krampfhaften und lähmungsartigen, wie die Hyper- und Anästhesie und die Anomalien der Secretionen betrachtet, dann auf dieselbe Art und in derselben Reihenfolge die gleichen Affectionen der Respirationsorgane, der Harnorgane, die Erscheinungen im Bereiche der sensiblen wie der motorischen Nervensphäre, die in den Sinnesorganen vorkommenden und schließlich die psychischen Störungen einer Untersuchung unterzogen. Wo ihn seine eigenen Erfahrungen im Stiche oder wenigstens unsicher lassen, hat Verf. passende fremde glaubwürdige herbeigezogen, so wie er überall im Buche wo möglich Zahlen seinen Schlüssen zu Grunde gelegt und erläuternde Fälle aus seiner Praxis angeführt hat. — Scanz. spricht sich da, wo er von der Aetiologie der Hysterie handelt, mit Recht dahin aus, daß nicht immer Genitalienreizung ihrem Zustandekommen zu Grunde liege, da sie auch bei Männern vorkommen könne, scheint jenes causale Verhältniß aber doch etwas zu gering anzuschlagen (Ref.). Die meisten Ursachen führt er darauf zurück, daß sie eine anämische Beschaffenheit des Blutes und somit Ernährungsstörung des Nervensystems bedingen, das in Folge lehterer auf geringe Reize unverhältnißmäßig stark reagirt. Dieser Gedanke zieht sich, weiter ausge-

führt, auch durch das der Nosogenie gewidmete Kapitel, an dessen Schlusse der Verf. seine Ansichten dahin resumirt, „daß die Hysterie eine auf Ernährungsstörungen der Nervensubstanz beruhende Neurose darstellt, die sich zunächst durch eine abnorm gesteigerte, aber unverhältnißmäßig rasch weichende Erregbarkeit des Gesamtnervensystems oder einzelner Abschnitte desselben zu erkennen gibt.“

Der Verf. erklärt offen und frei, daß ihm noch nie gelungen sei, einen Fall von Hysterie zu heilen und daß er solches nur von der senilen Involution des ganzen Organismus erwarte, und deshalb stellt er sich bei der Behandlung als Hauptaufgabe, dem Ausbruch der Krankheit vorzubeugen, oder sie in ihren Anfängen wo möglich zu unterdrücken, im Uebrigen aber sie ganz symptomatisch zu behandeln. Mit Recht wird auf ein passendes diätetisches Verhalten viel Gewicht gelegt, wobei besonders der Verbindung der Hysterie mit Anämie Rechnung getragen werden muß; von den sogen. Antihystericiis empfiehlt Verf. nach seinen Erfahrungen *Castoreum*, *Asa foetida* und *Valeriana*, so wie in vielen Fällen eine methodische Anwendung der Kälte. Was die Rücksicht betrifft, die man den mit der Hysterie oft einhergehenden Affectionen der innern Genitalien tragen muß, so hat Ref. mit Bedauern bemerkt, daß Vf. — obgleich es nur zu billigen, daß er kein eifriger Anhänger und Vertheidiger der nur localen und mechanischen Behandlung jener Affectionen ist — doch in den fast ebenso nachtheiligen entgegengesetzten Fehler zu gerathen scheint. Dagegen finden wir dem Chloroform in der Behandlung der krampfhafsten und sehr schmerzhaften Erscheinungen der Hysterie seine passende Stelle angewiesen.

Es folgt hierauf eine Schilderung der in der Fortpflanzungsperiode auftretenden Krämpfe, von denen Verf. 2 Arten unterscheidet, je nachdem das Bewußtsein dabei ungestört bleibt — *Chorea gravidarum et parturientium*, oder mehr weniger getrübt wird — *Eclampsia puerperalis*. — Die *Chorea* wird nur kurz berührt, weitläufiger aber die *Eklampsie* abgehandelt. Verf. bespricht die in jüngster Zeit vielfach behauptete und bestrittene Entstehung dieser Krankheit in Folge von urämischer Intoxication, erklärt sich gegen diese Annahme und kommt zu folgenden Schlüssen: 1) Die in der neuesten Zeit vorgenommenen Leichenöffnungen der an *Eklampsie* Verstorbenen zeigen nur in der geringeren Zahl der Fälle eine so tief greifende Degeneration der Nieren, daß die Diagnose eines *Morb. Brightii* gerechtfertigt wäre; 2) es ist nicht nachgewiesen, daß der Albumengehalt des Urins und die Gegenwart der Faserstoffcylinder dem Ausbruch der Krämpfe stets vorangehen, vielmehr sprechen Gründe dafür, daß sich diese Anomalie häufig erst während des Geburtsactes und der Convulsionen entwickelt; 3) Die Momente, welche man als Beweis für den erfolgten Eintritt der urämischen Intoxication hingestellt hat, sind nichts weniger als beweiskräftig, und folglich können wir auch *Frerichs*, *Likmann*, *Braun* u. nicht beistimmen, wenn sie apodiktisch behaupten, daß die wahre *Eclamps. partur.* jederzeit das Resultat einer aus der *Bright'schen* Krankheit hervorgehenden urämischen Intoxication ist. — Verf. hält, und wie Ref. glaubt und sich früher schon ausgesprochen hat, mit vollem Rechte die *Eklampsie* für vom Rückenmarke ausgehende Krämpfe des willkürlichen Muskelapparats, die in der durch die Schwangerschaft

bedingten, durch den Geburtsact gesteigerten anomalen Blutmischung und in der durch diese hervorgerufenen gesteigerten Erregbarkeit des motorischen Nervensystems ihren nächsten Grund haben.

Dieser Abschnitt über Eklampsie ist eins der von Sc. am besten ausgearbeiteten und geschilderten Kapitel und so voll von interessanten Untersuchungen und Deductionen, daß Ref. auf das Buch selbst verweisen muß; Vieles ist aus des Verf. Lehrbuche der Geburtshülfe (2. Aufl. 1853) entnommen, jedoch seinen weitem Forschungen und Erfahrungen gemäß verändert und bereichert. So erklärt sich jetzt der Verf. auch sehr entschieden für die Chloroforminhalationen zur Beseitigung und Hintanhaltung der Paroxysmen, was er in jenem Lehrbuche nicht that, obgleich er sich in vorliegendem Werke (S. 505) „unter die ersten Empfehler“ des Chloroforms zählt. Nicht in Uebereinstimmung mit seinen Ansichten von der Entstehung der Eklampsie in Folge der Anämie und Hydrämie ist es, wenn er örtliche und allgemeine Blutentziehungen unter die Cardinalmittel gegen die Krankheit rechnet; freilich gibt er an, dieselben nur bei robusten, nicht anämischen Personen zu machen, aber die Eklampsie soll ja in Anämie und Hydrämie ihren Grund haben! (Refer.). — Dagegen ist er im Rechte, wenn er sich gegen die Einleitung der künstlichen Frühgeburt bei der Eklampsie der Schwangerschaft erklärt, weil 1) die Convulsionen möglicherweise verschwinden können, ohne die Schwangerschaft zu unterbrechen, weil 2) bei heftigen, lange andauernden und häufigen Krämpfen die Frühgeburt spontan eintritt und 3) alle Mittel zur Hervorrufung der Frühgeburt zu langsam wirken. Auch ist Sc. gegen das *Accouchement forcé* und gestattet dasselbe nur da,

wo die heftigen, anhaltenden in der Schwangerschaft oder beim Geburtsbeginne aufgetretenen Convulsionen keinen Einfluß auf die Wehenthätigkeit zeigen, und man den Eintritt des Todes von Mutter und Kind früher befürchten muß, als die zu einem minder eingreifenden Entbindungsversuche nöthige Vorbereitung des untern Gebärmutterabschnitts erfolgt ist.

Den Schluß des Werkes bildet D. die Schilderung der mit den Geschlechtsverrichtungen des Weibes in ursächlichem Zusammenhange stehenden Geistesstörungen. Hierher zählt Verf. 1) die Nymphomanie, „der eine somatische in der Sexuälsphäre wurzelnde Störung in der Mehrzahl der Fälle zu Grunde liegt“ und die sich dadurch von der Erotomanie „einer im Gehirne wurzelnden Seelenkrankheit“ unterscheidet; 2) die im Wochenbette auftretenden psychischen Störungen, „die eigenthümlichen puerperalen Erkrankungen der Psyche“ im Gegensatz zu den „symptomatischen, auf Gehirn- oder Blutkrankheit beruhenden Aliënationen der Gehirnthätigkeit“, und zwar werden als solche das vorübergehende Delirium der Neuentbundenen, die Manie, Melancholie und Verrücktheit der Wöchnerinnen einer Darstellung unterzogen.

Die Schwierigkeiten, welche die in diesem 3ten Bande bearbeiteten Gegenstände mit sich brachten, zumal sie im Vergleich zu den Erkrankungen der weiblichen Beckengenitalien so selten zur Beobachtung kommen und deshalb eine ausgebreitete Erfahrung sich schwer machen läßt, lassen es entschuldigen, wenn in manchen Punkten dieser Band gegen die beiden ersten von Rivisch verfaßten zurückbleibt. Immer ist die ärztliche Welt dem Vf.

zu großem Danke verpflichtet, daß er die von Kivisch begonnene klassische Arbeit vollendet und zwar sie im Geiste jenes großen Gynäkologen vollendet hat; war Scanzoni ja, wie er selbst und mit vollem Rechte sagt, dadurch, daß er an derselben Hochschule wie Kivisch gebildet und dessen Nachfolger in seiner Stellung als Assistenzarzt im Prager Gebärhause, als Vorstand der gynäkologischen Abtheilung des Prager Krankenhauses und als Professor der Geburtshülfe zu Würzburg war, — am meisten zu dieser Arbeit geeignet und berechtigt. Dr. Spiegelberg.

U p s a l a

C. U. Leffler's academische Druckerei 1854.
Codex Argenteus sive sacrorum evangeliorum
versionis Gothicae fragmenta, quae iterum re-
cognita adnotationibusque instructa edidit An-
dreas Uppström. IV u. 125 S. in hoch Quart.

Seitdem durch Jacob Grimms großartiges Wirken ein umfangreiches geschichtliches Studium der deutschen Sprache erweckt und fruchtreich geworden ist, hat man sich mit besonderer Vorliebe dem allerältesten Denkmal deutscher Sprache zugewandt, der Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Ulfilas, dessen Geburt fast aufs Jahr genau (wir wissen, daß er 388 als siebzigjähriger Greis starb) anderthalb Jahrtausende vor dem ersten Erscheinen der Grimmschen Grammatik im Jahre 1819 liegt, mit der die deutsche Sprachwissenschaft ihren Ursprung nimmt.

Die bedeutenden Bruchstücke der gothischen Evangelien, die bis auf sehr Weniges nur in der sogenannten Silberhandschrift zu Upsala bewahrt sind, waren bereits mehreremale, zuletzt Weissen-

fels 1805, herausgegeben, die in Wolfenbüttel entdeckten Bruchstücke des Römerbriefs bereits 1762, die in Mailand 1817 ans Licht gezogenen Bruchstücke der übrigen paulinischen Briefe und das wenige aus Esra und Nehemia Erhaltene seit 1819 in fünf Hefen, als seit 1836 die höchst schätzbare Ausgabe von von der Gabelenk und Loebe alle Ulfilanischen Reste vereinigte, im Jahre 1843 vollendet und mit vollständigem Wörterbuch versehen, dem wenige Jahre später die ausführliche gothische Grammatik nachfolgte. Auf diese Arbeit durften alle weiteren Forschungen sich stützen. Noch erschien im Jahre 1848 das gothische Glossar von Ernst Schulze, der seine Vorgänger noch darin überbot, daß er alle vorkommenden Formen auführte und Mehreres von jenen Uebersene nachtrug.

Daß die letzten Herausgeber für die Reinigung des Textes sehr bemüht waren, beweist die eigens zu diesem Zwecke unternommene Reise des einen nach Upsala, in Folge deren eine bedeutende Anzahl von Irrthümern der früheren Ausgaben entfernt wurden, gleichwohl aber eine reiche Nachlese für das sorgsame Auge Uppströms übrig gelassen wurde, der an fast hundert Stellen die Abweichung der handschriftlichen Lesart von der jener Herausgeber bezeugt. Wir erhalten durch ihn zum erstenmale die allergenaueste Kunde von jener berühmten Silberhandschrift; Zeile für Zeile entspricht in der Ausgabe der der Handschrift, jede Abkürzung ist bezeichnet, selbst der Unterschied der Schrift (ob golden oder silbern) angegeben. Dazu ist bei jeder Seite die größere oder geringere Deutlichkeit angemerkt, bei vielen einzelnen fraglichen Formen in den Anmerkungen besonders. Zu den zwischen den Jahren 1821 und 1834 aus

der Handschrift entwandten zehn Blättern sind die frühern Ausgaben und Abschriften sorgfältig wieder verglichen. Der Vollständigkeit wegen sind auch die nur in den Mailänder Handschriften erhaltenen kleinen Bruchstücke der Evangelien abgedruckt. Ein in Größe und Färbung ganz genaues Facsimile der Silberhandschrift beschließt die wohlausgestattete Ausgabe.

Wenn auch in manchen Fällen die älteren Ausgaben den handschriftlichen Text genauer geben, als die letzte Gesamtausgabe, so waren doch die meisten nun gegebenen Abweichungen von ihr bis jetzt völlig übersehen und es ist aus dieser neuen Ausgabe ein sehr reicher Gewinn für unsere Kunde des Gothischen geflossen. Es sind mehrere ganz neue Wörter ans Licht gekommen, vielfach fehlerhafte Formen nun völlig entfernt und vieles andre Beachtenswerthe ist aufgedeckt.

Die neugewonnenen Formen sind Luk. 17, 6 bairabagma, Birnbaum (statt bainabagma Grimm *Wb.* 2, 600) für *συναμίνω*, Maulbeerbaum; 16, 14 bimampidedun (statt bimamindedun), *ἐξερμυκτῆριζον*, von einem mampjan, spotten, daß sich vielleicht mit dem sanskritischen Gausale *smāpayāmi*, ich lächle, verspote, von *smi*, lachen, zusammenstellen läßt; 19, 37 steht ibdaljin (nicht iddaljin) *καταβάσει*, Absenkung, Abhang, dessen sonst nicht erscheinendes Präfix *ib* ohne Zweifel mit dem *Ubjectiv* *ibuka*, zurück, verwandt ist; 8, 1 ist *vailaspillonds*, *εὐαγγελιζόμενος*, entdeckt, nicht *piuþspillonds*. Mk. 12, 33 steht alabrunstim nicht allbrunstim, *ὀλοκαυμάτων*; 10, 45 wird gelesen *faur managans lun* (nicht *saun*), *λύτρον ἀντὶ πολλῶν*; *lun n.* oder *m.?* gehört ohne Zweifel derselben Wurzel *skr.* *lā* abreißen, losreißen, wie *λύτρον*; daß macht auch für Skei-

reins 1, a usaunein, Erlösung, das man bisher in us saunein änderte, die Lesung uslunein wahrscheinlich, da jenes saun eben nur aus diesen beiden Stellen entnommen wurde und sonst durch keine deutsche Form gestützt wird. Aus gaskohi Luk. 10, 4 (nicht gaskohe) und 15, 2 (nicht gaskoh) ergibt sich ein regelmäßig gebildetes Neutrum gaskohi, Geschühe, mit der Grundform gaskohja, wie gavaurdja n. Gespräch, von vaurda n. Wort. Mth. 27, 9 steht andavairpi, τιμή, Werth, Preis, nicht andvairpi, das sich allerdings Bs 6 findet. Zu mammonin Mth. 6, 24 ist die Randglosse faihuþra (ina) entdeckt, wodurch Luk. 16, 9. 11. 13 μαμμωνᾶς übersetzt wurde. Mth. 27, 51 steht inreiraida, ἐσειοθῆ, nicht einfaches reiraida; in ist über die Linie geschrieben. Luk. 15, 27 steht nicht ufsnaip, sondern afsnaip, was die Herausgeber mit Unrecht leugnen, Mk. 9, 43 lautet die Form hamfamma, nicht hanfamma. Luk. 1, 29 scheint in innagahtai, Eingang, vor dem g ein t übergeschrieben, also innatgahtai zu lesen. Mth. 6, 26 steht das von den Herausgebern schon zu Galat. 2, 6 vermuthete mais vulþrizans wirklich statt des unverständlichen maisve aþrizans. Das vereinzelte undeutliche hunjandam Mk. 10, 24 für πεποιθότας ergibt sich als hugjandam. Mth. 9, 2 steht das schon gemuthmašte þanuh atberun, nicht þan usatberun. Luk. 15, 25 haben wir laikins, χορῶν, nicht laikans, die Grundform des Wortes geht also auf i aus. Joh. 9, 4 findet sich für ὄτε wirklich þanei, das sonst nur Mth. 25, 40. 45 vorkommt, nicht aber Luk. 5, 24, wo statt ip þan ei, ἵνα δὲ gelesen wird aþþan ei.

In dishnupnodedun Luk. 5, 6 ist vor dem ersten u das anstößige a (siehe Grimm 4, 25) aus-

gefracht; Mk. 11, 2 steht attiuhats, *φέρετε*, nicht das fehlerhafte attiuhits, 11, 30 andhafjip nicht andhafeip; 13, 22 galिंगaxristjus nicht -xristjais; Luf. 8, 5 gatrudan nicht gatrudon; 2, 20 steht gavandidedun sik, nicht sis; 9, 39 nicht hropjip, sondern hropeip, e ist übergeschrieben. Joh. 11, 5 steht lazaru, nicht lazaron, wie Mk. 8, 33 paitru, nicht paitrau. Mth. 27, 49 findet sich zu Ende der Zeile wirklich helias, nicht helia, doch Mk. 9, 12 helia svepauh, obwohl sonst nur helias als Nominativ vorkommt. Mk. 12, 5 sumanzuh, nicht sumansuh.

Math. 5, 15 steht garda, *οὐκία*, durchaus nicht razna; Joh. 6, 46 vas, nicht ist, 8, 58 im ik, nicht ik im; Luf. 16, 4 ei pan, nicht ei pau, Mth. 5, 19 steht deutlich mans minnista ohne sa oder sah dazwischen; 5, 15 ana lukarnastapin, abhängig von dem ausgefallenen satjand, *τιθέουσιν*, ebenso Luf. 8, 16 nicht ana lukarnastapan, wie die gleichlaufende Stelle Mk. 4, 21 hat. Mth. 9, 21 steht qapuh auk in sis, nicht in sik. Mk. 9, 39 wird gelesen is, nicht iesus, ebenso 10, 18. 42. 14, 62. Luf. 8, 46. 50; hingegen Mk. 10, 36 die Abkürzung für iesus, nicht einfaches is. Mth. 27, 48 steht deutlich nicht akeitis, sondern aketis, das e schließt die Zeile; allerdings haben wir Mk. 15, 36 dieselbe Form mit ei. Mth. 27, 46 steht sibakpani, nicht sabakpani für gr. *σαβαχθουμι*; 27, 45 ist weilai zu erkennen, nicht bloß weil, wie die Herausgeber angeben, ebenso Mk. 12, 38 noch das ho des folgenden Wortes: (bokarjam, *γραμμιατέων*). Mk. 16, 7 steht nicht einfaches ei, sondern patei, ebenda qap izvis, nicht qap du izvis. Luf. 1, 57 findet sich ein ip vor aileisabaiip. Mk. 13, 29 schließt die erhaltene Stelle mit patei newa sijup at (nicht

siju þan), obwohl das letzte t nicht ganz deutlich ist, was dem griechischen ὅτι ἕγγυς ἐστὶν ἐπὶ (θύραις) nicht genau entspricht; 15, 44 ist zwischen frah ina und juþan gadauþnodedi kein ei zu lesen. Luk. 1, 63 nam gahmelida (nicht jahmelida) ist das enklitische h, und, nach dem Präfix ga eingefügt; 7, 30 hat unzweifelhaft frageþun and sik, ἠθέρησαν εἰς ἑαυτούς, nicht ana sik. Mth. 27, 7 wird deutlich gelesen du usfilhan ana gastim, zu bestatten darauf, für die Fremden, εἰς ταφὴν τοῖς ξένοις, wofür irrig du usfilham þaim gastim herausgegeben war. Luk. 9, 42 steht der absolute Dativ duatgaggandin imma, nicht duatgaggandan ina; 16, 18 stand allerdings wazuh saei afletands, doch ist das ei weggeschabt; 18, 39 steht faurgaggandans nicht fauragaggandans. Joh. 6, 20 zwischen þaruh und qaf ist is noch zu erkennen; 12, 29 am Ende der Zeile deutlich sumaih, nicht sumai. Luk. 18, 14 saei hauheiß sik silba . . . saei hnaiveip sik silba steht beidemal deutlich silba, nicht der Accusativ silban, den die Herausgeber haben; 19, 8 ist ursprüngliches gadailjau deutlich in gadailja verändert; 15, 23 steht briggandans mit ng für gg. Luk. 7, 32 vor gaigrötup steht jan-ni für jah ni, die einzige derartige Assimilation in der Silberhandschrift; ebenso vereinzelt 9, 8 sumaiuþ-þan für sumaiþ-þan, was die Herausgeber mit Unrecht leugnen. Luc. 20, 20 findet sich vaurdei für vaurde; 20, 10 gebena für gebeina; Mth. 11, 10 meinna für meinana; Mk. 10, 38 vituþs für vituts; 10, 34 ustandiþ für usstandiþ. Luk. 4, 17 prafetus für praufetus.

Von den letzten Beispielen sind ohne Zweifel einige nur Versehen des Schreibers, die im Ganzen nur äußerst selten in der Handschrift vorkom-

men; dazu gehören auch Luk. 2, 31 anandvairþja für andvairþja; Mk. 10, 29 aflailailoti für aflailoti; Mth. 6, 6 fulhlsnja für fulhsnja, wofür Bs 4 schon irrig fulhsja stand; Mk. 1, 38 haimon für haimom; Mth. 27, 64 und þana þridjin dag für þridjan. Joh. 7, 51 steht vor folgendem nibai irrig manna statt des Accusativs mannan; Mk. 5, 6 gasaisaiwands für gasaiwands.

Mehrfach ist schon früh in der Handschrift Verschiedenes gebessert, so in Luk. 1, 5 namo izos izos das erste izos getilgt; 4, 18 in þans ganasjan þans ganasjan die beiden mittleren Formen weggeschabt; 10, 33 in iairusaulymai das auslautende i, Joh. 11, 32 in sunsei ein s vor ei, 10, 17 zwischen ik und lagja zwei Buchstaben, wohl ga; Mth. 11, 7 von afafgaggandam das zweite af, 27, 48 ein Buchstabe zwischen ana und raus; Mk. 4, 21 zwischen du und im ein irriges zweites du; Mth. 27, 1 in nemun ein n nach m; Mk. 9, 8 in ainoinohun das zweite ino. Mth. 8, 34 scheint in markos ein zweites mar weggekrast zu sein; Spuren davon sind auch zu erkennen am ersten i in greitai Joh. 31 und in greitandein 11, 33. Joh. 12, 41 ist ein i getilgt nach dem ersten e in esaeias, 16, 4 ein ga vor gamuneiß; Mth. 5, 17 ist zwischen ei und gemjau etwas durchaus nicht mehr zu Erkennendes weggeschabt. Luk. 18, 11 ursprüngliches þaf in þad geändert, 7, 7 verschiedenes nu in ni; Mk. 5, 3 aurahjon in aurahjom; Luk. 4, 21 dugann ist das zweite n übergeschrieben; Mk. 3, 17 früheres sunjos in sunjus verändert.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 22. December 1855.

U p s a l a

Schluß der Anzeige: »Codex Argenteus sive sacrorum evangeliorum versionis Gothicae fragmenta, quae iterum recognita adnotationibusque instructa edidit Andreas Uppström.«

Höchst auffallend sind einige grobe Entstellungen der Handschrift von jüngerer Hand, so Mk. 4, 38 slepands, in saeuands; Luk. 9, 32 slepa in sleuan; Mk. 9, 44 wapnip in waunip, Luk. 8, 33 wapnodedun in waunodedun; Joh. 18, 40 hropidedun in hroindedun.

Es leuchtet aus dem Gegebenen ein, wie viel wir dem schwedischen Herausgeber verdanken, und eben damit macht sich das dringende Bedürfnis einer neuen gleich sorgsamem Wiederdurchsicht auch aller übrigen gothischen Denkmäler recht fühlbar, deren Ernte vielleicht noch reichlicher ausfallen wird.

Einiges Werthvolle ist auch von Uppström zur Erklärung des Textes in den Anmerkungen gegeben; die bedenkliche Stelle Mk. 6, 19 jedoch, die übrigens in der Silberhandschrift selbst nicht

mehr vorliegt: herodia (so schloß die Zeile) nais-
 vor imma, Ἡρωδιάς ἐνεῖχεν αὐτῶ, hat durch
 die Deutung aus einem ebenso unhaltbaren nais?
 verderben? als vor? Perf. von varan? meditari?
 nichts gewonnen und gehört noch zu den unerklär-
 ten. Ebenso wenig glücklich ist die neue Erklä-
 rung von manviḥo Luk. 14, 28, gr. δαπάνην,
 aus man, Mann, und viḥa? als eigentlich pa-
 bulum virorum, gewiß aber richtig, manviḥo nicht
 mit den letzten Herausgebern in manvi und ḥo
 zu zerreißen, sondern als ein Wort zu fassen. Es
 ist nichts als der Pluralgenitiv des weiblichen
 manviḥa, das Ephes. 6, 15 ετοιμασία, Bereitschaft,
 übersetzt, hier aber das Bereitmachen, den Auf-
 wand, die Kosten, bezeichnet; der Genitiv hängt
 ab vom gleich folgenden habaiu (habeatne), wie
 er auch sonst bei haban mit der Negation nicht
 ungewöhnlich ist, z. B. ni habandona hairdeis,
 μὴ ἔχοντα ποιμένα Mth. 9, 36. Zum Schluß
 bemerken wir, daß wir Joh. 11, 25 pauh ga-ba-
 dauḥniḥ, καὶ ἀποθάνη, das die Herausgeber in
 pauhjaba dauḥniḥ veränderten, obwohl dauḥnan
 sonst nur mit präfigirtem ga vorkommt und für
 pauhjabai, obgleich, an keiner andern Stelle
 pauhjaba gelesen wird, gewiß mit Uppström in
 dem enklitischen ba eine Bedingungspartikel an-
 nehmen dürfen, die hier mit vorausgehendem pauh
 „obgleich“ bezeichnet und sonst nur in niba (sel-
 tener nibai), wenn nicht, und iba, denn? etwa?
 Luk. 17, 9 (meist ibai) gefunden wird. Wahr-
 scheinlich ist ihre ältere Gestalt bai, die auch in
 jabai, wenn, erscheint, dessen erster Theil der
 sanskritische Relativstamm ya ist. Leo Meyer.

Strassburg und Paris

Verlag von Treuttel und Würk 1855. Mit-

theilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsasses von Timotheus Wilhelm Röhrich, Pfarrer zu St. Wilhelm in Straßburg. Dritter und letzter Band, enthaltend evangelische Lebensbilder und die Anfänge der neuern Zeit in der straßb. Kirche. 452 S. in Octav.

Das Unternehmen des vorliegenden Werkes ist ein sehr zweckmäßiges; es kommt nur darauf an, daß dasselbe richtig begriffen wird. Wenn Verf. sagt, es sei ein oft schon angewandtes und erprobtes Mittel, um genauer eindringende Kenntniß einer merkwürdigen Zeit, der unsern sowohl, als der vergangenen, zu erlangen, aus der Mitte derselben irgend eine hervorragende Persönlichkeit herauszugreifen, diese in ihren innern und äußern Beziehungen, in ihren Ansichten der Zeitverhältnisse und in ihrem Antheil an denselben zu betrachten, und sich so in einem anschaulichen Bilde die Vergangenheit nahe zu bringen, so ist das zu allgemein, und entspricht den Anforderungen nicht, welche man gegenwärtig an eine Darstellung des innern kirchlichen Lebens macht. Die römisch-katholische Kirche kennt nur Priester und Laien, die reformirte nur Prediger und Zuhörer, aber die evangelisch lutherische Kirche hat ein ständisch gegliedertes Kirchenthum, und das innere kirchliche Leben in ihrem Sinne darstellen, heißt, die einzelnen Stände nach ihrem sittlich religiösen Charakter auffassen und darstellen. Verf. gibt nur evangelische Lebensbilder aus dem Ritter- und geistlichen Stande.

Aus dem Ritterthume werden Matthias Wurm von Geuderthum, Eckard zum Drübel und Lazarus von Schwendi aufgeführt, von der Stellung des christlichen Adels im evangelischen Kirchenthume ist aber mit keiner Silbe die Rede. Das

reformirte Kirchenthum schließt den Adel aus, das lutherische nicht, sondern will demselben, neben seiner weltbürgerlichen Stellung im Katholicismus, auch eine nationale Stellung zueignen. Keine christliche Nation kann ohne Adel bestehen; die Stellung desselben ist aber seit der Reformation nicht begriffen worden, sondern die Ansichten darüber sind so verschoben und verschoben, daß man sich unter dem Adel allein einen mit veralteten Privilegien ausgestatteten Stand denkt, den man zum allgemeinen Besten je eher je lieber beseitigen müsse. Die deutsche Nation wird allein auf christlichem Wege ihre neue Gestalt vollziehen, und zu diesem Zwecke ist die richtige Anschauung von der Stellung des christlichen Adels erforderlich. Matthias Wurm, der zuerst im Jahre 1522 auf seinem Schlosse Geuderthaim in rüstiger Thatkraft und voll edler, durch das Evangelium genährter Gesinnung erscheint, wird nur als Schriftsteller gegen die Mißbräuche der römisch-katholischen Kirche, wider Bann, Klostersgelübde, Fasten, Ohrenbeichte, Kirchenregierung, Heiligenbilder, wozu er Luthers Schriften fleißig gelesen hatte, aufgeführt, dabei aber bemerkt, daß erst im J. 1600 der erste evangelische Pfarrer in Geuderthaim getroffen werde. Eckard zum Drübel, der sich zuerst zu Straßburg, dann auf seinem Schlosse zu Hindesheim häuslich niederließ, und daselbst 1591 starb, war auch Schriftsteller, und stritt einerseits für den reformatorischen Satz, „man solle in der Kirchen nit mit Geld umbgan“, während er andererseits auf antitrinitarische und wiedertäuferische Irrthümer gerieth. Aber sein Herz war christlicher, als sein Verstand, und ihn besetzte ein kindlicher frommer Sinn, welcher sich in seinem zu Straßburg 1539 erschienenen „Bericht und

anzeige zu lob und eeren und preis Gottes“, einer Ermahnung zum Tischgebete, ausspricht. Interessant ist das Bild von Lazarus von Schwendi, des kaiserlichen geheimen Rathes und ruhmreichen Feldherrn unter den Regierungen Karls V., Ferdinands I. und Maximilians II., wie derselbe als erleuchteter und über den confessionellen Wirren stehender Staatsmann die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands beurtheilt, und in seinem, auf kaiserlichen Befehl 1574 gestellten, „Bedenken an Kaiser Maximilian den Andern von Regierung des heil. röm. Reichs und Freistellung der Religion“ die durch die Söhne des Kaisers Maximilian II., Rudolph und Matthias, beginnende Reaction abzuwehren strebt. Er stellt dem Kaiser vor, daß das Hauptübel in Karls V. Regierung in der Einmischung der fremden Nationen in die Reichsregierung bestanden habe, indem die fremden Räte dahin getrachtet hätten, Burgund und Spanien groß zu machen, und des Reiches Sachen zu ihrem Nutzen in ihre Hände zu bringen. Er wisse recht wohl, daß in der römischen Kirche die letzten Zeiten her viel Aberglaube, Abgötterei und Mißbräuche eingerissen seien, so daß schier die ganze Religion auf äußerliche Ceremonien, Kirchenzucht und der Geistlichen Gewalt, Geiz und Vortheil gerathen, und die rechte wahre Lehre des heiligen Evangeliums und unverfälschten innerlichen Gottesdienstes unterdrückt, verdunkelt und schier gar erloschen sei, daß also bei der eingetretenen Aenderung in Religionsfachen nicht Alles für Kezerei zu achten, auszurotten und zu vertilgen sei, wenn man auch der Sectirerei Unordnung und Ungehorsam, welche neben solcher Veränderung und unter ihrem Deckmantel eingerissen sei, nicht beifallen könne. Da nun auf ein freies,

unparteiisches Concilium nicht zu rechnen sei, und es gleichfalls unmöglich sei, den Religionsfachen in Deutschland vermöge des tridentinischen Concils Ordnung zu geben und Recht zu schaffen, so bleibe nichts als die Befriedigung der Gemüther und Gewissen durch eine gleichmäßige und mit gemeiner Autorität verpflichtete und zugelassene Toleranz beider Religionen. Durch der Deutschen Nation Gemüth und Beifall sei das Haus Oestreich groß geworden; wenn der Deutschen Herz von Oestreich weiche, so sei für dieses auch das Reich verloren, und die Zeit und Erfahrung werde ihm zu erkennen geben, wie thöricht und übel es gehandelt, daß es mehr auf die fremde Nation, die nur das Ihre suche, gebauet habe, als auf sein Vaterland und die angeborne Natur. Die Geschichte hat die Wahrheit dieser Worte bestätigt.

Indem Verf. zu den evangelischen Predigerbildern übergeht, und sagt, des Predigers Leben sei hauptsächlich ein inneres, sein Wirken werde nur selten sichtbar, indem es zunächst der unsichtbaren Welt angehöre, verrückt er sich wieder den rechten Standpunkt, da wir den Prediger nicht auf seiner Studirstube, sondern im Leben, wie er in der menschlichen Gesellschaft den geistlichen Stand vertritt, betrachten wollen. Bei der Auswahl der Prediger soll das religiöse und kirchliche Leben wo möglich in den meisten bedeutendern Theilen des Elsasses repräsentirt werden: Prugner, Erb und Stoll sollen in das Oberelsaß führen; Paul Bolz, Söll, Hubert, Klee, Kämpf und Heinold das Unterelsaß darstellen. M. Matthäus Zell, 1518 zum Pfarrer zu St. Lorenzen in dem Münster zu Straßburg berufen, wird zunächst in seiner Wirksamkeit für die Einführung der Reformation in dieser Stadt geschildert, was uns aber hier nicht

näher angeht, sondern wir haben ihn als Prediger und Seelsorger zu betrachten. Er war der populärste unter den strassburgischen Predigern seiner Zeit wegen der Klarheit, Einfachheit und herzlichen Wärme seiner Vorträge, die den Kern des Christenthums nicht in dogmatische Subtilitäten, nicht in das Halbdunkel geheimnißvoller Lehren setzten, sondern in kindlich einfältigen, evangelischen Glauben und herzliche Liebe. Eine höchst wichtige Seite der seelsorgerlichen Wirksamkeit Zell's war sein Eifer für den Religionsunterricht des heranwachsenden Geschlechts. Bisher war zwar hierfür in dem evangelischen Elsass auch bereits manches Anerkennungswerthe geschehen. Durch obrigkeitliche Verordnungen ward dieser Theil des Unterrichts den Pfarrern zur Pflicht gemacht. Der sonntägliche kirchliche Religionsunterricht (Kinderlehre, Kinderbericht) ward eingeführt. Wolfgang Capito in Straßburg, Andreas Keller in Wesselnheim, Johann Bader in Landau hatten katechetische Handbücher für die Jugend veröffentlicht. Auch Luther's kleiner und großer Katechismus waren hier früh bekannt. Allein Zell fühlte sich gedrungen, der ihm anvertrauten Jugend ein von ihm selbstverfaßtes Lehrbuch der Religion in die Hand zu geben. Im Auftrage und Namen seiner Collegen zu Straßburg schrieb Zell ein solches Lehrbuch unter dem Titel: Kurze schriftliche Erklärung für die Kinder und Angehenden, der gemeinen Artikel unseres christlichen Glaubens, der zehn Gebote, des Vater Unser. Durch die Prediger und Diener der Gemeinde zu Straßburg. Straßburg 1534. Angehängt ist eine Summari für die Jüngern. Dieser Katechismus ist in der Form eines Gesprächs zwischen dem Unterrichtenden und dem Kinde abgefaßt, und scheint

mehr zum Handbuche für den Lehrer, als zum Auswendiglernen für den Schüler bestimmt gewesen zu sein, worauf insonderheit die oft längern Einschaltungen und Ermahnungen, die dem Unterrichtenden in den Mund gelegt werden, hinweisen. Das aus dem kürzern Auszuge, Summari für die Jüngern, Mitgetheilte beweist aber, daß dieser Katechismus sich wenig zum Volksunterrichte eignete. Wer wird z. B. der Jugend die Frage vorlegen: Wird der Leib und das Blut des Herrn räumlich in das Brot und den Wein geschlossen, oder sonst natürlicher Weise mit Brot und Wein Ein Ding? Außerdem wird auch eine nähere Angabe über den Charakter dieses Katechismus, ob er mehr kirchlich oder schriftmäßig, mehr lutherisch oder reformirt sei, vermißt. Außer diesem Katechismus gab Zell „Eine Auslegung des Vater Unser, auf gebetweis gestellt, zum Gebrauche der lieben Jugend“ heraus. Sehr anziehend ist das Bild der Katharina Zell, gebornen Schütz, einer Straßburger Schreinertochter, welche mit ihrem Gemahle zusammengestellt wird. Wohlbegabt an Verstand und Gemüth, mit Beredsamkeit und nicht geringem Muthe ausgerüstet, hatten sich in diesem reichen Gemüthe schon früh die Elemente des Christenlebens entwickelt: eifriger, demüthiger Glaube, thätige oder doch nach Thätigkeit sich sehende Liebe und eine Thatkraft und Hingebung, wie sie selten gefunden werden. Am 3. December 1523 verheirathete sich Katharina Schütz mit M. Matthäus Zell, und ward nicht nur eine fromme, thätige, treue, verständige Hausfrau, sondern auch eine Helferin ihres Mannes im Amte, eine rechte Diaconissin im apostolischen Sinne des Wortes. Das zunächst in die Augen Fallende dieses schönen Berufs that sich kund bei ihr durch

die Werke unermüdlcher Wohlthätigkeit gegen Nothdürftige überhaupt, und insbesondere gegen bedrängte, verfolgte, flüchtige Glaubensgenossen. Hundert und funfzig Bürger von Kenzingen waren 1524 um ihres evangelischen Glaubens willen durch östreichische Soldaten aus der Stadt Kenzingen im Breisgau vertrieben worden, und fanden gastliche Aufnahme in Straßburg, besonders im Zell'schen Hause. In demselben Jahre verfaßte Frau Zell eine Trostschrift „An die leidenden christgläubigen Weiber der Gemeinde zu Kenzingen, meine Mitschwestern“. Im Jahre 1534 schrieb Frau Zell eine Vorrede zu dem bei Jacob Frölich in Straßburg erschienenen Abdrucke des für die Hausandacht bestimmten Michael Weisseschen Gesangbuchs und sagte: „Dieweil so viel schändlicher Lieder von Männern und Frauen, auch den Kindern gesungen werden in der ganzen Welt, in welchen alle Laster, Puhlerien und andere schändliche Dinge den Alten und Jungen vorgetragen werden, und die Welt je gesungen haben will, dünkt es mich ein sehr gutes und nütliches Ding zu sein, wie dieser Mann (Michael Weisse) gethon hat, die ganze Handlung Christi und unseres Heils in Gesang zu bringen, ob doch die Leute also mit lustiger Weise und heller Stimme ins Heil ermahnt möchten werden, und der Teufel mit seinem Gesange nicht also bei ihnen Statt hätte.“ Als sich im Jahre 1543 eine bedeutende Anzahl armer Schüler in Straßburg zusammengefunden hatte, da war Frau Zell eine der thätigsten, um denselben ein Unterkommen zu verschaffen. Sie fanden es in dem ehemaligen Wilhelmerkloster, und Frau Zell pflegte ihrer auf die treueste Weise. Sie half nach Kräften dazu mit, daß das noch jetzt bestehende

Studienstift, St. = Wilhelm genannt, zu Stande kam. Sie sammelte Steuern für die armen Schüler, half deren Haushaltung beaufsichtigen.

Indem wir vor Nikolaus Prugner, Prediger zu Mühlhausen, Benselden im Straßburgischen Gebiete und seit 1553 Lehrer der Astronomie zu Tübingen, und Paul Bolz, Abte des Benedictinerklosters Hugsbosen und Klosterprediger zu St. Nikolai in Straßburg, († 1544) vorübergehen, weil wir bei denselben nichts zu erwähnen finden, was hier von Interesse wäre, kommen wir auf Christoph Söll, den ersten Pädagogen des Wilhelmerstiftes in Straßburg, bei welchem Verf. bemerkt, daß das geistliche Studienstift zu Straßburg seine gesegnete Wirksamkeit während dreier Jahrhunderte bewährt habe, aber manche derer, die bei dieser Stiftung thätig waren, kaum dem Namen nach bekannt seien, und das dritte Jubelgedächtniß der Gründung des theologischen Studienstifts St. Wilhelm (begangen im Nov. 1844) mahne an die Pflicht der Dankbarkeit, das stille Verdienst derer so viel als möglich ans Licht zu ziehen, die bei demselben thätig waren. Die Anstalt wurde mit dem Anfange des Jahres 1544 eröffnet und Christoph Söll den Zöglingen als Pädagog vorgesezt. Er wohnte bei ihnen im Wilhelmerkloster, begleitete sie in die akademischen Vorlesungen und zum Gottesdienste, hielt mit ihnen die Hausandacht, und beaufsichtigte ihre Sitten und ihre Studien. Im Juli desselben Jahres wurde er Diakonus der Kirche zu St. Wilhelm. Von dem Standpunkte, wie Söll die Vorbereitung des Candidaten des Predigtamtes angesehen habe, finden wir nichts bemerkt. Söll wurde darauf Prediger in Kirweiler in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg und zulezt Diakonus zu

St. Aurelien in Straßburg. Er war christlicher Liederdichter und sein Himmelfahrtslied „Christ fuhr auf gen Himmel“, eine Ueberarbeitung eines ältern Liedes, ging in die Gesangbücher über. Conrad Hubert, seit 1531 Buzers Helfer im Predigtamte zu St. Thomä in Straßburg, gab im Jahre 1572 aufs neue „das große Kirchengesangbuch“ heraus, welches bereits 1560 mit Buzers Vorrede erschienen war. Hubert selbst war Liederdichter. Mehrere seiner Lieder waren schon in das 1547 von Buzer herausgegebene Straßburger Gesangbuch aufgenommen worden, und kamen aus diesem auch in das große Kirchengesangbuch. Hubert wollte auch eine Sammlung lateinischer geistlicher Gedichte von neuern Verfassern unter dem Titel „Christias“ zur Belehrung und Erbauung der Jugend veranstalten. Eine Menge von Beiträgen, zu denen er durch eine gedruckte Schrift aufgefördert hatte, flossen ihm zu. Ein Theil dieser Hubert'schen Sammlung für die „Christias“ findet sich noch im Kirchenarchive zu Straßburg; der Druck derselben kam aber nicht zu Stande. Matthias Erb, seit 1537 Prediger zu Reichenweyer in dem württembergischen Antheile des Elsasses, gab Uebersetzungen einiger moralischer Schriften der berühmtesten Kirchenväter, des Chrysostomus, Hieronymus, Basilus des Großen, deren Bekanntmachung er für zeitgemäß hielt, unter dem Titel heraus: „Vom Saufen und Fressen, den zwei schändlichen Lastern, wie die durch den heil. Chrysostomus, Hieronymus, Basilus M. vor tausend Jahren in ihren Predigten sind gestraft worden, verdeutscht durch Matth. Erb. Gedruckt 1559 zu Mühlhausen“. Kaspar Klee, von 1603—1651 Prediger in der Ruprechtsau bei Straßburg, sammelte seine

bei verschiedenen Anlässen verfaßten Gebete, und gab dieselben mit mehrern erbaulichen Betrachtungen, mit einzelnen warmen Herzensergießungen und kürzern Erläuterungen von Stellen der heiligen Schrift, die er in ein Ganzes zusammenschmolz, unter dem Titel: „Wegweiser zu dem ewigen seligen Leben“ im Jahre 1603 zu Straßburg in Druck. Dieses Gebetbuch wurde viel gebraucht; denn im Jahre 1619 erschien eine neue und vermehrte Ausgabe desselben. Was die Zeitgenossen besonders daran ansprach, ist vor Allem die warme Herzensfrömmigkeit, die aus demselben den Leser anweht, die gemüthliche, frische, gewandte, blumenreiche Darstellung, und besonders das geschickte Einweben historischer Thatsachen sowohl aus der Kirchen- und Profangeschichte, als aus der selbsteigenen Lebenserfahrung. Joachim Stoll, seit 1644 Pfarrer zu Rappoltswiler, Philipp Jacob Spener's Lehrer und Schwager, wirkte auf denselben durch seinen vortrefflichen katechetischen Unterricht und seine musterhaften Predigten, welche der junge Spener nachschrieb, und aus denen er die große Kunst lernte, den Text praktisch zu benutzen und erbaulich auszulegen. Wir besitzen von ihm eine ausführlichere Schrift, welche unter dem Titel: „Fernerer Bedenken eines andern christlichen und wohlverfahnen Theologi“, den Spener'schen *Pia desideria* angehängt ist, und worin besonders die h. Schrift als Grundlage des Volksunterrichts empfohlen wird. Zu einer Zeit, wo noch keine Bibelgesellschaften die h. Schrift in die Hütten brachten, hatte es seine große Schwierigkeit, die Bibel auch armen Familien zu verschaffen; aber Stoll wußte Rath: durch Vermittlung von Freunden ließ er eine Anzahl von Bibeln kommen; dann zerlegte er die Exemplare in

Kleine Partien, die um ein Geringes abgelassen werden konnten. Ein Evangelium, Psalter, Sirach wurde einzeln abgegeben, bis in kurzer Zeit die Familie eine ganze Bibel besaß. Dr Johann Philipp Kämpf, seit 1712 Pfarrer in Bühl bei Weissenburg, suchte, nach Dr Speners Weise, durch besondere Erbauungstunden, außer dem öffentlichen Gottesdienste, dem religiösen Leben aufzuhelfen. Johann Jacob Heinold, seit 1733 Pfarrer zu Weissenburg, veröffentlichte im J. 1744 eine Schrift unter dem Titel: „Gründlicher Unterricht von Privatversammlungen“, worin er das Gute an den Herrnhutern, ihren Eifer, ihr Festhalten an der evangelischen Hauptlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein anerkennt, aber vor dem Conventikelwesen, das leicht zu Parteisucht und Hochmuth führe, warnt, und von ihren Bußwundern sagt, wer so geschwind mit der Sünde, wie mit der Fliege an der Wand, fertig werden könne, der möge seinen Heiland innig preisen, sich aber dabei herzlich prüfen, ob sein Ruhm Wahrheit, oder eigenliebige Einbildung zum Grunde habe. Das ist die Gallerie von Predigerbildern, worin nach des Verf. Absicht die Buzersche Geistesrichtung, als Vermittlerin zwischen Sachsen und der Schweiz, die lutherische Orthodoxie und das pietistische Element vertreten sein sollen.

Ein Aufsatz: „Die Anfänge der neuern Zeit in der strassburgischen Kirche“ bildet den Schluß des Werkes. Nachdem zu Anfang der Reformation in den Strassburgischen Schulen die Katechismen von Capito, Zell und zuletzt der von Buzer, welcher für den Gebrauch des Gymnasiums durch Sleidan und Johann Sturm ins Lateinische übersetzt wurde, in Uebung gewesen, führte Dr Joh. Marbach um das Jahr 1553 den lutherischen Ka-

techismus ein, welcher auch für die Schüler des Gymnasiums ins Lateinische übersetzt wurde. Im Jan. 1792 führte der Kirchenconvent den hannoverschen Katechismus im Gymnasium und den Schulen zu Straßburg ein, um ihn neben dem lutherischen zu gebrauchen, und rechtfertigte diesen Schritt mit der Erklärung, daß eine Haupteigenschaft des guten Religionsunterrichts darin bestehe, daß in demselben nicht bloß die Lehrartikel des christlichen Glaubens, sondern auch die christlichen Pflichten und Tugenden erklärt würden. Lange Jahrhunderte hindurch und noch eine geraume Zeit nach der Reformation sei beim Vortrage der christlichen Sittenlehre der Fehler begangen worden, daß man sie nicht sowohl als einen Haupttheil der christlichen Religionslehre behandelt, sondern sie mehr nur gelegentlich, und daher wirklich oft höchst un bequem und gezwungen, aus den 10 Geboten abgeleitet, oder allenfalls als Nußanwendung der Glaubenslehre beigefügt habe. Diese mangelhafte Lehrart habe man zwar in der Folge in dem gelehrten Unterrichte für künftige Religionslehrer verbessert, aber in der gewöhnlichen Schulunterweisung sei sie doch an sehr vielen Orten beibehalten worden. Zu diesem Zwecke habe man den hannoverschen Katechismus als ein zweckmäßiges und den Bedürfnissen unserer Zeit angemessenes Lehrbuch befunden. Die Hauptstücke des lutherischen Katechismus wurden demselben vorgedruckt. Neben dem Volkunterrichte erhielt auch die Kirchenverfassung eine mehr praktische Seite. Das Collegium der Oberkirchenpfleger, als der evangelische Magistrat, erreichte nach dem Ausbruche der französischen Revolution sein Ende, und die Straßburger Geistlichkeit sandte auf Begehren der französischen Consularregierung einen Entwurf zu einer

neuen Kirchenverfassung ein, worauf am 8. April 1802 durch den ersten Consul das organische Gesetz der protestantischen Culte in Frankreich erfolgte, demzufolge die evang. Kirche Augsburg. Bekenntnisses im Elsass, sammt den angrenzenden mümpelgardischen und nassau-saarwerdenschen Gemeinden, unter eine einzige Oberverwaltung gestellt wurde. Die einzelnen Pfarreien wurden Consistorien (Presbyterien) untergeordnet, von denen jedes 6000 Seelen umfassen sollte. Das Generalconsistorium stand an der Spitze der ganzen Kirche, und ein leitender Ausschuss desselben, das Directorium, besorgte die laufenden Geschäfte. Das Decret v. 26. März 1852 setzte Presbyterialräthe ein, und überließ die Ernennung der Pfarrer dem Directorium. Das Reformationstfest im J. 1817 rief die Straßburgische Bibelgesellschaft und eine bedeutende Anzahl milder Anstalten zur Unterstützung Nothleidender, zur Förderung christlicher Erziehung, zur Nahrung des kirchl. Lebens ins Dasein.

Holzhausen.

Z ü r i c h

Druck und Verlag von Drell, Füßli u. C. 1852.
Die Jury in Frankreich und England. Ein Beitrag zur Reform der Zürcherischen Strafrechtspflege, von Dr. Aloys v. Drelli. IV u. 108 S. Oct.

Die Anzeige dieser kleinen Schrift in unsern Blättern kommt zwar etwas spät, wir wollten sie aber doch nicht zurückhalten, weil der Zweck, welchen der Vf. bei der Veröffentlichung seiner Arbeit, für die er besonders die eignen Erfahrungen während eines längern Aufenthaltes in England und Frankreich benutzte, im Auge hatte, auch jetzt noch ein beachtungswerther ist und weil das in dem Schriftchen Dargebotene allerdings lobende Anerkennung verdient. — Der Verf. hat nämlich die im Vorwort ausgesprochene Absicht verfolgt, durch seine nicht bloß für Juristen, sondern auch

für gebildete Laien, die sich für den Gegenstand interessieren, bestimmte Schrift, mit möglichster Klarheit und Kürze das französische und das englische Strafverfahren in ihrer wesentlichen Verschiedenheit zum Verständniß zu bringen und das auch für uns Brauchbare der englischen Jury anzudeuten. Er schickt deshalb in einer Einleitung (S. 1 f.) ein gedrängtes Bild des französischen und des englischen Strafprocesses (französische und englische Voruntersuchung, — Hauptverhandlung, Vergleichung beider Proceß-Systeme) voraus und behandelt dann in einer Reihe von Kapiteln, unter steter Vergleichung der beiden Rechte, die wichtigsten Punkte im Einzelnen, nämlich: 1) Begriff des Schwurgerichts (S. 26), 2) Bildung der Listen (S. 30), 3) Beweisverfahren vor den Geschwornen, *intime conviction* und *law of evidence* (S. 41), 4) Schlußvortrag des Richters, Art der Fragenstellung und Lehre von mildernden Umständen (S. 52), 5) Einstimmigkeit oder Mehrstimmigkeit der Geschwornen (S. 66), 6) Unumstößlichkeit des Wahrspruches, Mittel zur Abänderung desselben und Rechtsmittel gegen das Urtheil (S. 83 f.). In einem Schlußwort (S. 89 f.) werden die charakteristischen Unterschiede des französischen und englischen Schwurgerichtsverfahrens recapitulirt und die Vorzüge der englischen Einrichtung in bündiger Kürze nochmals hervorgehoben. Einige erklärende und verweisende Anmerkungen, welche der Vf. aus anscheinend übertriebener Scheu, seiner Arbeit einen gelehrten Anstrich zu geben, nicht unter den Text hat drucken lassen, sind am Ende (S. 95 f.) beigelegt.

Die Schrift des Vfs kann sich, wie sich von selbst versteht, den gelehrten Werken besonders der neuern Zeit, welche vorzüglich dem engl. Rechte, der Geschichte der Jury, und dem Beweisrechte die nothwendige Aufmerksamkeit zugewendet hat, nicht an die Seite stellen. Allein auch wer den Gegenstand durch eigenes Studium mehr oder weniger beherrscht, wird immer noch aus manchen treffenden Bemerkungen des Vfs eine Belehrung schöpfen können. Zu empfehlen ist sie aber besonders Denjenigen, welche erst ein übersichtliches Verständniß der Verschiedenheit der engl. u. franz. Einrichtung gewinnen u. sich ein allgemeines Urtheil über die behandelten Fragen bilden wollen. Das Urtheil des V., welches sich durchweg als ein besonnenes u. gebiegenes herausstellt u. noch dadurch besonders an Werth gewinnt, daß es nicht bloß auf gelehrtes Studium, sond. zugleich auf den durch eigene Anschauungen gesammelten Erfahrungen beruht, kann ihnen dabei als sicherer Führer dienen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 24. December 1855.

Braunschweig

Fr. Vieweg u. Sohn, 1855. *Mazeppa*, a Poem by Lord Byron. Mit Worterklärung, einer Lebensskizze des Dichters, und Hinweisungen sowohl auf sein synonymisches als auch auf sein phrasologische Handwörterbuch der engl. Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörter in Verbindung mit ihren angemessenen Vorwörtern von Dr. H. W. Melford. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. XX und 69 S. in Octav.

Unter den dichterischen Arbeiten kleinern Umfangs des unsterblichen Byrons ragt *Mazeppa* ebenso leuchtend hervor, als unter den größern *Childe Harold* und *Sardanapalus*, welche mit höchster Vollendung geschmückt sind. Deshalb haben wir jenes Gedicht für Ungeübtere so bearbeitet, daß sie es nicht nur wagen können ein englisches Gedicht zu lesen und zu verstehen, sondern damit sie auch dadurch den hohen Meister in unbefangenen, liebenswürdigen Momenten bewundern können, wo er mit wahrer Dichtervärme alle Ab-

stufungen des menschlichen Gemüths auffaßt, und mit dem ihm eigenen Kennerauge das Gegenständliche aufnimmt und verkörpert. Wir wissen, daß Byron oft seine edelste Begeisterung durch Höhnerei, an Cynismus grenzend, und zu sehr stechenden Witz entschmückt, dadurch seine Mission als Dichter ersten Ranges verfehlt und Bedauern statt Bewunderung erregt. In *Mazeppa* findet sich kaum etwas, weshalb wir den Dichter eines solchen Mißgriffes zeihen müßten; die schillernden Worte S. 23. 28. 29 sind mit der Hohnwuth eines Kriegers durchaus verträglich.

Daß es auch in sprachlicher Hinsicht zweckmäßiger ist, die erste poetische Lectüre in Byron zu wählen, als sich mühsam durch eines der minder schweren Trauerspiele Shakspeare's zu winden, wird jeder einräumen. Dieser Ansicht traten Männer wie Heeren und K. F. Gh. Wagner bei, die unsre Arbeit belobend aufgenommen haben. Wir hoffen daher, daß diese neue Auflage, die nicht ohne viele Verbesserungen und Berichtigungen erscheint, und die auch auf zwei unsrer Wörterbücher hinweist, welche dazu beitragen die größten Schwierigkeiten der Sprache überwinden zu können und sich sehr günstiger Beurtheilungen erfreuen, als ein nützlicher Zuwachs des so großen, vielleicht zu großen, Kreises der Lehrbücher betrachtet werden wird.

Wir geben übrigens die Hinweisungen auf Synonymik nicht nach der üblichen Weise, welche die Neigung zur Trägheit und Oberflächlichkeit unterstützt, sondern wir nennen jedesmal die sinnverwandtschaftlichen Wörter: diese Zusammenstellung muß selbst den nicht eifrig Lernenden zum Nachschlagen anregen.

Wer sich nun in *Mazeppa* mit Hülfe unsrer

Bearbeitung angenehm belehrt, der wird sich gern mit einer schwierigeren Dichtung Byron's und zunächst mit Sardanapalus bekannt machen wollen, wozu wir unsere Ausgabe (Leipzig, G. Mayer, 1848) vorschlagen dürfen; sie ist auch mit lexikalischen Erklärungen in englischer Sprache (in Mazeppa ist dies sehr oft der Fall) reichlich versehen, damit die Lernenden auch wortreich werden. Dadurch wird ihnen zugleich ein ersprießliches Mittel dargeboten, in der fremden Sprache denken und sich deutliche Begriffe verschaffen zu können. In Hinsicht auf Prosodie wird der Leser dieses Trauerspiels mit dem Blank-verse, dem fünffüßigen reimlosen Jambus bekannt, während er in Mazeppa den vierfüßigen gereimten kennen gelernt hat.

Wir bemerken übrigens mit einer Art von Selbstzufriedenheit, daß eine neue Auflage eines in Deutschland reproducirten poetischen Werckens zum Schulgebrauch, in welcher neuern Sprache es auch sei, zu den Seltenheiten gehört, und wir vielleicht berechtigt sind, anzunehmen, daß Wahl und Behandlung eine Ausnahme bewirkt haben müssen.

Die Ausstattung dieser Auflage wird gleich der ersten lobenswerth befunden werden. Mfrd.

D e s s a u

Druck und Verlag von Gebrüder Kaß 1855.
Die Pyrenäen=Bäder in Frankreich. Nach eigener Anschauung und Prüfung unter Benutzung der besten literarischen Hilfsmittel bearbeitet und herausgegeben von Dr. L. Lazari, practicirendem Arzte und Wundarzte zu Berlin. XVI und 342 S. in Octav.

Der Verf., welcher an Ort und Stelle über alle in Betracht kommenden Verhältnisse sich zu

unterrichten suchte, hat nicht unterlassen, auch das ihm bekannt gewordene litterarische Material für seinen Gegenstand zu benutzen; indem er aber letzteres zu wenig verarbeitete, strenge Auswahl und Kritik versäumte, muthet er dem Leser fast die gleiche Mühe wie sich selbst zu. Sein Buch enthält viele interessante Notizen, ist aber schwerfällig geschrieben, leidet an Wiederholungen, unwesentlichen Angaben und behandelt die einzelnen Punkte zu ungleich. Die Unvollständigkeit eigener Beobachtungen entschuldigt er gelegentlich damit, daß er einen Theil seiner Papiere im Gebirge einbüßte und seinen Thermometer zerbrach.

Unter den Schwefelthermen hat Amélieles-Bains 18 Schwefelquellen¹, von denen einige eine Temperatur von über 50° R. besitzen. Die Saison beginnt schon im Mai und reicht bis gegen Ende Octobers. Das eine große Bade-Etablissement Nogüeres erhebt sich unmittelbar über den Ueberresten der alten römischen Bäder. An Douchen von verschiedener Höhe, ab- und aufsteigender, Dampfdouchen, Zimmern zum Einathmen des schwefelwasserstoffsauren Gases, Schwimmbassin, russischen Bädern zc. fehlt es nicht. Die schottische Douche „aus einem Zinkkasten bestehend, dessen Boden mit zahlreichen kleinen Oeffnungen versehen“ ist unser Regenbad. Um jeden Verlust des Wassers an flüchtigen Bestandtheilen zu verhüten, sucht man den Wellenbruch beim Ausströmen aus den Leitungsröhren in die Wannen und den damit verbundenen nachtheiligen Contact der äußeren Atmosphäre durch die Leitung des Wassers von unten aus, durch eine Oeffnung im Boden der Wannen zu beseitigen. Die Schwitzzimmer können hermetisch verschlossen werden. Der Schwefeldampf dringt durch eine horizontal

angebrachte und mit einer Klappe versehene Oeffnung, welche man beliebig öffnen und schließen kann, in das Zimmer, und zwar so heiß und in dem Maße als er sich an der Quellmündung entwickelt. Auf diese Weise kann man den Temperaturgrad im Schwitzzimmer von 36° C. ($28,8^{\circ}$ R.) bis auf 44° C. ($35,2^{\circ}$ R.) beliebig bringen. Es ist noch die Vorkehrung getroffen, daß der Badende, ohne sich der Gefahr einer Erkältung auszusetzen, mittelst eines nach außen führenden Schlauches frische atmosphärische Luft nach Willkür einathmen kann.

La Preste, unmittelbar an der spanischen Grenze, hoch im wildromantischen Gebirge gelegen, hat 4 Quellen reich an kohlensaurem Natrium von einer Temperatur $+35^{\circ}$ R. Der Vf. gibt an (S. 28), daß „die Gonorrhoe bei längerem Gebrauche verschwinde und die Folgeübel der Venerie sich verlieren.“ Da er dort selbst die weichen Daunen des Nordens vermißte, so räth er den dahin Reisenden, „sich möglichst gut mit Betten zu versehen.“ Nicht fern von dem Städtchen Prades finden sich die Heilquellen zu Molitg, auch als Ergözungsbäder, bains-des-délices, bekannt, weil die Haut der Badenden weich wird, wie mit einer ölichten Substanz bestrichen, angeblich durch die Beimischung der azotischen Materie Glarine (Barépine). Unter den mancherlei Anpreisungen ist die in Form der Douche angewandte zu erwähnen, nämlich gegen Leucorrhoe, welche nach Unterdrückung von Flechten entstand. Man unterscheidet daselbst zwei Douchen, die trockne, bei welcher die Badewanne leer ist und nur gewisse Theile des Körpers mit dem Wasser in Berührung kommen, und die feuchte, wo das beim Douchen abfließende Wasser in der Wanne, die sich auf diese Weise allmählig füllt, aufgefangen

wird, so daß der Kranke sich allmählig in einem Bade befindet, das ihm augenblicklich die Ermüdung, welche die Douche herbeizuführen vermochte, benimmt.

Die warmen Quellen zu Bernet enthalten außer schwefelwasserstoffsaurem und kiesel-saurem Natrum auch etwas Eisen. Ihre höchste Temperatur beträgt 46° R. In einer besondern Abtheilung sitzt der Kranke während des Schwitzbades auf einem Gitterstuhl und kann frische, nicht mit Dämpfen geschwängerte Luft dadurch athmen, daß er das an einem Caoutchouc-Schlauche angebrachte elfenbeinerne Mundstück an seine Lippen bringt. Hinsichtlich des herrschenden Klimas wird besonders die Abwesenheit der feuchten Luft hervorgehoben. Die Kranken können sich schon im April dahin begeben. Zu Dlette finden sich 31 Quellen mit einem Wärmegrad von 21 bis 62° R. Sie sind reich an Kieselerde und man sieht Schwefel-Incrustationen. Las Escaldas, schon von den Römern gekannt, besitzt 4 Schwefel-, eine eisenhaltige Mineralquelle und 3 Bade-Etablissements. Zu Ax sind 53 Quellen von 21 bis 62° R. Sie lassen die in ihnen enthaltene Schwefelwasserstoff-Säure ungemein leicht ausströmen, darum auch leicht entarten; weswegen sie sich zum Transport nicht eignen. Filhol entdeckte darin Spuren von Sod und boraxsaurem Natrum. Zur Abkühlung des Wassers wird es, damit kein Verlust an wirksamen Theilen Statt finde, aus dem über der Quelle hermetisch verschlossenen Behälter vermittelst starker metallener Röhren durch einen mit kaltem Wasser gefüllten Behälter in vielfachen Windungen geleitet. Die Quellen zu Bagnères de Luchon zerfallen in 38 Schwefelquellen, Salinequellen und eisenhaltige. Das Weiß- oder Milchfarbigwerden des Schwefelwassers,

welches hier viel beobachtet wird, ist nach Bayen keineswegs der Zersetzung des Schwefels allein zuzuschreiben. Seiner Meinung nach trägt die Einwirkung, welche das in dem Mineralwasser enthaltene kohlensaure Natrum auf die in dem kalten Wasser enthaltenen Kalk- oder erdigen Salze ausübt, auch dazu bei. Nach Filhol sei die Schwefelwasserstoffsäure das ursächliche Moment; es müsse aber, außer ihrer Entbindung noch eine gewisse chemische Verbindung vorhanden sein. Die Kieselsäure spiele dabei eine wichtige Rolle. Zu Caunterets sind die Bade-Etablissemens getrennt, weil die Quellen weit von einander entfernt entspringen. Sehr beliebt sind hier die Halbbäder. Der Kranke sitzt in der Wanne; das Wasser reicht ihm bis zum Nabel; Brust und Arme sind vom Wasser unberührt in Flanell eingehüllt. Für die kräftigsten Quellen gelten die Cäsar- und Espagnols-Quelle. Sie werden fast ausschließlich zur Bekämpfung von Rheumatismus, Scropheln und Hautaffectionen benutzt. Man trinkt das Mineralwasser entweder rein, oder mit Milch, Quecken- oder Gummiwasser.

Die Mineralquellen von Baréges, 8 an der Zahl, gelten für die kräftigsten der Pyrenäen; sie wirken äußerst erregend; allein die Lage des Orts ist so rauh, daß die Häuser im Winter von den Bewohnern verlassen werden. Die Saison beginnt mit dem Juni und dauert bis Mitte September. Eine Viertelstunde von Baréges entfernt liegt Barzun mit einer Schwefelquelle von 24° R. Das Wasser kann, da es sich wenig verändert, weit besser als das von Baréges verschickt werden. Das Wasser zu Saint-Sauveur macht auf die äußere Haut den Eindruck einer seifenartigen Flüssigkeit. Bei der chronischen Entzündung der Luftröhrenäste wird es sehr gerühmt.

Caux-Bonnes, früher als Arquebusaden-Quelle viel gebraucht, erfreut sich eines großen Rufes bei der geschwürigen Lungenschwindsucht. Die Temperatur seiner 5 Schwefelquellen wechselt zwischen 10 und 20° R. Caux-Chaudes, in einer engen Bergschlucht gelegen, wird hauptsächlich von denen mit Erfolg aufgesucht, welche an Rheumatismus leiden. Labassère hat bloß 11° R., Cadéac 10° R., Bisos 9° R.

Als Schwefelcalcium-Quellen werden aufgeführt die zu Salies, Bagnères-de-Bigorre, Cambo.

Die Salinequellen werden eingetheilt in einfache, deren wesentliche Bestandtheile Chlornatrium und Chlormagnesium sind, wie Ganties, Le Bugatet, Nizors, Ussat, und in gyps- oder kalkhaltige mit oder ohne Eisensalze, wie Bagnères-de-Bigorre, Capveru, Sainte-Marie, Syradan, Audinac, Aulus, Encausse, Barbazan.

Von Salzquellen werden genannt Camarade, Salies-Bugarach, Sougraignes, Durban, Dras, Briscous, Careffe, Monguerre, Lahonce, Camon, Vincille.

Den Eisenquellen wurde erst in der neuesten Zeit mehr Aufmerksamkeit zugewandt, weswegen von mehreren noch genaue chemische Analysen fehlen. Die Eisensäuerlinge enthalten viel Kohlensäure, die alkalischen Eisensäuerlinge noch eine beträchtliche Menge kohlensaures Kali, und die einfachen kohlensauren Eisenquellen enthalten das Eisen und kohlensaure Kali in gelöster Form, besitzen aber nicht die erforderliche Menge Kohlensäure, um den Namen Säuerlinge zu verdienen. Zu den bekanntesten gehören die zu Saleich, Séridan, Cambo. Filhol entdeckte in allen Eisenquellen der Pyrenäen Spuren von Jod und Arsenik.

Marx.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. 207. Stück.

Den 27. December 1855.

S c h l e s w i g

Bei Th. van der Smiffen 1855. Ueber die Krankheiten und Krankheits-Verhältnisse auf Island und den Färöer-Inseln. Ein Beitrag zur medicinischen Geographie. Nach dänischen Original-Arbeiten von Schleisner, Eschricht, Panum und Manicus bearbeitet von Jul. Thomsen, Dr. Physicus in Cappeltn. 166 S. in Oct. u. 3 Tab. in Fol.

Für die medicinische Geographie und in Verbindung damit für die Epidemiologie scheint eine neue Epoche einzutreten. Nicht nur sind die Materialien dazu angewachsen, sondern auch der Sinn dafür ist neu geweckt und verbreitet sich.

Hier liegt ein werthvoller Beitrag dazu vor, wenn auch zunächst nur für die topographische Medicin. Wir wollen ihn als solchen hier in Betracht ziehen, außerdem aber auch die Insel Island, deren Morbilitätsverhältniß beschrieben wird, in ihrer Stellung zum Ganzen, als einen Theil der Polarzone beurtheilen. Denn es ist

sehr dienlich zu unterscheiden, was der Insel angehört, also endemisch ist, und was der ganzen Zone.

Island, auf dem 64 bis 67° N. B. liegend, gehört zur Polar-Zone, in noso-geographischem Sinne genommen, wenn man nämlich als Grenze dieser eine Isotherm-Linie nimmt und zwar die von +2 bis 3° R., welche hier so hoch reicht, daß sie an der Südküste von Island verläuft. Für ihre hohe Lage hat die Insel ein mildes Insel-Klima; dies verdankt sie dem Golf-Strome an der Südküste; aber an der nördlichen Küste geht der arktische Eis-Strom von Osten kommend entlang und bringt hier um 3° niedrigere mittlere Temperatur, außerdem Nebel und Stürme. Die Gebirge reichen 6000 Fuß hoch, bestehend vorzüglich aus Trachyt, Basalt, Tuff und Lava mit großen Gletschern, und lassen kaum Raum für Wohnorte an der Ostseite, mehr an der Südwestseite; die ganze Bevölkerung beträgt nur gegen 56000 Ew.

Man muß sich die Lebensweise der Bewohner als sehr ärmlich denken. Die Wohnungen sind elend, entweder allein von Erde und Rasen, oder auch von Feldsteinen, ohne Fundament, das Dach besteht aus Latten mit Rasen bedeckt. Statt der Oefen unterhält man ein offnes Feuer und zwar meistens von Mist der vielen Schafe und der wenigen Kühe und Pferde, oder vom Abfall der Fische und Vögel, Letzteres zumal an der Küste. Die Tracht ist Wolle. Die Hauptspeisen sind getrocknete Fische, Milch und ranzige Butter, auch wohl Thran, dann Eier von See-Vögeln, wenig ungeäuertes Brot und Grütze, mehr isländisches Moos gedörret mit Milch gekocht (ein angenehmes Essen), selten Schafffleisch, meist geräuchert oder gesalzen. Die Haupt-Beschäftigung geben Fische-

rei und Schafzucht, und auf den kleineren Inseln der Vogelfang. Die Bevölkerung wandert im Winter an die Küste zur Fischerei, im Sommer in das Innere zum Heuernten. Die physiologische Constitution betreffend, meint der Berichterstatter (hier ist immer Schleisner zu verstehen und dessen verdienstliches Werk „Island underfögt fra et laegewiden skabeligt Synspunkt, Kjöb. 1849), daß die Blutwärme der Isländer etwas höher sei, als die sonst allgemeine, nämlich anstatt 36 bis 37° Cels. sei sie im Mittel 37,27°. Bei den Eskimos hat man dies nicht gefunden, indessen sind die Untersuchungen bei ihnen wohl nicht so genau angestellt worden, obgleich die Tenacität ihrer Wärme=Ökonomie für ausgezeichnet groß gilt.

Zuerst werden Krankheiten genannt, welche auch Island fehlen; diese sind Wechselfieber, Scropheln (außer an einer Stelle, wo auch Rhachitis häufig ist, auf dem bekannten Gange von isländischem Doppelspath, obgleich der Verf. sonst mit Recht den mineralischen Boden=Verhältnissen kaum Wirkung auf den Gesundheitszustand zuschreibt). Sehr selten sind Tuberkeln und Phthisis, ferner Chlorosis, auch delirium tremens, obgleich Trunkenheit viel herrscht. — Häufig dagegen sind: die bekannte singular=endemische Hydatiden-Krankheit, meist in der Leber, die Spedalskhed (diese lepra septentrionalis), der Trismus neonatorum, Dyspepsia mit Pyrosis, Hysteria und Idiotismus, Menostase, Rheumatismus und eine Paresis der Hände bei Frauen.

Das Fehlen der oben genannten Krankheitsformen, muß Ref. bemerken, ist der ganzen Polarzone eigen, namentlich ist diese eben dadurch bezeichnet, daß ihre Grenze auch die geographische Schranke der, vom Aequator an, weit verbreitet

auf geeigneten Bodenstellen, nach dem Pole hin aber allmählig abnehmend, herrschenden, Malaria bildet. Auch Scropheln und Phthisis und Chlorosis sind Krankheiten, welche auf der ganzen Zone wenigstens als sehr spärlich angegeben werden. Auch das delirium tremens mag allgemein klimatischen Gründen seine hiesige Seltenheit verdanken, wenigstens tritt es überwiegend häufiger ein auf der heißen Zone, z. B. in Ostindien, als auf der gemäßigten Zone.

Gehen wir nun zu den endemischen Krankheiten über, so tritt uns zuerst die allein Island singuläre Eifarveiki oder die allgemeine Hydatidosis entgegen. Sie besteht in einer zunehmenden, allmählig tödtlich werdenden Finnen- oder Gestodenbildung. Sie ist hier so häufig, daß sie $\frac{1}{8}$ (12,6 Proc.) aller vorkommenden Krankheitsfälle ausmacht. Sie gibt ein reiches Feld der Untersuchung für die neue Lehre des Generationswechsels und namentlich des Verhaltens der taenia zum cysticercus cellulosae oder der Hydatide, bei Menschen und Thieren. Man findet hier Untersuchungen und Ansichten von Eschricht mitgetheilt. Hauptsächlich schwebt noch die Frage, von welcher taenia diese anerkannten Parasiten herkommen? Es ist darüber eine Preisaufgabe von der kön. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften ausgesetzt. Refer. erlaubt sich nur eine Vermuthung auszusprechen in Bezug auf die weitere Frage, wie die Länien-Eier (oder Sprossen) in die Isländer hineingerathen? — Eine Analogie oder der gerade Gegensatz dieser Gestoden-Krankheit finden wir in einem anderen, fernen Lande, in Abessinien. Hier ist die Länien-Krankheit so sehr verbreitet, daß jeder Abessinier damit behaftet ist und

regelmäßig sein Kouffo als Mittel einnimmt, und zwar in Folge der Nahrung von rohem (Rind-)Fleisch, mit welchem er die Finnen einführt. Umgekehrt müssen die Isländer Tánien-Eier einführen, welche in ihnen zu Finnen werden. Es gibt sehr viel Schafe auf der Insel. Haben die Schafe außer den ihnen nicht seltenen Hydatiden auch Tánien, oder die Kühe, so wäre zu beachten, daß die Isländer von dem Mist dieser Thiere immer umgeben sind, da sie damit ihr offnes Feuer im Wohnzimmer unterhalten und unreinlich genug sind, ihre Nahrung nicht ganz unberührt davon zu erhalten. Hiersfür spricht noch, daß an der Küste die Hydatidenkrankheit der Menschen seltner ist, und daß hier anstatt des Mistes mehr Fischabfall und Tang zum Feuerungsmittel dienen, ferner, daß auf den nahen Färöer-Inseln die Krankheit nicht genannt wird und daß hier Torf vorhanden ist und zum Brennen verwandt wird. Schweine gibt es übrigens auf Island nicht; die Helminthiasis ist auch bei Menschen hier nicht selten.

Die übrigen besonders vorkommenden Krankheiten sind nicht Island allein eigenthümlich, sondern der Zone. Die Spedalskhed wird hier genannt „einer der Reste des mittelalterlichen Aussages.“ Der Verf. unterscheidet, nach den guten Autoritäten Boeck und Danielsen, die tuberculose (besser wohl die tuberosa oder lepra elephantiasis) und die anaesthetica (die Kadesyge wird gar nicht genannt und sie gilt auch immer mehr für ein Syphiloid, die Syphilis aber findet sich überhaupt zur Zeit nicht auf Island) — aber man findet die Spedalskhed doch auch in Grönland, in Neu-Braunschweig, in Kamtschatka, wo bleibt da jener angenommene historische Zusammenhang? Auf der Insel nimmt die Krankheit

sichtlich ab, wie auch in Norwegen und auf den Färoern, man zählt nur noch gegen 50 Kranke, die meisten auch hier in den Küstengegenden. Ein Unterschied von der Lepra elephantiasis (die noch oft von den Reisenden verwechselt wird mit der Pachydermia elephantiasis, dem Elefantenbein) ist in der That kaum aufzufinden, aber doch darin, daß die Polarlepra gar nicht ansteckend sich verhält und der Heilung (z. B. durch Kreosot) nicht ganz widersteht.

Eine dritte nennenswerth häufige Krankheit ist der Trismus neonatorum, freilich ebenfalls auf der ganzen Polarzone häufig, aber hier vor Allem auf der südwestlich gelegenen kleinen Insel Westmannoe. Auf dieser starben im Mittel jährlich 64 Proc. der Neugeborenen bis zum 12. Lebensstage, zumal nach dem 5ten Tage, und es war dies die Veranlassung der Sendung des Dr. Schleisner von Seiten der Regierung nach Island und der Abfassung seiner Schrift. Sein Bericht darüber ist hier abgedruckt. Die Ursachen werden in allgemein hygienischen Verhältnissen gefunden, am ersten scheinen die Kälte, die Wohnungen und die Wunde des umbilicus zu beschuldigen zu sein. Wie gesagt ist der Kinnbackenkrampf der Neugeborenen häufig auf der ganzen Polarzone, er ist aber auf keiner Zone selten. Wenn S. 104 geographisch Länder angeführt sind, wo er häufig sein soll, so sind diese noch nicht als solche anzuerkennen, welche sich dadurch auszeichnen.

Die Häufigkeit der Dyspepsie und Pyrosis erklärt sich wohl am nächsten aus der Nahrung, Qualität und Quantität betreffend. — Rheumatismus, der chronische, ist ebenfalls auf der ganzen Zone allgemein und heftig vorkommend (auch chronische Herzkrankheiten sind in großer

Zahl) — dasselbe gilt von der *Hysteria*, welche man wohl *septentrionalis* nennen könnte, die man sogar bei Männern findet, auch bei Lappen und Samoeden, verbunden mit *Melancholia*, *Daemonomania* und *Idiotismus*.

Seite 106 finden wir eine werthvolle Zusammenstellung und genaue tabellarische Uebersicht von 2600 Krankheitsfällen aus Listen von Districtsärzten von 20 Jahren genommen, ein gutes Beweismaterial; sie ergibt noch *Obstipatio* und *Scabies* als häufig; dazu gehört auch die Aufzählung von 327 Kranken, welche der Verf. auf Island selber untersucht und behandelt hat.

Zweckmäßig sind nun die Epidemien gesondert abgehandelt. Sie sind geschieden in einheimische und in mit Schiffen importirte. Zu den ersteren werden gerechnet: *Influenza*, *Typhus*, *Dysenterie*, *Scorbut*, die einheimische *Cholera*, *parotitis epidemica* (Mumps), *Gelbsucht*, *Vaccina*, *Varicellae*, *Urticaria*; zu den importirten: *Variola*, *Morbilli*, *Scarlatina*, *Keuchhusten*.

Die *Influenza* erscheint fast jährlich in gutartiger Form eines epidemischen Katarth's, durch einige Mattigkeit ausgezeichnet, meist im Frühjahr, aber auch zuweilen wieder zu Anfang des Winters; sie soll auch ansteckend sein und Fremde verschonen. Die Verbreitung geschieht aber durch das Land ziemlich schnell, mitunter von verschiedenen Ausgangspunkten. Außer diesen jährlichen erscheint in größeren Pausen eine bössartige *Influenza* (Queffott genannt), sie ergreift dann wie mit einem Schlage die ganze Bevölkerung und läuft in unglaublich kurzer Zeit über das ganze Land. Solche erschienen in letzter Zeit namentlich 1816, 1825, 1834 und 1843. Sie hat dieselben Symptome wie anderwärts, sonderlich die

charakteristische Mattigkeit, Hals- und Ohrenschmerzen, mit torpidem Charakter des Fiebers und fast immer complicirt mit Entzündung der Brustorgane, zumal mit Pleuritis, auch wohl mit Furunkeln und Gangränescenz. Auch hierfür zeigen Fremde weniger Receptivität (?). Sie kann auch im Sommer auftreten. Sie hat große Einwirkung auf das Mortalitätsverhältniß, dies, welches sonst 1000 bis 1200 beträgt, kann durch sie steigen auf 1600 bis 3200. Mitunter kann sie sich auch partial auf einen kleinen Fleck der Insel beschränken. Man darf annehmen, daß sie miakmatischer Natur sei, indeß liegen auch Thatsachen vor, dafür sprechend, daß sie auch contagiös sich fortpflanze (dies kann leicht täuschen, obgleich ein Schleimhaut-Contagium in Hinsicht auf originäre Entstehung eher anzuerkennen ist). — Auch dies eben besprochene Verhalten der jährlichen Influenzen ist nicht allein Island eigenthümlich, sondern der ganzen Polarzone. Aber auch auf allen anderen Zonen, selbst auf der tropischen, treten zu Zeiten jene bössartigeren Influenzen auf; atmosphärischer Ursprung scheint unzweifelhaft; ihr Miasma ist sogar das einzige, dessen atmosphärische oder meteorische Natur durch das ganze Verhalten evident ist.

Der Typhus geht leider nicht aus, wie es doch auf sehr kleinen Inseln zu geschehen pflegt. Zumal erscheint er in den Fischerdörfern im Winter, eben wenn diese Wohnungen mit Menschen, aus dem Inneren zur Fischerei zusammenkommend, überfüllt sind. Des Typhus-Exanthems und Nasenblutens wird dabei gedacht. — Dysenterie und Scorbut waren ehemals auch hier häufiger; die erstere erscheint in der wärmeren Jahreszeit, doch nur in vereinzelt Districten, dann aber

ergreift sie Alle. Der Scorbut kommt (auch hier) namentlich im Frühjahr vor. — Der Group vor 1820 und 1821 epidemisch. — Die Vaccina wird zweimal als epidemisch unter den Kühen aufgeführt, 1827 und 1837. Was hierüber gesagt wird, läßt wünschen, daß es weiter benutzt werde zum Vortheil der Froge über die Identität derselben mit Variola, welche letztere auf diese Insel immer nur importirt vorkommt; also könnte die Gleichzeitigkeit beider hier entscheiden. — Das Puerperalfieber wird als ziemlich häufig angegeben.

Die nicht ohne Importation auftretenden Epidemien sind diese: Blattern, Scharlach, Masern, Keuchhusten. — Die Blattern haben Island so oft und mörderisch wie kein anderes Contagium heimgesucht, seit 1306 haben sie 19mal grassirt, durch Schiffe hingebracht, zuletzt 1839. — Die Masern sind 3mal eingeschleppt, zuletzt 1846 und sie ergriffen ohne Ausnahme jedes Alter, sehr allgemein. — Das Scharlach ist zuletzt 1827 in sehr allgemein verbreiteter Epidemie da gewesen, über der ganzen Insel, anfangend im April und im Süden; es verschonte aber mehr das Alter. — Keuchhusten wurde 1825 von Flensburg eingeschleppt und gebrauchte mehr als 3 Jahre, um rund um die Insel zu gelangen.

Wir erhalten nun noch eine chronologische Aufzählung der besonderen Epidemien, welche Island seit 1306 bis 1846, im Ganzen 134 an Zahl innerhalb 540 Jahre heimgesucht haben. Wir heben aus den eben genannten noch hervor die Pest, welche 2mal aufgetreten ist, 1402 und 1493, zuerst von Norwegen gebracht, genannt die „große Plage“ (der „schwarze Tod“ vom Jahre 1348 erreichte nicht Island), das zweitemal wurde sie

durch englische Schiffe gebracht und beidemal dauerte sie zwei Jahre mit großem Menschenverlust. — (Nicht hingekommen ist die indische Cholera, da sie aber im Sommer zweimal nach Archangel gebracht, könnte sie auch hierhin einmal gelangen in der warmen Jahreszeit).

Alle jene Angaben über epidemische Krankheiten haben um so mehr Werth, da sie auf einer Insel von geringer Einwohnerzahl vorkommen, wo Gelegenheit ist, über die originäre Entstehung, über das constante Verweilen oder die Importation, über die Incubationszeit und über die Möglichkeit durch Quarantänen sie abzuhalten, entscheidende Beobachtungen zu machen. Ohne Zweifel können alle importirten Epidemien auf dieser Insel abgewehrt werden, wie auch beachtenswerth ist, wie viel mehr die in großen Pausen importirten Contagien receptive Individuen antreffen. — Die wahrscheinliche Lebensdauer ist auf Island weit kürzer als in Dänemark, dort ist sie 37 Jahre, hier 47 Jahre für den Neugeborenen, ferner erreichen dort von 1000 Gebornen nur 569 das Alter von 14 Jahren, während hier dieselbe Zahl ein Alter von 38 Jahren erreicht. Dagegen stellt sich das jährliche Nativitäts-Verhältniß sehr günstig. Eben mit 20 Kindern sind keine Seltenheiten. Die mittlere Zahl der Individuen auf eine Familie rechnet man zu 6,8, in Dänemark nur zu 5. In den Jahren, wo keine Epidemien sind, ist der Zuwachs der Bevölkerung sehr bedeutend. — Beachtenswerth scheint uns übrigens noch zu erfahren, ob Arthritis wirklich fehlt, sie ist gar nicht angeführt, ferner ob Plethora und damit Hämorrhagien, Ophthalmien allgemein sind, ob der constante Charakter der ganzen Krankheitsconstitution inflammatorisch ist (abgerechnet die

durch die Influenza und den Typhus bewirkten Erscheinungen), Verhältnisse, welche als der ganzen Zone eigenthümlich sich ergeben.

Neben der Nofo-Topographie des Dr Schleisner ist noch zu gedenken einer früheren Arbeit eines auf Island lebenden und wirkenden Arztes, J. Thorstensen, Physicus in Reikjavik, Um Metferd à ungbornum 1845, um so mehr, da ein gebildeter Arzt so hoch im Norden selten ist und noch manche nofo-geographische Frage dort zu lösen ist, wie auch die Insellage für sich besondere Begünstigungen für andere Beobachtungen gewährt. Es fehlen uns hier noch meteorologische Bestimmungen; die mittleren Temperaturgrade eines Ortes in Island, z. B. von Reikjavik, sind, wie Ref. nicht anders weiß, noch nicht bekannt, in Dove's Temperaturtafeln findet man sie nicht. Die monatlichen Mittel, das Maximum und Minimum der Jahreszeiten zu kennen, gehört aber zur Beurtheilung einer Ortsconstitution; psychrometrische Beobachtungen und Angaben über Windrichtungen und Wolken und Nebel sind leicht damit zu verbinden und werthvoller als die am häufigsten gebotenen Barometerbeobachtungen.

Ein Anhang handelt noch von den Krankheitsverhältnissen auf den Färoer-Inseln; die Angaben sind genommen aus P. L. Panum's: Sagtagelser under Maeslinge-Epidemie 1846, und aus einer Inaug.-Dissertation von Manicus: Annotat. in hist. et aetiol. morbor. quorund. boreal. Halle 1832. Der Verfasser der letzteren hat acht Jahre als Arzt auf den Inseln gewirkt, und eine 1846 ausgebrochene Masernepidemie ist die besondere Veranlassung gewesen zu der erstgenannten Abhandlung (in der Biblioth. for Laeger 1847).

Auch hier muß man noch mehr Angaben über

die Temperaturverhältnisse wünschen. Es wird gesagt, im Sommer sei die mittl. Temp. 8° R., die Winter zeigen mildes Inselklima, dabei viel Nebel und heftige Winde. — Die Krankheiten stimmen sehr überein mit denen auf Island. Wechselfieber fehlen auch hier völlig, sehr häufig sind Rheuma, Brustaffectionen, zumal der Bronchialschleimhaut, Hysteria; Scropheln kommen zwar vor, aber selten und auch Phthisis ist selten. Dagegen wird der Hydatidosis gar nicht gedacht. Eine auffallende Erscheinung ist die Häufigkeit der Geisteskrankheiten, in dem Grade, daß man 1 Proc. rechnet, die Formen sind meist religiöse Manie, Dämonomanie, mit baldigem Uebergange in Idiotismus. Die mittlere Lebensdauer ist sehr günstig, soll sein $44\frac{2}{3}$ Jahre, während sie in Dänemark nur 36 Jahre beträgt; das jährliche Mortalitätsverhältniß soll sein 1:64; dies ist nicht glaublich, es wäre das günstigste auf der Erde; in Dänemark soll es sein 1:41, dies ist schon sehr günstig.

Auf diesen Inseln sind die epidemischen Krankheiten selten. Die Zahl der Bewohner war 7800 im Jahre 1846. Influenza und Typhus fehlen zwar nicht, von ersterer wird angegeben, daß sie mit dem ersten ankommenden Schiffe, wenn auch nicht mit erkrankten Reisenden, im Frühjahr gebracht werde. Dies müssen wir für Irrthum halten, da die Influenza, im großen Ganzen überblickt, sich anders erweist; es wird die jährliche Polarinfluenza (sog. Kruiim d. i. Schiff) sich auch hier einfinden etwa zu gleicher Zeit mit den ersten Handelsschiffen. Der Typhus erweist sich deutlich contagiös und läßt sich absperren, soll aber spontan entstehen (?). Die Blattern haben nicht geherrscht seit 1705, auch Scharlach

und Keichhusten erinnert man sich nicht. Die Masern, welche zuletzt 1781 epidemisch gewesen waren, erschienen nun 1846 im April und fanden eine so große Receptivität, daß innerhalb eines halben Jahrs von den 7800 Einwohnern 6000 davon ergriffen wurden, wovon 102 daran oder an Nachkrankheiten starben. Dadurch sank das Mortalitätsverhältniß auf 1:31. Diese Gelegenheit, auf den vielen kleinen Inseln manche Aufklärung über die Natur der Masern zu erhalten, ist gut benutzt worden. Z. B. ihre Incubationszeit glaubt der Verf. (Panum) bestimmen zu können auf 13 bis 14 Tage, wo das Exanthem erscheint. Die Zeit der intensivsten Contagiosität setzt er in das Stadium der Efflorescenz, nicht in das der Desquamation. Die Flüchtigkeit des Contagiums und dessen Tenacität bei Verschleppung in Kleidern erwiesen sich wiederholt; die Absperrung zeigte sich entschieden als Abwehrmittel erfolgreich.

Refer. glaubt noch einmal bemerken zu dürfen, daß die Beurtheilung jedes localen Morbilitätsverhältnisses sicherer, deutlicher und leichter wird, wenn man es in seiner Stellung innerhalb der Zone und der ganzen Nozo-Geographie betrachtet.

—h—.

W i e n

bei M. Uuer 1855. Encyclopädische Einleitung in ein System der Gesellschaftswissenschaft von Ethbin Heinrich Costa. II u. 119 S. in Octav.

In der Vorrede sagt der Verf.: „Klarheit in den Grundbegriffen, ein der Natur der behandelten Wissenschaften entsprechendes System und eine vollständige Aufweisung des vollen Inhalts der Aufgabe jeder einzelnen wissenschaftlichen Disciplin

schon in ihrem obersten Grundsatz, schließlich die Darstellung der besten Behandlungsart für jede derselben: das waren die Momente, welche ich zu verwirklichen mich bemühte.“ — Dieses Vorhaben ist ihm jedoch nur theilweise gelungen, so Vorzügliches er auch in dem ersten Abschnitte seiner Schrift geleistet hat. — Hätte er jede der Aufgaben, die er sich setzte, so glücklich gelöst, wie die Klarheit in die Grundbegriffe zu bringen: so würden wir nicht anstehn, die vorliegende Publication zu den besten encyclopädischen Werken über Socialwissenschaft zu zählen, welche je erschienen sind. Leider aber können wir von den übrigen Abschnitten und namentlich von demjenigen, der die Entwicklungsphasen der menschlichen Gesellschaft zum Gegenstande hat, nicht gleich Rühmliches sagen. Sie enthalten fast keine einzige originelle Idee und tragen stellenweise sogar das Gepräge einer rasch dahingleitenden Oberflächlichkeit.

Der Verf. behauptet nämlich: des Menschen nächste Bestimmung sei die gleichmäßige Ausbildung aller dem Menschen verliehenen geistigen und körperlichen Kräfte. Dazu bedürfe es nun des geselligen Zusammenwirkens mehrerer Menschen, woraus sodann folgt, daß die menschliche Natur auf die Geselligkeit und Bergesellschaftung der Menschen angewiesen ist, und von der Betrachtung dessen solle auch das Recht ausgehen, das zu bestimmen hat, wie die Menschen behufs der Erreichung ihrer Einzelbestimmung sich unter einander verhalten sollen. Auf die philosophische Grundlage des Rechtes tiefer einzugehen, „als zur klaren, einfachen und deutlichen Deduction des Rechtsbegriffes nöthig ist“, trägt der Verf. um so mehr Bedenken, als ihm ein derartiges „Herumwerfen mit göttlichen Dingen“ das Unse-

hen einer „Profanirung“ derselben zu haben scheint. So wenig Mohs sein System der Mineralogie oder Bauban seine Befestigungswissenschaft von Gott dem Urgrunde alles Bestehenden begonnen hat, so wenig hält er ein solches „Hinschielen auf Theologie“ dem Rechtslehrer angemessen. , Eben weil von Gott Alles seinen Ursprung genommen, komme es nach seinem Erachten auch nur derjenigen Wissenschaft, welche alle einzelnen Zweige wie in einem Brennpunkte zu vereinigen hat, der Philosophie nämlich, zu, von ihm ihren Ausgangspunkt zu nehmen; die übrigen aber mögen sich in dem Kreise sich zu bewegen bescheiden, den sie zu umschließen bestimmt sind. Zur Begründung des Rechtsbegriffes reichen nach des Verfs Meinung zwei der Psychologie entnommene Sätze vollkommen aus, die da lauten: 1. Die nächste Bestimmung des Menschen besteht in der gleichmäßigen Ausbildung aller seiner Kräfte; 2. Der Mensch vermag für sich, allein seiner Bestimmung nicht zu genügen, sondern bedarf, um sie zu erreichen, des Beistandes seiner Mitmenschen. Der Verf. bekämpft ferner den „negativen Rechtsbegriff der Kant'schen Schule“, indem er behauptet, die Schlussfolge, die sich darin manifestirt, sei zwar an sich ganz richtig, aber nicht vollständig und darum auch jener Rechtsbegriff („die gleiche Freiheit Aller“) zu enge, also falsch. Denn es sei zwar richtig, daß der Mensch in seinen Freiheitsäußerungen von seinen Mitmenschen nicht über die Grenze der Vereinbarkeit mit jenem Grundsatz gestört werden dürfe, soll er anders seine Bestimmung erreichen; aber falsch sei es, daß er durch eine derartige Respectirung seiner Rechtsphäre allein schon dazu geeignet gemacht wird. Vielmehr bedürfe besagtermaßen jeder

Mensch der positiven Beihülfe seiner Mitmenschen, soll seine Persönlichkeit zur möglichst vollständigen Entwicklung kommen und es sei demnach nicht einzusehen, warum es ein Unrecht sein soll, wenn ich Jemanden direct an seiner Person angreife, dagegen aber nicht, wenn ich es indirect dadurch thue, daß ich ihm die nothwendigen Bedingungen zur Erhaltung oder Entfaltung derselben (die eben nur ich ihm zu bieten vermag) vorenthalte. Mit Rücksicht auf den negativen Rechtsbegriff sei es ein widersinniger Schritt, die Mutter, welche ihr neugeborenes Kind verschmachten läßt, hiefür verantwortlich zu machen. Gleichwohl werde Niemand behaupten wollen, daß ein derartiger Act im Rechte begründet ist und nicht durch Strafandrohung verhindert werden darf. Das Recht sei eben nicht bloß die Nichtstörung des Einzelnen in seinem Freiheitskreise, dessen Grenzen durch die gleiche Freiheit aller Uebrigen gezogen sind, sondern das Recht bestehe auch in der Befugniß, die positive Gewährung alles desjenigen von den übrigen Menschen zu fordern, was der Einzelpersonlichkeit im Hinblick auf die menschliche Natur geboten werden muß, soll sie ihre Bestimmung erreichen.

Was die Ansicht betrifft: als sei die Erzwingbarkeit ein wesentliches Merkmal der jener Befugniß correspondirenden Rechtspflichten, — so bemerkt der Verf. scharfsinniger Weise: dieselbe habe dem Rechtsbegriffe keineswegs nothwendig an und komme auch nicht allen Rechtspflichten zu, weil den Menschen die Macht fehlt, manche Pflichten, die doch an sich betrachtet, unleugbar Rechtspflichten der erwähnten Art sind, wie z. B. etliche der sogenannten „ehelichen Pflichten“ zu erzwingen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 29. December 1855.

W i e n

Schluß der Anzeige: „Encyclopädische Einleitung in ein System der Gesellschaftswissenschaft von Ethbin Heinrich Costa.“

So weit aber die Anwendung von Gewalt zu diesem Ende möglich ist, sei sie auch statthast, „eben weil die Rechtspflichten zur Erhaltung der Persönlichkeit nothwendig sind, dieses aber durch das Abhängigmachen ihrer Erfüllung von dem guten Willen der Menschen illusorisch würde.“ Man sieht aus der hier zuletzt mitgetheilten Stelle, daß — der hier hervortretenden Nachlässigkeiten im Stil gar nicht zu gedenken — der Verf. so treffend auch im Uebrigen viele seiner Bemerkungen sind, doch kein ganz sattelfester Logiker ist, indem er auf eine Schlußfolgerung kommt, die mit dem was es zu beweisen gilt, in gar keinem logischen Zusammenhange steht.

Er wirft die Frage auf: ob die Erzwingbarkeit wirklich ein wesentliches Merkmal einer jeden Rechtspflicht sei, d. h. mit anderen Worten: ob

wirklich nur dasjenige Gegenstand einer solchen Pflicht sei, was sich zwangsweise durchsetzen läßt, — und gelangt sohin zu der Antwort: „die Anwendung von Gewalt behufs der Erzwingung von Rechtspflichten ist in allen Fällen, wo sie möglich ist, auch statthaft“.! Er beantwortet somit eine ganz andere Frage, als welche er aufgeworfen, statt bei der wichtigen Bemerkung stehen zu bleiben: daß es allerdings auch Pflichten gibt, die ihrer Unerzwingbarkeit ungeachtet doch für Rechtspflichten anzusehen sind, indem das charakteristische Merkmal dieser Pflichten einzig und allein der Umstand ist, daß durch deren Erfüllung die Erreichung der Bestimmung eines Menschen bedingt erscheint.

Der Verf. unterscheidet des Weiteren zwischen Recht und Moral und findet die wichtigsten Differenzpunkte darin, daß: 1) die Moral auf letzten, das Recht aber auf den nächsten Zweck des Menschen sich bezieht; 2) die Moral den Menschen auch in seiner Isolirung von anderen Menschen angeht, während das Recht außer im Coexistenzverhältnisse undenkbar ist; 3) die Moral auf die Innerlichkeit der Gesinnung, das Recht dagegen auf äußere Handlungen Bezug hat. — Er folgt hierin ganz der von Ahrens ausgebildeten und eben jetzt in Oesterreich eifrig cultivirten Krause'schen Lehre, der man im Verhältnisse zu anderen rechtsphilosophischen Doctrinen eine gewisse Präcision und Substantialität unmöglich absprechen kann (?). Interessant sind die Folgerungen, welche der Verf. aus diesen Prämissen in Ansehung der Aufgabe des Staates und der Gesellschaft zieht. Nachdem er die Gesellschaft als „die ideelle Einheit aller Menschen, wie sie zum Zwecke der Gestaltung jedes Einzel-

nen zur vollendeten Persönlichkeit sich als nothwendig erweist und in ihrer Vollständigkeit noch nicht erwiesen, aber im philosophischen Geiste vorabgeahnt wird" — definirt und „die Frage wegen der factischen Einheit des Menschengeschlechtes“ als „eine in der Wissenschaft noch offene“ bezeichnet hat, stellt er als Zweck der menschlichen Gesellschaft die Verwirklichung des Rechtes, d. h. der zur Erreichung der menschlichen Endbestimmung nothwendigen Vorbedingungen hin.

Diese Verwirklichung des Rechtes seitens der menschlichen Gesellschaft solle jedoch nicht durch auf socialistischem Wege gebildete uniforme Phalangen, sondern entsprechend der naturwüchsigten Gliederung der menschlichen Gesellschaft in Familie, Gemeinde, Kirche, freie und Vertragsgenossenschaft, Staat und Völkerverein vor sich gehen, so zwar, daß namentlich der Staat mit seiner Zwangsgewalt zu obigem Ende nur dann einzuschreiten hat, wenn die übrigen unter ihm stehenden Glieder der Gesellschaft das Recht zu verwirklichen entweder sich weigern, "da sie es doch zu verwirklichen vermöchten, oder dies zu thun platterdings nicht im Stande sind. Mit großer Entschiedenheit eifert der Verf. wider die Omnipotenz und den Despotismus, womit eine unglückselige Verwechslung des Staates mit der Gesellschaft Ersteren am Ende des 18. Jahrhunderts bekleidet hat, und wider die zu weiten Grenzen, welche der Staatsgewalt damals zugewiesen wurden. Er erklärt geradezu: der Staat sei der Familie, Gemeinde, Genossenschaft und Kirche bloß coordinirt und habe vor diesen Gliedern der menschlichen Gesellschaft bloß den Beauftragten, Schirm und Hort der subjectiven Rechtsphäre jedes einzelnen im Bereiche seiner Herrschaft befind-

lichen Menschen zu sein. Im § 3 sucht er darzuthun, daß der Egoismus nicht nur *de facto* die subjective Grundlage des rechtlichen Handelns der Menschen sei, sondern, sobald diese einmal eine höhere Culturstufe erreicht und ihre sociale Stellung richtig begreifen gelernt haben, auch mit dem, was der Gemein Sinn erstrebt, im vollsten Einklange steht. Was der Verf. im § 4 über den Ursprung des Staates und über den im gemeinen Leben geltenden Unterschied sagt, ist von geringem Belange. Nach unserem Dafürhalten hätte er besser gethan, den Staat als identisch mit der jeweiligen herrschenden, obersten Gewalt aufzufassen und dem jeweiligen Träger dieser Gewalt jene Aufgabe zuzuerkennen, die er als Aufgabe des Staates bezeichnet. Es würde dadurch mindestens für die Vorkommnisse des praktischen Lebens ein unzweifelhaftes Criterium aufgestellt worden sein, nach welchem beurtheilt werden könnte, was ein Fürst (heißt er nun Monarch oder constitutioneller König oder demokratischer Ausschuß) unter gegebenen Verhältnissen zu thun habe oder nicht. — Denn daß im „Staate“ oder, wie wir lieber sagen möchten, im Träger der herrschenden Gewalt der Wille der Gesammtheit des Volkes, über das diese Gewalt sich erstreckt, zur Repräsentation gelangt, ist doch offenbar eine bloße Fiction, und es entspricht daher gewiß mehr der Natur der Sache, von einer Aufgabe des Trägers der herrschenden Gewalt als von einer Aufgabe des Staates zu sprechen, wobei sodann regelmäßig jene Fiction mit unterläuft. — Im § 5 bespricht der Verfasser den Werth der philosophischen und historischen Schule, wobei er sich für eine Verbindung beider erklärt. „Die Fragen, die sich auf die Natur des Menschen im All-

gemeinen beziehen, die Frage, was den Menschen unter gewissen gegebenen historischen Verhältnissen am meisten zusagt, die Frage ferner, ob gewisse factische Zustände der Idee des Rechtes entsprechen, diese Fragen" — behauptet er „sind und bleiben philosophische“. Dagegen räumt er ein, daß die Kenntniß der menschlichen Natur freilich bloß eine einseitige und ungenaue sein muß, wenn sie sich nicht auf die größtmögliche Summe von Erfahrungen stützt.

Der 2. Abschnitt der Schrift, welcher von den Entwicklungsphasen der menschlichen Gesellschaft handelt, ist, wie wir schon Eingangs bemerkt haben, bei weitem der schwächste Theil derselben. Der gewöhnlichen Anschauung der Dinge gemäß erblickt er das Charakteristische der orientalischen Welt in der dort heimischen unumschränkten Despotie, die den Grundsatz, daß der Mensch Selbstzweck ist, vollständig ignorirt und „die Grundlagen des modernen Rechtslebens allseitig mit Füßen tritt“ (S. 22). Das Charakteristische der griechischen Welt ist ihm: Das Aufgehen des Menschen im Bürger, worüber „der Wille des Einzelnen alle Kraft selbständiger Gestaltung verlor“ (S. 23); das der römischen Welt: die geringe Beschränktheit der Willkür der Einzelpersonlichkeit, die ungehindert und unangefochten thun mochte, was sie nur immer wollte, so lange sie nur die Freiheit der Mitbürger nicht verletzte. Dagegen war es nach des Verf. Meinung den Germanen vorbehalten, das Princip der Geselligkeit, als das der Natur der Menschen einzig entsprechende zur Geltung zu bringen. Doch glaubte auch noch der Germane, „den besiegten Feind auch als seinen Sklaven behandeln und ihm die Last der Geschäfte aufbürden zu dürfen, während er auf der Bären-

haut hingestreckt, einem süßen Nichtsthun nachhing.“ Erst das Christenthum führte die Lehre von der Gleichheit der Menschen in Theorie und Praxis durch. Eine weitere Neuerung, welche die Gesellschaft (nach des Verfs Meinung) dem Christenthume verdankt, ist die Trennung von Kirche und Staat, von Moral und Recht, von innerem und äußerem Gebiete des menschlichen Handelns. Die Eigenthümlichkeiten des Feudalstaates werden gleich denen der absoluten Monarchie vom Verf. mit einigen, ziemlich banalen Phrasen abgefertiget (§ 9). Dasselbe gilt mehr oder minder auch von den Eigenthümlichkeiten der constitutionellen Monarchie der romanischen und germanischen Völker (§ 10).

Die Slaven erklärt der Verf. S. 34 darum nicht in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen zu können, weil sie „erst noch durch fortschreitende Cultur den Romanen und Germanen ähnlich zu werden streben müssen“ (!). Zwischen germanischen und romanischen Völkern aber besteht nach seiner Meinung vorzugsweise darin ein Gegensatz, daß diese Alles in Wissenschaft, Kunst, Recht und Religion, in Staat und Gesellschaft zu centralisiren, jene dagegen der Mannichfaltigkeit in Entfaltung des Individuellen den freiesten Spielraum zu gönnen lieben. Mit einem Worte: bei den Romanen ist das Princip der Gleichheit, bei den Germanen das Princip der Freiheit vorherrschend, daher auch socialistische und communistische Systeme nur bei ersteren möglich gewesen, während die wegen ihrer theoretischen Träumereien so vielfach angegriffenen Germanen immer nach einem reichen (?) Gemeindeleben sich sehnten. —

So weit der Verf., der schließlich bemerkt, daß, so falsch auch das Princip der social- und com-

munistischen Systeme sei, selbe doch „einzelne Goldkörnlein“ enthalten. Woraus diese „Goldkörnlein“ eigentlich bestehen, sagt uns aber der Verf. leider nicht. Er scheint überhaupt das Wesen des Socialismus und Communismus nicht richtig erfaßt zu haben, da er meint, es wäre, so bald sie zur Verwirklichung gelangten, dem Einzelnen nicht mehr möglich, das Gute frei zu wählen und zu üben. Was der Socialismus und Communismus erstrebt, ist jedoch schon an und für sich nichts Gutes in dem Sinne, in welchem der Verf. dieses Wort gebraucht. Es ist vielmehr geradezu etwas Schlechtes, nämlich die Aufhebung der Verpflichtung des Einzelnen, sich unter allen Umständen nach Möglichkeit selbst zu versorgen und mit dem zufrieden zu geben, was der natürliche Gang der Volkswirthschaft ihm bescheert, von welcher Verpflichtung bloß der erwerbsunfähige Arme frei erscheint. Was immer dieser Verpflichtung derogirt und den Causalnerus aufhebt, welcher zwischen dem Erwerbe des Einzelnen und seiner individuellen Tüchtigkeit bestehen soll, ist schlechthin verwerflich, wie dies auch schon von der älteren Gesetzgebung mancher Staaten durch Verbote des Almosengebens an Arme, deren Erwerbsunfähigkeit keine notorische Thatsache ist, satt beurlundet worden. (In Oesterreich z. B. ergingen derlei Verbote bereits unterm 27. Mai 1732 und 16. Juli 1740).

Um nun das vom Verf. im 3. Absch. seiner Schrift entwickelte „System der Gesellschaftswissenschaft“ zu charakterisiren, genügt es, zu bemerken: daß der Verf. die Geschichte und die Statistik nicht für Hülfswissenschaften, sondern für einen Theil der Gesellschaftswissenschaft selbst ansieht und die „allgemeine Sociallehre“, welcher er

die Populationistik (soll heißen Bevölkerungsstatistik), Nationalökonomie und Culturwissenschaft zuweist, von der „besonderen Sociallehre“, die seiner Meinung nach sich mit der Familie, der Gemeinde, der freien Genossenschaft, dem Staate und Völkervereine zu befassen hat, trennt. Von der sogenannten „Rechtswissenschaft“ sagt er: es bleibe für sie in seinem Systeme kein Platz; denn es sei eben die gesammte Gesellschaftswissenschaft identisch mit Rechtswissenschaft und das, was man sonst gewöhnlich so zu nennen pflegte, falle entweder als die „systematisch geordnete Uebersicht der positiven Gesetze irgend eines Staates“ einem ganz anderen Zweige der menschlichen Erkenntniß zu, theils habe es unter der historischen Gruppe Aufnahme zu finden, theils gehöre es (nämlich das sogen. Naturrecht) zur Staatswissenschaft im weiteren Sinne des Wortes.

Seine Bemerkungen über das Wesen der Geschichte (§ 13) enthalten viel Treffendes; besonders beachtenswerth ist das, was der Verf. über die Manie, „die Perioden der stufenweisen Entwicklung des menschlichen Geistes nach der Zwangsjacke irgend eines philosophischen Systems zuzuschneiden“ sagt; doch scheint uns die bezügliche Ausführung etwas zu weitläufig und wortreich. Im § 14 handelt er von der Rechtsgeschichte insbesondere, ohne übrigens Erhebliches zu Tage zu fördern. Dasselbe gilt von dem im § 15 über die Statistik Gesagten.

Bei Durchlesung des § 16, der die Populationistik zum Gegenstande hat, befremdet der Ausspruch: es sei diese Wissenschaft erst in neuester Zeit von einigen National-Ökonomen anhangsweise mitbearbeitet worden. Der Verf. scheint daher weder von der Existenz der wichtigen Süßmilch-

schen Schrift, noch von der des bekannten Bernoullischen Werkes über Populationistik kaum eine Ahnung zu haben und noch weniger weiß er davon, daß die Städte Lugsburg und Frankfurt a. M. schon im 16. Jahrhunderte genaue statistische Tabellen über die Bewegung ihrer Bevölkerung anfertigen ließen. Sehr richtig bemerkt der Verf. S. 65: „daß der sogen. Materialismus unserer Zeit eigentlich nur ein natürlicher Rückschlag der albernen philosophischen und poetischen Träumereien sei, welchen man im vorigen Jahrhunderte nachgegangen und daß so wenig der wahrhaft Gebildete sinnliche Genüsse je als letztes Endziel und als Hauptzweck seines Lebens wird betrachten wollen, er andererseits auch gern zugeben wird, daß der freie Aufschwung des Geistes durch Sorgen um das Materielle gehemmt wird und nur dann Statt haben kann, wenn man sich nicht mehr darum zu kümmern braucht: „was werden wir essen“. -- S. 67 theilt er der allgemeinen Sociallehre die Aufgabe zu: aus den Erscheinungen der Geschichte und Statistik (des wirklichen Lebens) die Gesetze zu entwickeln, nach welchen die Gesellschaft im Allgemeinen sich regelt und gestaltet. Diese Gestaltung mit den Postulaten der Vernunft in Einklang zu bringen dürfe aber nur mit der größten Behutsamkeit versucht werden, damit der Mensch, ja damit das Volk nicht aller Sitte bar wird. Denn die Sitte gibt und bildet den Charakter und ein charakterloses Volk ist in seiner Gesamtheit stets auch zu Revolutionen und allem möglichen Schlechten leicht zu bewegen. Daher sollen auch Neuerungen nie bloß negativ sein, sondern es soll vielmehr durch die Einimpfung neuer Sitten indirect auf die Abolirung unzuweckmäßiger alter Sitten hingearbeitet werden. Zu diesem Ende sei na-

mentlich nöthig: daß die zu reformirenden Menschen geistigen Genüssen zugänglich gemacht und zur Einsicht gebracht werden, wie die Bethätigung eines regen Gemeinfinnes in ihrem eigenen Interesse gelegen ist. S. 70 stellt der Verf. einige Behauptungen über die Bedeutung der sogenannten Mittelzahlen für die Populationistik auf, welche alle Berücksichtigung verdienen (?). „Obwohl“ — heißt es dort — „diese Durchschnitts- und Mittelzahlen in gewisser Rücksicht einen Werth haben und praktischen Nutzen gewähren, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß sie, aus einer je größeren Anzahl von Zahlen sie gezogen werden, desto weniger Realität haben und die Einzelnen sich um so leichter oft in den größten Distanzen nach oben und unten zu von diesem Mittelpunkt weg entfernen. Daraus läßt sich die Regel abstrahiren: es sei nothwendig, jedes in das Gebiet der Populationistik fallende Verhältniß in so viele Perioden zu zertheilen, als nur mit Rücksicht auf die Natur desselben es möglich scheint; jede Periode in Klassen, vielleicht noch in andere Unterabtheilungen, je nach Beschaffenheit des zu behandelnden Gegenstandes und für jedes dieser untersten Glieder soll dann das Gesetz, nach dem die es betreffenden Momente wirken, ausgedrückt werden.“

Am Schlusse des § 16 erklärt sich der Verf. gegen die pessimistische Anschauung des englischen Populationisten Malthus, indem er (womit jedoch nichts bewiesen wird) 1. auf die Weisheit der die Geschicke der Menschen im Großen lenkenden Vorsehung, 2. auf die Hoffnung hinweist, daß die Menschen immer besser, edler und geistiger werden und auch den eigentlich sogenannten sinnlichen Trieb nur in vernünftiger Unterordnung unter einen höheren Zweck nützen lernen. (?)

Im § 17 kommt er dann auf die National-
 Dekonomie zu sprechen. „Es ist nicht lange her“
 — sagt der Verf. — „seit Deutschland von ei-
 nem derart poetischen Hauche durchweht war, daß
 man ernstlich fürchten mußte, es werde, so wie es
 einigen Dichtern ergangen war, so auch der Na-
 tion ergehen und im Leben und Träumen einer
 idealischen Welt werde ihnen die Erkenntniß der
 Bedürfnisse ihres irdischen Seins mangeln“. Doch
 habe ein Umschlag Statt gefunden: an die Stelle
 der Poesie sei die Sucht nach den sinnlichsten
 Genüssen, an die Stelle des Idyllenlebens von
 Philemon und Baucis die Ausbreitung und Ue-
 berhandnehmung des größten Luxus getreten.
 Gleichwohl könne es dermalen nicht überflüssig
 erscheinen, die Berechtigung der National-Deko-
 nomie (soll wohl heißen: nationalökonomischen
 Studien) aus einem höheren Grundsatz nachzu-
 weisen, da zu besorgen sei, es könne die jetzt
 herrschende materielle Richtung vielleicht gar wie-
 der in ihr Gegentheil umschlagen. So der Verf.;
 wir aber gestehen offen, daß es uns völlig unbe-
 greiflich ist, wie derselbe behaupten kann, es habe
 die Denkungsart der deutschen Nation in Bezug
 auf den Werth der Volkswirthschaft im Laufe der
 letzten Jahrhunderte einen wesentlichen Umschwung
 durchgemacht. Es dürfte vielmehr deren Den-
 kungsart gerade in dieser Beziehung so ziemlich
 am stabilsten geblieben sein, wie dies aus der
 ununterbrochenen Reihe von ökonomischen Schrif-
 ten und Veranstaltungen erhellt, welche in Deutsch-
 land diese Zeit über zu Tage gekommen sind.
 Was er hier von der deutschen Nation im Allge-
 meinen sagt, gilt eben nur von einzelnen litterä-
 rischen Koryphäen in Mitte derselben, und auf
 diese paßt auch allein — wie wir schon oben be-

merkt haben — seine Betrachtung über den Wechsel idealistischer Tendenzen mit grob-materialistischen.

Unter „Volkswirthschaft“ versteht der Verfasser (S. 74): „das innige, sich gegenseitig unterstützende, aus dem Erkenntniß des wahren eigenen Interesses entspringende Sineinandergreifen aller Einzelwirthschaften eines Volkes.“ Es ist nun vor Allem nicht abzusehen, warum das aus dem Erkenntniß des wahren eigenen Interesses entspringende und nicht auch das auf falschen Voraussetzungen beruhende Sineinandergreifen besagter Einzelwirthschaften den Namen „Volkswirthschaft“ verdienen soll, wenn man schon überhaupt dieses Sineinandergreifen für das Specificische dessen hält, was den Begriff „Volkswirthschaft“ ausmacht. Nach unserem Dafürhalten versteht aber auch der gemeine Sprachgebrauch unter diesem Worte nicht sowohl jenes Sineinandergreifen, als vielmehr die Gesamtheit der das Nahrungswesen eines Volkes betreffenden und vom Volke selbst ausgehenden Thaten, wobei man sich das Volk keineswegs als von einem harmonischen Sinne beseelt und gleichsam als einen compacten Körper denkt.

Könnte von Volkswirthschaft in der That nur dort die Rede sein, wo das gesammte Volk sich von der Erkenntniß durchdrungen zeigt, daß es zur wirksamen Förderung der Einzelwirthschaften der gegenseitigen Unterstützung bedarf — : so möchte wohl der Begriff „Volkswirthschaft“ ein rein aus der Lust gegriffener, aller Realität entbehrender sein; denn uns ist auf dem ganzen Erdballe auch nicht ein Volk bekannt, das in seiner Gesamtheit jener Erkenntniß huldigte. Und dennoch sprechen die geachtetsten Nationalökonomien oft von Volkswirthschaft als von einem empirischen Vorkommnisse. Was der Verf. sonst über den In-

halt der Volkswirthschaft und ihrer Theorie sagt, verdient alle Anerkennung und zwar namentlich der ausnehmenden Klarheit willen, womit er seine bezüglichen Ansichten darlegt.

Im § 18 handelt der Verf. von der „Culturwissenschaft“, unter welcher Disciplin er diejenige Wissenschaft versteht, welche es mit dem Geistesleben des Volkes zu thun hat und wohin daher Alles gehört, was auf Charakter, Sitten und Gebräuche, Moralität und Religiosität, politische Bildung u. Bezug hat. Die Gesetze zu erforschen, nach welchen das geistige Leben des Volkes sich bewegt, sei die eigentliche Aufgabe dieser Wissenschaft. Der Verf. scheint übrigens in dem Wahne befangen zu sein: es habe vor ihm noch Niemand derselben seine Aufmerksamkeit zugewandt, während sie doch gerade auch in Oesterreich schon längst eifrig cultivirt und namentlich an der Wiener Universität von dem im vorigen Herbst verstorbenen Professor Nowak seit einer Reihe von Jahren öffentlich vorgetragen wurde.

Im dritten Abschnitte weist sodann der Verf. jedem der verschiedenen Glieder der menschlichen Gesellschaft eine bestimmte sociale Stellung und pflichtgemäße Wirksamkeit zu. Wir bedauern aus Rücksicht auf die räumliche Ausdehnung, zu welcher die vorliegende Anzeige bereits gediehen ist, den Schluß der in Frage stehenden Schrift nicht mehr im Detail besprechen zu können. Es begegnet uns dort gar mancher glückliche Gedanke; im Ganzen jedoch ist nichts sonderlich Neues darin gesagt und so schließen wir denn diese Anzeige mit der Versicherung, daß Costa's Schrift zwar viele Blößen bietet, aber nichtsdestoweniger als eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der encyclopädischen Litteratur in Oesterreich zu begrüßen ist.

Dr. H. Ign. Widermann.

Pest und Wien

Hartlebens Verlags = Expedition 1852. Das Strafgesetz über Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen für das Kaiserthum Oesterreich vom 27. Mai 1852, in seinen Verhältnissen zu den neuen Strafgesetzbüchern in Preußen, Baiern, Württemberg, Hannover, Sachsen, den Thüringischen Staaten u. Eine vergleichende Ausgabe von Dr. jur. C. F. Müller. XII u. 824 S. in Octav.

Ueber die revidirte Strafgesetzgebung Oesterreichs von 1852, welche im Wesentlichen nichts Anderes als eine Revision des Gesetzbuchs Franz II. über Verbrechen und schwere Policeiübertretungen, mit Ausschcheidung der das Strafverfahren betreffenden Bestimmungen, jedoch mit verschiedenen wichtigen Zusätzen, Abänderungen und Modificationen in Betreff des materiellen Strafrechts ist, hat der Unterz. bereits im Jahrg. 1853 des Archivs des Criminalrechts S. 135 f. u. 395 f. eine, besonders den allgemeinen Theil betreffende, kritische Betrachtung geliefert und dabei theils ihr Verhältniß zum Gesetzbuch von 1803, theils zum revidirten Entwurf von 1850 näher hervorgehoben. Bemerkenswerth ist dabei in politischer Hinsicht, daß diese revidirte Strafgesetzgebung nicht wie das Gesetzbuch von 1803 bloß für die deutschen Erbländer, sondern, als eines der Bindungsmittel für die nach der Revolution von 1848 erstrebte staatliche Einheit sämmtlicher Kronländer, für die ganze Monarchie, mit wenigen Ausnahmen, in gesetzliche Kraft gesetzt worden ist. — Seitdem sind eine Mehrzahl von Ausgaben des revidirten Strafgesetzbuchs erschienen. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung hat, dem Vorwort zufolge, bei derselben den Hauptzweck gehabt, die so lange ignorirte Strafgesetzgebung des sich früher in politischer, merkantilischer und auch wissenschaftlicher Beziehung

fast hermetisch abschließenden österr. Kaiserstaats der Kenntniß des übrigen Deutschlands näher zu bringen, und hat geglaubt, hierzu eine Zusammenstellung der entsprechenden Bestimmungen der wichtigsten neuern deutschen Strafgesetzgebungen nach der Reihenfolge der „Hauptstücke“ des österr. Gesetzbuchs als besonders förderndes Mittel betrachten zu dürfen. Das vorliegende Buch liefert daher: 1) einen Abdruck des Strafgesetzes über Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen mit vorausgeschicktem kais. Patent v. 27. Mai 1852 (S. 1—134) und 2) die neuen Strafgesetzgebungen Deutschlands nach Ordnung jenes Strafgesetzes (S. 135—824). — Wir gestehen offen, daß wir den Werth dieser Zusammenstellung nur als einen sehr relativen betrachten können, dessen Geltung sich hauptsächlich auf Oesterreich selbst beschränken dürfte, da es für das übrige Deutschland keinen erheblichen Nutzen gewähren kann, sich seine Strafgesetzbücher in österreichischer Ordnung vorgeführt zu sehen. Letztere sind dabei natürlich aus ihrem Zusammenhang gerissen und wenn sich auch der Herausgeber bemüht hat, durch Citate diesen Zusammenhang möglichst wiederherzustellen, so leidet doch der Charakter der Gesetzbücher eine wesentliche Einbuße, und würden wir Niemandem rathen können, sich bei der Benutzung der deutschen Criminalgesetzbücher auf die vorliegende Zusammenstellung zu beschränken. Wie sehr bei derselben die verschiedenen Artikel der Gesetzbücher zusammengewürfelt werden, ergibt schon ein Blick auf die Compilation zu § 1, wobei z. B. vom hannoverschen Criminalgesetzbuch die Art. 1. 6. 41—45 zusammengestellt werden.

Für viel nützlicher und ersprießlicher würden wir es erachtet haben, wenn der Herausgeber die deutschen Strafgesetzbücher, das österreichische mit

eingeschlossen, der Reihe nach, vollständig neben einander gestellt hätte, unter Beobachtung einer für den praktischen Zweck passenden Ordnung, wobei die bundesrechtliche Reihenfolge der Bundesstaaten zu Grunde gelegt, jedoch bei den mehreren Staaten gemeinsamen Gesetzbüchern davon eine nothwendige Ausnahme statuirt werden konnte. Bei diesen gemeinsamen Gesetzbüchern bedurfte es natürlich nur eines einmaligen vollständigen Abdrucks, unter Beifügung der etwaigen Abweichungen der andern Länder, nebst den besondern Promulgations-Patenten in den beizufügenden Anmerkungen. Auch konnte da, wo im Ganzen selbständige Gesetzgebungen mit einer vorher schon abgedruckten wörtlich übereinstimmen, durch bloße Verweisungen eine Raumersparniß erzielt werden. Wollte sich aber der Herausgeber für Oesterreich noch ein besonderes Verdienst erwerben, so war dies leicht dadurch zu erreichen, daß bei den einzelnen Paragraphen die entsprechenden Artikel der übrigen Gesetzgebungen allegirt wurden.

Welche deutschen Strafgesetzbücher der Herausgeber für seine Zusammenstellung benützt und ausgezogen hat, ist am Schlusse des Vorwortes bemerkt. Vollständig ist übrigens die Relation der Strafgesetzbücher, welche der Herausgeber zur Zeit seiner Arbeit berücksichtigen konnte, nicht. Denn es fehlt 1) bei Preußen, abgesehen von der spätern Reception in Waldeck, das Anhalt-Bernburgische Strafgesetzbuch vom 22. Jan. 1852, publ. durch Verordn. v. 5. Febr., in Gesetzeskraft getreten den 31. März 1852; 2) beim hessen-darmstädtischen Strafgesetzbuch die Anführung des fast ganz gleichlautenden nassauischen Strafgesetzbuchs, publ. den 14. April, in Gesetzeskraft seit dem 1. Juli 1849.

Zachariä.

(Schluß des Jahrganges 1855).

Register.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1855

by unknown author

Göttingen; 1855

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen

sowohl der Werke und Aufsätze, deren Verfasser sich genannt haben oder bekannt geworden sind, als auch namenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser

vom Jahre 1855.

Anm. Die Zahlen verweisen auf die Seiten. In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größeren Werke zu finden ist.

Abhandlungen der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. VI. Bd. Von den Jahren 1853—55 1841. Vermischte — aus dem Gebiete der Heilkunde von einer Gesellschaft practischer Aerzte. Achte Samml. 875.

Das christliche Adambuch des Morgenlandes aus dem Aethiopischen mit Bemerkungen übers. von A. Dillmann (158).

Aeschylus, s. Jo. Conington.

Aesopus, s. Corpus Paroemographorum Graecorum.

G. B. Airy, s. The Encyclopaedia of Pure Mathemat.

E. Alfster, die Curmittel zu Deynhausen (Stehme) physiologisch und therapeutisch dargestellt 1558.

Dav. D. Allen, über die Verbreitung der englischen Sprache in Indien (1430).

Varias noticias sobre la segunda expedicion á Nápoles por el rey D. Alonso V. en 1432 (1493).

C. D' Alton und H. Burmeister, der fossile Gavia von Boll in Württemberg. Mit Bezugnahme auf die lebenden Krokodiline nach seiner gesammten Organisation zoologisch geschildert 316.

Ch. Anglada, traité de la contagion pour servir à l'histoire des maladies contagieuses et des épidémies. T. I. II. 1073.

Apostolius, f. Corp. Paroemiographorum Graecorum.

Didascalia Apostolorum syriace 1281.

Archiv für Geschichte u. Verfassung des Fürstenthums Lüneburg. Unter Mitwirkung von Hodenbergs Hrsqgb. von C. L. v. Lenthé. Bd. 1 Hft 1. 2. Bd. 2. 3. Bd. 5 Hft 1. 1721.

Aristophanes Byzantius, f. F. G. Schneidewin.

K. F. G. Arndt, kritische u. exegetische Bemerkungen über einige Stellen des Sophokles 348.

Arsenius, f. Corpus Paroemiographorum Graecorum.

C. Aug. Uberlen, der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis in ihrem gegenseitigen Verhältniß betrachtet und in ihren Hauptstellen erläutert. Mit einer Beilage von M. Fr. Noos 71.

Caecil. Balbi de nugis philosophorum quae supersunt. E codd. et auctoribus vetustis eruit, nunc primum ed., commentario et dissertatione illustravit Ed. Woelfflin 1516.

P. Sainz de Baranda, f. Coleccion de docum. ined.

de Barante, histoire du directoire de la république française. T. I—III. 1401.

H. C. L. Barlow, über Pseudacormus oder den scheinbar rumpflofen Kopf 433.

P. Barlow, f. The Encyclopaedia of Pure Mathem.

Jos. Bauer, über die Bleiberger Bleischmelzmannipulation (1679).

Arth. Baumgarten=Crusius, Leben des Rectors Detlev K. W. Baumgarten=Crusius . . . beschrieben und nach den von ihm hinterlassenen Mittheilungen zusammengestellt 947.

Becquerel et Rodier, traité de chimie pathologique appliquée à la médecine pratique 1112.

C. Beinert, die verschobenen oder zertrümmer-
ten Kieselgeschiebe im östl. Reviere des Nieder-
schlesisch=Waldburger Steinkohlengebirges (460).

Ch. Benfey, einige Bemerkungen über die Göt-
ternamen auf den indoscythischen Münzen (110).

Beowulf, Anglo-Saxon Poems, the Scôp or
Gleeman's Tale and the fight at Finnesberg,
with a literal translation, notes, glossary etc.
by **B. Thorpe** 1830.

Geo. C. Berendt, die im Bernstein befindlichen
organischen Reste der Vorwelt; gesammelt, in
Verbindung mit Mehreren bearb. und hrsggb.
Bd. I. Abthlg. II. A. unt. d. T.: die im Bern-
stein befindlichen Crustaceen, Myriopoden; Arach-
niden u. Apteren der Vorwelt, bearb. v. **C. L.
Koch** u. **G. C. B.** 995.

Bergmännische Gedichte (1688).

Arn. Ad. Berthold, der Heerwurm gebildet

- von Larven der Thomas-Trauermücke (*Sciara Thomae*) (1842).
- L. Besser, die Nerzte in der Concurrnz und was da Noth thut 1917.
- Besuch des Cassini und des Susquehannah (1632).
- F. C. v. Beust über ein Gesetz der Erzvertheilung auf den Freiberger Gängen 961.
- Ant. Biermer, die Lehre vom Auswurf. Ein Beitrag zur medicinischen Klinik 1433.
- K. L. Biernacki, die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China 66.
- Thd. Billroth, über den Bau der Schleimpo-lypen 1664.
- O. Blau, zur Geschichte Syriens (111).
- R. Blessig, de retinae textura disquisitiones microscopicae. Dissert. etc. 1801.
- Frdr. Böhlinger, die Kirche Christi und ihre Zeugen, oder die Kirchengeschichte in Biographien. 2. Bd. Mittelalter. 3. Abthlg., enthaltend die deutschen Mystiker des 14. u. 15. Jahrh., oder die Biographien von Jo. Tauler, H. Suso, Jo. Ruusbroek, Gerh. Groot, Florenzius Radevinzoon, Thom. von Kempen 571.
- Franz Bopp, vergleichendes Accentuations-system nebst einer gedrängten Darstellung der gram-matischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen 183.
- Bormans, collation des 167 premiers vers de l'Aetna de Lucilius Junior avec un frag-ment manuscrit du XI^{me} siècle 1041.
- J. Bosquet, les Crustacés fossiles du Terrain créacé du Limbourg (593). Nouveaux Bra-chiopodes du Système Maestrichtien (597).
- Bousquet, über schwarze Färbung des Gesichts (959).

Charles W. Bradley, f. Mos. G. White.
 G. B. Chr. Brandes, f. John Mitchell Kemble.
 C. Braun, zur Lehre und Behandlung der Puerperalproceſſe und ihrer Beziehungen zu einigen zymotischen Krankheiten (601). — S. auch: Chiari.

René Briau, f. Chirurgie de Paul d'Egine.
 E. C. Bridgman, das Regierungssystem und die Religion der Insurgenten in Nanking (1632).

Herm. Brockhaus, f. Zeitschrift der deutsch-morgentl. Geſellſch.

Math. Brown, über die Sprache der Karen (1428).

H. Brugsch, Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer . . . in d. Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Nilthale 1224.

J. A. Moritz Brühl, Geschichte der katholischen Literatur. In kritisch biographischen Umrissen. 1. Bd. Gesch. der kath. Lit. Deutschlands. 10. Liefergn. 614.

Notices of Buddhism in China (1632).

Jul. Budge, über die Bewegung der Iris 974.

Bulletin de la Société de Chirurgie de Paris etc. f. Gelehrte Gesellschaft.

Chr. Ch. Josias Bunsen Christianity and Mankind, their beginnings and prospects. In seven vol. 2. mit den besond. Aufschriften: Hippolytus and his age, or, the beginnings and prospects of Christianity. Vol. I. Hippol. and the teachers of the apostolical age. Vol. II. The life of the Christians of the apost. age. Outlines of the philosophy of Universal History, applied to Language and Religion. In two Vol. Analecta Ante-Nicaena, collegit recensuit illustravit . . . Bunsen. Vol. I. Reliquiae literariae. Vol. II.

Reliq. canonicae. Vol. III. Reliq. liturgicae: cum appendicibus 281.

§. Burmeister, f. G. D' Alton.

Correspondencia que tuvo el jesuita Andrés Marcos Burriel con varias personas, sobre la comision que le dió el Gobierno de examinar los archivos de Toledo, junto con otros papeles etc. (1487).

Byron, Mazeppa, a Poem. Mit Worterklärung, einer Lebensskizze des Dichters, und Hinweisungen sowohl auf sein synonymisches als auch auf sein phraseologisches Handwörterbuch der engl. Zeit-, Haupt- und Eigenschaftswörter in Verbindung mit ihren angemessenen Vorwörtern von M. Melford. 2. verbesserte und verm. Aufl. 2041.

Gallery und Ivan, über die Insurrection in China (1633).

Ganzler, Mittheilungen aus dem Marien-Magdalenen-Hospitale in St. Petersburg (880).

Cap, les savants oubliés (955).

G. Stellwag von Carion, die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet 321.

Tres documentos sobre la prision y muerte del principe Don Carlos, hijo de Felipe II. (1491).

Rob. Carmichael, a Treatise on the Calculus of Operations: Designed to facilitate the Processes of the Differential and Integral calcul. of Finite Differences 2002.

Carta donde se trata el verdadero y legitimo dominio de los reyes de España sobre el Perú, y se impugna la opinion del . . Bar-

tolomé de las Casas (1493). — Carta del rey catolico á la ciudad Baeza, haciéndole saber la victoria conseguida en la batalla de Toro (1492).

Lor. Galindez de Carvajal, anales breves del reinado de los Reyes Católicos Fernando y Isabel etc. (1511). Adiciones genealógicas á los claros varones de castilla de Fern. Perez de Guzman Señ. de Bates (1512).

Catulli Liber carminum recognitus et ementatus a Th. Heyse. Auch u. dem Tit.: Catulls Buch der Lieder in deutscher Nachbildung von Th. H. 1961. Q. Vol. Cat. Veronensis liber recognovit Aug. Rossbach 1961.

Celestino Cavedoni, Numismatica Biblica o sia dichiarazione delle monete antiche memorate nelle Sante Scrittore 1387. Biblische Numismatik oder Erklärung der in der heil. Schrift erwähnten alten Münzen. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von A. von Werlhof 1276. 1387.

Etienne Chastel, études historiques sur l'influence de la charité durant les premiers siècles chrétiens, et considérations sur son rôle dans les sociétés modernes. Ouvrage couronné 863. — historische Studien über den Einfluß der christl. Barmherzigkeit in den ersten 6 Jahrh. der Kirche. Aus d. Französ. übers. von *** , mit e. Vorwort von J. H. Wichern 1681. 1686.

Chiari, Braun und Spaeth, Klinik der Geburtshilfe und Gynäkologie. 3. Lief. 601. — Bericht (614).

Ueber die Ereignisse des gegenwärtigen Bürgerkriegs in China (1631).

Gaultier de Claubry, rapport sur les mala-

dies qui ont régné en France dans l'année 1852 (955).

G. F. Claussen, f. P. U. Munch.

P. Clément, histoire du Système Protecteur en France depuis le Ministère de Colbert jusqu'à la révolution de 1848. Suivie de pièces etc. justificatives 1011.

C. G. Cobet, variae lectiones, quibus continentur observationes criticae in scriptores Graecos 1024.

Codex Argenteus sive sacrorum evangeliorum versionis Gothicae fragmenta, quae iterum recognita adnotationibusque instructa ed. Andr. Uppström 2018.

F. Cohn, über lebendige Organismen im Trinkwasser, besonders in Bezieh. auf ihren vermeintl. Einfluß auf die Entsteh. der Cholera (464). Ueber die Krankheit der Runkelrüben (464). Ueber die Entwicklung der Vegetation im J. 1852 (465).

F. Cohn, über die frühere u. die jetzige Leinenindustrie Schlesiens (468).

Coleccion diplomática de los documentos á que se refiere la dissertation del feudalismo particular é irredimible de los pueblos del reino de Valencia, de donde salieron expulsos los moriscos en el año 1609 (1508). — de documentos inéditos para la historia de España, por Mig. Salvá y P. Sainz de Baranda. T. XII—XVII. 1481.

Collineau, über Behandlung u. Erziehung der Idioten (959).

Comicorum Latinorum praeter Plautum et Terentium reliquiae. Recensuit O. Ribbeck 1633.

Jo. Conigton, epistola critica de quibusdam
Aeschyli Sophoclis Euripidis fragmentis 238.

Joh. W. H. Conradi, Bemerkungen über die
gastrischen Fieber (1842).

Constitutiones apostolicae ed. G. Uel-
tzen 1287.

Convenio celebrado entre los vecinos de la
villa de Simancas y los señores de la chan-
celleria de Valladolid etc. (1492).

Verhandlungen der Cortes von 1789 (1506).—
Instruccion de lo que se propuso en las
cortes de Toledo el año de 1470 (1496).

Ethbin S. Costa, encyclopädische Einleitung in ein
System der Gesellschaftswissenschaft 2061.

Alex. S. Cotheal, s. Freundschafts- u. Han-
delsvertrag u. s. w.

Vict. Cousin, Madame de Sablé; études sur
les femmes illustres et la société du XVIIe
siècle 1237.

C. S. Fr. Credé, klinische Vorträge über Ge-
burts-hülfe 1138.

Crestien von Troies s. W. L. Holland.

C. B. Croß, über den Religionszustand und die
alten heil. Sagen der Karen (1428).

Alex. Cunningham, the Bhilsa Topes; or Bud-
dhist monuments of Central India: compri-
sing a brief historical sketch of the rise,
progress and decline of Buddhism; with an
account of the opening and examination of
the various groups of Topes around Bhilsa
1468.

S. Czolbe, neue Darstellung des Sensualismus.
Ein Entwurf 1521.

Prophet Daniel, s. C. Hug. Huberlen.

Ch. Daremberg, s. Galien u. Hippocrate.

Daunon, f. N. de Wailly.

Delassiauve, traité de l'épilepsie 1192.

Denkschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens hrsggb. von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur und: Ein u. dreißigster Jahresbericht derselben 456. 463.

Denouncement of the Imps'den (1632).

P. Diday, traité de la Syphilis des Nouveaux-nés et des enfants à la mammelle 1069.

Didymi Chalcenteri, Grammatici Alexandrini, fragmenta quae supersunt omnia. Collegit et disposuit Mauricius Schmidt 597.

A. Dillmann, über den Umfang des Bibelkanons in der abyssinischen Kirche (158). — S. auch: Das christl. Adambuch.

Gu. Dindorfius, f. Scholia Graece etc.

Diogenianus, f. Corpus Paroemiographorum Graecorum.

Documentos relativos al gobierno de estos reinos muerta la reina católica D. Isabel, entre Fernando V, su hija D. Juana y el marido de esta Felipe I. (1497). — relativos á los reyes catolicos sobre sucesos y negocios in Andalusia (1500).

Jo. Gu. Donaldson, f. Iashar.

M. W. Drobisch, über den Begriff des Stetigen und seine Beziehungen zum Calcul 1209.

Dubois, Eloge d'Orfila (955).

E. L. Dümmler, Pilgrim von Passau u. das Erzbisthum Lorch 271.

Th. von Dusch, Untersuchungen und Experimente als Beitrag zur Pathogenese des Sclerius und der acuten gelben Atrophie der Leber 470.

Aug. Dutreux, Index de Lépidoptères recueillis dans le Grand-Duché de Luxembourg (952).

Alex. Edler, anatomische Beschreibung des Gehirns vom karpfenartigen Nilhecht, *Mormyrus cyprioides* L. (M. Bané G. St. Hilaire) 399.

Jos. Edkins, s. S. Medhurst.

The Encyclopaedia of Pure Mathematics: Comprising: Geometry by Barlow; Arithmetic by G. Peacock; Algebra by D. Lardner; Geometrical Analysis by D. Lardner; Theory of Numbers by P. Barlow; Trigonometry by G. P. Airy; Analytical Geometry by H. P. Hamilton; Conic Sections by H. P. Hamilton; Differential and Integral Calculus by A. Levy; Calculus of Variations by T. G. Hall; Calculus of Functions by Alfr. De Morgan; Theory of Probabilities by Alfr. De Morgan, and Definite Integrals by H. Moseley 964.

Ennianae poesis reliquiae. Recens. Io. Vahlen 655.

Axel Erdmann, Vägledning till Bergarternas Kännedom, med särskild Hänsyn till Sveriges geologiska Förhållanden och med fästadt Afseende tillika på deras allmänna praktiska Nyttan och Användbarhet för Konstnärer, Byggmästare, Landbrukare 1570.

A. Erlenhöfer, die Gehirnatrophie der Erwachsenen. Eine Skizze. 2. umgearbeitete Aufl. 672.

Efschricht, s. Zul. Thomsen.

Euripides, ausgewählte Tragödien. 2. Bdch. Medea. Erklärt von Fr. G. Schöne 1650.—
S. auch: Jo Conington.

H. Ewald, ausführliches Lehrbuch der Hebräischen Sprache des Alten Bundes. 6. Ausg. 1561. Hebräische Sprachlehre für Anfänger. 2. Ausg. 1561. Erklärung der Biblischen Urgeschichte (158). Ueber die Psalmen (159).

Ueber das Suchen u. Finden sogen. Makka-
bäischer Psalmen (159). Ueber Ursprung und
Wesen der Evangelien (159). Reden an den
Fürsten von Rom; an die Deutschen; an die
Evangelische Geistlichkeit Deutschlands; über
Religion und Herrschaft in Deutschland; an
die Päpstlichen Bischöfe und Erzbischöfe in
Deutschland (159) — Abhandlung über des
äthiopischen Buches Henókh Entstehung, Sinn
und Zusammensetzung (1843). — S. auch:
Jahrbücher der Bibl. Wissensch.

W. G. von Faber, Anleitung zur gerichtsarztl-
chen Untersuchung neugeborner Kinder bei zwei-
felhaften Todesarten 1512.

Gust. Th. Fechner, über die physikalische und
philosophische Atomenlehre 1081.

Fr. von Ferro u. J. S. Reisz, über die in-
nernberger Hauptgewerkschaft u. s. w. (1677).

Aloys. Chrys. Ferrucci Lyristes christianus,
seu odarum libri III. Carmen seculare. Pa-
nopea, seu epistolarum libri II. Ars vitae.
Epidipnides, seu epigrammatum liber. It-
rata edit., epigrammatum numero aucto 671.

Fr. Fischer. jun., description des Minerais de
Fer du Grand-duché de Luxembourg (954).

Fleischer, Michael Meschâka's Cultur Statistik
von Damaskus (109).

F. Flügel, s.:

J. G. Flügel, praktisches Englisch=Deutsches u.
Deutsch=Englisches Wörterbuch in zwei Theilen . . .
Mit Bezeichnung der Aussprache zc. Thl. I. 2.
Abzug. Thl. II. Deutsch=Engl. Bearb. von F.
Flügel, unter Mitwirkung von J. G. Fl. 2.
durchgesehener u. verbesserter Abdruck 1638.

James D. Forbes, Norway and its Glaciers visited in 1851; followed by Journals of Excursions in the High Alps of Dauphiné, Berne and Savoy 1881. — Norwegen und seine Gletscher. Nebst Reisen in den Hochalpen der Dauphiné, von Bern u. Savoyen. Aus dem Englischen von Ernst H. Zuchold 1892.

Formules Wisigothiques inédites publiées d'après un manuscrit de la bibl. de Madrid par Eugène de Rozière 310.

Documentos relativos á D. Francisco de Toledo, virey de Perú (1496).

Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen dem Smám von Masqat u. den Verein. Staaten, arabisch u. englisch, mitgetheilt vom Alex. S. Cotheal (1431).

Freitag, Bearbeitung von Behá-éddin's Lebensgeschichte (113).

Joach. Friele, Norske Land- og Ferskvands-Mollusker som findes i Omegnen af Christiania og Bergen 959.

J. Frohbeen, Krankheitsgeschichte eines Aneurysma aortae thoracicae nebst Sectionsbericht (880).

Galien, oeuvres anatomiques, physiologiques et médicales, traduites sur les textes imprimés et manuscrits, accompagnées de Sommaires, de Notes, de Planches et d'une Table des Matières précédées d'une Introduction ou Etude biographique littéraire et scientifique sur Galien par Ch. Daremberg. T. I. 1175.

J. G. Galle, über die am 11. Dec. 1852. in Schlesien beobachtete Feuerkugel (466).

Gebauer, über das sogen. Tischrücken (463).

J. Gell s. Hesiodi Scut. Herc.

Gelehrte Gesellschaften: Abhandlungen der kön. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, s. Abhandlungen etc. — Abhandl. aus dem Gebiete der Heilkunde von einer Gesellsch. practischer Aerzte, s. Abhandl. etc. — Mémoires de l'Académie impériale de médecine. T. XVIII. 955. — The Journal of the American Oriental Society. Fourth Vol. Number II. 1424. — Bulletin de la Société de Chirurgie de Paris pendant l'année 1853—54. T. IV. 1878. — Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft etc. s. Zeitschrift etc. — Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur etc. s. Denkschrift u. Jahresbericht etc. — Société des Sciences naturelles. Grand-Duché Luxembourg etc. s. Société etc. — Verhandelingen uitgegev. door de Commissie etc. s. Verhandel.

Jan. van Gilse. Samueli Muller exactum quintum docendae theologiae muneris in seminario teleiobaptistarum lustrum . . . gratulatur. Inest: disputatio de antiquissimo librorum sacrorum novi foederis catalogo qui vulgo fragmentum Muratorii appellatur 1177.

H. N. Goepfert, über die gegenwärtigen Verhältnisse der Paläontologie in Schlesien, sowie über fossile Cyclopeen (462). Rede über die naturwissenschaftlichen Zustände zur Zeit der Stiftung der Schlesischen Gesellsch. für vaterl. Kultur (463). Ueber zellenähnliche Einschlüsse in einem Diamanten (464). Ueber die Bernsteinflora u. über die Stigmaria ficoides Brongn. (464). — Ueber den Drachenbaum, Dracaena

- Draco L.** (466). Ueber Entstehung, Betrieb u. Fortentwicklung der zu Alt-Beltow bei Potsdam belegenen Kön. Landesbaumschule (467).
- Goethe**, s. **A. Kestner**.
- Ed. et J. de Goncourt**, histoire de la Société française pendant la révolution 1121.
- Paolo Gorini**, sull' Origine delle Montagne e dei Vulcani Studio sperimentale 759.
- K. S. Graf**, über den Zweigehörnten des Koran (110).
- L. Grandidier**, die Hämophilie oder die Bluterkrankheit. Nach eigenen und fremden Beobachtungen bearbeitet 1874.
- Gräber**, über die öffentl. Armen-Krankenpflege Breslau's im J. 1852. (467).
- Graul**, über die tamulische Bibliothek der evangelisch lutherischen Missionsanstalt in Leipzig (112). „Widerlegung des Buddhistischen Systems vom Standpunkte des Sivaismus“ aus dem Tamulischen übersetzt (112).
- H. Gray**, on the structure and use of the spleen 1767.
- Gregorius Cyprius**, s. **Corpus Paroemiographorum Graecorum**.
- Gust. von Griesheim**, Vorlesungen über die Taktik. Hinterlassenes Werk 1351.
- A. Grisebach**, systematische Bemerkungen über die beiden ersten Pflanzensammlungen Philippi's und Lechler's im südl. Chile und an der Maghellans-Strasse (1842).
- Ge. Frdr. Grotefend**, Erläuterung einiger Urkunden in babylonischer Keilschrift (107). Zur ältesten Sagenpoesie des Orients (113). Erläuterung der babylonischen Keilschriften aus Behistun (1842). Erläuterung zweier Ausschreiben des Königs Nebukadnezar in einfacher ba-

- blyonischer Keilschrift mit einigen Zugaben (1843).
- Colm. Grünhagen, Adalbert Erzbischof von Hamburg und die Idee eines nordischen Patriarchats 841.
- B. Guérard f. N. de Wailly.
- Fr. Hahn, der Fund von Lengerich im Königr. Hannover. Goldschmuck und römische Münzen. 478.
- Geo. von Hahn, albanesische Studien. 1—3. Hft. 521.
- T. G. Hall, f. The Encyclopaedia of Pure Mathemat.
- H. P. Hamilton, f. The Encyclopaedia of Pure Mathemat.
- Hammer=Purgstall, Auszüge aus Saalebi's Buche der Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht (112).
- Eg. Hanegraeff, méthode pour la résolution générale des équations par leur décomposition successive en facteurs 196.
- Ed. Hanslick, vom Musikalisch=Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst 1049.
- Harnack, f. S. W. Frdr. Höfling.
- P. Harting, f. W. C. H. Staring.
- Mart. Haug, Zendstudien (113). Erklärung persischer Wörter des A. T. (158).
- Joh. Frdr. L. Hausmann, Salzbrunner Skizzen 121. Vorrede zu den Abhandl. der kön. Ges. der Wiss. (1841). Ueber die durch Molecularbewegungen in starren leblosen Körpern bewirkten Formveränderungen (1842).
- H. Heerkloß, Betrachtungen über die Odyssee 838.

S. Seine, vermischte Schriften. 1. Bd. Geständnisse 41.

W. A. van Hengel, interpretatio epistolae Pauli ad Romanos, primum in lectionibus academicis proposita, nunc novis curis ad editionem parata. Fasc. I. II. 1310.

H. B. F. Th. Henschel, Grato von Kraftheims Leben und ärztliches Wirken (459).

Reinh. Henschel, Uebersicht der fossilen und lebenden Säugethiere Schlesiens (462).

C. Fr. Hermann, über Grundsätze und Anwendung des Strafrechts im Griechischen Alterthume (1843).

Hesiodi Scutum Herculis. Libror. Mss. et vet. edd. lectionibus commentarioque instruxit Dav. Jac. van Lennep. Ex schedis defuncti ed. I. G. Hullemann. Praefatus est J. Geel 475.

Th. Heyse, s. Catulli Liber carm. etc. und Polybius.

Ad. Hilgenfeld, die Evangelien nach ihrer Entstehung und geschichtlichen Bedeutung 1724,

John Hilton, s. Fr. W. Pavy.

Otto von Hingenu, Plinius über den Bergbau seiner Zeit (1688).

Hiouen-Thsang s. Hoeï-Li.

Hippocrate, oeuvres choisies traduites sur les textes manuscrits et imprimés, accompagnées d'arguments, de notes et précédées d'une introduction par Ch. Daremberg. Le Serment—la Loi—de l'art—du Médecin—Prorrhétiques, liv. I—Pronostic—Coaques—des Airs, des Eaux et des Lieux—des Epidemies, liv. I et III—Régime dans les maladies aiguës—Aphorismes etc. II. édit. entièrement refondue 1117.

Hippolytus, f. Chr. Ch. Josias Bunsen.
Historia diplomatica Friderici II. sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta quae supersunt istius imperatoris et filiorum ejus. Accedunt epistolae paparum et documenta varia. Collegit, ad fidem chartarum et codd. recens., juxta seriem annorum disposuit et not. illustr. J. L. A. Huillard-Bréholles, auspiciis et sumt. H. de Albertis de Luynes. T. I. in 2 Part. T. IV. P. I. 743.

Hißig, über drei Städte in Syrien (106).

Hoëi-Li et Yen-Thsang, histoire de la vie de Hiouen-Thsang et de ses voyages dans l'Inde, depuis l'an 629, jusqu'en 645; suivie de documents et d'éclaircissements géographiques tirés de la relation originale de Hiouen-Thsang, traduite du Chinois par Stanislas Julien 1. 199.

J. W. Frdr. Höfling, liturgisches Urkundenbuch enthaltend die Akte der Communion, der Ordination u. Introduction u. der Trauung. Grsggb. v. Thomasius u. Harnack 921.

J. Chr. K. Hofmann, der Schriftbeweis. Ein theologischer Versuch. 1. Hälfte. 2. Hälfte. 1. Abtheilung 481.

H. Fr. Hohl, Lehrbuch der Geburtshülfe mit Einschluß der geburtshülfl. Operationen und der gerichtl. Geburtshülfe 1843.

Henry H. Hoisington, f. Siva Pirakâsam.
W. L. Holland, Crestien von Troies. Eine literaturgeschichtliche Untersuchung 1044.

H. Holzmann, über die zweite Art der achämenidischen Keilschrift (107). Neue Inschriften in Keilschrift der ersten und zweiten Art (107). Kelten und Germanen 280.

Somer, f. *Heerfloß und Scholia Graeca etc.*

Q. **Horatius Flaccus.** *Denuo recognovit et praefatus est Aug. Meineke 731.*

P. C. X. **Houzelot,** *anesthésie obstétricale. De l'emploi du chloroforme dans l'accouchement naturel simple 1119.*

Huc, *l'empire chinois, faisant suite à l'ouvrage intitulé: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie et le Thibet. 2. éd. T. I. II. 1538.*

Hudsailitarum carmina quotquot in cod. Lugdun. insunt arabice edita adjectaque translatione adnotationibusque illustrata ab Jo. God. Kosegarten. Vol. I. 999.

J. L. A. Huillard-Bréholles, f. *Historia diplom. Frider.*

I. G. Hullemann, f. *Hesiodi Scut. Herc.*

Joh. H u ß, *Predigten über die Sonn- und Festtageevangelien des Kirchenjahrs. Aus der böhmischen in die deutsche Sprache übersetzt von Joh. Nowotny. 1. Abthlg. 1929.*

Joh. Ed. Huther, f. *H. Aug. W. Meyer.*

C. Frdr. Andr. Jacobi, *die äußeren Entfernungsörter geradliniger Dreiecke. Eine geometrische Abhandlung 1078.*

Jahrbücher der Biblischen Wissenschaft von H. Ewald. Viertes bis sechstes Jahrb. von 1851—54. 158.

Ein und dreißigster Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur Enthält: Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im J. 1853. 456. 463.

I a s h a r. *Fragmenta archetypa carminum hebraicorum in Masorethico Veteris Testamenti*

textu passim tessellata collegit, ordinavit, restituit, in unum corpus redegit, latine exhibuit, commentario instruxit Jo. Gu. Donaldson 143.

Stud. Thering, Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung. 2. Thl. 1. Abthlg. 806.

Johannes Briefe, f. H. Aug. W. Meyer. — Offenbarung, f. E. Aug. Huberlen.

The Journal of classical and sacred philology 240. — — of the American oriental Society, f. Gelehrte Gesellschaft.

Documentos sobre hechos militares de D. Juan de Austria, hijo natural de Felipe IV. (1493).

Fragmento de la reina Doña Juana, que Dios perdone (1493).

Stanisl. Julien, f. Hoei—Li.

D. Jun. Juvenalis, sechste Satire. Mit Einleitung und Uebersetzung von Ed. C. Jac. von Siebold 79.

Kahlert, Geschichte der Schlesischen Gesellschaft für vaterl. Kultur (456).

K. Frdr. Aug. Kahnis, der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrh. 925.

H. Kaula, f. L. Spengler.

John Mitchell Kemble, die Sachsen in England. Eine Geschichte des Englischen Staatswesens bis auf die Zeit der Normannischen Eroberung. Uebersetzt von H. B. Chr. Brandes B. I. II. 389.

E. M. van Kempen, traité d'anatomie descriptive et d'histologie spéciale 678.

- Bruno Kerl, Beschreibung der Oberharzer Hüttenprozeße in ihrem ganzen Umfange. Mit Berücksichtigung anderer metallurgischer Prozeße im Allgemeinen 361. Die Rammelsberger Hüttenprozeße am Communion=Unterharze. Theoretisch und praktisch dargestellt 361. 370.
- U. Kestner, Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten 249.
- O. A. Keyssner, de nephritidis albuminosae laesionibus cutis inprimis extremitatum inferiorum ortae pathogenesi 510.
- F. N. Kiwisch, Klinische Vorträge über spezielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Nach dessen Tode fortgesetzt von F. W. Scanzoni 2012.
- C. L. Koch, die Pflanzenläuse Aphiden getreu nach dem Leben abgebildet und beschrieben. Erstes Heft. 159. — S. auch: Geo. C. Berendt.
- S. W. Koelle, Polyglotta Africana; or a comparative vocabulary of nearly three hundred words and phrases in more than one hundred distinct African languages 241. African native literature, or proverbs, tales, fables and historical fragments in the Kanuri or Bornu language. To which are added a translation of the above and a Kanuri-English vocabulary 241.
- G. G. Körber, Sertum Sudeticum continens novas Lichenum species (462). Ueber die Sporen der Flechten (466).
- Jo. Godofr. Kosegarten, f. Hudsailitarum carmina.
- K. Reinh. Köstlin, der Ursprung und die Composition der synoptischen Evangelien 1724.

- Krapf, Uebersicht seiner und Nebmanns Entdeckungen an der Ostküste Afrika's (1432).
- Jo. Bapt. K. Kraus, Notizen (1679). — S. auch: Oesterreichisches Jahrb. u. s. w.
- Krocker, chemische Untersuchung von Drainwassern (463).
- Ed. Krömecke, geschichtliche Nachrichten über das Dominikanerkloster in Dortmund. Nach Urkunden und Chroniken zusammengestellt 1356.
- Edm. Kūlp, die Differential- und Integralrechnung und deren Anwendung auf die Geometrie in der Ebene. Zweite Abthlg.: Integralrechnung (1. Thl.) 1339.
- L. Kunze, über Matthias Claudius. Rede 960.
- Land regulations and political economy of the celestial dynasty (1632).**
- Manuel Landeira, extractos de los documentos originales sobre Ant. Perez (1501).
- D. Lardner, s. The Encyclopaedia of Pure Mathemat.
- L. Lazari, die Pyrenäen-Bäder in Frankreich. Nach eigener Anschauung und Prüfung unter Benützung der besten literarischen Hülfsmittel bearbeitet 2043.
- Will. Martin Leake, Numismata Hellenica: a Catalogue of Greek Coins; with notes etc. 1233.
- G. B. Lechler, Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation. Gekrönt v. d. Haager Gesellschaft zc. 1288.
- Aug. L. von Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 u. 1807. Ein Zeit- und Lebensbild zc. 1593.
- W. Lehzen, Hannover's Staatshaushalt. 1. Thl. die Einnahmen 201.

Dav. Jac. van Lennep, Aufsätze in den Verhandlungen des Niederländ. Instit. 477. S. auch: **Hesiodi scut. Herc.**

E. L. v. Lenthè, f. Archiv für Geschichte u. f. w.

K. Leßner, Beiträge zur Verwandlungsgeschichte einiger Käfer (459). Ueber *Dorcatoma rubens* E. H. u. *flavicornis* Fab. (466).

Ern. L. a Leutsch, f. **Corpus Paroemiographorum Graecorum.**

A. Levy, f. **The Encyclopaedia of Pure Mathemat.**

W. Bruno Lindner, Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der dogmatischen Entwicklung. 3. Abthl. 2. Hälfte. Geschichte der Kirche der neuesten Zeit. Nebst Register üb. d. ganze Werk 401.

Löwzig, über organische Metallverbindungen (463).

Lucilius Junior, f. **Bormans.**

Hubert Luscha, die Aldergeflechte des menschlichen Gehirnes 1921.

Beschreibung der Lutschu=Inseln (1632).

H. D. Albertis de Luynes, f. **Historia diplomat. Frider.**

Macarius, f. **Corpus Paroemiographorum Graecorum.**

S. Macgowan, über Perlen u. Perlen=Anfertigung in China (1633).

Rob. W. Stuart Mackay, the stranger's guide to the cities and principal towns of Canada, with a glance of the most remarkable cataracts, falls, rivers, watering places, mineral springs etc. and a geographical and sta-

tistical sketch of the province brought down to 1854. With maps and illustrations 115.
 Ang. Mai, s. Polybius.

Fr. Majerus, Notes sur le Terrain jurassique du Grand-Duché de Luxembourg (953).

Mantissa Proverbiorum, s. Corpus P a r o e m i o g r a p h o r u m G r a e c o r u m.

Joseph Marryat, Collections towards a History of Pottery and Porcelain in the 15., 16., 17. and 18. Centuries: with a Description of the Manufacture, a Glossary, and a List of Monograms 827.

G. J. Martin-Saint-Ange, étude de l'appareil reproducteur dans les cinq classes d'animaux vertébrés, au point de vue anatomique physiologique et zoologique. Mémoire couronné etc. 1869.

Francis Mason, über die Salaing-Sprache und Schrift (1427).

W. S. Medhurst, über zwölf chines. Inschriften auf Porzellan-Gefäßen, die in alten ägypt. Gräbern aufgefunden worden (1633). — und Jos. Edkins, Reisekizzen (1632).

Verhandlungen über den Erlaß einer Meierordnung im Fürstenth. Lüneburg (1724).

Otto Mejer, die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland dargestellt. 1. 2. Thl. 510. Kirchenzucht und Consistorial-Competenz nach meßlenburgischem Rechte. Zwei prakt. Erörterungen 515.

Aug. Meineke, s. Q. Horatius Flaccus.

S. M. Melford, s. Byron.

Mémoires de l'Académie impériale s. Gelehrte Gesellsch.

Michael Meschâka, s. Fleischer.

- A. Meyer**, exposé élémentaire de la théorie des intégrales définies 1330.
- H. Aug. W. Meyer**, kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Test. 14. Abthlg. die 3 Briefe des Johannes umfassend. Bearb. von Joh. Ed. Huther 1361.
- Nikschil**, Beitrag zur Pathologie der Ovarien u. Tuben (880).
- J. Milde**, kritische Uebersicht der schlesischen Gefäß-Cryptogamen, mit besonderer Berücksichtigung der Equiseten (459). Ueber die Equiseta metabola Al. Braun (459).
- Milhausen**, üb. die Wechselfieber in Laurien (875).
- Millet**, über das Mutterkorn in Rücksicht auf Physiologie, Geburtshülfe u. öffentliche Gesundheit (958).
- Erster Bericht über die Wirksamkeit des Centralausschusses für die innere Mission der deutschen evangel. Kirche von 1849—52. 1681. — Blicke in das Arbeitsfeld der inneren Mission während der Jahre 1853 u. 54. 1681.
- T. Mitchel**, s. The Tragedies of Sophocles.
- K. Mittermaier**, Madeira und seine Bedeutung als Heilungsort. Nach mehrjährigen Beobachtungen für Ärzte geschildert 1797.
- N. D. Nordtmann**, Erklärung der Münzen mit Pehlvi-Legenden (102).
- Morea**, de l'Epilepsie (956).
- Alfr. De Morgan**, s. The Encyclopaedia of Pure Mathemat.
- A. Moris**, Catalogue des fossiles recueillis dans le terrain jurassique du Grand-Duché de Luxembourg et faisant partie du Musée de la Société des sciences naturelles (954).
- H. Mosely**, s. The Encyclopaedia of Pure Mathem.

K. Müllenhoff, zur Geschichte der Nibelunge
Not 689.

C. F. Müller, das Strafgesetz über Verbrechen,
Vergehen und Uebertretungen für das Kaiserthum
Oesterreich vom 27. Mai 1852, in seinen Verhält-
nissen zu den neuen Strafgesetzbüchern in Preußen,
Baiern, Württemberg, Hannover, Sachsen zc. Eine
vergleichende Ausgabe 2078.

S. G. Müller, Geschichte der Amerikanischen Ur-
religionen 681.

Zul. Müller, die evangel. Union, ihr Wesen u.
göttliches Recht 937.

W. Müller, zur Symbolik der deutschen Volks-
sage (454). Die Fahrt in den Osten (454).
Zur Sage von dem wilden Jäger (454). —
S. auch: Niedersächsische Sagen u. s. w.

P. A. Munch, det norske Folks Historie 3. u. 4.
Abschnitt: das heroische Zeitalter der nordisch-
germanischen Völker u. die Wikinger-Züge. Ue-
bersetzt von G. F. Claussen 389.

Muratorii fragmentum, f. Jan. van Gilse.

Cust. Fern. de Navarrete, über Hernando und
Bartolomé Colon (1505). Leben Garcilaso
der la Vega (1505).

Ueber die Echtheit der nestorianisch-sinesis-
chen Inschrift von Sin-gan-fu (1425). Vgl.
1601.

Leop. Neumann, Handbuch des Consulatwesens
mit besonderer Berücksichtigung des österrei-
chischen 118.

Quirin Neumann, reine Kiesel-erde als Hochofen-
product (1679).

L. Nicolardot, Ménage et Finances de Vol-
taire avec une Introduction sur les Moeurs

des Cours et des Salons au XVIIIe siècle 1581.

Niederländische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen hrsggb. von Geo. Schambach u. W. Müller 441.

M. J. Noordewier, Nederduitsche Regtsoudheden 389.

Edwin Norris, Memoir on the Scythic version of the Behistun Inscription 761.

Noticia sobre el socorro que se dio á Coron y el combate que hubo entre la armada turca y la cristiana (1494).

Joh. Nowotny, s. Joh. Fuß.

Ode of the Thae ping-Dynasty (1632),

J. N. Dekonomides, s. L. Ross.

Oesterreichisches Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann auf das Jahr 1855. Hrsgg. von Jo. Bapt. K. Kraus. 5. Jahrg. 1676.

O. Dettinger, Theorie der analytischen Facultäten nebst ihrer Anwendung auf Analysis, Kreisfunctionen und bestimmte Integrale 1641.

Ofel, zwei merkwürdige Mißgeburten (880).

Olivares, Bericht über die Krankheit des Infanten Carlos (1501. 1503).

Oloß von Drelli, die Jury in Frankreich und England. Ein Beitrag zur Reform der Zürcherischen Strafrechtspflege 2039.

Correspondenz des Cardinals von Osma mit Kais. Karl. V. (1497).

von Pannewitz, über die Anfertigung von Holzpapier (464).

Panum, f. Sul. Thomfen.

Corpus Paroemiographorum Graecorum. T. II. Ed. Ern. L. a Leutsch. Auch u. d. Tit.: Paroemiographi Graeci. Diogenianus. Gregorius Cyprius. Macarius. Aesopus. Apostolius et Arsenius. Mantissa Proverbiorum. Ed. E. L. a Leutsch 122.

Patette, Ministerialerlässe und Verordnungen, die auf das (österr.) Bergwesen Bezug nehmen (1678).

Patissier, über die Heilquellen Frankreichs für die Jahre 1851. 52. (959).

Chirurgie de Paul d'Egine. Texte grec restitué et collationné sur tous les manuscrits de la Bibliothèque impériale, accompagné des Variantes de ces manuscrits et de celles de deux édit. . . ainsi que de Notes philol. et médic.; avec Traduction . . . précédé d'une introduction par René Briau 881.

Pauli (apost.) epistola ad Romanos, f. W. A. van Hengel.

F. W. Pavy, notes on some of the developmental and functional relations of certain portions of the cranium. Selected . . . from the lectures on Anatomy delivered . . . by J. Hilton 1835.

G. Peacock, f. The Encyclopaedia of Pure Mathemat.

Auf Antonio Perez sich beziehende Acten (1482). (1488). (1501).

Breve noticia de Gonzalo Perez (1495).

Peticiones originales hechas al señor Rey D. Enrique IV. por diferentes Arzobispos etc. (1499).

Andr. Piquer, discurso sobre la enfermedad del Rey . Fernando VI (1511).

Philipp II. Ordenanzas para los torcedores de seda de Toledo (1501).

Pirogoff, über den Zeus (880).

Polybii Historiarum Excerpta Gnomica in palimpsesto Vaticano LXXIII Ang. Maii curis resignato retractavit Theod. Heuse 257.

Pott, über Sprachen aus Afrika's Innern und Westen (110).

B. Price, a Treatise on the Infinitesimal Calculus etc. Vol. II. Integral and Calculus of Variations 1586.

Proclamations from Nanking (1632).

J. S. Raisz, f. Frz. von Ferro.

Rambach, Miscellen und Auszüge aus den Sitzungsprotokollen des deutsch= ärztlichen Vereins in St. Petersburg (880).

Relacion de la antigüedad y sitio de Medina del Campo y sus ferias, y de la contratacion de ellas etc. (1507). — Relacion verdadera de la herida de cabeza del . . D. Carlos . . . la cual se acabó en fin de julio de año de 1562 (1512).

Ern. Renan, histoire générale et système comparé des langues Sémitiques. Ouvrage couronné . . I. partie: hist. gén. des lang. Sémit. 1779.

H. Rendtorff, die evangel. Diaspora der preuß. Monarchie u. die neuesten Arbeiten in ihr. Nach amtlichen Quellen dargestellt 1681. 1694.

Ignaz Rex, über die Geschwüre. Eine gekrönte Preisschrift 359.

Otto Ribbeck, f. *Comicor. Latinor. . .
reliquiae.*

A. F. Riedel, die Ahnherren des preussischen Königshauses bis gegen das Ende des 13. Jahrh. 989.

Geschichtliche Entwicklung des ritterschaftlichen Credit-Instituts im Fürstenth. Lüneburg (1724).

Rodier, f. *Becquerel.*

E. Roediger, wissenschaftlicher Jahresbericht (112).

Timoth. W. Röhrich, Mittheilungen aus der Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaßes. 3. und letzter Bd. enthaltend evangelische Lebensbilder und die Anfänge der neuern Zeit in der strafß. Kirche 2026.

Fragmento de carta sobre el asalto y saco de Roma en mayo de 1527 (1494).

M. Fr. Roor, f. C. Aug. Uberlen.

W. Roscher, System der Volkswirtschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende. 1. Bd.: die Grundlagen der Nationalökonomie 81.

Aug. Roszbach, f. *Catulli Liber carm. etc.*

L. Roß, die Pnyx und das Pelasgikon in Athen. Zur Wahrung der Topographie von Athen gegen einige neuere Zweifel 1807. Alt-Eokrische Inschrift von Chaleion oder Deanthe mit den Bemerkungen von J. N. Dekonomides hrsgg. 1807. 1811. Archäologische Aufsätze. 1. Sammlung. Griechische Gräber. Ausgrabungsberichte aus Athen. Zur Kunstgeschichte u. Topographie von Athen u. Attika 1808. 1818.

Roth, die Todtenbestattung im indischen Alterthum (111).

E. M. Röth, die Proklamation des Amasis an

- die Cyprier bei der Besitznahme Cyperns durch die Aegypter um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. Geb. Entzifferung der Erztafel von Idalion etc. 1761.
- Eugène de Rozière, f. Formules Wisigothiques.
- Fr. Rückert, Bemerkungen zu Mohl's Ausgabe des Firdusi B. I. (108).
- W. Kustow, Untersuchungen über die Organisation der Heere 887.
- Saalebi, f. Hammer=Purgstall.
- Sadler, über mechanische Zurückhaltung, vielleicht auch Heilung der Vorfälle des Mastdarms und Hämorrhoidalknoten (880). Lähmung des Herzens (880).
- J. Barthélemy Saint Hilaire, des Védas 1398. du Bouddhisme 1398.
- Mig. Salva, f. Coleccion de docum. inéd. etc.
- Frdr. Salzer, Beiträge zur Lehre von den Gefäßgeräuschen 472.
- Aug. Sartori, die christlichen und mit der christlichen Kirche zusammenhängenden Secten 1001.
- F. de Sauley, Recherches sur la numismatique judaïque 641.
- Scanzoni, Compendium der Geburtshilfe 1440.
S. auch: F. N. Kivisch.
- Geo. Schambach, f. Niedersächsische Sagen u. f. w.
- Scharenberg, über die Syrischen Inseln (464).
- Schleisner, f. Zul. Thomsen.
- F. W. Th. Schliephake, die Grundlagen des sittlichen Lebens, ein Beitrag zur Vermittlung der Gegensätze in der Ethik 1441.
- Mauric. Schmidt, f. Didymus Chalcent.

- W. G. Schneider, über schlesische Arten der Dipteren-Familie Asilica und über die Lepidopteren-Familie der Lithosidae (466).
- F. G. Schneidewin, de Hypothesibus Tra-goediarum graecarum Aristophani Byzantio vindicandis Commentatio (1842). — Ueber die Trachinierinnen des Sophokles (1843).
- Scholia Graeca in Homeri Odysseam ex codd. aucta et emendata ed. Gu. Dindorfius. T. I. II. 1321.
- Chr. G. Scholz, Rede zur Erinnerung an . Felix Mendelschmidt (469).
- Schönborn, über den Breslauer Meistersänger Adam Puschmann (469).
- F. G. Schöne, s. Euripides.
- G. S. Schulz, Bemerkungen über den Bau der normalen Menschenschädel, nebst einer Nachlese unbeschriebener Punkte des Schädelreliefs 438.
- Mar Sigm. Schulze über den Organismus der Polythalamien (Foraminiferen) nebst Bemerkungen über die Rhizopoden im Allgemeinen 395.
- C. Schwarz, Gotthold Ephraim Lessing als Theologe dargestellt 28.
- Frz. von Schwind, über die Nahrung und Wägung der Gebläseluft (1677).
- Seidlitz, über Erkrankungs- und Sterblichkeitscurven (880).
- Shangae Almanac for 1855, and Miscellany 1601.
- H. Siebert, Diagnostik der Krankheiten des Unterleibes 497.
- v. Siebold, über die Strepsipteren und Stylopiden (464).
- Ed. C. Jac. von Siebold, s. D. Jun. Juvenalis.

Nicol. de Siegen, f. Thüringische Geschichtsquell.

Ueber das Siganfu-Denkmal, f. nestorian-sinesische Inschrift.

G. Simon, Ludwig IV. genannt der Heilige, Landgraf von Thüringen und Hessen, und seine Gemahlin, die heil. Elisabeth von Ungarn. Ein geschichtliches Lebensbild aus dem Zeitalt. Kais. Friedrichs II. 1953.

Siva Pirakásam, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Henry R. Hoisington (1430).

W. Tyler Smith, the Pathology and Treatment of Leucorrhoea 1937.

Société des Sciences naturelles. Grand-Duché Luxembourg 951. — Soc. etc. T. II. 951.

Sohr, über die Erfahrungen der Vergangenheit in Bezug auf die vertragmäßige Sicherstellung der Rechte der den Glauben des Regenten nicht bekennenden Unterthanen (468).

The Tragedies of Sophocles, with notes critical and explanatory, adapted to the use of schools and universities by T. Mitchel. Voll. I. II. 161. — S. auch: K. F. G. Arndt. Jo. Conington. F. W. Schneidewin.

Spaeth, zur Lehre und Behandlung des geburts-hülflichen Mißverhältnisses und der darauf bezüglichen Zustände (610). — S. auch: Chiari.

L. Spengler, études balnéologiques sur les Thermes d'Ems. Trad. de l'Allemand par H. Kaula 1319.

S. Spöndli, die Fruchtlagen u. ihre Verwandlungen 376.

Spörer, Beobachtungen über den Neus (880).

W. C. H. Staring, het Eiland Urk, volgens P. Harting, en het Nederlandsch Diluvium (595).

G. A. Stenzel, die Stiftungs-Urkunde des Collegiatstifts zum heil. Kreuz (459).

W. Stokes, the Diseases of the Heart and the Aorta 1700. Uebersetzt v. Lindwurm 1700.

St ü ß e, über die Breslauer Sonntagsschule u. s. w. 470.

C. Theiss, dissertatio de proverbio *Ταντάλου τάλαντα* vel *Ταντάλου τάλαντα τανταλίζονται* 1476.

H. W. S. Thiersch, Politik und Philosophie in ihrem Verhältniß zur Religion unter Trajanus, Hadrianus und den beiden Antoninen 1760.

Thomasius, s. S. W. Frdr. Höfling.

Zul. Thomsen, über die Krankheiten und Krankheits-Verhältnisse auf Island und den Färöer-Inseln. Ein Beitrag zur medicinischen Geographie. Nach dänischen Original=Arbeiten von Schleisner, Eschricht, Panum und Manicus bearbeitet 2049.

Benj. Thorpe, s. Beowulf.

Thüringische Geschichtsquellen. 2. Bd. *Chronicon Ecclesiasticum Nicolai de Siegen*. . . zum ersten Mal hrsggb. von Frz. X. Wegele. A. u. d. L.: *Chron. Eccles. Nic. de Siegen etc.* 1197.

G. Ueltzen, s. *Constitutiones apost.*

Max Uhlemann, *Thoth* oder die Wissenschaften

der alten Aegypter, nach klassischen und ägyptischen Quellen bearbeitet 721.

Gerh. Uhlhorn, das Basilidianische System mit besonderer Rücksicht auf die Angabe des Hippolytus 1201.

Veränderung der Uniform der Lüneburg. Ritterschaft (1724).

Andr. Uppström, f. Codex Argenteus etc.

Ezequiel Uricoechea, memoria sobre las Antigüedades Neo-Granadinas 1161.

Urkunden zur Geschichte der ständischen Verfassung des Fürstenthums Lüneburg mit dem Regierungsantritt Georgs III. (1723).

Urkundenbuch des historischen Vereins für Niedersachsen. Hft III. Die Urkunden des Stifts Walkenried. Abth. 2. Erste Hälfte. Auch mit besonderm Tit.: Die Urk. des Stifts Walkenried aus den Originalen des Herzogl. Brschw. Archivs zu Wolfenbüttel und sonstigen Quellen . . . zusammengestellt. Abthl. 2, erste Hälfte: bis 1400. 1157.

Io. Vahlen, f. Ennianae poes. rel.

Chronicon de Valladolid (1486).

G. A. Venema, de Barnsteen in het oostelijk Gedeelte der Provincie Groningen (595).

Verhandelingen uitgegeven door de commissie belast met het Vervaardigen eener geologische Beschrijving en kaart van Nederland. Tweede Deel 593.

Lijst der Versteeningen mit de tertiaire Gronden van Gelderland en Overijssel (597).

Viages y descubrimientos apocrifos del capitán Lorenzo Ferrer Maldonado, de Juan

- de Fuca y del almirante Bartolomé de Fonte (1501).
- Wagner, über die Musik der Griechen (469).
- N. de Wailly, notice sur Daunou par B. Guérard suivie d'une notice sur Guérard 1899.
- Ge. Waitz, über die altddeutsche Hufe (1843).
- Fr. Weber, Beiträge zur pathologischen Anatomie der Neugeborenen 1—3. Ziefg. 1918.
- Th. Weber, de causis strepituum in vasis sanguiferis observatorum, experimentis physicis et physiologicis illustratis. Dissert. etc. 1187.
- W. Weber, Bestimmung der rechtwinkeligen Componenten der erdmagnetischen Kraft in Göttingen in dem Zeitraum von 1834—53 (1842).
- Frz. X. Wegele, s. Thüringische Geschichtsquellen.
- J. B. von Weißbrod, Leitfaden der geburtshilflichen Klinik. Versuch einer wissenschaftlich-dogmatischen Bearbeitung dieser Doctrin 1439.
- Weißer, 12. bis 17. Jahresbericht über das Kinderhospital in St. Petersburg (880).
- U. von Werlhof, s. Celestino Cavedoni.
- Ernst Werther, Bericht über die Leistungen der St. Petersburger Irrenanstalt während d. Jahre 1845—51. (880).
- Mos. C. White und Charles W. Bradley, wie das Sinesische in eine leicht lesbare Schriftart gebracht werden könne (1425).
- Will. D. Whitney, über die Geschichte der vedischen Texte (1429).
- Wichura, über künstliche Erzeugung von Weidenbastarden (466).

E. Wieger, recherches critiques sur l'éclampsie uroémique 1579.

Fr. Wimmer, wildwachsende Bastardpflanzen, hauptsächlich in Schlesien beobachtet (459).

Ed. Woelfflin, f. **Caecil. Balbus**.

F. Wöhler, über das Telluräthyl (1842).

Theod. D. Woolsey, über eine syrische Handschrift vom Leben Alexanders des Groß. (1431).

Yang tsz' t'iang geographisch beschrieben (1632).

Yen-Thsang, f. **Hoei-Ci**.

Yvan, f. **Gallery**.

Zdefauer, über Lungentuberculose (880).

J. Zech, astronomische Untersuchungen über die Mondfinsternisse des Almagest. Preisschrift 1241. astron. Unters. über die wichtigeren Finsternisse, welche von den Schriftstellern des klassischen Alterthums erwähnt werden. Preisschr. 1241.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Hrsggb. unter der verantwortlichen Redaction **Herm. Brockhaus**. 8. Bd. 101.

Ernst A. Zuchold, f. **Jam. D. Forbes**.

Druckfehler.

- ©. 860 3. 21. l. er. 3. 28: bestimmt.
 - — — 29: — Wiedeshusen.
 - 861 — 4 tilge nicht. 3. 23 l. Anno.
 - — — 26: an mehr. 3. 28. l. und ihn.
 - 862 — 5 v. u. l. Egin.
 - 1161 ist unrichtig 1116 paginirt.
-